EIN SPAZIERGANG UM DIE WELT

Alexander Graf von Hübner

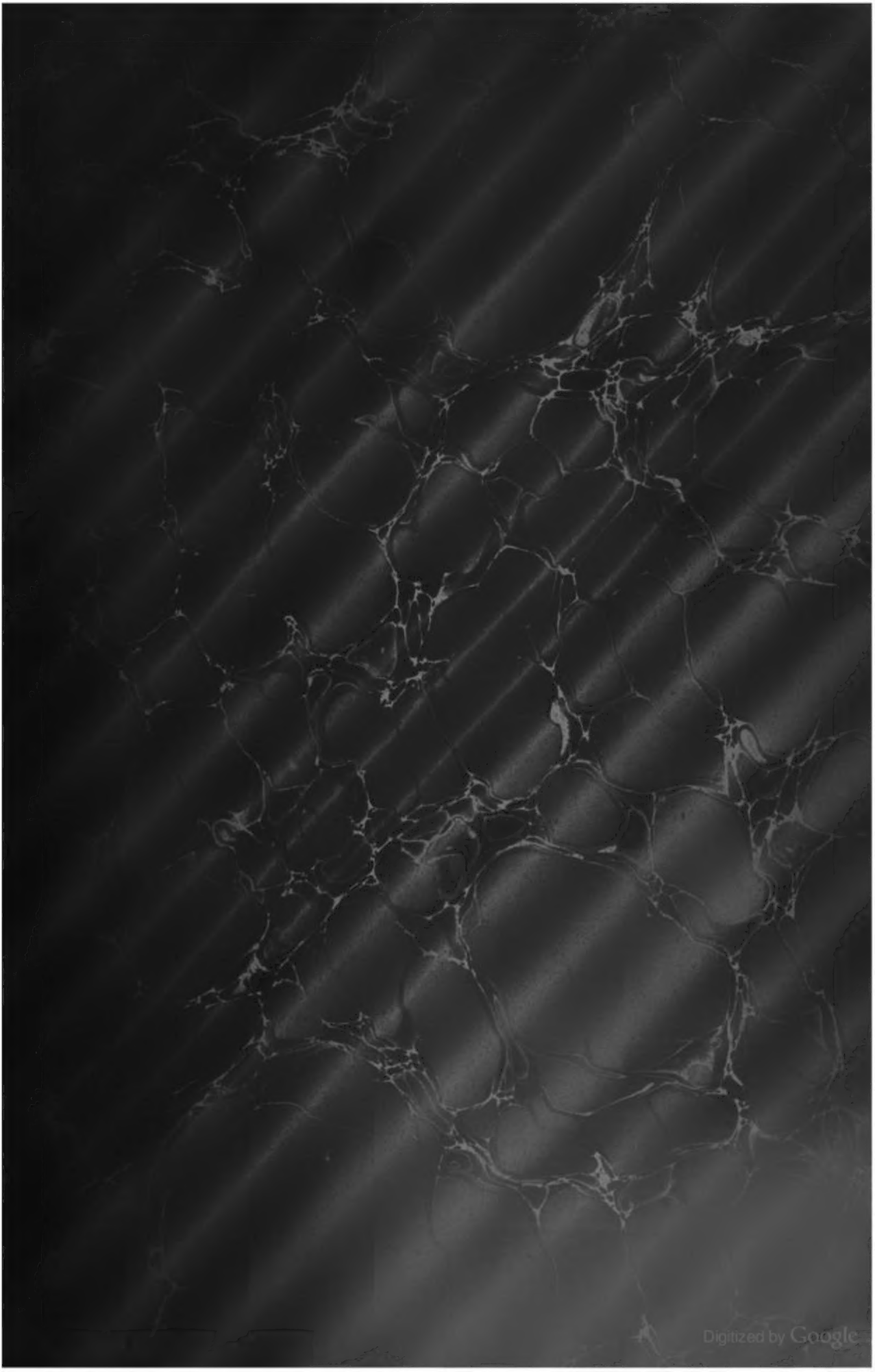
Digitized by Google

910.4 H86

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1898
Given anonymously

Digitized by Google


Digitized by Google

Ein

Spaziergang um die Welt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein

Spaziergang um die Welt

von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Deutsche Ausgabe

vom Verfasser.

Erster Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1874.

Digitized by Google

Digitized by Google

Corville-House, Tipperary.

13. Mai 1871.

Jenseits der Rocky-Mountains, in den Urwäldern der Sierra Nevada den Kampf der Civilisation mit der wilden Natur,

Im Reiche der aufgehenden Sonne den kühnen Versuch einiger merkwürdiger Männer zu sehen welche ihre Nation plötzlich in die Bahnen des Fortschrittes zu schleudern suchen,

Im Reiche der Mitte den versteckten aber beständigen, meist passiven aber stets hartnäckigen Widerstand des chinesischen Geistes gegen das Eindringen europäischer Gesittung zu beobachten,

Dies ist der Zweck meiner Reise oder besser gesagt, meines Spazierganges um die Welt.

Meine Zeit ist zu beschränkt für einen Besuch Indiens. Einer anderen Reise, so Gott mir Leben und Gesundheit läßt, bleibe die Prüfung der Zustände vorbehalten welche aus dem hundertjährigen Verkehr zwischen einem großen christlichen Volke und den ihm unterthänigen Millionen Hindus und Mohamedanern hervorgewachsen sind.

Am Wege gedenke ich mich zu unterhalten, das heißt seltsame und mir neue Dinge zu sehen, und was ich den Tag über hörte und sah, jeden Abend, in meinem Tagebuche zu verzeichnen.

265222

Digitized by Google

Inhalt.

Erster Theil — Amerika.

	Seite
I. Von Queenstown nach New-York	3
II. New-York	17
III Washington	27
IV. Von Washington nach Chicago.	36
V. Chicago	47
VI. Von Chicago nach Salt-Lake-City	69
VII. Salt-Lake-City	91
VIII. Corinna	141
IX. Von Corinna nach San-Francisko	152
X. San-Francisko	162
XI. Yosemiti	193
XII. Von San-Francisko nach Yokohama	318

Zweiter Theil — Japan.

I. Yokohama	269
II. Yoshida.	284
III. Hakone.	318
IV. Yedo	338

Digitized by Google

Erſter Theil.

Amerika.

Digitized by Google

I.

Von Queenstown nach New-York.

Vom 14. zum 24. Mai.

Abreiſe. — Sonntagsruhe in Queenstown. — Emigranten an Bord der China. — Bedenken gegen den Kurs nördlich vom 41. Breitengrade. — Ankunft in New-York.

(14. Mai.) Queenstown, der Hafen von Cork, der Ausgangspunkt der großen Dampfer welche zwiſchen Europa und der neuen Welt einen faſt täglichen Verkehr unterhalten, ſchien mir nie reizender als im Augenblicke wo ich es verließ. Das Wetter prachtvoll, der Himmel duftig aber wolkenlos und beinahe blau, die Luft feucht, lau und voll der Wohlgerüche des Frühlings. Abgerechnet die Orangenbäume, die leuchtendere Sonne und die tiefblauen Tinten des Südens, beſitzt Queenstown die Vegetation, das Klima, den Himmel Portugals. Als ich dieſen Morgen zur Kirche hinauf wanderte — ſie krönt eine der Höhen im Rücken der Stadt — da ging ich unter einem Blüthenregen, im Schatten ehrwürdiger Lorbeerbäume, zwiſchen wohlriechenden Büſchen, Hecken entlang welche ſeufzten unter der Laſt von Roſen und Jasmin, und, weſſen ſich Cintra, die Tapada und die Gärten Liſſabons nicht rühmen können, auf dem ſmaragdgrünen Sammtteppiche Altenglands. Sonntagsruhe ſchwebte über der kleinen Stadt. Halbverſteckt in den

Biegungen der grünen Abhänge, ſpiegelte ſie ihre weißen Häuſer in den glänzenden, heute glatten Fluthen der weiten Bucht. Dem Sonntage zu Ehren ſind die Schiffe beflaggt. Geſtreckte Hügelzüge, bedeckt mit Wieſen und prachtvollen Bäumen und zahlloſen Landhäuſern, umſchlingen die Bai mit ihren grünen Armen. Ein einziger ſchmaler Kanal führt nach dem Meere hinaus; er geſtattet den Blick nach einem Stückchen Ocean. Dort, etwa zwei Meilen von hier, harrt unſer bereits der große Cunarddampfer China. Er hat geſtern Liverpool verlaſſen und heute Queenstown angelaufen, um die Poſtfelleiſen und einige Paſſagiere einzuſchiffen. Wie nahe bereits die Stunde der Abreiſe, beweiſen ſeine rauchenden Eſſen und die vielen ihn umgebenden Boote. Auf den Quais, den Häuſern entlang, drängt ſich eine bunte Schaar von Spaziergängern: Offiziere in Uniform, Gentlemen, Leute aus dem Volke, Fiſcher in Sonntagsröcken, Frauen und Mädchen die, in ihre dunklen Mäntel gehüllt, uns mit ihren großen, ſchönen, tiefbraunen Augen neugierig und melancholiſch betrachten. Man kommt aus der Kirche und wohnt nun der Einſchiffung bei. Die Auswanderer machen den Anfang. Händedrücke werden gewechſelt, einige Thränen vergoſſen — es iſt ein Abſchied für das Leben — der Kummer ertränkt in einem letzten Glaſe Whisky. Ein kleiner Dampfer kommt und geht zwiſchen dem Quai und dem Cunardſchiff. Einige Herren vom Jachtklub in Cork, dem älteſten Englands*), der öſterreichiſche Konſul, der Pfarrer von Queenstown und ſeine Kooperatoren geben mir das Geleite, und wir ſind Zeugen mancher rührenden Scene. Doch fehlt das komiſche Element nicht gänzlich. Endlich kommt die Reihe an mich. Der Antritt einer langen Seereiſe hat immer etwas Feierliches. Selbſt die

*) Gegründet 1727.

Wärme mit welcher die Freunde eine glückliche Ueberfahrt wünſchen, erinnert an die Unbeſtändigkeit der verrätheriſchen Elemente denen man ſich anvertraut. Um drei Uhr an Bord der China; um vier Uhr unter Dampf.

(17. Mai.) Das Wetter vortrefflich. Der Himmel klar. Die Luft friſch und elaſtiſch, eine wahre Oceanluft die Appetit, Schlaf und heitere Stimmung gibt. Wir legen täglich dreihundertzwanzig bis dreihundertvierzig Meilen zurück. An Bord herrſcht das kaledoniſche Element vor. Kapitän, Offiziere, Aufwärter, mehrere Paſſagiere ſind Schotten. Wenig Reiſende erſter Klaſſe. General K., von der Armee der Vereinigten Staaten, und ſeine Tochter ſind meine Tiſchnachbarn. Der General hat gedient in den Urwäldern, in Californien, in Idaho und Arizona, bald mit den Rothhäuten jagend, bald auf ſie Jagd machend, je nach den wandelbaren Erforderniſſen der Umſtände und der wandelbaren Politik ſeiner Regierung. Wie Schade, daß ich ſeine Erzählungen nicht ſtenographiren kann! Wie intereſſant ſind ſie, wie ſehr tragen ſie das Gepräge der Wahrheit, und mit welcher Einfachheit und Beſcheidenheit werden ſie vorgetragen! Männer der That ſind eben meiſt einfach und beſcheiden.

Ein Schritt führt mich aus den Einöden Amerika's nach China. Mir gegenüber ſitzt ein junger Mann. Eine elegante Erſcheinung. Die Toilette gewählt. Dazu das Benehmen der großen Welt. Es iſt einer der Kaufherren der engliſchen Faktorei in Schanghai. Mit merkwürdiger Klarheit, kurz und bündig, entwirft er mir ein Bild des brittiſchen Handels und der brittiſchen Intereſſen in China. Er denkt wie die meiſten ſeiner Standesgenoſſen im äußerſten Orient. Das Reich der

Mitte ſei mit Kanonenſchüſſen der Civiliſation zu eröffnen; viele, ſehr viele Chineſen, darunter ſämmtliche Mandarine und Literaten, vom Leben zum Tode zu befördern; dann von der chineſiſchen Regierung eine tüchtige Entſchädigung zu erzwingen.

Und nun nach Mexiko! Da ſitzt mein Mann: klein, ſchwarzhaarig, halb Spanier, halb Indianer. Teint und Wäſche laſſen, was Friſche anbelangt, zu wünſchen übrig. Er iſt Kaufmann in Monterey am Rio Grande, ſpricht gut und viel. Seiner Anſicht nach iſt nichts ſo maleriſch wie die Reisfelder von Texas, nichts ſo civiliſirt wie die einſamen Ranchos am Paſo del Norte. Chihuahua, ſeine Vaterſtadt, ſei ein zweites Paris, eigentlich noch viel beſſer; das gelbe Fieber nicht ſo arg als man ſagt. Es reinigt vielmehr und erneuert das Blut. Wer davonkommt, fühlt ſich friſch, munter und kräftig. Es iſt eine wahre Lebensaſſekuranz. Das ſind nun freilich poetiſche Licenzen, das Erzeugniß einer andaluſiſchen Phantaſie und einer glühenden Vaterlandsliebe, aber hinter dieſen Uebertreibungen erkennt man den praktiſchen Sinn des Mannes und eine genaue Kenntniß ſeines Landes. Seine Auffaſſungen ſind originell, ſeine Witze urwüchſig, wenngleich ein wenig derb. Seine Sprache veredelt ſich aber, ſeine kleinen Augen funkeln, wenn er vom Kaiſer Maximilian ſpricht. Dieſen unglücklichen Fürſten — ein Märtyrer ſeiner Sache und im Tode ein Held — hat ſein tragiſches Ende mit einer dauernden Glorie umgeben. Schon erſcheint er dem Lande, welches er aufrichten wollte und das ihn geopfert hat, als eine jener legendenhaften Geſtalten deren Andenken ſich verewigt von Geſchlecht zu Geſchlecht. Auch die Kaiſerin iſt nicht vergeſſen. Noch beſtehen ihre philanthropiſchen Schöpfungen. Ihre von barmherzigen Schweſtern geleiteten Kinderaſyle überlebten die Blutthat von Queretaro.

Auch ein Halbdutzend junger Yankees haben wir an Bord.

Kaufmänner, ſämmtlich aus derſelben Form gegoſſen: hohe Geſtalt, ſchmale Schultern, flache Bruſt; verſtändige, forſchende, unruhige Augen; der Mund fein, der Ausdruck ſarkaſtiſch. Sie verbreiten um ſich eine Atmoſphäre von Geld, und Geld haben ſie oder werden es haben.

Das Wetter iſt ſchön und das Vorderdeck überfüllt mit Auswanderern: Männer, Weiber, Kinder, ſitzend, kauernd, liegend. Wären es Leute aus dem Süden, etwa Bauern aus Latium, welch' ſchöne Studien für einen Künſtler! Aber dieſe Gruppen haben nichts Maleriſches. Gleichgültigkeit und dumpfe Ergebung lieſt man in den durch übermäßige Arbeit oder Entbehrung entſtellten Zügen. Doch fehlt das heitere Element nicht gänzlich. Junge Leute ſingen im Chor. Andere plaudern mit den Mädchen die ſtricken. Einige elſäſſiſche Arbeiter, welche nicht wieder Deutſche werden wollen, fragen mich um Rath. Sollen ſie nach den Nord- oder Südſtaaten, oder nach dem far West gehen? Welchem Berufe ſollen ſie ſich widmen? und wie muß man es anfangen um, gleich bei der Ausſchiffung, in den Straßen von New-York nicht Hungers zu ſterben? Von der Geographie des neuen Vaterlandes haben ſie nur eine dunkle Ahnung, nicht die geringſte wie ſie ihren Unterhalt gewinnen werden. Welcher Mangel an Vorausſicht! Und doch iſt dies, wie man mir ſagt, der Fall der meiſten Auswanderer. Leute, die ſich zu Hauſe unglücklich fühlen ſagen ſich: nach Amerika! Die wenigen Habſeligkeiten werden verkauft; der Erlös genügt eben für die Ueberfahrt, und dann auf gut Glück abgereiſt!

Ein achtzigjähriger Greis, ein engliſcher Bauer aus Sommerſetſhire, der Typus des Patriarchen, geſtützt auf zwei hübſche junge Burſche, wankt über das Verdeck. Seine Haltung iſt die eines Mannes der ſich und Andere zu achten weiß. „Sir", ſagt er mir, „für mich iſt das Auswandern ein wenig

ſpät, aber ich laſſe hinter mir, in England, das Elend, und ich hoffe in der neuen Welt wenigſtens Brot zu finden. Dies ſind meine Enkel". Dabei ſah er die beiden jungen Leute an mit einem Gemiſch von Zärtlichkeit, Vertrauen und Stolz. „Ihr Vater und meine Tochter ſind im Dorfe geblieben. Ich werde ſie nicht wieder ſehen", dazu lachte er laut auf. Ich wandte den Blick ab, und er fuhr mit dem Aermel über die feuchten Augen.

Die Schiffsbibliothek iſt gut beſtellt: die engliſchen Klaſſiker, Geſchichtswerke, einige Revüen und Walter Scott'ſche Romane. Aber die Bücher, in welchen ich am liebſten leſe, ſind meine Reiſegefährten. Sie gehören allen Theilen der Welt an und allen Schichten der Geſellſchaft. Der Tag vergeht alſo ſchnell. Die Koſt iſt vortrefflich, wenigſtens was die Lebensmittel anbelangt. Zubereitung, Dienſt, Einrichtung der Kabinen gehören Altengland an, wie es vor der Reformbill war. Ich klage nicht darüber; ich erwähne nur die Thatſache. Die Herren Direktoren der Cunardlinie ſind Konſervative. Minder angenehm als der Tag iſt der Abend. Erſtlich iſt es kein Leichtes zu leſen beim flackernden Scheine einer Kerze, bei einem Luftzuge der unmittelbar vom Nordpol kommt, kräftig genug um Rheumatismen zu geben, aber zu ſchwach um die alkoholiſchen Ausdünſtungen des Soupers zu verſcheuchen. Was ſodann die Schlafkabinen anbelangt, ſo findet man dort, unter dieſer Breite und im Monat Mai, die Temperatur eines Eiskellers.

(20. Mai.) Während der zwei letzten Tage heftige Windſtöße aus Weſt-Süd-Weſt. Die Engländer nennen dies eine double-top-reef-breeze. Später artete dieſe ſogenannte Briſe in einen halben Sturm aus, half a gale. So lange der weiße

Schaum der Wellenkämme über die Flanken der Woge gleich Gießbächen herabſtürzt, weht eine doppelte top-reef-Briſe. Beim Sturm entflieht der windgepeitſchte Schaum in horizontaler Richtung. Dies und Anderes lehrte mich der freundliche Kapitän. Die Winde und die Wogen ſind ſein geringſter Kummer. Weniger gleichgültig iſt er für Nebel und Eis die man, in dieſer Jahreszeit, auf den „Bänken“ faſt immer antrifft.

Geſtern aber ward das Wetter wieder ſchön. Wir ſahen ein Nordlicht und einen großen Eisberg. Ein prachtvolles Schauſpiel! Er ſchiffte neben uns einher, etwa eine Meile entfernt. Glänzend weiß auf der Oberfläche, grün in den Spalten, in zwei hohe Gipfel auslaufend, rollte der ungeheuere Block ſchwerfällig auf und nieder. Die See ging hoch und die Wogen brachen ſich ſchäumend an der ſchwimmenden Eismaſſe. Ungeachtet des Lärmens unſerer Maſchine vernahmen wir deutlich das donnerähnliche Dröhnen der Brandung. Dabei übergoß uns die arktiſche Sonne mit ihrem fahlen Licht. Schön, großartig, aber unheimlich!

Wir ſind nun auf den Bänken von Neufundland. Dieſen Abend werden wir Cap Race umſchiffen. Glücklicher Weiſe iſt die Luft klar. Hätten wir aber, was im Mai die Regel, hier Nebel gefunden; wären wir auf den Eisberg geſtoßen, was dann? „Oh“, ſagte der Kapitän, „binnen zwei Minuten in den Grund gebohrt“. Dies iſt die Schattenſeite dieſer Ueberfahrten. Ich mache ſie jetzt zum dritten Male innerhalb zehn Monate, und faſt immer bei dunklem Himmel und dichtem Nebel. Daher ſo häufig die Unmöglichkeit den Meridian zu nehmen, weil Sonne und Horizont unſichtbar ſind; und daher die Nothwendigkeit den Weg by dead reckoning zu ſuchen, d. h. durch fortwährende Beobachtung die Reſultirende zu finden, nämlich das Ergebniß des Schiffskurſes, der Schnelligkeit der

Bewegung und der Einwirkung der ſo wandelbaren Strömungen. Wenn man ſtatt des nördlichen und kürzeren Kurſes den ſüdlicheren aber längeren nähme, ſo würde man wenig Eis und faſt keinen Nebel treffen und die Gefahren des Zuſammenſtoßes mit Schiffen oder Eisbergen bedeutend vermindern. Ungeachtet der nützlichen Dienſte des Nebelhornes, dieſes wohlthätigen aber nervenangreifenden Inſtrumentes, welches von Minute zu Minute ſeinen dumpfen Angſtruf in die Nacht hinausbrüllt, ſind die Zuſammenſtöße häufiger als man erfährt. Gelingt es einen oder einige der Schiffsmannſchaft zu retten, oder wenigſtens den Namen oder die Nummer des in den Grund gebohrten Schiffes zu erkennen, ſo erſtattet der Kapitän Bericht, und die Geſellſchaft zahlt die Entſchädigung. Iſt aber der Zuſammenſtoß bei ganz tiefem Dunkel erfolgt, iſt das Schiff mit Mann und Maus verſunken, konnte ſein Name nicht erörtert werden, ſo zieht der große Leviathan einfach ſeines Weges.

Das Geld iſt eben ein ſchlechter Philanthrop. Die Geſellſchaften ſuchen ſich an Schnelligkeit zu überbieten. Jede Abfahrt von Queenstown, jede Ankunft in New-York und umgekehrt wird von den Zeitungen mit Angabe von Tag und Stunde gemeldet. Daher dies wahnwitzige Kirchthurmrennen. Im engliſchen Publikum ſind mehr als ein Mal warnende Stimmen laut geworden, und die Times hat ihnen die Oeffentlichkeit und das Anſehen ihrer Spalten nicht verſagt. Nähme man den ſüdlichen Kurs (d. h. ſüdlich vom 42. Breitengrade), ſo würde die Ueberfahrt einen oder zwei Tage mehr in Anſpruch nehmen, dagegen aber unter den gewöhnlichen Umſtänden jeder anderen längeren Schifffahrt vor ſich gehen. Der geringe Zeitverluſt würde durch die relative Gefahrloſigkeit mehr als vergütet. Aber dies ſetzte voraus daß ſämmtliche Geſellſchaften ſich gegenſeitig verpflichteten die nördliche Straße aufzugeben, ein Ueber-

einkommen, welches bisher, leider, nicht zu Stande kam. Die Rivalität der Kompagnien trägt die Schuld an den meiſten Unglücksfällen. Die Cunard*) haben, allerdings, nie ein Schiff und nicht Einen Paſſagier verloren. Auch die beiden deutſchen Geſellſchaften laſſen nichts zu wünſchen übrig. Kapitäne und Offiziere ſind Meiſter ihres Faches und beſitzen von dieſem Theile des atlantiſchen Oceans eine erſchöpfende Kenntniß; die Mannſchaft beſteht aus erprobten Leuten; die Maſchinen, das Vollendetſte ihrer Art, werden nach jeder Reiſe zerlegt und ſorgfältig geprüft. Was menſchliche Vorſicht leiſten kann, geſchieht. Und dennoch ſind die Unfälle, obgleich ſelten im Vergleiche mit den zu beſtehenden Gefahren, weit häufiger als in anderen Meeren. Keine andere Dampfſchifffahrtsverbindung bietet ähnliche Gefahr und größere Schwierigkeiten. Im Winter herrſchen Stürme vor. Aber die übelſte Fahrzeit ſind März, April und Mai. Um dieſe Zeit kommt das Bankeis von Neufundland, von den Strömungen getragen, am Rande des mexikaniſchen Golfſtromes an, vermag nicht ihn ſogleich zu durchbrechen und ſtaut ſich daher an der Grenze der warmen und kalten Waſſer, deren Berührung den Nebel erzeugt. Später im Jahre, im Juni und Juli, erſcheinen dort, aus den höheren Breitengraden des Polarmeeres kommend, die Eisberge des vorigen Jahres. Gewaltiger als die Brocken des Bankeiſes, und bedeutend tiefer gehend, bewegen ſie ſich nur ſehr langſam vorwärts, durchſchneiden aber den Golfſtrom mit Leichtigkeit, ein Beweis der geringen Tiefe dieſes letzteren und des Vorhandenſeins anderer unterſeeiſcher Strömungen. Zuweilen ſcheitern ſie auf den Un-

*) Ich leſe ſoeben (Juli 1873) mit großer Befriedigung eine öffentliche Anzeige dieſer Geſellſchaft, laut welcher ihre Schiffe fortan „um Zuſammenſtöße zu vermeiden" einen ſüdlichen Kurs einhalten werden.

tiefen der neufundländiſchen Bänke, und liegen dort wochenlang, Klippen bildend welche auf keiner Karte verzeichnet ſind. Die welche nach Süden weiter treiben ſchmelzen in kurzer Zeit.

Für die nach Amerika gehenden Dampfpacketboote ſind der ſiebente und achte Tag die ſchwierigſten. Um dieſe Zeit befinden ſich die Schiffe in dem breiten, gegen den Nordpol offenen, Kanale zwiſchen Island und den Küſten von Labrador, das heißt, vorzugsweiſe, in der Region der beſtändigen Nebel und auf der großen Heerſtraße der Eisberge. Kaum hat man die iriſche Küſte aus den Augen verloren, ſo ſprechen Offiziere und Matroſen bereits von dieſem ſiebenten und achten Tage, wie die Aerzte von dem kritiſchen Tage gewiſſer Krankheiten reden. Bis dahin iſt jedes Wetter recht, nachher jede Eisgefahr verſchwunden; aber dieſe beiden Tage!

Voriges Jahr, im Juli, befand ich mich an Bord der Scotia, eines der beſten Cunardſchiffe. Obgleich im Hochſommer, hatten wir zwiſchen Cap Clear und Sandyhook die Sonne nur Ein Mal und zwar nur während ganz kurzer Zeit geſehen. Auf den Bänken herrſchte undurchdringlicher Nebel, um Mittag beinahe nächtliches Dunkel. Kaum möglich, von der Mitte des Deckes, die vier Wachmänner am Vordertheil zu gewahren. Während die Atmoſphäre ſich fortwährend verdichtet, zeigt das Thermometer eine plötzliche Erkühlung von Luft und Waſſer. Alſo Eis ganz in der Nähe. Aber wo? das iſt die große Frage. Zu meinem Erſtaunen wird die Geſchwindigkeit unſeres Laufes nicht vermindert. Man ſagt mir, das Schiff gehorche dem Steuerruder im geraden Verhältniſſe zur Schnelligkeit der Fahrt. Um den Eisberg zu umgehen, muß man ihn nicht nur ſehen, ſondern auch im Stande ſein den Kurs rechtzeitig zu ändern. Dies ſetzt von Seite des Schiffes einen gewiſſen Grad von Beweglichkeit voraus, und dieſe Beweglichkeit

ſteigert ſich mit der Schnelligkeit.*) Alſo, wie dies ſo häufig im Leben, man vermindert die Gefahr indem man ihr die Stirne bietet.

Ich ſuche das Vorderdeck zu erreichen. Kein Leichtes, denn wir ſchiffen viel Waſſer ein. Dazu der heftige Gegenwind und die, bei einem Laufe von fünfzehn Knoten die Stunde, gewaltige Schiffsbriſe. Alſo mit den Elementen, mit dem Luftſtrome der mich beinahe umwirft, mit der über Bord ſchlagenden See kämpfend, bringe ich langſam vorwärts. Ein Offizier reicht mir ſeine kräftige Hand.

„Sehen Sie", ſagt er, „jenen gelben Vorhang gerade vor uns? Wenn er Eis verhüllt, und dieſe vier Jungen mit den Lynxaugen es gewahr werden, ſagen wir, auf eine halbe Meile Entfernung, alſo zwei Minuten ehe wir daran zerſchellen, ſo bleibt gerade Zeit genug um zu wenden, und dann iſt Alles in Ordnung. All will be right."

Ich dankte dem Offizier für die Auskunft, bewunderte ſeine Seelenruhe und die wiſſenſchaftliche Schärfe ſeiner Berechnung, erlaubte mir aber doch ein leiſes Bedauern, daß dem Zufall ein ſo großer Spielraum geſtattet ſei.

Mühſelig bringe ich weiter vor, und erreiche endlich das Bugſpriet. Hier ſtehen die vier Männer in deren Händen, oder vielmehr in deren Augen unſer Schickſal liegt. Schöne Typen der angloſächſiſchen Raſſe! Wahre Koloſſe. Breitſchultrig; Geſichtsfarbe einſt weiß und roſig, jetzt von Wind und Sonne gebräunt, edle Geſichtszüge, das Haupt mit dem Southweſter bedeckt, indeß die hellrothen Locken im Winde flattern. Da ſtehen die vier Männer, die Arme über die Bruſt gekreuzt, wie Bildſäulen, als hätte man ſie an das Deck genagelt. Für ſie

*) Ich habe ſeither dieſe Theorie von Fachmännern beſtreiten hören.

gibt es keine Geſetze der Schwere. Alle Fähigkeiten ihrer Seele ſcheinen geſammelt in ihren lebhaften, glänzenden Augen. Unverwandten Blickes betrachten ſie den verhängnißvollen Vorhang, der unſer Loos verhüllt. Zu der leichten Erregung ihrer Züge, zur wilden Unruhe der Natur bildet die Unbeweglichkeit der vier großen Geſtalten einen eigenthümlichen Gegenſatz. Sie ſind das Bild der Geſundheit, der phyſiſchen Kraft, der Pflichttreue, der Vertrautheit mit der Gefahr.

(21. Mai. Sonntag.) Wir ſind in den Gewäſſern von Neuſchottland. Der Tag wundervoll. Majeſtätiſch rollt der Ocean ſeine langen, flachen, heute von keinem Sturme gepeitſchten Wogen. Sie ſpiegeln die helle leuchtende Sonne, den wolkenloſen Himmel deſſen Bläue bereits die Nähe von Land verräth. Ueber dem Meere, in der Luft, am Deck herrſcht Ruhe. Die Natur hat ihr Sonntagskleid angezogen. Die Paſſagiere ſind in der großen Kajüte verſammelt. Dort lieſt, in Abweſenheit eines Geiſtlichen, der Schiffsarzt die Gebete. Dann folgen die üblichen Geſänge. Am Hinterdeck ſitzend lauſche ich ihrer. Die etwas ſchrillen Stimmen der Schotten, die näſelnden der Yankees dringen zu mir empor, gemildert durch die Entfernung und die freie Luft. Sanft und feierlich verklingt der Choral über der weiten Waſſerfläche.

Nachmittag ändert ſich die Scene mit Einem Male. Plötzlich ſind wir in Nebel gerathen. Schwarze Schleier ſinken nieder. Der Himmel verdunkelt ſich wie auf der Bühne. Die Sonne, eben erſt ſo ſtrahlend, gleicht einem dürftigen, röthlichen Oelflämmchen. Jetzt iſt auch dies erloſchen. Der Wind bläſt mit ſteigender Heftigkeit. Ein Schneegeſtöber umhüllt die China. Aber Bankeis und Eisberge ſind hier nicht mehr zu beſorgen.

Dagegen befinden wir uns ſo recht eigentlich auf der Hauptſtraße nach New-York. Keine oder wenige Fiſcherbarken mehr, aber gewiß viele, große Segelſchiffe. Allerdings trennen uns noch fünfhundert Meilen von der Mündung des Hudſon; da aber Jedermann die gerade Linie, als die kürzeſte, vorzieht, ſo gleicht der, in der Theorie ſo weite, Ocean thatſächlich einer dreitauſend Meilen langen, aber ſehr ſchmalen Gaſſe, viel zu ſchmal für die Zahl der Paſſanten. In dieſem Augenblicke befinden ſich auf dieſer Linie fünf große Packetboote, welche ſämmtlich geſtern von New-York ausgelaufen ſind. Glücklicherweiſe ſind ſie noch ferne. Aber die Segelſchiffe! Vom Froſt geſchüttelt, ſitzen wir beiſammen im hatch-way, einem kleinen Raum am Deck, wo die Matroſen ihren Grog faſſen, und die Paſſagiere rauchen dürfen. Natürlich beſpricht man unſere Lage. Der Kapitän tritt für einige Augenblicke ein. Das Waſſer ſtrömt von ſeiner Kautſchuckjacke. Sein Bart gleicht einem Eiszapfen. Er zündet ein Cherut an und erleichtert ſich das Herz indem er das Wetter verwünſcht. In der That, ſeine Lage iſt die eines Menſchen der ſo raſch er kann in einem gänzlich finſtern Gange läuft, ohne zu wiſſen ob es da Stufen gibt, aber ziemlich gewiß daß ein Anderer ihm entgegen rennt! Nie und nirgends ſah ich eine ſo dichte Luft, eine ſo finſtere Nacht; und wir dampfen mit einer Schnelligkeit von dreizehn einem halben Knoten in das Schwarze hinein! Das ſind die üblen Augenblicke in dem Leben der Befehlshaber dieſer atlantiſchen Packetdampfer. Findet ein Zuſammenſtoß ſtatt, ſo führen die Beſchädigten Klage. Iſt das Ergebniß ungünſtig für die Kompagnie, ſo wird in den meiſten Fällen der Kapitän verantwortlich gemacht. Alſo auf der See ſteht ſein Leben, zu Lande ſein Ruf und ſein Vermögen am Spiel. Ein hartes Brot, und eine gräuliche Sache, dieſer abſcheuliche Nebel!

Aber wir Paſſagiere haben nichts zu fürchten. Kapitän Mac-Aulay beruhigt uns. „Wir ſind die Stärkeren", ſagt er. „Kein Segelſchiff iſt im Stande der China die Stirne zu bieten. Wird Jemand dieſe Nacht in den Grund gebohrt, ſo ſind ſicher nicht wir es." Dieſe tröſtlichen Worte geben der Geſellſchaft ihre ganze Heiterkeit wieder. Ein jeder trägt in ſeine kalte Schlafkabine das erhebende Gefühl ſeiner Kraft und Unverletzlichkeit. Ein jeder iſt feſt entſchloſſen die Unglücklichen, welche ihm in den Weg geriethen, unbarmherzig zu vernichten. In dieſer heroiſchen Stimmung ſuchen und finden wir, unerachtet des unabläßlichen Stöhnens der Lärmpfeife, den erquickenden Schlaf des Gerechten.

(23. Mai.) Während ſechs und dreißig Stunden waren Nebel und Alarmſignale unſere Gefährten! Heute Morgen ſahen wir Sonne und Land. In dieſem Augenblicke, acht Uhr Abends, geht die China in der Quarantäneſtation vor Anker. Es iſt noch heller Tag; aber der Arzt und der Beamte, welche uns Praktik geben ſollen, nehmen im Familienkreiſe das Nachtmahl ein, bei welcher Funktion, gerade wie ihre Amtsbrüder in Europa, ſie Störungen nicht lieben. Wir werden alſo erſt morgen amerikaniſchen Boden betreten. Man benachrichtigt uns jedoch daß dieſe Herren nach ihrem Frühſtücke kommen, daß die Förmlichkeiten des Mauthauſes zwei bis drei Stunden nehmen, und wir nicht vor Mittag ausſchiffen werden. Genau ſo verliefen die Dinge auf meiner vorjährigen Reiſe. Die Dauer der Ueberfahrt wird auf dieſe Art um achtzehn Stunden verlängert. Da war es wohl kaum der Mühe werth, mit Gefahr für Leib und Leben, und mit einer Schnelligkeit von vierzehn Knoten die Stunde, durch Eis und Nebel über den Ocean zu jagen.

Aber es ſcheint, daß die Büreaukratie in beiden Hemiſphären dieſelben Pfade wandelt. Als guter Patriot freue ich mich, uns in dieſem Lande des Fortſchrittes ſo wenig überholt zu ſehen.

II.

New-York.

Vom 24. zum 26. Mai.

Broadway. — Fifth-Avenue. — Einfluß New-Yorks auf die Geſchicke der Vereinigten Staaten.

In New-York iſt Alles intereſſant. Damit ſei nicht geſagt, daß mir Alles gefällt. Man wird nicht müde den Tag über die unabläſſige, fieberhafte Thätigkeit von Broad- und Wallſtreet zu beobachten, gegen Abend in der prachtvollen fünften Avenue die elegante Welt, die Maſſe unbeſchäftigter Spaziergänger, die zahlreichen Equipagen zu muſtern. Der Luxus der Wagen, deren viele mit Wappen geſchmückt ſind, die allzureichen Livreen, die theuren Pferde, die Toiletten der Damen (beſſer bedacht von der Natur als von ihren Modiſtinnen), Alles in dieſem wechſelnden Bilde erregt die Neugierde des Ankömmlings, wenn es ihn gleich vielleicht nicht in Allem befriedigt. Man forſcht nach dem moraliſchen Bande zwiſchen dieſem großen Aufwande der ſich auf dem republikaniſchen Boden ſo breit macht und zwiſchen dem Durſte nach Gleichheit, dem Lebensprincip, dem Zwecke, dem Stachel, der Belohnung und der Strafe demokratiſcher Geſellſchaften. Gewiß, dieſe faſhionable Welt wird nur geduldet von dem Proletarier, von dem Bluſenmanne, von dem Manne des vierten Standes, wie man in Europa ſagen würde; aber dieſe

Duldung erklärt ſich durch die Hoffnung, welche hier zu Lande ein jeder hat — und ſie iſt nicht ganz chimäriſch — ſeiner Zeit zu ähnlichem Wohlſtande zu gelangen. Warum ſoll er nicht auch ſein Weib, welches heute Wäſche wäſcht oder in einem Ginpalace Gläſer und Flaſchen ſpült, eines Tages hier in einem ſchönen Landau fahren ſehen; warum ſoll er nicht vor ſeinen eigenen Gig ein Pferd ſpannen, das fünftauſend Dollars gekoſtet hat; warum wäre es ihm verſagt, ſich einſt mit all dem Luxus zu umgeben, mit all den materiellen Genüſſen, welche ſich hier vor ſeinen Augen entfalten und deren Anblick ſein Gelüſte darnach weit mehr erregt als ſeinen Neid? Und hierin liegt der große Unterſchied zwiſchen dem amerikaniſchen und dem europäiſchen Demokraten. Der letztere verzweifelt ſich zu erheben. Daher ſucht er die Anderen zu erniedrigen. Seine moraliſche Triebfeder iſt der Neid, ſein Beruf zu nivelliren und zu zerſtören. Der Amerikaner ſucht den Genuß. Um zu genießen, muß er durch Arbeit Geld gewinnen, was in der neuen Welt immer möglich und zuweilen leicht iſt. Iſt er reich geworden, ſo hält er ſich für gleich mit Jedermann. Er trachtet alſo zu ſteigen; denn er ſucht die Gleichheit in einer höheren Sphäre als die wo ſeine Wiege ſtand. Der europäiſche Demokrat hofft die Gleichheit zu verwirklichen indem er die Anderen zu ſich herabzieht. Ich gebe der amerikaniſchen Methode den Vorzug.

In Amerika wie bei uns ſcheint die Gleichheit nur in der Theorie möglich. Nirgend bewährt ſich dies mehr als in den Vereinigten Staaten. Kehren wir zu unſerem Bluſenmann zurück. Es iſt fünf oder ſechs Uhr Abends, und er luſtwandelt in der fünften Avenue. Das Schauſpiel das ſich vor ihm aufthut feſſelt aber ärgert ihn nicht. Sein Antlitz verräth im Gegentheil freudige Erregung. Was er ſieht iſt das Bild ſeiner eigenen Zukunft. Der Gedanke ſchmeichelt ihm; er weiß nicht

daß dieſe Träume ſich, im beſten Falle, nur unvollkommen verwirklichen laſſen. Es iſt möglich daß er zu großem Reichthum gelange, daß er einſtens alle dieſe Krösuſe von Wallſtreet an Aufwand überbieten werde. Aber der Zutritt in gewiſſe Regionen bleibt ihm verwehrt. Bald wird er die Ueberlegenheit derer, welche ihnen angehören, fühlen müſſen. Sein Sohn, ſein Enkel wird vielleicht Einlaß erhalten; er ſelbſt iſt ausgeſchloſſen. Weil er ſich aber in der Lage der Mehrzahl befindet, und ſeine Kraft fühlt, ſo verliert er den Muth nicht. Unabläſſig und auf alle Weiſe, aber immer erfolglos, jagt er nach dem Traumbilde der geiſtigen und ſocialen Gleichheit.

Was iſt die Folge? Die wirklich Gebildeten, die Verfeinerten, die Verehrer der geſchichtlichen Tradition, die Freunde europäiſcher Geſittung, entziehen ſich gewiſſermaßen dem öffentlichen Anblicke, bilden eine Welt für ſich, fliehen, als ihnen feindlich, die Berührungen mit dem wirklichen Leben, mit den Männern der That welche dieſen ungeheuren Kontinent ausbeuten, ſeine Schätze entdecken und zur Geltung bringen, und deren erſtaunliche Leiſtungen mit Recht der Gegenſtand unſerer Bewunderung ſind. Es iſt erlaubt den übertriebenſten Luxus zur Schau zu tragen, weil die materiellen Güter einem jeden zugänglich ſind. Unerlaubt iſt, weil die Menge ſich nie zu ſolcher Höhe erheben kann, das Schauſpiel geiſtiger Bildung und verfeinerter Sitten. Dieſe Schätze werden verhüllt, wie die Juden des Mittelalters, wie noch heute im Orient reiche Leute die Pracht ihres Haushaltes hinter unanſehnlichen Ringmauern ſorgfältig verbergen.

Daher kommt es, daß der Reiſende in den Vereinigten Staaten mehr rohe als gebildete Leute begegnet; und daher rührt auch die in Europa ſo allgemein verbreitete aber irrthümliche Meinung, der Nordamerikaner wiſſe nicht zu leben. Die

Wahrheit ist, daß die Emporkömmlinge — aber empor gekommen durch Verstand, Muth und Thätigkeit — daß diese merkwürdigen Männer welche Mittel fanden sich zu bereichern, aber nicht sich zu erziehen, welche ihren eigenen Werth kennen und daher um so bitterer die Zurückhaltung derer fühlen welche ihnen durch Erziehung und Lebensgewohnheiten überlegen sind — die Wahrheit ist daß diese Männer sich überall vordrängen, während die wahren Gentlemen und die wahren Ladies in der Zurückgezogenheit leben, durch ihre Unsichtbarkeit gegen jene aufgezwungene Gleichheit protestiren, und, in den großen Städten des Ostens, namentlich in Boston und Philadelphia, eine Gesellschaft bilden welche an Exklusivität die unzugänglichsten Kreise unserer Höfe und Hauptstädte bei weitem übertrifft.

In der Physionomie New-Yorks spiegelt sich gewissermaßen die Union. Ich möchte sagen, das geistige, moralische, und kommerzielle Leben des Amerikaners strahlt von diesem Brennpunkte nach allen Theilen der Vereinsstaaten aus.

Broadway ist der Vertreter und das Vorbild der großen Schlagadern welche Nord-Amerika von Meer zu Meer durchziehen. Die thoroughfares der Londoner City, die Pariser Boulevards, die Ringstraße Wiens und seine hundert verschlungenen Irrgänge sind gewiß eben so belebt als Broadway, aber diese Bewegung entspringt aus den Bedürfnissen jener Städte, während Broadway mehr ist als die Gasse einer Stadt; es ist die große Heerstraße der Union. Nachdem rechts und links eine Menge von Menschen und Waaren abgesetzt worden, bleibt von diesen und jenen noch immer genug um die Eisenbahnzüge zu belasten deren Netz sich über den Kontinent ausspannt. Die Leute welche in den zahllosen und vielgestaltigen

Wagen, Karren, Omnibuſſen umher fahren, ſehen mehr wie Reiſende denn wie Fahrgäſte, mehr unruhig als geſchäftig aus. Man ſollte meinen, ein jeder fürchte ſeinen Zug zu verſäumen. Gewiß, New-York iſt eine Stadt im europäiſchen Sinn, wie London, wie Paris, wie Wien. Aber es iſt zugleich mehr als eine Stadt; es iſt auch ein ungeheurer Bahnhof, ein Depot wie man in Amerika ſagt, für Reiſende und Waaren. Eine ſich immer erneuernde Bevölkerung ſtrömt ab und zu, und verleiht der großen Metropole den faſt allen amerikaniſchen Städten eigenthümlichen Anſtrich der Unruhe, der Sorge, des Unvollendeten und Proviſoriſchen. Alles in Allem, vertritt Broadway das Princip der Beweglichkeit.

Gehen wir nach Wallſtreet, dem Stadtviertel der hohen Finanz. Hier iſt die Aehnlichkeit mit der Londoner City unverkennbar. Die Gebäude welche Banken ſind, die Menge auf der Gaſſe welche Börſenmänner ſind, die Luft die man athmet, Alles riecht nach Millionen. Doch iſt die Analogie nicht vollſtändig. Ich citire, unter tauſenden, nur Ein Anzeichen: die Bankiers haben nie Baargeld im Hauſe. Ihre Fonds ſind in einer öffentlichen Bank deponirt von wo ſie mit Hilfe des Telegraphen und eines Kommis ihren Bedarf beziehen. Eine höchſt verſtändige, aber zugleich für die hieſigen Zuſtände bezeichnende Einrichtung. Die öffentlichen Banken ſind kleine Feſtungen. Einbruch und gewaltſamer Raub ſind da kaum möglich. Selbſt im Falle eines Aufruhrs bieten dieſe Geldburgen große Sicherheit. Nicht als ob bedeutende Unruhen dermalen in New-York zu beſorgen wären. Aber Geld iſt furchtſam; furchtſam und erfinderiſch. Am Ende thut es nur wie Jedermann in Amerika: es ſorgt ſelbſt für ſeine Sicherheit, wie der Backwoodman, der ſeine Penaten an den Saum der Civiliſation getragen hat, mit der Erbauung eines Blockhauſes

beginnt; wie der Offizier im Reviere der Rothhäute jede Nacht mit ſeiner Mannſchaft hinter Gräben und Schanzkörben biwakirt.

Wir ſind in der Fünften-Avenue, alſo weit von den Stadttheilen des Handels und der Betriebſamkeit. Hier ergötzt ſich das Auge an der Betrachtung der dort erworbenen Reichthümer. Den künſtleriſchen, den architektoniſchen Werth dieſer pomphaften, überladenen, anſpruchsvollen Prachtgebäude, die ſich in das Unendliche an einander reihen, wollen wir nicht allzu kritiſch unterſuchen. Dieſer Styl von fraglichem Geſchmacke iſt nach Europa gedrungen und verbreitet ſich bei uns immer mehr. Belgravia und die Ringſtraße kennen ihn. Auch Hausmann und ſeine Gefährten haben in dieſer Quelle geſchöpft, die franzöſiſche mit der amerikaniſchen Renaiſſance verquickt, den Uebergang vom Mignon Heinrichs III zum heutigen Yankee vermittelt. Doch kehren wir nach Fifth-Avenue zurück. Die kleinen Vorgärten ſind allerliebſt. Immer grün, und in dieſem Maimonate, weiß, roth, und lila geſprenkelt, ziehen ſie ſich wie Blumengewinde von Haus zu Haus: ein Gewebe von feinblätterigen Schlingpflanzen, von duftigen Büſchen und glänzendem Südlaub. Dazwiſchen bleibt noch Platz für kleine kokette Raſenplätzchen welche zierliche Marmorgeländer umfrieden. So niedlich, ſo reizend, ſo ideal und poetiſch, daß man weder Muße noch Luſt hat zu den überladenen Faſſaden der Häuſer aufzublicken. Alles in Allem feſſelt Fifth-Avenue das Auge durch den Wechſel großartiger Fernſichten und lieblicher Landſchaftsbilder.

New-York beſitzt eine große Anzahl von Kirchen und Kapellen. Hier ſpreche ich nicht von der noch unvollendeten gothiſchen Kathedrale der Irländer; denn dieſer Bau entſpringt einfach aus dem Bedürfniſſe der Seelſorge. Was mir auffällt ſind die vielen kleinen, den verſchiedenſten Kulten gewidmeten, und mit großem Aufwande und in allen möglichen und unmöglichen

Stylen errichteten Tempel. An sich klein, scheinen sie noch winziger neben den monumentalen und verhältnißmäßig ausgedehnten Wohnhäusern die sie umgeben. Unseren Städten verleihen die massenhaften Umrisse des Münsters, die hohen Thürme und Dächer der anderen Kirchen ihr eigenthümliches Gepräge. Von weitem erkennt man sie daran. In New-York, gerade das Gegentheil. Vom Strome aus betrachtet oder von Jersey-City, wo die aus Europa Kommenden landen, zeigt die große Metropole nichts als eine verworrene Ziegelmenge, roth, gelb, grau, überragt von zwei oder drei Kirchthürmen. Die Umrisse der Hausdächer verfließen in eine einzige, konfuse Masse. Eine horizontale Linie schneidet sie vom Himmel ab. Die paar Thürme verschwinden dagegen oder werden Nebensache. Die Ankömmlinge fragen sich, wie so wenige Kirchen für eine Million Christen ausreichen können. Betritt man aber die Stadt, so erkennt man alsbald seinen Irrthum, zumal wenn man Fifth-Avenue erreicht, von wo die Geschäfte verbannt sind, wo die Ruhe in ihr Recht tritt, und mit der Ruhe die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, und, ein wenig, auch die Erhebung des Gemüthes, die Sammlung und das Gebet. Nicht als ob alle diese kleinen Tempel der eben genannten Straße das Gepräge einer besondern Frömmigkeit verliehen! Im Gegentheil die sanctitas loci fehlt diesem eleganten und vornehmen Stadttheile ganz und gar. Die kleinen Kirchen, unerachtet ihrer anspruchsvollen Architektur, bleiben Nebensache. Sie sind nur während des Gottesdienstes geöffnet der, wenn ich nicht irre, nur an Sonntagen stattfindet. Aber sie bestehen, und ihr Dasein beweist das Dasein religiöser Gefühle im Herzen dieser reichgewordenen Männer. So lange sie im Schweiße ihres Angesichtes nach Gold rangen, hatten sie wenig Zeit für die Ansprüche des inneren Lebens. Seit sie Millionäre geworden,

erinnern sie sich daß auch sie eine Seele besitzen. Sei es aus religiösem Bedürfnisse oder blos der Schicklichkeit halber, und um ihre respectability aufrecht zu erhalten, genug sie steuern reichlich bei zur Gründung von Gemeinden, und die vielen schönen Kirchen der Fifth-Avenue sind großentheils ihr Werk.

In einer Gesellschaft, deren eine Hälfte in einem beständigen Kirchthurmrennen begriffen ist, erstarrt das Seelenleben. Aber der Tod ist nur scheinbar. Von Zeit zu Zeit erwacht man. Die Amerikaner nennen dies revivals. Man versammelt sich in den Urwäldern, in den Prairien des fernen Westen, man betet, man singt, man lauscht den Predigern. Man fühlt sich plötzlich ergriffen von dem Bedürfnisse geistiger Tröstungen. Diese revivals und die Kirchen von Fifth-Avenue sind verschiedene Offenbarungen desselben religiösen Gefühles welches der Kultus des goldenen Kalbes, die Staatsreligion des goldsuchenden Jungamerika zwar einzuschläfern, oder vorübergehend zu unterdrücken, aber nicht auszurotten im Stande war.

Auf meinen Wanderungen durch New-York konnte ich mich, wie während meines ersten Besuches, des Eindruckes nicht erwehren, daß diese Metropole, wie bereits oben erwähnt, allen größeren Städten der Union mehr oder weniger ihr Gepräge aufdrückt. Ich habe diese Bemerkung nirgend gelesen noch gehört, aber sie scheint mir unbestreitbar. New-York wohnt eine centralisirende Kraft inne. Weder der autonome Geist der Staaten, noch die Beweglichkeit der amerikanischen Gesellschaft noch der fast unbegrenzte Raum über den man verfügt, vermögen sie zu überwältigen. Ich könnte viele Belege anführen; aber man schreibt nicht gern bei + 30° R.

Ich komme so eben aus dem großen, ziemlich ordinär aussehenden Stadtviertel der Deutschen. Dort finden die neu angekommenen Auswanderer dieser Nation Rath und Beistand,

bevor sie die Reise nach dem Westen antreten. Sie bringen die Luft aus dem „Vaterlande" mit, und erneuern die Atmosphäre ihrer hier lebenden, meist zu Yankees gewordenen Landsleute. Diese, ihrer Seits, suchen die allzuhochgespannten Erwartungen der eben ausgeschifften Brüder herabzustimmen, ihren republikanischen Feuereifer zu kühlen, kurz ihnen die Dinge darzustellen wie sie sind, und sie vorzubereiten auf ihr künftiges Dasein. Dergestalt vollzieht sich in letzteren, binnen wenigen Tagen, eine merkwürdige Umgestaltung. Der Rückschlag wird sich fühlbar machen in den fernsten und entlegensten Theilen der Union, an den bewaldeten Gestaden des Lake-Superior, in den Kornkammern von Minesota und Wiskonsin, auf den Prairien von Nebraska und Arkansas, am Redriver von Texas, in den einsamen Ranchos des Oregon, in den grünen Schluchten der Sierra-Nevada.

In geringerem Grade ergeht es den Irländern eben so. Ich sage, geringer, weil der Sohn des grünen Erin sich gegen äußere Einflüsse mehr abschließt als der Deutsche; weil der Celte überall sich selbst genügt, und sich in England, wie in Amerika, wie in Australien, der Einwirkung der modernen Civilisation gerne entzieht. Der überwiegende Einfluß welchen die zuerst der Barbarei entledigten Nationen auf jüngere Volksstämme ausüben, scheint ein Naturgesetz. An der Grenzscheide sind in dieser Beziehung immer die ersteren die Eroberer, die letzteren die Eroberten, selbst dort wo zwischen beiden Theilen politische Gleichheit obwaltet, ja sogar wenn die letzteren politisch überlegen sind. Allerdings bleiben diese Eroberungen der Aelteren über die Nachgeborenen der menschlichen Familie innerhalb enger Grenzen eingeschränkt, aber die Thatsache ist unleugbar. Zum Beispiele, auf der ganzen Linie wo die österreichischen Provinzen an Italien stoßen, erscheint das italienische Element gegenüber dem deutschen und slavischen als vorwiegend, freilich nur in

ſehr geringem Maße. In Ungarn, für den Magyaren und Slaven, in Böhmen und Illyrien, in Polen und Rußland iſt der Deutſche der anerkannte Bote und Zwiſchenträger der Civiliſation. Die der Celten reicht in die erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung zurück, wenn man, wie ich glaube, das Chriſtenthum als die Wiege der wahren Civiliſation betrachten muß. Inſofern ſind ſie die älteren Brüder der angloſächſiſchen und deutſchen Stämme. Aber nach allen Richtungen von dieſen überflügelt, konnten ſie ihr Erſtgeburtrecht nie anders geltend machen als durch den paſſiven Widerſtand gegen die Einflüſſe moderner Geſittung. In New-York ſind ſie, in Folge des allgemeinen Stimmrechtes, eine gewaltige Macht geworden. Bei den Wahlen geben ſie häufig den Ausſchlag. In den Staaten bilden ſie vorzugsweiſe das katholiſche Element, ſo wie die Deutſchen hauptſächlich das proteſtantiſche vertreten. Daher ſind ſie auch die gebornen Gegner der letztern. Die Auswanderer aller anderen Nationen kommen mit der Abſicht Amerikaner zu werden, die Söhne der grünen Inſel bleiben überall Irländer. Nicht als ob ſie oder ihre Kinder nach der Heimath zurückzukehren gedächten; aber ein ideales, ein myſtiſches Band knüpft ſie an das Vaterland. Sie haben es mit ſich gebracht. Der Ocean beſteht nicht für ſie. Er iſt höchſtens ein Bach. An einem beſtimmten Tage, Gott allein kennt ihn, werden die amerikaniſchen Brüder — ſo nennt man ſie in Irland — ihn wieder überſchreiten und den Daheimgebliebenen die Freiheit bringen, nicht die Freiheit im modern europäiſchen, im liberalen oder demokratiſchen Sinne, ſondern die Unabhängigkeit, die Losreißung von England. Sie werden kämpfen und ſiegen. Aus dieſen Träumen entſprang der Fenianismus, dieſe unfaßbare Verſchwörung welche ſich den Detektivs der engliſchen Polizei und den Wachtpoſten der engliſchen Garniſonen ebenſo

entzieht wie den Gegenvorſtellungen der katholiſchen Geiſtlichkeit, und für Irland nicht minder als für das brittiſche Reich eine Quelle von Verlegenheiten und Gefahren iſt. Die Irländer ſind alſo den angelſächſiſchen Gewohnheiten und Lebensanſichten ſehr wenig zugänglich. Aber gänzlich entgehen ſie dieſen Einflüſſen doch nicht, und New-York iſt es welches den irländiſchen Irländer in den amerikaniſchen Bruder verwandelt.

Die Emigranten anderer Nationen erleiden hier auf der Durchreiſe, nur in erhöhtem Maße, eine ähnliche Umgeſtaltung.

In dieſer Hinſicht wird New-York ſeine Suprematie bewahren, ſo lange es den Kopf der großen Brücke bildet zwiſchen den beiden Welttheilen. Die ungeheure Mehrzahl der Menſchen, für welche Europa keinen Raum mehr beſitzt, ſchlagen den Weg nach der Mündung des Hudſon ein, betreten amerikaniſchen Boden in New-York, nehmen dort ihre erſten Eindrücke auf, und verbreiten ſie ſodann über alle Theile des Kontinents.

III.

Waſhington.

Vom 26. zum 29. Mai.

Die todte Jahreszeit in der offiziellen Hauptſtadt. — Wie die Amerikaner über den Alabama-Vertrag urtheilen. — Rückwirkung des Bürgerkrieges auf Ideen und Sitten. — Getheilte Anſichten über die Freilaſſung der Neger. — Wachſendes Uebergewicht des ſchwarzen Elementes in den Südſtaaten.

Wer ſich ein richtiges Bild von der offiziellen Hauptſtadt der Vereinigten Staaten machen will, mit Vermeidung aller Reiſebeſchwerden, der leſe die Beſchreibung des H. Antony

Trollope. Eine wahre Photographie! Die Farben fehlen, aber Zeichnung und Aehnlichkeit ſind vollkommen. Faſt bereue ich mich nicht damit begnügt zu haben.

Die Luft ſchwer, die Hitze erſtickend. Staub und Muskitos unbarmherzig. Arlington-houſe, das Hotel der offiziellen Welt, der Senatoren, der Männer der Politik, der Stellenjäger und Sollicitanten höherer Art, ein unbehagliches Karavanſerai. Die ſchlafloſen Nächte verbringt man unter einem durchlöcherten Mückennetz, die heißeſten Stunden des Tages in den Sälen des Erdgeſchoſſes oder auf der Veranda. Da liegen mehrere Gentlemen, in Wiegenſtühle ausgeſtreckt. Sie rauchen, ſie kauen, ſie ſpucken mit gegen die Decke gerichteten Blicken, aber ſie ſprechen nicht. In den weiten Räumen herrſcht dumpfes Schweigen, nur unterbrochen durch das Summen der Fliegen, von Zeit zu Zeit durch den ſchweren Tritt eines Farbigen der Erfriſchungen bringt, Zeitungen, Briefe oder Telegramme. Zuweilen dringen plötzlich heiße mit Staub geſchwängerte Luftſtröme in den Saal. Dazu Branntweindünſte und Speiſengeruch. Der Sommer in Buenos-Ayres und Rio de Janeiro iſt nicht unerträglicher, und jedenfalls minder nachtheilig für die Geſundheit.

Es eilt auch Alles fort. Der Präſident geht dieſer Tage; M. Fiſh iſt abgereiſt. Das diplomatiſche Korps und die Vorſtände der Miniſterien rüſten ſich zum Aufbruche. Das Repräſentantenhaus iſt geſchloſſen; die Senatoren im Begriffe dem Beiſpiele zu folgen. Ich wohnte einer ihrer letzten Sitzungen bei. Man ſprach mit Ruhe und Anſtand. Mir that es faſt leid. Wir Europäer ſtellen uns amerikaniſche Staatsmänner meiſt mit geballten Fäuſten und gezücktem Revolver vor. Nichts von dem Allem. Zwei ehrenwerthe Senatoren bekämpften ſich mit den Waffen einer tönenden, vielleicht etwas hohlen Dekla-

mation, etwa wie Advokaten, was ſie auch ihres Zeichens ſind. Sie ſprachen abwechſelnd laut und leiſe. Stellen beſonderer Beredſamkeit ward dadurch Nachdruck verliehen daß der Redner mit dem Zeigefinger der rechten auf ſeine flach ausgeſtreckte linke Hand ſchlug. Mittlerweile laſen, ſchrieben, ſchlummerten die Kollegen. Niemand ſprach, Niemand flüſterte, aber Niemand, ſo ſchien es, hatte von dem Daſein der beiden Redner die geringſte Ahnung.

Das Ereigniß des Tages iſt der eben erfolgte Abſchluß des Alabama-Vertrages. Die Engländer welche ich darüber ſprechen hörte betrachten ihn als ein dem Frieden gebrachtes Opfer; die Amerikaner halten mit ihrem Urtheile zurück; die Kanadier klagen über Verrath. Sie behaupten, das Mutterland opfere ſie ſelbſtſüchtigen Zwecken. Schon vor meiner Abreiſe hatte mir in London ein hochgeſtellter brittiſcher Staatsmann geſagt: „Die Trennung Kanada's iſt nur eine Frage der Zeit. Dieſer Vertrag wird die Scheidung beſchleunigen. In vier, in fünf Jahren dürfte ſie ſtattfinden.“ Sonderbar, wie ſich die Zeiten ändern. Wer vor dreißig Jahren in England eine ähnliche Anſicht geäußert hätte, würde, wenn ein Ausländer, für einen Feind, wenn Engländer, für einen Hochverräther gegolten haben. Die heutige Generation hat ſich mit dem Gedanken an den Verluſt der Kolonien vertraut gemacht. Daß ſich Kanada und Auſtralien, beim erſten Kanonenſchuſſe Englands gegen einen auswärtigen Feind, unabhängig erklären werden, bezweifelt faſt Niemand. Die utilitarien wünſchen ſogar die Losſagung der Kolonien und ſprechen von ihren Vortheilen, wie Höflinge welche ihrem Souverain zum Verluſte einer Provinz Glück wünſchen.

Während meines dreitägigen Aufenthaltes in Waſhington ſpeiſte ich an einem kleinen Tiſche neben einem ſehr anſtändig ausſehenden Ehepaare. Es waren der Gouverneur eines der Weſtſtaaten und ſeine Gemahlin. Der Headwaiter, welcher im Speiſeſaal den Dienſt leitet und über die Plätze als Selbſtherrſcher verfügt, hatte uns bekannt gemacht. Der Gouverneur eröffnete das Geſpräch mit dem landesüblichen Verhöre.

„Erlauben Sie mir, ſagte er, Sie mit einigen Fragen zu beläſtigen. Woher kommen Sie? Was iſt Ihre Beſchäftigung, und was hat Sie nach den Vereinigten Staaten geführt? Was ſagen Sie zu unſerem Amerika? Nicht wahr, ein ſchönes, ein großes, ein ſehr großes Land, a very big country?"

Es iſt oft, beſonders von engliſchen Schriftſtellern bemerkt worden, wie ſehr der Yankee Schmeicheleien über ſein Vaterland liebe, ja daß er ſelbſt die übertriebenſten Lobſprüche mit Wolluſt annimmt, dagegen die geringſte Kritik, ja ſelbſt bloßes Schweigen ſein patriotiſches Gefühl unangenehm berührt. Heute iſt dies nicht mehr ganz der Fall. Der Bürgerkrieg hat vieles geändert. Die Geiſter ſind reifer, die ehemaligen enfants terribles zu Männern geworden. Man beſucht Europa häufiger als vor dem Kriege, der Geſichtskreis erweitert ſich, man ſchämt ſich der kindiſchen Selbſtvergötterung von ehemals. Dies gilt hauptſächlich von Neu-England, wo ſich die Brennpunkte des geiſtigen Lebens befinden. Die Männer des Weſtens ſind weniger vorgeſchritten. Der Süden, einſt berühmt durch die fürſtliche Gaſtfreundſchaft, die ariſtokratiſchen Sitten ſeiner großen Pflanzer, durch ſeinen Reichthum an Staatsmännern welche faſt ausſchließlich die Union regierten, der arme Süden iſt heute ein aus tauſend Wunden blutender, verſtümmelter Körper. Die Zeit allein kann Heilung bringen. Seine Lage iſt anormal; und da ich ihn nicht beſuchen, und daher nicht

mit eigenen Augen ſehen werde, ſo iſt es mir verſagt über die dortigen Zuſtände ein Urtheil zu fällen.

Mein Gouverneur, ein Mann aus dem Weſten, gehörte offenbar der alten Schule an; ich hütete mich alſo ſeine Empfindlichkeit zu verletzten. In dieſen ſchwierigen Lagen, wo die Pflichten der Artigkeit mit der Wahrheitsliebe in Widerſpruch gerathen, zieht man ſich aus der Verlegenheit wie man kann. Man ſpendet Lob, und mildert es dann durch irgend eine kritiſche Bemerkung. Aber die Zuhörer nehmen nur von den Komplimenten Notiz und nicht von den kleinen oratoriſchen Vorbehalten durch welche der Reiſende ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen oder deſſen Stimme zu erſticken ſucht. Uebrigens habe ich mehr als einmal erfahren, daß je enthuſiaſtiſcher der Fremde die Glanzſeite der amerikaniſchen Zuſtände hervorhebt, deſto mehr der Einheimiſche ſich geneigt zeigt der Wahrheit die Ehre zu geben, und die Gebrechen des ſtaatlichen und geſelligen Lebens in den Vereinsſtaaten ohne Rückhalt zu enthüllen.

„Ja, ſagte der Gouverneur nachdem er meine Lobrede mit unverkennbarem Wohlgefallen eingeſchlürft, ja wir ſind eine große, eine glorreiche Nation. Aber wir ſind krank. Wir leiden an den Folgen einer vorzeitigen und zu raſchen Entwickelung. Als Knaben ſind wir zu ſchnell gewachſen, als Männer haben wir zu viel auf uns genommen. Uebertriebene Arbeit entkräftet uns. Es iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich daß wir ein vorgerücktes Alter erreichen. Ich fürchte, die Union hat keine Zukunft.

„Sie fragen mich, fuhr er fort, um meine Anſicht über die Freigebung der Neger. Ein beſtimmtes Urtheil zu bilden iſt dermalen kaum möglich, aber, aller Wahrſcheinlichkeit nach, iſt die Emancipationsakte das Todesurtheil der ſchwarzen Raſſe. Der Neger iſt, ſeiner Natur nach, träge und ohne Vorausſicht.

Seit er frei iſt, arbeitet er wenig oder gar nicht. Um den nächſten Tag kümmert er ſich nicht. Ausnahmen gebe ich zu. Seit der Abſchaffung der Sklaverei zahlen die Plantagenbeſitzer den Schwarzen Lohn, oder, noch beſſer, ſie ſichern ihnen einen Antheil an dem Erträgniſſe der Ernte. Dies Syſtem hat hier und da ſich ſo ziemlich bewährt. Aber, ich wiederhole es, der arbeitſame und ſparſame Neger macht die Ausnahme. Wenn die letzten Baumwollernten reichlich ſind, ſo iſt dies Ergebniß nicht, wie einſt ausſchließlich, nicht einmal großentheils, der Sklavenarbeit zu verdanken. Dieſe Menſchen beſitzen keinen Arbeitstrieb. Nie werden ſie mit den Weißen konkurriren können; ſie werden vielmehr in Armuth und Elend gerathen. Sie ſind, wie geſagt, ohne alle Vorausſicht und ſie ſind ſchlechte Eltern. Nie haben ſie ſich um ihre Kinder bekümmert. Dies war Sache des Eigenthümers. Wenn nicht aus Menſchlichkeit, ſo aus Intereſſe, um ſein Kapital zu erhalten und zu vermehren, ſorgte er für gute Pflege der ſchwangern Negerinnen und ihrer Kinder. Heute iſt die Sterblichkeit unter den letzteren geradezu grauenhaft. Uebrigens, eine langjährige Erfahrung hat es bewieſen, blieben die ſchwarzen Bevölkerungen in den freien Staaten, was die Zahl betrifft, unverändert oder ſie nahmen ab. In den Sklavenſtaaten, ganz abgeſehen von den durch die Einfuhr gelieferten Zuflüſſen, vermehrte ſich die ſchwarze Raſſe in erſtaunlicher Weiſe. Dieſe Thatſache erklärt ſich durch die ſoeben erwähnte Fürſorge des Beſitzers für die Mütter und die Kinder, ſodann durch die Vorliebe des Negers und namentlich der Negerin für die weiße Farbe. In den Südſtaaten kamen, vor Aufhebung der Sklaverei, Ehen zwiſchen Schwarzen und Weißen nie vor. Illegitime Verbindungen zwiſchen weißen Männern und ſchwarzen Frauen, ſtets als geſetzwidrig betrachtet, machten die Ausnahme. Heute hat ſich

dies geändert. Das Geſetz iſt kein Hinderniß mehr, und eine Maſſe weißer Feldarbeiter ſtrömt aus dem amerikaniſchen Norden nach den Südſtaaten. Die ehelichen Verbindungen zwiſchen Schwarzen und Weißen fangen an häufiger zu werden. Alſo, die Trägheit und die Gedankenloſigkeit, das Elend und die Krankheiten, beſonders Kinderkrankheiten, werden die ſchwarze Bevölkerung vermindern. Hierzu kommt daß fortan die allerdings ſchwerlich zahlreichen Neger, welche etwas Vermögen erwarben, ihre Töchter mit Weißen oder wenigſtens mit minder Schwarzen als ſie ſelbſt ſind, verheirathen. Sie ſehen, ihre Laſter wie ihre Tugenden, der Müßiggang und die Arbeit, haben ſich zu ihrem Untergang verſchworen."

Arbeiten die Neger? Dies iſt die Frage. Aber über dieſen Hauptpunkt ſind die Anſichten getheilt. Ein in der öffentlichen Meinung Amerika's hochſtehender Staatsmann und Vertreter an einem europäiſchen Hofe ſagte mir:

„Die Arbeitsſcheu der freigelaſſenen Neger galt allgemein für erwieſen. Die großen Erträgniſſe der letzten Baumwollernten beweiſen daß ſie, unter dem Syſtem des Lohnes oder der Betheiligung, vortreffliche Arbeiter geworden ſind. Sie galten für dumm, und nun zeigt ſich daß ſie ſeltene Fähigkeiten beſitzen, ſo wie den lebhafteſten Wunſch ſich und ihre Kinder zu unterrichten."

Ueber die wachſende politiſche Bedeutung der Schwarzen ſprach ſich dieſer Diplomat folgendermaßen aus: „Die Anhänger der Emancipation hatten befürchtet, die ehemaligen Sklavenhalter würden auf Umwegen das neue Geſetz zu umgehen ſuchen, und die große philanthropiſche Akte der Freilaſſung ein todter Buchſtabe bleiben. Als Gegenmittel gewährte man den Schwarzen die Theilnahme am allgemeinen Stimmrecht. Die Folge wird ſein daß letztere bei der nächſten Präſidenten-

wahl den Ausschlag geben werden*), daher bewerben sich auch Republikaner und Demokraten um ihre Gunst." Ich möchte hinzufügen, Niemand verkennt ihre Bedeutung weniger als Präsident Grant. Den Beweis liefert die Gunst welche er ihnen zuwendet, und in Folge dessen ihr fortwährendes Zuströmen nach Washington, dem Sitze der Centralregierung. In den Südstaaten sind sie mehr oder weniger die Herrn. In Südkarolina ist der Vice-Präsident der Legislatur ein Farbiger. Hören wir den New-York Observer:

„Die Zustände in Südkarolina sind nachgerade unerträglich. Dies ist zwei Ursachen zuzuschreiben: Die Schwarzen sind zahlreicher als die Weißen, und die ehemaligen Sklaveneigenthümer, empört durch die neue Ordnung der Dinge, verschmähen es die Gesetzgebung und Regierungsgewalt mit den Schwarzen zu theilen. So geschieht es daß letztere im Vereine mit den neuen, weißen Einwanderern aus den Nordstaaten in den Besitz der Macht gelangt sind. Von hundertfünfundzwanzig Mitgliedern der Repräsentantenkammer sind neunzig Schwarze. Im Senat beinahe dasselbe Verhältniß. Die Mehrzahl dieser Leute sind käuflich. Hiezu kommt daß der Grundbesitzer in Südkarolina durch den Krieg Alles verloren hat außer sein Grundeigenthum, daß ihm Baargeld mangelt und die stets steigenden und unerbittlich eingeforderten Steuern ihn erdrücken..." Ueber die Verschleuderung der Staatseinkünfte, unter den schwarzen Regenten, erzählt der Artikel haarsträubende Dinge.

Diese und ähnliche Behauptungen werden von allen Südländern bestätigt und von allen Männern aus dem Norden bestritten. Wo liegt die Wahrheit? und wie sie entdecken?

*) Diese Voraussagung hat sich seither, bei der zweiten Wahl Grant's, bis zu einem gewissen Grade, bewährt.

Eine Thatſache wird aber von beiden Theilen zugegeben: die Schwarzen ſind, im Süden, die Herrn der Weißen. In einigen Staaten beſitzen ſie die Regierungsgewalt; in andern bilden ſie, in den Legislaturen, die Mehrheit. Ueberall ſind ſie eine wahre Macht, ſie die, noch vor wenigen Jahren, in denſelben Gegenden, für die niedrigſten Weſen der Schöpfung galten. Dies erklärt die Wuth, die Verzweiflung der Weißen, den in ihrem Herzen angehäuften Haß, nicht gegen ihre ehemaligen Sklaven, ſondern gegen den Norden, in ihren Augen, den Urheber all' dieſer Uebel. Man ſehe nur was im Süden vorgeht: Gegenwärtig reiſt H. Davis in jenen Staaten. Ein wahrer Triumphzug. Seine Worte zünden; und doch ſagt er nichts Anderes als: „Schweigt und hofft"; mit anderen Worten: „Wartet bis die Stunde der Rache ſchlägt." Die Eigenthümer enthalten ſich der Wahl und verlieren hiedurch den Boden welchen die Schwarzen und ihre neuen weißen Freunde aus dem Norden ſogleich einnehmen. Die Regierung findet keine weißen Beamte. Kaum angeſtellt, verlaſſen ſie den Dienſt, entweder eingeſchüchtert oder weil ſie ſelbſt für die Sache des Südens ſchwärmen. Die Frauen, noch entſchiedener, noch opferwilliger als die Männer, ſchüren das Feuer der Vaterlandsliebe, und die Vaterlandsliebe des Südländers iſt, in den Augen des Geſetzes, Rebellion oder Verrath. Ein ſolches Bild entwerfen die Unparteiiſchen, Mitglieder des diplomatiſchen Korps in Waſhington, Reiſende die aus den Südſtaaten kommen, Männer die jenen Intereſſen völlig ferne ſtehen. Einige dieſer Schilderungen werden ſelbſt von Gegnern der ehemaligen Konföderirten als wahr anerkannt. Jedermann, ich wiederhole es, geſteht das unleugbare Vorwalten des ſchwarzen Elementes im Süden. Dies ſind naturwidrige und auf die Länge unhaltbare Zuſtände.

IV.

Von Washington nach Chicago.

29. und 30. Mai.

Die Reisenden im fernen Westen. — Drangsale der einzelnen Herrn. — Aristokratische Regungen im Lande der Gleichheit. — Die Susquehanna. — Die Juniata. — Ankunft in Chicago.

Auf der Eisenbahnfahrt von New-York nach der offiziellen Hauptstadt der Vereinigten Staaten sieht der Europäer nichts Neues und wenig Interessantes. Fast könnte er sich in Europa glauben. Zieht er aber westwärts, so ändert sich allmälig die Physionomie der Reisenden. Die Kaufherren mit ihren Kommis, die eleganten Damen aus Boston, Philadelphia, Baltimore, die Büreaukraten von Washington, all' diese Kosmopoliten, wie wir sie deren auch besitzen, verschwinden nach und nach. Dagegen sieht man fast nur junge Männer, bärtig, ohne Sorgfalt gekleidet, nicht übermäßig reinlich, einen oder zwei Revolver in den Hosentaschen; um die Lenden den Gürtel mit grobleinenen Säcken welche leer sind, wenn der Mann nach dem Westen geht, gefüllt mit Gold wenn er heimkehrt. Auch Landwirthe von minder bedenklichem Aeußeren trifft man und Fuhrleute unter Weges nach den Ufern des Missouri, nach Leavenworth oder Kansas-City, um dort die Leitung ihrer Karavane zu übernehmen. Dies sind wichtige Personen. Unerschrockenheit, Ausdauer, die Gewohnheit des Befehls — erstreckte er sich auch nur auf ihre Knechte und Ochsentreiber — unverwüstliche Gesundheit, Gutmüthigkeit, Rohheit liest man auf ihren Gesichtern welche der Whisky geröthet hat, der Whisky und die sengenden Winde von Neu-Mexiko und Arizona. Die von ihnen nach Santa-Fe, nach Prescott, nach San-Diego, nach Nieder-Cali-

fornien, über Paſo del Norte nach Chihuahua gebrachten Waaren repräſentiren den Werth von Millionen. Dieſe Leute trotzen allen Gefahren, den Indianern und den wilden Thieren der Wüſte, den Schneeſtürmen auf den Hochebenen, den entſetzlichen Uebergängen der Cañones. Drei, vier, fünf Monate ſind ſie auf der Reiſe. An gewiſſen Orten finden ſie Vorräthe von Lebensmitteln. Für dieſe Männer, Kreuzritter ohne Kreuz und ohne Ritterthum, ſind dieſe Haltſtellen ein irdiſches Paradies, bezauberte Schlöſſer wo wohlthätige Feen, in Geſtalt ſchöner Indianerinnen, ihrer harren, wo, während der wenigen Ruhetage, alle Genüſſe dieſer Welt, die Genüſſe deren ſie fähig ſind, die ſchauderhaften Entbehrungen der Reiſe vergeſſen laſſen. Da ſitzen ſie in einer Ecke des Wagens. Wenn ich vorübergehe, blicken ſie mich mitleidig und ſpöttiſch an. Armer Menſch, denken ſie, wozu iſt der zu gebrauchen? Dann ſchütteln ſie mir ſchweigend die Hand, und laſſen mich ziehen. Auch Deutſche ſind in dem Zug. Man erkennt ſie an ihren lauten Stimmen; denn der Amerikaner iſt in der Regel ſchweigſam, und wenn er ſpricht, ſo liſpelt er. Auch die Frauen ſehen anders aus. Wie überall, reiſen ſie häufig allein, aber die eleganten Toiletten ſind verſchwunden.

Man hatte mir in New-York gerathen, mich mit Empfehlungsbriefen zu verſehen für die Gentlemen at the Office der Gaſthäuſer und für die Vorſtände der Bahnhöfe. Schon auf einer früheren Reiſe hatte ich die Vortheile ſolcher Briefe erprobt. Der Zug iſt angekommen. Wir ſind in der Nähe einer kleinen Stadt, und gedenken dort zu übernachten. Sie beſitzt ein oder zwei Hotels, ein jedes mit acht- oder zwölfhundert Zimmern. Dennoch ſind ſie immer überfüllt. Alles ſtürzt auf die Omnibuſſe welche die Reiſenden dahin bringen. Andere laufen zu Fuß. An unſer Gepäck brauchen wir nicht

zu denken, denn wir haben einen Check genommen. Es wird ſicher und raſch beſorgt. Jetzt ſind wir angekommen. Wir haben eine Art von Heerſäule gebildet, und nähern uns allmälig dem Büreau hinter welchem der Gentleman at the Office ſteht, ein Herr von ernſter wenn nicht majeſtätiſcher Haltung. Die Damen haben den Vortritt, und bekommen ihre Zimmer in den elegant eingerichteten Stockwerken, dem erſten oder zweiten des Hotels. Ihre Gatten, Brüder oder ſonſtige Reiſegefährten männlichen Geſchlechtes theilen dies Vorrecht. Aber einzelne Herren werden erbarmungslos, mittelſt des Elevators, oder Aufzuges, in die großen Dachräume verwieſen. Endlich lange ich vor dem Minos an und überreiche ihm meinen Empfehlungsbrief. Sein Kollege in dem Hotel wo ich die letzte Nacht geſchlafen gab ihn mir. Minos erbricht ihn, mißt mich mit einem kalten aber forſchenden Blick, dann wendet er ſich zu den noch unverſorgten Reiſenden, und ſendet ſie nach wie vor in die luftigen Höhen des Karavanſerai empor. Endlich iſt Jedermann verſehen, und ich ſtehe allein vor dem wichtigen Manne. Nun wendet er ſich an mich; die Amtsmiene verſchwindet; er reicht mir die Hand und drückt die meine gewaltig; dann lächelt er anmuthig. „Was ſteht zu Befehl, Baron?“ ſagt er. „Sie wünſchen ein gutes Zimmer, Baron? Wohl denn, Baron, Sie ſollen es haben.“ Und er gibt mir das beſte Appartement im Hauſe.

Daß der Amerikaner den Durſt der Gleichheit verbindet mit großem Gefallen an Titeln, iſt hundertmal bemerkt und geſagt worden. Wer Senator, Gouverneur, Oberſt, General, wäre es auch nur Milizgeneral, heißt, und die Anzahl iſt Legion, wird immer bei ſeinem Titel und niemals bei ſeinem Namen genannt. Wer den Titel gibt und wer ihn erhält findet ſich gleichmäßig geehrt. Was nun gar Adelstitel anbelangt,

die verbotene Frucht des Republikaners, so ſpricht man ſie mit wahrer Wolluſt aus. Dies iſt keine Uebertreibung. Jeder der in Amerika gereiſt iſt kann die Thatſache beſtätigen. Der Analogie halber erwähne ich hier den naiven Stolz auf ihre Abkunft, welchen man in den alten Familien findet, den Abkömmlingen der erſten holländiſchen Einwanderer, oder engliſcher Puritaner und franzöſiſcher Hugenoten. Ich habe nie mit Jemandem dieſer Klaſſe Bekanntſchaft gemacht ohne ſogleich zu hören: „Meine Familie iſt ſehr alt; meine Vorfahren kamen vor zweihundert Jahren nach Amerika; wir haben in England Verwandte die in der Pairskammer ſitzen, oder wir ſtammen von hugenotiſchen Edelleuten welche, vor dem Widerruf des Ediktes von Nantes, gut geſehen waren am franzöſiſchen Hofe.“ Und dieſe ſelben Perſonen welche unaufgefordert ihren Stammbaum entfalteten zeichneten ſich durch Erziehung und feine Sitte aus. Sonderbare Anomalie, aber leicht erklärbar, weniger durch die Eitelkeit welche andere Befriedigungen ſucht und findet, als durch das Weſen der menſchlichen Natur die, gleich der unbelebten, der Mannigfaltigkeit bedarf und die Gleichheit von ſich weiſt.

Auch für Eiſenbahnreiſende, beſonders für einzelne Männer, iſt das Empfehlungsſchreiben von Nutzen. Der Stationschef eröffnet die Unterhaltung mit einem Händedruck, überſchüttet mich mit dem „Baron“ und führt mich, mit dem herkömmlichen Ceremoniell, bei dem Zugführer ein. Dieſer gibt mir gleichfalls meinen Titel, und ich nenne ihn Miſter. Im fernen Weſten ſagt man nicht Sir, ſondern Miſter ohne den Namen beizufügen, denn man hat nicht Zeit darnach zu fragen oder man hat ihn ſogleich wieder vergeſſen. Man iſt Weißer und Amerikaner, dies genügt; hiermit bekundet man die Ueberlegenheit über die wilden Thiere der Wüſte, über die Rothhäute der

Prairien, über alle Nationen der Erde, mit Inbegriff des Europäers. Die Gattung der man angehört zählt, und nicht das Individuum. Sie ſind alſo Miſter, Meiſter, Meiſter der Schöpfung. Regelmäßig und ſchuldigermaßen dem Zugführer vorgeſtellt, bleibt eine letzte, aber darum nicht unwichtige, Förmlichkeit zu erfüllen. Der Zugführer macht mich mit dem Farbigen bekannt; das heißt mit dem Aufwärter des Wagons. Hiebei, in Anbetracht der mehr oder minder dunklen Hautfarbe, entfällt der Händedruck. So weit iſt man noch nicht gekommen, unerachtet der Emancipation der Schwarzen. Man macht Geſetzgeber aus ihnen, ſogar Vice-Präſidenten. In Waſhington, am Sitze der Centralregierung iſt ihnen geſtattet, in den öffentlichen Wagen die beſten Plätze einzunehmen und dieſe nur farbigen Frauen abzutreten. Aber ihnen die Hand ſchütteln, um keinen Preis! Der Kondukteur, als Freund, der coloured man, als Diener, machen ſich ſehr nützlich, ſuchen ihrem Schützling einen guten Platz, warnen ihn vor ſchlechter oder gefährlicher Geſellſchaft, bringen ihn, falls er auf die Cigarre verzichtet, bei den Damen unter, belegen für ihn eine Sektion, d. h. die vier Plätze eines Fenſters welche Nachts in ein Schlafgemach verwandelt werden.

In Baltimore eiliges und grauenhaftes Frühſtück in einem eating-house; dann Abreiſe auf der penſylvaniſchen Centralbahn. Mehrere Linien führen nach dem Weſten. Ihrer Konkurrenz verdankt der Reiſende eine bis an die Grenzen des Möglichen getriebene Raſchheit der Beförderung. In dieſem Augenblicke, und während ich unerachtet der Stöße des Wagens, meiner Gewohnheit gemäß, einige Notizen in mein Taſchenbuch ſchreibe, dampfen wir fünfzig und ſechzig Meilen die Stunde!

Mit dem Erſtbeſten zu ſchwätzen iſt nicht der geringſte Reiz des Touriſtenlebens. An Bücher kann man keine Fragen ſtellen, und Bücher ermüden das Auge. Manche ſind auch langweilig; aber es gibt kein menſchliches Weſen dem ſich nicht etwas Intereſſantes abgewinnen ließe: eine Idee, ein glückliches Wort, eine ſeltſame Auskunft, eine neue Auffaſſung alltäglicher Verhältniſſe. Zuweilen ſtößt man allerdings auf verſchloſſene Naturen. Nichts dringt durch ihren Harniſch. Am Ende aber, weiß man ſie nur zu nehmen, erſchließen ſie ſich doch. Man frage ſie nur um ihre Lebensgeſchichte. Da werden ſie geſprächig, und es gibt immer etwas zu lernen. Nur entſprungene Sträflinge und leichte Tugenden, die unter dem Inkognito einer trauernden Wittwe reiſen, finden ſolche Fragen zudringlich.

In der höheren Geſellſchaft, welche überall mehr oder minder mit den Regierungskreiſen zuſammenhängt, ſtehen Frivolität und gewöhnliches Salongeſchwätz einer ernſten Unterhaltung häufig im Wege, und verläßt man auch zuweilen das Gebiet der nichtsſagenden Phraſen, ſo erſchweren die einem jeden durch ſeine Stellung auferlegte Zurückhaltung, die Beſorgniß ſich bloßzuſtellen, tauſend Rückſichten den freien Austauſch der Gedanken. Solche Geſpräche bedürfen einer chemiſchen Sichtung um ein Reſultat zu geben.

In den mittleren Kreiſen des Lebens findet man, in allen Ländern, ein weites Feld der Beobachtung: mehr Kenntniſſe als in den höheren Klaſſen und mehr Abwechſelung, aber weniger Verſtändniß des menſchlichen Herzens und des wirklichen Lebens; der Horizont eines jeden iſt beſchränkter, denn dies iſt die Welt der Fachmänner. Der Gelehrte, der Künſtler, der Kaufmann, der Gewerbtreibende, ſo lange ſie ſich auf ihren Beruf beſchränken, ſind Fundgruben der Belehrung. Die mindeſt intereſſanten aller menſchlichen Weſen ſind die Handels-

reiſenden, die Commis voyageurs. Wenn ſie noch von ihren Muſtern und Waaren ſprechen wollten, aber ſie gefallen ſich in der hohen Politik. Ein jeder von ihnen ſagt, mit großer Offenheit, was er denkt und fühlt, und er denkt und fühlt was er Morgens in ſeiner Zeitung geleſen hat. Dieſe Menſchen ſind erſtaunlich. Sie wiſſen buchſtäblich Alles. Die Premierminiſter der Großſtaaten haben keine Geheimniſſe für ſie. Als vernünftige Leute würden ſie zögern, ſie wären denn ihres Zeichens Handſchuhmacher, über einen Handſchuh ein endgültiges Urtheil abzugeben, aber in der Diplomatie halten ſie ſich für Meiſter. Rühmliche Ausnahmen gebe ich natürlich zu.

Am lehrreichſten finde ich die Plaudereien mit Leuten aus dem Volke. Ein oberöſterreichiſcher Bauer, eine alte Wirthsmagd in irgend einem abgelegenen deutſchen Städtchen oder in einem Badeort der Pyrenäen; der Pfarrer, der Sangrador wie man den Arzt bedeutſam nennt, der Alkalde eines alten Marktfleckens in der Sierra Morena, welche beim Apotheker ihre Tertulia halten; ein iriſches Mädchen, das mich durch den Torfgrund führt — ein klaſſiſches Profil, eine klaſſiſche Geſtalt unter ſchwarzen Lumpen, eine Kanephore würdig des Phidias — ein Fabriksarbeiter, ein armer Amtsdiener, feſſelten oft meine Aufmerkſamkeit, überraſchten mich durch die Tiefe oder Neuheit ihrer Gedanken, warfen Licht auf verworrene und dunkle Fragen, erregten dabei meine Lachluſt oder rührten mich zu Thränen. Der Geſchichtſchreiber, will er wirklich in den Geiſt des Jahrhunderts dringen das er behandelt, höre das Urtheil der Zeitgenoſſen; der Reiſende veranlaſſe die Leute des Landes das er beſucht ſich über ſich ſelbſt auszuſprechen. Dies war ſtets meine Methode; ſie wird es auch ſein auf meinem Spaziergange um die Welt.

Der Zug vermindert ſeine Schnelligkeit. Wir legen nur mehr dreißig bis fünfunddreißig Meilen in der Stunde zurück: das Maß der engliſchen Expreßtrains. Wir ſind im Thale der Susquehanna. Der Penſylvania Central ſchlängelt ſich ihren Ufern entlang: bewaldete Hügel, bald einſam bald belebt durch Dörfer, Gußwerke, Bauernhöfe und Landhäuſer. Eine ſchöne poetiſche Flußlandſchaft. Mir fällt die große Abwechſelung auf. Hier keine Spur von Kultur. Ueber dichtem Gehölz, über blühenden Büſchen ragen Ulmen empor oder Tannen, Fichten, Lerchenbäume, alle ſchmächtig, ſchlank, mager wie der Menſch der anglo-amerikaniſcher Raſſe. Zwiſchen dieſem doppelten Vorhange eilt die Susquehanna dahin, blaugrün wie der Türkis. Ein ungeheurer Gießbach. Da ſiedet und wallt ſie, und bricht ſich an den tauſend Eilanden ihres Bettes, die ſchwarzen Granitblöcke mit ſchäumenden Kreiſen umſchlingend. Dann ermattet ihr Lauf. Wie athemlos, wie beſchämt ob ihres ohnmächtigen Zürnens, entfaltet die Nymphe ihre Stirne, lächelt und koſt ſie mit den Büſchen der Ufer, mit den wilden Roſen, den tiefblauen Enzianen welche, leiſe zitternd, ſich ſpiegeln in der kryſtallhellen Fluth. Dies iſt der klaſſiſche Boden der erſten Berührungen zwiſchen dem weißen und dem rothen Manne. Wer gedenkt da nicht der trefflichen Schilderungen Coopers! Indeß, hier floß niemals Blut. William Penn gewann in dieſen Gegenden ſeine friedlichen Schlachten. Die Einbildungskraft führt uns zurück in jene ſo nahen, und doch ſchon ſo fernen Tage, wo der Far Weſt vor den Thoren Philadelphia's und New-York's, des damaligen Neu-Amſterdam, begann. Wir umgehen ein kleines Vorgebirge, und ſiehe da! ein breites Thal erſchließt ſich unſren Blicken. Die Civiliſation entfaltet hier ihre Schätze: allenthalben bebaute Felder, rauchende Eſſen, Dörfer und Marktflecken, kleine nette Häuſer, alle nach demſelben Model erbaut,

die Bauernhöfe halb verſteckt in den Pflanzungen, überall das Bild der durch theilweiſen Erfolg gekrönten Thätigkeit, des noch nicht völlig ſiegreichen Kampfes mit der wilden Natur. Aber einige Schritte weiter umfangen den Wanderer abermals Wildniß und Einſamkeit. So iſt das Susquehannathal das Sinnbild des großen Staates welchen dieſer Fluß in ſeiner ganzen Breite durchſtrömt. Penſylvanien beſitzt in den Vereinigten Staaten die meiſt entwickelte Induſtrie, und verwerthet mit ſteigendem Erfolge ſeine ungeheuren Mineralſchätze: Eiſen und Kohle. Aber ungeachtet der ihm gewährten Schutzzölle, ungeachtet des beſtändigen Anwachſens ſeiner Bevölkerung, ermangeln noch drei Viertheile des Flächenraumes der Bebauung, und überall, wie an den zauberiſchen Ufern der Susquehanna, wechſelt die laute Thätigkeit des modernen Daſeins mit dem Schweigen und der Einſamkeit der Wildniß.

Nachmittags hatten wir Harrisburg paſſirt. Jetzt ergießt die ſinkende Sonne ihr roſiges Licht über die idylliſchen Geſtade der Juniata. Die bewohnten Stellen ſind zahlreicher als an der Susquehanna. Die Dörfer folgen ſich häufiger, und hie und da, immer von ſchönen Gärtchen umkränzt, zeigen ſich wohlhäbige Landhäuſer, etwas überladen in der Architektur, etwas zu anſpruchsvoll, aber doch willkommen dem Auge des Europäers den ſie an die alte Welt erinnern. Ein ſanfter Hauch poetiſcher Wehmuth weht über dieſer Gegend. Die Susquehanna wirkt auf das Gemüth wie ein Epos, die Juniata wie eine Ekloge Garcilaſo's:

Corrid sin duelo lagrimas corrientes.

Um zehn Uhr Nachts große Bewegung in den Wagons. Man ſtürzt auf die Platformen. Mit Hilfe des Vollmondes geräth man in Entzücken über die Schönheit der Landſchaft welche mich kalt läßt, über den kunſtvollen Bau der Bahnſtrecke

worüber ich mir kein Urtheil zutraue. Der Zug dringt in die Schlucht von Jack's Mountain und paſſirt ſodann bei Sideling-Hill die Alleghanies, die Waſſerſcheide zwiſchen dem mexikaniſchen Golf und dem atlantiſchen Meer. Schauderhaft iſt die Herabfahrt, aber glücklicher Weiſe auch kurz. Ueber dieſen Genüſſen und Gemüthsbewegungen iſt es ſpät geworden, und Jedermann ſucht die Ruhe. In den Schlafwagons verwandeln ſich die Lehnſtühle in Betten. Breterwände trennen ſie. Ein ſchwerer Vorhang ſchließt ſie gegen den Gang in der Mitte ab. Jedes Fenſter gewährt Raum für zwei übereinander angebrachte Schlafſtellen. Wer eine „Sektion" gemiethet, beſitzt ein ganzes Fenſter. Unter dem Schutze des Vorhanges entkleiden ſich Männer und Frauen, heften mit Nadeln ein Taſchentuch an das von der Verwaltung gelieferte, allzu banale, Kopfkiſſen, kriechen oder klettern in ihr Bett, verſuchen endlich zu ſchlafen unerachtet des Lärmens, der Bewegung, des Staubes, unerachtet der ekelhaften Ausdünſtungen welche dieſe ſcheußlichen Schlafſtuben verpeſten. Entſchloſſen dem allgemeinen Beiſpiele nicht zu folgen, laſſe ich meine Sektion unbenutzt, und biwakire auf der Platform. Die Nacht iſt herrlich. Der Mond verbreitet über die Landſchaft ſein Silberlicht. So weit das Auge reicht zieht die Bahn in gerader Linie fort, daher die Möglichkeit, faſt während der ganzen Nacht mit der ungeheuren Schnelligkeit von fünfzig bis ſechzig Meilen dahin zu raſen. Ich ſitze auf den Stufen der Platform etwa zwei Fuß über dem Erdboden. Die Kieſelſteine zwiſchen den Schienen funkeln wie Diamanten und machen den Eindruck eines horizontalen Waſſerfalles. Wenn der Zug über Brücken paſſirt — immer Holzbrücken, ſogenanntes Treſtlework — gleicht die Bewegung der eines Schiffes bei hohler See. Da halte ich mich, mit aller Kraft, an dem Geländer feſt und beruhige mich mit dem Ge-

danken, daß auf dieſer Bahn, einer der übelberüchtigtſten in Amerika, dennoch die Mehrzahl der Züge ihre Beſtimmung erreicht. Von Zeit zu Zeit kommen die Breakmen auf die Platform geſtürzt, ſperren die Räder und verſchwinden dann eben ſo eilfertig im nächſten Wagon. Wer ſie laufen ſieht, ſollte meinen es handle ſich — und es handelt ſich wirklich — um Leben und Tod. Auch der Kondukteur kommt und geht, nie ohne mich anzulächeln oder ein freundliches Wort zu ſagen, wäre es auch nur: „Now, Baron“ oder „Well, Baron“ oder „hüten Sie ſich einzuſchlafen, Baron!“ Zuweilen, zur Abwechſelung, ſagt er nichts, drückt mir aber ſchweigend die Hand. So oft ich ihn ſehe, frage ich: „Wie viel, Miſter?“ und die Antwort iſt fortwährend: „Sixty.“ Sechzig Meilen die Stunde!

Der Morgen graut und es wird kühl. Ich begebe mich in den Wagon. Der Farbige iſt bereits beſchäftigt die Matrazen zu entfernen. In der Rotonda, eine Art von Vorzimmer, machen die Reiſenden Reihe vor einem kleinen armſeligen Waſchtiſche. Ein anderer iſt den Damen vorbehalten. Dieſe erſcheinen im Schlafrocke, den Reichthum ihres Haares in der Hand tragend, und machen ſodann in Gegenwart ſämmtlicher Wagonsgenoſſen, in aller Unbefangenheit und mit voller Wahrung des Anſtandes, eine allerdings unvollſtändige Toilette Praktiſch, aber nicht ſchön.

Um zwei Uhr Morgens waren wir über Pittsburg hinaus. Um neun Uhr Frühſtück in Glaſtine. Die magern Wälder des Staates Ohio werden im Fluge durchreiſt. Um Mittag halten wir in Fort Wayne. Um fünf Uhr haben wir Indiana in ſeiner ganzen Breite durchreiſt, und die Grenzen von Illinois erreicht. Das Land iſt eine nur durch den Horizont begrenzte Ebene. Einige niedere wellenförmige Hügelzüge vermehren die Einförmigkeit dieſer unſchönen Gegenden. Endlich iſt der See

Michigan in Sicht. Gegen Nord dem Ocean ähnlich, macht er mit ſeinen Dünen und niedrigen Sandufern den Eindruck der äußerſten Verlaſſenheit.

Genau um ſechs Uhr, mit Staub geſättigt, von der Hitze überwältigt, ziemlich müde, aber Gottlob! mit geſunden Gliedmaßen, ohne Beinbruch und ohne ſchwere Kontuſion, erreichen wir den Bahnhof von Chicago.

V.

Chicago.

Vom 30. Mai zum 1. Juni.

Phyſionomie der Stadt. — Steigende Bedeutung des deutſchen Elementes. — Die großen Karavanſerai. — Wie man haushält mit den menſchlichen Kräften. — Ueberlegenheit der unteren Schichten der amerikaniſchen Geſellſchaft. — Chicago, der große Weltplatz des Weſtens. — Michigan-Avenue. — Ein wandelndes Haus. — General Sheridan. — Das Europareiſen der Amerikaner. — Die Stellung der Frau in der Familie.

Ich ſteige in Shermanhouſe ab. Es iſt der Urtyp der großen amerikaniſchen Hotels. Einem Empfehlungsſchreiben an den Gentleman des Büreau, deſſen Herablaſſung ich nicht genug rühmen kann, verdanke ich ein gutes Zimmer mit Badekabinet im erſten Stock. Die Waſſerröhren verſagen zwar wie gewöhnlich den Dienſt, aber der Farbige des Quartiers verſpricht ſie herſtellen zu laſſen, to fix it.

Mittlerweile ergehe ich mich in den Straßen. Die Hitze iſt überwältigend und der erſte Anblick Chicago's für den Müßiggänger wenig einladend. Es iſt die Stunde um welche man Feierabend macht. Maſſen von Arbeitern — Männer, Weiber, Kinder — Ladendiener, Kommis, ziehen an mir vorüber, zu

Fuß, im Omnibus, in Tramwagen, faſt alle in derſelben Richtung. Alle haben Eile ihre beſcheidene Wohnung in den fernen Stadttheilen zu erreichen. Alle ſehen traurig aus, wie in Gedanken verſunken, und todesmüde.

Die Gaſſen gleichen denen aller amerikaniſchen Städte. Die Häuſer ſind von Holz*) gebaut, ahmen aber die Steinkonſtruktion nach. Schwarze, kohlengeſchwängerte Dampfwolken ſteigen aus unzähligen Eſſen der Fabriken empor, ſinken in die Gaſſen hinab, werfen ihre dunklen Schatten über die glänzenden Auslagen der Kaufläden, über die in rieſigen Goldbuchſtaben prangenden Ankündigungen, welche die Wände der Häuſer bis unter das Dach bedecken, über die Menge der Fußgänger die, gebeugt und ſchweigſam, gemeſſenen Schrittes, die Arme pendelartig ſchwingend, den Ort fliehen wo ſie den Tag über ihren Schweiß vergoſſen. Für Augenblicke zerreißt die Sonne den düſtern Baldachin welchen die Induſtrie über die Hauptſtadt der Arbeit ausgeſpannt hat; aber dieſe plötzlichen, vorübergehenden, ſchwebenden Streiflichter erheitern das Bild nicht; im Gegentheile, ſie erhöhen den unheimlichen Eindruck. In den Hauptſtraßen gewahrt man unabſehbare Reihen von Telegraphenſtangen. Sie folgen ſich in geringer Entfernung und endigen in dem doppelten Biſchofskreuz, dem einzigen Zeichen der Erlöſung in dieſen Regionen deren Gott das Gold iſt.

Ich miſche mich unter die Menge, und ſie zieht mich mit ſich fort. Ich ſuche in den Geſichtern zu leſen, und ich finde überall denſelben Ausdruck. Alles hat Eile. Alles will möglichſt raſch den eigenen Herd erreichen, die wenigen Stunden der Ruhe ausnützen, wie man ausgenützt hat die langen Stunden

*) Wenige Monate nach meinem Beſuche ward Chicago eine Beute der Flammen. Wenige Monate ſpäter war es aus der Aſche neu erſtanden. Seither iſt es theilweiſe wieder abgebrannt.

der Arbeit. Ein jeder ſcheint in dem Nachbar einen Nebenbuhler zu vermuthen. Der Stempel der Vereinſamung iſt auf die Stirne dieſer Leute gedrückt. Argwohn und nicht chriſtliche Liebe bildet die moraliſche Atmoſphäre ihres Daſeins.

Die Nacht bricht herein, und die Gaſſen werden allmälig leer. Allenthalben höre ich deutſch reden. Ich ſpreche einige meiner Landsleute an. Zuerſt ſcheint man etwas verwundert, mehr ſcheu als neugierig; dann gewinnt die deutſche Gemüthlichkeit die Oberhand über die anglo-amerikaniſche Zurückhaltung. Man wird geſprächig, beantwortet meine Fragen, ſpricht von dem letzten Kriege, und mit welcher Begeiſterung! Das befriedigte Nationalgefühl, der Siegesrauſch beleben die ſonſt ruhigen, ehrſamen, bürgerlichen Phyſionomien. Die Waffenerfolge der überſeeiſchen Brüder waren für ſie eine unerwartete Offenbarung, hoben ihr Selbſtgefühl, vermehrten ihre Thatkraft, riefen Beſtrebungen wach, welche die Amerikaner bereits für unvereinbar erklären mit der Verfaſſung und dem Beſtande der Vereinsſtaaten. Bisher waren unter allen Einwanderern die Deutſchen diejenigen welche ſich, abſichtlich und ſo raſch ſie konnten, mit der angloſächſiſchen Nation, der Stammraſſe der Oſtſtaaten, verſchmolzen. Ich habe dies auf meiner vorjährigen Reiſe nach dem Niagara öfters beobachtet. Unſere, vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren eingewanderten, Landsleute ſprachen zu ihren Kindern deutſch, und dieſe antworteten engliſch. Es iſt bekannt daß die dritte Generation — die Vorliebe für Muſik und Bier abgerechnet — ſich vollkommen amerikaniſirt. Dies ereignet ſich auf dem ganzen Gebiete der Union, außer in Penſylvanien wo die Deutſchen ſehr große Gemeinden bilden. Daher bewahrten ſie dort auch mehr als anderwärts die Traditionen, Sitten und, obgleich ſehr entartet, die Sprache des Vaterlandes. Heute, unter dem Eindrucke einer gewaltſamen

und, wahrſcheinlich, dauernden Reaktion, iſt der Deutſche in Amerika aus dem Schlummer paſſiver Ergebung in der er ſich gefiel mit Einem Male erwacht; iſt ſtolz auf ſeine Nationalität geworden und entſchloſſen ſie zu bewahren, zu pflegen, wo nöthig mit Nachdruck in Anſpruch zu nehmen. Sie ſind wie Menſchen welche plötzlich ihren eigenen Werth erkannt haben und daher geneigt ſind ſich ſelbſt zu überſchätzen; mit denen fortan ſchwer zu leben iſt, und die immer bereit ſind ſich mit ihren Freunden zu überwerfen. In dieſem Punkte iſt man in Waſhington nicht ohne Sorge. In New-York erzählte man mir ſogar, die Deutſchen beabſichtigten ein ſelbſtſtändiges Glied des Staatenbundes zu werden. Ich geſtehe daß ich dieſe Befürchtungen nicht theile. Ich kenne uns. Wir Deutſche gerathen leicht in Extaſe. Man ſagt uns ſogar nach daß wir mit mehr Einbildungskraft und Logik geſegnet ſeien, als politiſchem Verſtändniß und politiſchem Inſtinkt. Gewiß ſind wir geborene Profeſſoren und lieben zu dociren; aber wir ſind ſelten übermäßig eitel und im Grunde der Uebertreibung abhold. Ich fürchte, wir ſind keine vorzugsweiſe liebenswürdige Nation. Wir ſind zu rechthaberiſch. Ein Amerikaner ſagte mir: „Ich bin ſelbſt deutſcher Abkunft, aber ich liebe die Deutſchen nicht. Sie waſchen ſich wenig, wollen immer Recht haben und prügeln ihre Frauen.“ *) Dies iſt leider der Ruf der Deutſchen von Meer zu Meer. Aber je tiefer der Reiſende im Weſten vordringt, deſto mehr häufen ſich die Spuren ihrer Anweſenheit, die wundervollen Ergebniſſe ihres Fleißes, die beredten Zeugen ihrer Thatkraft, ihrer geiſtigen Begabung, ihrer eiſernen Ausdauer, des großen Platzes den ſie bereits in der neuen Welt einnehmen, die ver-

*) Natürlich von den Einwanderern der unterſten Stände ſprechend. Aehnlich äußert ſich Julius Froebel.

heißungsvollen Anzeichen der größeren Zukunft die ihrer zu harren ſcheint.

Dieſen und ähnlichen Betrachtungen entreißt mich der Anblick mehrerer ungeheuren Standarten, welche die Abendluft leiſe bewegt. Es iſt die deutſche Fahne. Ueber dem Stadthauſe, über allen öffentlichen Gebäuden, über vielen Privathäuſern weht ſie. Die Veranlaſſung iſt die geſtrige Feier zu Ehren des Verſailler Friedens, das heißt der deutſchen Siege. Da die Deutſchen den vierten, wenn nicht den dritten Theil der Bevölkerung von Chicago ausmachen, konnte der Stadtrath ſeine Betheiligung an dem Feſte nicht wohl verweigern.

Nun iſt es ganz Nacht geworden. Die ſchlecht beleuchteten Straßen haben ſich geleert. Die Deutſchen ſitzen in ihren Bierhäuſern, trinken ihren Schoppen und ergötzen ſich an dem elenden Spiel kleiner Banden, unwürdiger Vertreter des Vaterlandes der Muſik. In andern Lokalen wird im Chor geſungen. Welche melodiſche, Sammtſtimmen! Echt deutſch. Wo nicht muſicirt wird, macht man Konverſation, das heißt alle ſprechen ſehr laut und zu gleicher Zeit.

Die Amerikaner verſammeln ſich an den Zugängen und in der Vorhalle der großen Hotels. Jedermann hat dort bekanntlich freien Zutritt. Omnibuſſe kommen ohne Unterlaß, halten vor dem Thore, entledigen ſich ihrer Reiſenden. Dieſe treten ſogleich in Reihe und Glied, harren geduldig und ſchweigſam, rücken langſam vor, empfangen endlich aus den Händen des Gentleman at the Office den Schlüſſel zum Nachtquartier. Gleichzeitig entſtehen und verſchwinden mit wunderbarer Schnelligkeit Cyklopenmauern von Koffern. Nichts gleicht der Behendigkeit und Kraft der Porters. Mit welcher Leichtigkeit ſie dieſe Laſten bewegen! Sie ſind alle Irländer, und, im Unterſchiede von den Amerikanern, an ihrer fröhlichen Miene, den

verhältnißmäßig ehrerbietigen Manieren und ihren herkuliſchen Gliedmaßen zu erkennen. Der Amerikaner taugt nicht zu dieſem Berufe. Es fehlen ihm dazu die nöthige Geſundheit und Kraft.

Im Bar-room, der Trinkſtube, ſtehen kleine Billarde in großer Anzahl. Bis tief in die Nacht ſind ſie beſetzt. Dieſer Raum iſt ein großer Saal des Souterrains, a giorno erleuchtet und von einer Atmoſphäre erfüllt, in welcher ſich die Ausdünſtungen des Gaſes und der alkoholiſchen Getränke in harmoniſcher Weiſe verſchmelzen. Das Buffet umſtehen Gruppen von Männern. Dort übt der Barman ſein Amt. Immer majeſtätiſch, iſt er beſonders bewundernswerth wenn er Limonade bereitet. Der Zucker wird in Waſſer aufgelöſt, dann der mit einer Art von Nußknacker ausgepreßte Saft der Südfrucht und kryſtallhelles Eis hinzugefügt. Dieſe Miſchung wird um die Abkühlung zu beſchleunigen abwechſelnd in ein Glas und einen Metallbecher gegoſſen. In wenigen Sekunden iſt das Werk vollendet.

Ich bin in mein Appartement zurückgekehrt, und zwar ohne Benutzung des Elevators, da ich Glücklicher ja im erſten Stocke wohne. Ich mache mich nun an das Werk, zünde, nicht ohne Schwierigkeit, die Gasleuchter an, und bereite mein Bad. Aber kaum in die laue Fluth getaucht, verlöſchen die Lichter. Der Hahn war von mir nicht richtig geſtellt. Das Gas entſtrömt und die Zimmer füllen ſich mit mephitiſchen Dünſten. Ich ſtürze aus der Wanne, dabei zufällig die Klappe öffnend. Die Zündhölzchen, durch meine naſſen Hände benetzt, verſagen natürlich den Dienſt. Ich ſuche meinen Weg im Dunkeln tappend nach dem Bade zurück. Aber, weh mir, das Waſſer iſt abgelaufen, und ich befinde mich ohne Bad, ohne Kleider, ohne Licht und außer Stand die Zimmerſchelle zu fin-

den. Die Moral dieſes kleinen Mißgeſchickes iſt, daß Alles gelernt ſein will, ſogar die Kunſtgriffe die man kennen muß, um ſich der zahlloſen Erfindungen zu bedienen mit welchen die amerikaniſchen Hotels ausgeſtattet ſind, und welche alle denſelben Zweck verfolgen: möglichſte Erſparung der Arbeitskräfte, und daher ein möglichſt geringes Dienſtperſonale. Zu dieſem Ende wird, mittelſt mechaniſcher Vorkehrungen, der Reiſende in den Stand geſetzt ſich ſelbſt zu genügen. Man bedient ihn bei Tiſche; man fegt ſein Zimmer, und macht ſein Bett. Man geht ſoweit ſogar ſeine Schuhe zu reinigen. Aber man kalkulirt, man ſetzt voraus, daß er ſeine Kleider ſelbſt bürſte, und man erräth daß er mit den Hähnen der Gas- und Waſſerröhren umzugehen weiß. Die Gaſthäuſer ſind alle nach demſelben Model erbaut und eingerichtet. Die Koſt iſt reichlich und mittelmäßig. Man ißt raſch und ſchweigend. Die Aufwärter, faſt immer Farbige, ſehen zerſtreut und mürriſch aus, es ſei denn man würde ihnen durch den Oberkellner empfohlen, was eine Vorſtellung des Reiſenden bei letzterem durch den Gentleman at the Office vorausſetzt. In dieſem Falle erwarten ſie ein kleines Geſchenk, fletſchen ihre großen, weißen, ſcharfen Zähne, verziehen ihre wulſtigen Lippen zu einem anmuthigen Lächeln, nehmen ſogar eine ehrerbietige Haltung an, und tragen Leckerbiſſen auf, niceties, welche nicht auf der Speiſekarte erſcheinen. Alles iſt in Ueberfluß vorhanden, die Ventilation vortrefflich, die ganze Einrichtung des Wirthshauslebens praktiſch und widerwärtig.

In den Hauptſtraßen Chicago's und auch anderer Städte des Weſtens gewahrt man ſtarke Ringe von Eiſen, welche dem Trottoir entlang in das Pflaſter eingelaſſen ſind. An dieſen Ringen befeſtigt man ſein Pferd. Hiedurch werden Kutſcher und Reitknechte entbehrlich. Man will eben mit der menſchli-

chen Kraft und mit der Zeit haushalten, von beiden auch nicht das Geringſte verlieren, vielmehr den möglichſten Vortheil erzielen. Dies iſt einer der großen Grundſätze, oder vielmehr ein großes Geſetz. Jedermann fügt ſich ihm willig; Niemand vermöchte ſich ihm zu entziehen. Da gibt es keine falſche Scham, keine menſchliche Rückſicht! Das in den höheren Kreiſen der alten Welt noch beſtehende Vorurtheil gegen Händearbeit iſt hier unbekannt. Allerdings, die Verfeinerung unſerer Lebensweiſe verflüchtigt ſich unter dem Einfluſſe dieſer friſchen aber rauhen Luft, und ich glaube nicht daß ein Menſch in vorgerückten Jahren, gewöhnt an die eleganten ſanften und vornehmen Lebensformen unſeres Kontinents, ſich hier zu Lande auf die Länge gefallen könne. Selbſt Amerikaner, welche einige Zeit in England, Frankreich oder Deutſchland gelebt haben, ſehnen ſich lange, zuweilen bis an ihr Ende, nach Europa zurück.

Am meiſten gewinnen bei dieſem Syſteme die unteren Klaſſen, denn es hebt ſie moraliſch indem es ihnen geiſtige und materielle Genüſſe zugänglich macht welche in Europa das ausſchließliche Eigenthum der höheren Stände ſind. Daher kommt es daß Einwanderer aus dem Volk, wenn ſie, zu Wohlſtand gelangt, nach Europa zurückkehren, ſich dort nicht mehr gefallen, und daher meiſt wieder nach Amerika überſiedeln. Ich begegnete einigen Italienern. Sie hatten in Californien und Nevada als Hauſirer ſich einiges Geld erworben, waren dann nach ihrer Heimath, Piemont, zurückgekehrt, und begaben ſich jetzt wieder nach den Geſtaden des ſtillen Weltmeeres. Einer von ihnen ſagte mir: „Wir ſind etwa vierhundert Italiener in Nevada und Californien. Wir haben mehr oder weniger gute Geſchäfte gemacht. Vierundzwanzig von uns ſind, die Säckel mit Gold gefüllt, nach unſerem Dorfe heimge-

zogen. Aber Europa gefiel uns nicht mehr. Mit Ausnahme von Dreien, kehren wir ſämmtlich nach Californien zurück. Dies begreift ſich. Mit den Signori können wir nicht, mit unſeresgleichen wollen wir nicht verkehren, denn ohne es zu merken haben wir uns über ſie erhoben. Wir fühlen uns vereinſamt, werden trübſelig und brechen wieder nach Amerika auf."

Der Morgen herrlich. Der Himmel wolkenlos und von jenem metalliſchen Blau welches man im Innern von Nordamerika ſo häufig ſieht. Die Sonne erbarmungslos. Selbſt der ſchwarze Dampfqualm der Manufakturen vermag nicht zu widerſtehen. Nur der Menſch trotzt ihr. Die Bewegung in den Gaſſen übertrifft Alles was ich, in dieſer Art, in England, in den großen Mittelpunkten des Handels und der Induſtrie ſah. Chicago, erbaut vor ſechzehn Jahren, zählt bereits dreimalhunderttauſend Einwohner. Der Boden war ein Sumpf und die Luft ungeſund. Dem Uebelſtande ward abgeholfen indem man die Häuſer hob, und zwar ohne Dampf, blos mittelſt Schrauben und Menſchenkraft, und ohne die Inwohner irgend zu behelligen. Viele Häuſer wurden von einem Ende der Stadt nach dem anderen verſetzt.

Chicago trägt das Gepräge der beiden Betriebszweige denen es ſeine Bedeutung verdankt. Es iſt die große Getreidefruchtkammer für Mineſota und Wiskonſin, und für ſämmtliche Weſtſtaaten — ſeit dem Anſchluſſe von Californien und Oregon, ſollten ſie eigentlich Centralſtaaten heißen — der Stapelplatz ihres Bedarfes an dry goods und Manufakturwaaren aller Art. Zu Waſſer und auf den Bahnen kommt das Getreide in ungeheuren Maſſen an. Hier werden die Erzeug-

niſſe der unerſchöpflichen Kornkammern von den Nachbarſtaaten zur Waare, zum Gegenſtande der Spekulation. Hier wird das Getreide gekauft und verkauft, in den Magazinen beigeſetzt, und im günſtigen Augenblicke verſchifft, ſei es durch die Seedampfer ſei es auf den Eiſenbahnen, nach den Oſtſtaaten und nach Europa. Die mechaniſchen Vorrichtungen, welche dieſe Operationen erleichtern, die Elevators und Magazine, ſind der Stolz der Einwohner und eine Quelle ihres Reichthums.

Eine andere Gelegenheit Geld zu machen bietet der Kleinhandel mit den unzähligen Hauſirern welche hier ihren Waarenvorrath einkaufen. Während mehrerer Jahre haben Cincinnati und St. Louis ſich dieſer Konkurrenz zu erwehren geſucht. Heute iſt das Uebergewicht Chicago's geſichert, und zwar um ſo mehr als es ſich hauptſächlich auf die geographiſchen Vortheile ſeiner Lage gründet.

Ich ſuche Kühlung, und ſchleiche daher nach dem Seeufer. Vergebens! Kein Hauch kräuſelt das ungeheure Becken. Unbeweglich und ſchweigſam ſpiegelt es Sonne und Himmel, eine unerträgliche Fülle von Licht um ſich verbreitend. Ueber das Seeende geht eine Eiſenbahn wie auf Stelzen. Weiterhin zeichnet ein Dampfer ſeine ſchwarze Silhouette auf der glatten, leuchtenden Fläche. Die Sonne ſchüttet ihr Gold aus über Waſſer und Land, und dennoch macht das Bild einen düſtern, unheimlichen Eindruck. Vielleicht in Folge des Gegenſatzes zwiſchen dem lebendigen Treiben in den Straßen welche ich eben verließ und der ungaſtlichen Einſamkeit die ſich hier vor mir aufthut. Aber dieſer Kontraſt gehört zu den Eigenthümlichkeiten Amerika's. Man iſt bezaubert über den Fortſchritt, den Reichthum, die Civiliſation; aber fünf Schritte weiter, um jene Ecke herum, geräth der Wanderer plötzlich wieder in die Wildniß. Die Ergebniſſe der Thatkraft, des Genies, der Verwegenheit, des prak-

tiſchen Verſtandes dieſer Nation, nach ihrem Werthe beurtheilt, erfüllen mit Erſtaunen. Aber wie klein, wie ungenügend erſcheinen ſie, wenn verglichen mit dem was noch zu thun übrig bleibt!

Ich betrete eine große Avenue. Auf der einen Seite begrenzt ſie der See, auf der andern eine Reihe ſtattlicher Gebäude. Es iſt die berühmte Michigan-Avenue, das Stadtviertel der Plutokratie. In dieſen prachtvollen Häuſern, ſämmtlich aus Holz aber mit Gyps übertüncht, und in den verſchiedenſten Stylen erbaut — klaſſiſch, barock, gothiſch, italieniſch — faſt alle mit kleinen, ſchönen Gärtchen umgeben, wohnen die Familien von Männern welche in wenigen Jahren Millionen gewonnen, und wenn ſie ſie ſeither verloren, das Leben neu begonnen und neue Reichthümer erworben haben. Weiter oben verläßt die Avenue das Seeufer und wird zur Gaſſe. Hier zieht ſie zwiſchen zwei Häuſerreihen hin. Die Gebäude ſind kleiner, weniger anſehnlich aber doch wohnlich und mehr im Charakter der Villen errichtet. Ich gehe über eine Stunde, und noch iſt das Ende nicht erreicht. Hier glaubt man ſich auf dem Lande. Man ſieht nur Frauen und Kinder, wenig Wagen, keine Omnibuſſe. Alles athmet Muße und Zurückgezogenheit. Babies ſpielen in den kleinen Gärten. Elegant gekleidete Damen pflegen auf der Veranda der Ruhe, ſchaukeln ſich in weiten Wiegenſtühlen, halten in der einen Hand den Fächer, in der andern einen Roman. Eines ſtört mich: ein Haus mitten in der Straße. Welch' ſonderbarer Gedanke! Doch nein, das Haus bewegt ſich, es wankt, und nähert ſich allmälig. Bald iſt kein Zweifel möglich. Es ruht auf einer Platform von Balken, dieſe auf Walzen. Ein Pferd und drei Männer ſchleppen es mit Hilfe eines Taues und einer Winde. So zieht es langſam an mir vorüber. Es iſt ein zweiſtöckiges Haus im Spitzbogenſtyl. In der Küche wird

gekocht, denn die Esse raucht. Aus einem offenen Fenster des zweiten Stockwerkes hallen die Töne eines Klaviers herab. Eine bekannte Arie der Traviata verschmilzt mit dem Knarren der Balken die das wandelnde Gebäude tragen.

Ich halte vor einem kleinen Hause. Es hat zwei Stockwerke und drei Fenster in jedem derselben, sieht niedlich und ganz neu aus. Einige Stufen führen zur Thüre. Man läßt mich einige Minuten warten und ich fürchte allen Ernstes den Sonnenstrahlen zu erliegen. Es ist der tropische Sommer ohne seine Feuchtigkeit, der Polarsommer ohne seine erquickenden Brisen. Endlich werde ich eingelassen und in einen Salon geführt welcher die ganze Tiefe des Häuschens einnimmt: elegant, einfach, militärisch.

Ich bin bei General Sheridan.

Im vorigen Sommer habe ich mit ihm die Ueberfahrt nach Europa gemacht, ihn im Winter in Rom auf einige Augenblicke gesehen, und mit lebhaftem Vergnügen begrüßen wir uns jetzt wieder. Grant, Sherman, Sheridan! die drei Gestirne, die drei Helden welche die Konfederation gebrochen, die beiden Hälften der Union mit ihrem Degen, so gut als möglich, wieder zusammen gelöthet haben.

General Sheridan ist von irischer Abkunft, und hat seine Bildung in der Militärschule von Westpoint erhalten. Wie die meisten Zöglinge dieser berühmten Anstalt, vereinigt er gründliche Kenntnisse mit einer kriegerischen Haltung und den Formen eines Gentleman, ich möchte sagen, mit dem europäischen Wesen durch welches die Offiziere der Vereinsarmee auffallen. Man könnte Sheridan für einen österreichischen General nehmen. Er zählt erst achtunddreißig' Jahre, sieht aber viel älter aus. Durch eine seltene Gunst des Schicksals war es ihm gegönnt, in einem Alter wo junge Offiziere noch am Beginn ihrer Lauf-

bahn ſtehen, ſeinen Namen zu verewigen. Sein Antlitz, gebräunt von Wind und Wetter, durch Wachen, Gemüthsbewegung und Sorgen vor der Zeit gefurcht, trägt das Gepräge naiver Beſcheidenheit und edlen Stolzes. Die dunkelbraunen Augen ſprühen Feuer, und zeugen von dem celtiſchen Blut das in ſeinen Adern rollt. Sie verrathen Verſtand, Feinheit, Verwegenheit und jenen kaltblütigen Muth der die Gefahr herausfordert, mit ihr koſt, ihr die Stirne bietet. Sheridan trägt das Haar kurz geſchnitten, iſt von mittlerer Statur, hat breite Schultern und gedrungene Gliedmaßen. Seine Gegner beſchuldigen ihn der Grauſamkeit, und nennen ihn den Vertilger der Indianer. Von ſeinen Freunden wird er angebetet. Die einen wie die andern ſagen er ſei a dashing man. In der That, ein Blick genügt um in ihm den Führer zu erkennen der den Soldaten mit ſich fortreißt, der ihn, ohne Widerſtreben, zum Siege führt oder in den Tod. Sein Kommando umfaßt beinahe den dritten Theil des Unionsgebietes. Es reicht von den Ufern des Illinois bis nach Nevada, von der kanadiſchen Grenze bis an die von Neu-Mexiko und Arizona. Um alle ſeinem Befehle untergebenen Poſten zu beſuchen, hätte er zwei Jahre zu reiſen. Und dieſer große Feldherr bewohnt einen kleinen Käfig den er ſich ſelbſt gebaut, und den er wenn von hier abberufen ohne Verluſt zu verkaufen hofft. Seine Büreaux ſind in der inneren Stadt untergebracht, im zweiten Stocke eines jener großen, banalen Häuſer wo Induſtrie, Groß- und Kleinhandel, Kunſt und Wiſſenſchaft ſich begegnen, wo aber Häuslichkeit, Ruhe und Vergnügen keinen Einlaß finden.

In den Vereinigten Staaten, in dieſem Mittel in welchem ſich Alles bewegt iſt nichts beweglicher als das öffentliche Leben und die officielle Welt. Die oberſte Gewalt wird auf vier, höchſtens acht Jahre vergeben. Beim Austritte des Präſidenten

werden ſämmtliche Staatsdiener, hohe und niedere, man berechnet die Zahl auf vierzigtauſend, auf das Pflaſter geſetzt. Die Armee macht die einzige Ausnahme, weil angenommen wird, und bisher mit Recht, daß ſie der Politik fremd bleibt. Sie iſt der Fels inmitten des Flugſandes. Daher auch das Gefühl der Würde und Selbſtſtändigkeit welches man in ihren Reihen häufig und im Civildienſte ſelten trifft. Was insbeſondere Sheridan und Sherman anbelangt, ſo ſichert ſie ihr Verdienſt, wie man mir ſagt, gegen feindſelige Intriguen. Weder der Präſident, noch eine Kammermajorität würden es wagen ſie ihrer Kommandos zu berauben. Merkwürdige Anomalie! Eine Republik in der Alles wechſelt, wo keine Stellung geſichert oder ſelbſtſtändig iſt, außer die Militärgewalt!

Während unſerer langen Wanderungen an Bord der Scotia ſprach mir der General oftmals von den brennenden Fragen ſeines Landes, immer mit der Klarheit des geſunden einfachen Menſchenverſtandes, mit der zuweilen rauhen, ſtets patriotiſchen Freimüthigkeit eines Mannes der zu hoch ſteht um mit ſeinen Gedanken zurückzuhalten. Wenn er die Schattenſeiten nicht verhüllte, ſo belehrte er mich auch über die großen Hilfsquellen, über die moraliſchen und materiellen Schätze ſeines großen Vaterlandes.*) Wie alle der Oeffentlichkeit angehörigen Männer, welche wirklich Großes geleiſtet, nicht Menſchen welche blos Geltung haben durch ihre amtliche Stellung die ſie vielleicht der Ironie des Zufalls oder einer Intrigue verdanken, und die ſie früher oder ſpäter mit Spott und Schande verlieren werden — wie alle wirklich tüchtigen Männer, verabſcheut Sheridan die Popularität.

*) Ich bedaure dieſe Unterredungen nicht wiedergeben zu können. Der Leſer billigt ohne Zweifel meine Zurückhaltung. Sie wird mir gewöhnlich auferlegt ſein, wo ich den Namen des Redenden gebe.

„Ovationen", rief er aus, „ich haſſe ſie. Dieſe Burſche, die Ihnen heute die Ohren zerreißen mit ihrem Beifallsgebrülle, bewerfen Sie morgen mit Steinen und Koth."

Im vorigen Sommer, gerade bei Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Deutſchland und Frankreich, landeten wir in Queenstown. Der Telegraph berichtete den Beginn, noch nicht den Ausgang der Schlacht von Wörth. General Sheridan beabſichtigte ſich nach dem Hauptquartier des Kaiſers Napoleon zu begeben. Die Ereigniſſe und, wenn ich nicht irre, eine ablehnende Antwort der franzöſiſchen Militärbehörden beſtimmten ihn ſeine Schritte nach dem preußiſchen Lager zu richten, wo er die beſte Aufnahme fand. Man kennt ſeine fruchtloſen Bemühungen vor Paris einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln. Später bereiſte er ganz Europa und beſuchte faſt ſämmtliche Höfe; kam dann, wenige Tage vor mir, nach Chicago zurück, und übernahm wieder ſein Kommando. Dieſe, etwas encyklopädiſche, Art die alte Welt in kürzerer Zeit zu durchfliegen als wir brauchen würden um unſeren Reiſeplan zu entwerfen und die nöthigen Vorſtudien zu machen, iſt echt amerikaniſch. Für uns wäre dies eine Verſchleuderung von Zeit und Mühe, eine Pein. Aber der Amerikaner iſt aus anderem Stoff gemacht. Vertraut mit der Anſtrengung; ſtets, ſelbſt in den gewöhnlichſten Verrichtungen ſeines Berufes, eilfertig; gewohnt große Entfernungen in wenigen Stunden zurück zu legen, ſeine Mahlzeit in zehn Minuten einzunehmen, immer und überall zu laufen, beſitzt er das Monopol der Ortsveränderung. Reiſen ermüdet und langweilt ihn nicht. — Zugegeben, aber die geiſtigen Genüſſe, das Studium der Kunſtgegenſtände, die geſchichtlichen Erinnerungen! — Oh, jeden Abend lieſt man im Guidebook, im Appleton oder Murray was man den andern Tag beſichtigen wird. — Aber der Geiſt wird müde ſo viele, ſo ver-

ſchiedenartige Eindrücke in kurzer Zeit aufzunehmen. — Nicht im Geringſten! Erſtlich ſind dieſe Eindrücke nicht tief; ſodann hat der Amerikaner eine andere Bildung erhalten. Ich gebe zu daß die wenigen Reiſebeſchreibungen ſolcher Touriſten welche ich las ziemlich leer und oberflächlich ſind. Auch das gebe ich zu daß die meiſten Reiſenden aus den Vereinsſtaaten welchen man bei uns begegnet in die Klaſſe der Emporkömmlinge gehören. Aber ich habe Andere begegnet die zwar gleichfalls die europäiſche Pilgerfahrt in wenigen Monaten abgethan, aber deren Erzählungen mich überraſchten durch die Richtigkeit des Urtheils, zuweilen durch die Urwüchſigkeit der Auffaſſung Dieſer Gattung gehört offenbar auch General Sheridan an. Uebrigens iſt er Soldat, und als ſolcher iſt er gereiſt. Ein neues Schießgewehr, eine neue Fußbekleidung, die Beſichtigung der verſchiedenen Armeen boten ihm mehr Intereſſe als der Rheinfall bei Schaffhauſen oder die Peterskuppel in Rom.

Eine liebenswürdige Dame, liebenswürdig durch ihr Benehmen und ihre Bildung, aus einem der Oſtſtaaten wo ſich der brittiſche Typus am reinſten bewahrt hat, war auf einer meiner Amerikafahrten bei Tiſche meine Nachbarin. Sie kam auch von ihrer großen Tour zurück, und ich brachte ſie häufig auf dieſes Thema. Was mir beſonders gefiel war die Abweſenheit von Vorurtheilen. Nichts Konventionelles. Dazu der Muth die eigene Meinung frei heraus zu ſagen. Das Urtheil vielleicht etwas oberflächlich, aber der Inſtinkt geſund, und die Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf praktiſche Dinge gerichtet. „Ach", ſagte ſie, „Oeſterreich, welch' ſchönes Land! Die Zollbeamten haben uns zwar an der ungariſch-türkiſchen Grenze entſetzlich gequält. Aber ich verzeihe es dieſen guten Oeſterreichern, weil ſie im Uebrigen ſo praktiſche Leute ſind." Ich fühlte daß ich erröthete und zwar aus Vergnügen. Jedenfalls

war mir dies Kompliment neu; ich hatte es früher nie gehört. „Wie man bei Ihnen“, fuhr ſie fort, „die Telegraphenſtangen ſo gut befeſtigt! Und in Wien! haben Sie je beobachtet wie man bei den Bauten die Ziegel aufzieht mit Ketten, in kleinen Hüllen die ſich von ſelbſt leeren? Wie einfach und ſinnreich! Und die Bauern im Salzburgiſchen! Ich bewunderte die Gerüſte auf denen ſie ihr Heu trocknen.“

Die Reiſen nach Europa ſind ein weſentliches, beinahe ein unentbehrliches Element des ſocialen Daſeins geworden. Wer Anſprüche erhebt auf Eleganz muß die alte Welt beſucht haben. Ehemals ſchmückten ſich die Heimkehrenden mit dem Titel Hadji, Pilger; aber die heutige Generation verſchmäht dieſe lächerliche Bezeichnung. Die Reiſen der Amerikaner erinnern an die ſogenannte große Tour der jungen Engländer von Stand im ſiebenzehnten Jahrhundert. Beſonderen Werth legen die Frauen darauf. Es kommt häufig vor daß neuerlich reich gewordene Familien ſich abſichtlich zu Grunde richten um dieſer Mode zu fröhnen. Sie reiſen mit Kourieren, wohnen in den Prachtappartements der erſten Gaſthöfe, fahren in den eleganteſten Equipagen, kaufen Kunſtgegenſtände ein, und kehren nach Amerika zurück, wenn ihr ganzes Vermögen vergeudet iſt. Ihren Zweck haben ſie aber erreicht. Sie fühlen ſich gleichſam geadelt und innerlich befriedigt. In dieſer gehobenen Stimmung beginnt man das Leben von Neuem, ſteigt ohne Murren zu dem erſten, niedrigen Ausgangspunkte herab, wird wieder was man urſprünglich war, Metzgergeſelle, Aufwärter, Hauſirer oder Porter, ein jeder nach Maßgabe ſeiner Fähigkeit und phyſiſchen Kraft.

Junge Leute, wenn ſie ihrer Natur nach vorſichtig und ſparſam ſind, nehmen ehe ſie heirathen darauf Bedacht daß ihre Flamme nicht von dem Europafieber ergriffen ſei. Auf

einer meiner Ueberfahrten beobachtete ich einen jungen Mann der, die Berührung mit Anderen vermeidend, allein in einer Ecke ſaß und ſeine Uhr unaufhörlich betrachtete. Eines Tages erlaubte ich mir ihn nach der Urſache ſeiner Ungeduld zu fragen. „Nicht Ungeduld", war die Antwort, „Trauer". Damit reichte er mir die Uhr. Auf das Zifferblatt war die Photographie eines Frauenkopfes geklebt. „Dies iſt", ſagte er, „meine Frau. Wie finden Sie ſie? Schön? In der That ſie war es. Sie iſt geſtorben, und ich wollte mich zerſtreuen. Ich bin Pelzhändler, und ein Geſchäftsfreund ſagte mir Petersburg ſei eine luſtige Stadt. Ich ging alſo nach Petersburg, aber ich fand dort nichts Luſtiges, und kehre, wie ich gekommen, nach Amerika zurück. Ich glaube immer die Schritte meiner Frau zu hören, bald neben bald hinter mir; aber wenn ich mich umwende, iſt Alles ſtille. Darum ſehe ich meine Uhr an, an welcher ich ihr Porträt befeſtigt habe. Sie war mir ſehr zugethan, ſie hielt mich von dummen Streichen ab, geſtattete mir keine üble Nachrede gegen den Nebenmenſchen, und verhinderte mich Abends in den Bar-room zu gehen. Sie war eine gute Haushälterin und verlangte nie nach Europa zu gehen. No Europagoing, no such nonsense." Das Alles ſagte er in der trockenſten Weiſe, und ohne daß ſein Alltagsgeſicht die geringſte Bewegung verrieth. Während der übrigen Zeit der Reiſe verlor ich ihn aus dem Geſichte. Erſt bei der Ausſchiffung ſtieß ich wieder auf ihn. Ich verlangte nochmals ſeine Uhr zu ſehen. Das rührte ihn. Er erröthete und eine Thräne glänzte in ſeinen matten, nichtsſagenden Augen. She was, ſagte er, very fond of me and never spoke of Europagoing.

Es iſt der dritte Tag meines Aufenthaltes, und ich habe hiemit, ſcheint mir, des Guten genug gethan. Die Städte des Weſtens ſind bald geſehen, und eine gleicht der andern. Das-

ſelbe läßt ſich ſagen von den Hotels welche nicht nur im Leben des Fremden ſondern auch des Einheimiſchen einen ſo bedeutenden Platz einnehmen. Viele Angeſiedelte, beſonders junge Ehepaare leben im Wirthshaus. Dieſe Sitte erſpart die Ausgaben der erſten Einrichtung und die läſtigen Sorgen des Haushaltes; ſie erleichtert auch die ſo häufig vorkommenden Umſiedelungen nach fernen Gegenden. Aber ſie verurtheilt die junge Frau zur Einſamkeit und zum Müßiggang. Den Tag über iſt der Mann bei ſeiner Arbeit. Zu den Eſſensſtunden erſcheint er, verzehrt ſein Mahl mit dem Schweigen und der Eilfertigkeit des Heißhungers, kehrt dann er zurück unter ſein Joch. Hat er Kinder, ſo ſchickt er ſie, im Alter von fünf oder ſechs Jahren, zur Schule. Sie gehen und kommen allein, bringen die übrige Zeit zu wie ihnen gefällt, thun mit Einem Worte was ſie wollen. Die väterliche Gewalt iſt beinahe null; jedenfalls wird ſie nicht ausgeübt. Erziehung gibt man den Kindern nicht, aber der Unterricht, immer öffentlich, iſt verhältnißmäßig gut und, was die Hauptſache, Jedermann zugänglich. Dieſe kleinen Gentlemen führen das Wort mit großer Unbefangenheit, haben altkluge Augen mit einem verwegenen und ſchlauen Blick, und reifen vor der Zeit. Die kleinen Damen von acht bis zehn Jahren ſind bereits Meiſterinnen in den Künſten der Gefallſucht, der Flirtation und verſprechen zu fast young ladies heranzuwachſen. Aber ſie werden als treue Gattinnen dem Manne zur Seite ſtehen, wenn er gute Geſchäfte macht ihn durch ihre Putzſucht zu Grunde richten, dann das Elend mit Heiterkeit und Ergebung tragen, und, hat das Glück wieder gelächelt, ſich in denſelben Aufwand und dieſelben Thorheiten ſtürzen.

Die dem Angloſachſen ſo theure Häuslichkeit zählt wenig im Leben ſeiner überſeeiſchen Vettern. Die Erklärung ergibt ſich von ſelbſt. In der neuen Welt erblickt der Mann als Er-

oberer das Licht. Sein ganzes Leben iſt ein ununterbrochener Kampf, ein Wettlauf über furchtbare Hinderniſſe hinweg, um einen Preis von unberechenbarem Werth. Er muß auf der Rennbahn erſcheinen. Er kann nicht innehalten auf die Gefahr hin von den Nachfolgenden zertreten zu werden. Er dringt in die Urwälder, lichtet ſie wo er kann, bereitet die Wege den nachkommenden Geſchlechtern, den Brüdern der Zukunft. Den grünen Ocean der Prärien verwandelt er in Ackergrund, die Rothhäute entreißt er der Barbarei (indem er ſie vertilgt!); der Geſittung, dem Chriſtenthum erſchließt er die Wege. Er beſiegt die wilde Natur und erobert einen Welttheil. Dies iſt ſeine Beſtimmung. Sein Leben iſt ein Feldzug, eine Reihe von Schlachten, von Märſchen und Gegenmärſchen. Die ſanften Freuden, das traute Zuſammenſein, die Gemüthlichkeit des Familienlebens bilden nur Epiſoden in ſeinem fieberhaften, kampfbewegten Daſein. Iſt er glücklich? Sein müdes, trauriges, unruhiges, zuweilen kränkliches Ausſehen geſtattet den Zweifel. Uebermäßige Arbeit iſt ſelten zuträglich. Sie erſchöpft die phyſiſchen Kräfte, ſie verſchließt gegen geiſtige Genüſſe, und verhindert die Sammlung der Seele.

Aber mehr noch leidet unter dieſen Verhältniſſen die Frau. Sie ſieht ihren Mann den Tag über nur Einmal, höchſtens während einer halben Stunde und Abends, wenn er übermüdet heimkommt um ſogleich den Schlaf zu ſuchen. Sie kann ihm nicht beiſtehen, nicht mit ihm die Bürde des Lebens tragen, ſeine Hoffnungen, Mühen und Sorgen theilen. Kaum daß ſie ſie kennt, denn zu traulichen Mittheilungen, zu geiſtigem Verkehr fehlt die Zeit. Auch als Mutter iſt ihre Thätigkeit beſchränkt. An der Erziehung der Kinder nimmt ſie nur geringen Antheil. Letztere ſind meiſt außer Hauſe und erziehen ſich

ſelbſt. Gehorſam und Ehrfurcht für die Eltern kennen ſie nicht. Dagegen lernen ſie ſehr frühzeitig die Fürſorge und Unterſtützung des Vaters und der Mutter entbehren. Sie reifen raſch und bereiten ſich, ſchon im zarteſten Alter, für die Kämpfe vor, für die Stürme und Abentheuer die ihrer harren. Ja ſogar die kleinen Sorgen und Zerſtreuungen des Haushaltes fehlen der Frau, wenn man, wie dies häufig der Fall iſt, in einem jener großen Karavanſerai als Koſtgänger lebt.

Gleichſam als Entſchädigung für ſo große Entbehrungen gewährt die amerikaniſche Geſellſchaft der Frau Vorrechte und Rückſichten die in der alten Welt unbekannt ſind. Allenthalben und zu jeder Stunde kann ſie ſich allein zeigen. Allein reiſt ſie von den Ufern des atlantiſchen Oceans nach dem mexikaniſchen Golf und dem ſtillen Weltmeer. Ueberall wird ſie mit Artigkeit überhäuft. Eine Galanterie welche man ritterlich nennen könnte, wäre ſie minder banal und manchmal nicht geradezu groteſk und lächerlich. Ich ſitze in einem der Tramwaycars welche in den Hauptſtraßen der großen Städte auf- und abfahren, ſchlummernd oder in Gedanken verſunken. Da weckt mich ein leichter Fächerſchlag auf die Schulter. Vor mir ſteht, in voller Majeſtät, ein junges Weſen, Frau oder Mädchen. Sie mißt mich mit einem hochmüthigen, befehlshaberiſchen, beinahe zornigen Blicke. Ich trete ihr ſogleich mit größter Bereitwilligkeit meinen Platz ab. Sie nimmt ihn ein ohne mich eines dankenden Wortes oder Lächelns zu würdigen. Sie bemerkt nicht, daß ich den Reſt der Fahrt ſtehend zurücklegen muß, in der unbequemſten Stellung mich an dem Gangriemen feſthaltend. Einmal geſchah es daß eine junge Dame einen hinfälligen Greis in dieſer lakoniſchen Weiſe expropriirt hatte. Als ſie an einer Halteſtelle den Wagen verlaſſen wollte, rief ihr einer der Fahrgäſte zu: „Madame, Sie haben etwas vergeſſen“. Sie eilt

ſuchend nach ihrem Platz zurück. „Sie vergaßen dieſem Herrn zu danken.“

Europäiſche Reiſende bewundern dieſe Galanterie. Ich geſtehe ſie ſcheint mir übertrieben und unnatürlich, wie ſo vieles Andere in Amerika, wie zum Beiſpiele, in den Sälen der Wirthshäuſer, die Pracht der Möbel, Spiegel, Teppiche und Vorhänge. Sie ſteht im Widerſpruche mit der ſehr gemiſchten Geſellſchaft. Dagegen iſt es Mode die Amerikanerin zu tadeln. Man findet ſie kokett, frivol, verſchwenderiſch und vergnügungsſüchtig. Dieſe Beſchuldigungen halte ich für ungerecht. Die Frau trägt das Gepräge der Stellung welche man ihr gibt und der Luft die ſie athmet. Als junges Mädchen folgt ſie den Neigungen ihres Geſchlechtes welche nicht, wie bei uns, durch die Lehren und das Beiſpiel der Mutter geregelt, geläutert und veredelt werden. Sie will gefallen, und, iſt ſie lebhaften Geiſtes, wird ſie eine fast young lady; das heißt, ſie lacht laut, wirft vielverheißende Blicke um ſich, umgibt ſich mit einem möglichſt großen Kreiſe junger Verehrer. Aber dieſe Dorfkoketterie, deren Geſchmack zum Mindeſten geſagt fraglich iſt, überſchreitet ſelten gewiſſe Grenzen. Dagegen, junge Gelbſchnäbel, die Ihr eben von Europa kommt, nehmt Euch in Acht! Bedenkt, hinter der Holden lauert, den Revolver, das bowing-knife, den arkanſiſchen Zahnſtocher unter dem Arme, ein Vater, ein Bruder, ein Oheim. Im richtigen Augenblick fragt er Euch, mit artigem Lächeln, nach der Reinheit Eurer Abſichten.

Die verheirathete Frau iſt in der Regel ehrbar. Wenn ſie zu viel auf Putz hält, ſo geſchieht dies mit Bewilligung des Gemahles. Wenn man ſie oft auf der Straße ſieht, ſo bedenke man, daß ſie zu Hauſe nichts zu thun hat. Wenn ſie das Weſen einer Emancipirten annimmt, ſo fügt ſie ſich der landesüblichen Sitte. Sie begeht eine Sünde gegen den guten Ge-

ſchmack aber kein Verbrechen. Sie verſchmäht keineswegs geiſtige Nahrung. Sie lieſt ſogar viel, meiſt Romane, aber auch die engliſchen Klaſſiker und Encyklopädien. Bei den öffentlichen Vorleſungen welche wandernde Literaten in allen einigermaßen bedeutenden Städten halten bilden Damen die Mehrzahl der Zuhörer. Obgleich die Frau die größte Freiheit genießt, meiſt, und jedenfalls viel mehr als die Europäerin, ihren Tag in Einſamkeit und Müßiggang verbringt, ſo iſt ihre Aufführung doch tadellos. In den großen Städten, beſonders in New-York, fehlt es natürlich nicht an grobem Aergerniß; aber, Alles in Allem, iſt das Familienleben geſund, und die Frau würdig der bevorzugten Stellung welche ſie in der amerikaniſchen Geſellſchaft einnimmt.*)

VI.

Von Chicago nach Salt-Lake-City.

Vom 1. zum 4. Juni.

H. Pullman und ſeine Cars. — Der Miſſiſſipi. — Annehmlichkeiten eines Wettrennens auf der Eiſenbahn. — Omaha. — Die Prärie. — Das Thal der Platte. — Die Indianer. — Ein ſcalpirter Stationschef. — Die Bahnhöfe der Pacifikbahn. — Cheyennes. — Die Roughs. — Leben der Offizire der Unionsarmee im far West. — Ueber die Rocky Mountains. — Das Wahſatch-Gebirge. — Brigham Young in Ogden. — Ankunft in der Hauptſtadt der Mormonen.

In Chicago lernte ich einen großen Mann kennen. Wer hat nicht von den Pullman-Cars gehört? Wer weite Fahrten vorhat, ſucht in dieſen Wagen zu reiſen und wundert ſich daß

*) Vorſtehende Betrachtungen beziehen ſich hauptſächlich auf die Zuſtände der weſtlichen und pacifiſchen Staaten. Neu-England ähnelt auch, in dieſem Punkte, der alten Welt.

das philanthropiſche Fuhrwerk noch nicht in Europa eingebürgert ſei. Der Erfinder kommt eben von Wien und Konſtantinopel zurück. Er ſagte mir: „Die Europäer wiſſen dieſen Komfort noch nicht zu ſchätzen; ſie verſtehen ſich nicht auf das Reiſen, aber ſie werden es lernen und mich dann würdigen.“

H. Pullman iſt noch ein junger Mann. Er hat ein intelligentes Geſicht, ein gravitätiſches, ich möchte ſagen majeſtätiſches Weſen. Er ſpricht wenig, kennt ſeinen Werth ſowie auch den Werth ſeiner Zeit. Jede Minute gilt eine gewiſſe Anzahl Dollars und Cents. Nach langen Studien und vielfachen Verſuchen iſt es ſeinem praktiſchen und erfinderiſchen Sinne gelungen den Eiſenbahnreiſenden gegen die Kälte, die Hitze, den Staub, den Lärm, die Erſchütterung zu ſchützen, und mit allen Bequemlichkeiten eines wohlbeſtellten Haushaltes zu umgeben. Der Luxus der Einrichtung und der Verzierung ſeiner Wagons zeugt vielleicht nicht von Geſchmack, aber er behagt dem amerikaniſchen Publikum. Ein ſolcher Wagen koſtet zwanzig- bis fünfundzwanzigtauſend Dollars. Hieraus ergibt ſich natürlich eine Vertheuerung der Reiſe, aber die Mehrausgabe wird reichlich aufgewogen durch die Bequemlichkeit deren man in dieſen Cars genießt und die größere Gewähr für Erhaltung der Geſundheit. In Amerika ſind die Entfernungen ſehr groß, und man legt ſie in der Regel ohne Unterbrechung zurück. Von New-York nach Neu-Orleans zählt man achtzehnhundert, nach San-Franciſko dreitauſenddreihundert Meilen. Die Reiſe nach letzterer Stadt wird in ſieben Tagen und Nächten zurückgelegt. Dies erklärt die Vorliebe des Publikums für die Pullman-Cars. In Europa reiſt man ſelten ohne anzuhalten während mehr als ſechsunddreißig oder achtundvierzig Stunden. Eine Erhöhung der Reiſeausgaben der Bequemlichkeit halber iſt alſo weniger gerechtfertigt. Hieran iſt wohl die Einführung dieſer

Wagen bei uns bisher gescheitert. Sie befahren fast alle großen Bahnen der Union. Das gesammte Material gehört einer Gesellschaft deren Präsident, Generaldirektor und größter Aktionär H. Pullman ist. Die Aktien geben mehr als zwölf Procent und Pullman ist Millionär.

Diesen Morgen hat er mich am Bahnhofe empfangen und in einem State-room untergebracht. So nennt man einen kleinen Salon der, in der Mitte des Wagens befindlich, fast dessen ganze Breite einnimmt, und nur an der Einen Seite für einen Verbindungsgang zwischen den beiden Enden des Cars Platz läßt. Während der Nacht verwandelt man den Salon in ein Schlaf-, Morgens in ein Ankleidezimmer. Alle diese Einrichtungen sind trefflich bis zur Vollkommenheit. Ein Mann, was auch immer sein Wirkungskreis sei, welcher Vollkommenes leistet, ist in seinem Fache ein großer Mann. Mit Vergnügen bemerkte ich mit welch' ehrerbietiger Zuvorkommenheit Jedermann, Reisende, Beamte, Arbeiter, H. Pullman begrüßten, als er mich langsam und feierlich durch die großen Hallen des Bahnhofes geleitete. Ludwig XIV der durch seine Vorzimmer schreitet! Wer mit Händen greifen will daß Gleichheit auf unserm Planeten ein leerer Wahn sei, der komme nach Amerika. Hier wie anderwärts, wie überall gibt es Könige und Prinzen. So war es, so ist es, so wird es sein bis an das Ende der Zeit.

Drei Eisenbahnen, welche drei verschiedenen Gesellschaften gehören, führen von hier nach dem linken Ufer des Missouri, gegenüber von Omaha. Man hat für mich die längste gewählt. Sie heißt C.-B.-Q.-R., nämlich Central Burlington and Quincy-Railroad. Auf den drei Linien gehen die Züge zur selben

Stunde ab, und erreichen ihre Beſtimmung faſt zur ſelben Zeit. Es iſt eine Art von Kirchthurmrennen. Zu beiden Seiten der Schienen entfliehen den Blicken des Reiſenden die wellenförmigen Ebenen von Illinois. Ueberall Meierhöfe, Gärtchen, Felder, hie und da einige hochaufgeſchoſſene magere Bäume. Im Ganzen der fälſchliche Eindruck eines ganz bebauten Landes. In der That aber wäre eine Million von Armen nicht zu viel um den Boden dieſes Staates urbar zu machen.

Wir ſind Vormittags abgereiſt. Um fünf Uhr wird das Diner angeſagt, und im Dining-Car aufgetragen. Es wäre der beſten Hotels von New-York würdig, immer Prevoſt-houſe ausgenommen, welches ohne Gleichen iſt in beiden Hemiſphären. Dieſe Mahlzeiten während der Fahrt bieten nur Einen aber nicht zu beſeitigenden Uebelſtand. Der Zug bewegt ſich fortwährend in einer dichten Staubwolke. Daher die Nothwendigkeit die Ventilatoren und die doppelten Fenſter zu ſchließen, und in Folge deſſen eine erſtickende, heiße, wegen des Speiſegeruches widerwärtige Atmoſphäre. Ueberdies zahlt ſich das Unternehmen nicht. Jenſeits des Miſſouri hat man es auch bereits aufgegeben.

Um ſieben Uhr überſchreiten wir langſam den Miſſiſſipi auf einer, in neuem und kühnſtem Style errichteten Brücke. Sie beugt ſich unter unſerer Laſt, und die Wagen ſchwanken wie ein Nachen auf leicht bewegter See. Dieſer Rieſenſtrom rollt ſeine ſtillen Waſſer zwiſchen niederen, bewaldeten Ufern; die letzten Strahlen der Abendſonne übergießen ſie mit zauberhaftem Lichte. Der eigenthümliche Reiz der Landſchaft überraſcht vielleicht gerade wegen der Einfachheit ihrer Beſtandtheile. Die tiefe Melancholie, die wilde Größe des Bildes machen einen überwältigenden Eindruck. Am jenſeitigen Ufer angelangt, geſtattet uns eine Wendung der Bahn den Blick zurück-

zuwerfen nach der Brücke: ein oben horizontal abgeſchnittenes Spinnengewebe! Im Hintergrunde der flammende Abendhimmel. Ich frage mich wie dieſe Filigranarbeit Bahnzüge zu tragen vermag. In dieſem Augenblicke fährt eine einzelne Lokomotive langſam und wie zögernd über die Brücke. Blondin auf ſeinem Seile! Unwillkürlich ſchließe ich die Augen.

Nach einem kurzen Halt in Burlington dringt der Zug mit voller Dampfkraft in die jetzt grünen Prärien des jungen Staates Jowa. Schöne Baumgruppen unterbrechen zuweilen die Eintönigkeit der Landſchaft.

Es iſt Nacht geworden, aber im Rauchkoupé hat ſich die Geſellſchaft noch nicht getrennt. Der Bankier B. aus San-Franciſko, ein Weltmann von tadelloſen Manieren, ein Attorney-General aus Nebraska, der Urtyp des Landökonomen im fernen Weſten — vom Rechtsgelehrten keine Spur —, ein großer Gewerbsbeſitzer aus Penſylvanien führen das Wort. Der Alabama-Vertrag, die Unzufriedenheiten im Süden, der Präſident, ſeine Ausſichten bei der nächſten Wahl und — letzteres ohne die Heiterkeit des Attorney-Generals im Geringſten zu ſtören — die bedauerliche Käuflichkeit der Richter bilden den Stoff der Unterhaltung. Auch die Tariffrage, ein zarter Gegenſtand, kommt zur Sprache, und wird von dem kaliforniſchen Geldmann und dem penſylvaniſchen Eiſenwerkbeſitzer mit großer Lebhaftigkeit erörtert. Man erhitzt ſich, aber man zankt nicht. Neben koloſſaler Uebertreibung in der Redeform, doch keine eigentlich verletzende Aeußerung. Ich habe öfters ähnlichen Wortkämpfen beigewohnt. Gewöhnlich ein großer Aufwand von hohlen Redensarten, wenn es ſich von Theorien oder von Politik handelt, aber viel geſunder Menſchenverſtand bei Beſprechung praktiſcher Fragen. Dabei fiel mir auf wie wenig beleidigend die Sarkasmen klingen, mit denen man ſich gewöhnlich

bekämpft, und welche vielleicht gerade die Uebertreibung ihrer Schärfe beraubt. Daneben hie und da ein gutmüthiger Spaß, faſt niemals jene Bitterkeit die ſich bei unſeren Diskuſſionen geltend macht. Die Erklärung liegt nicht ferne. In dieſer jungen, über unermeßliche Räume gebietenden Geſellſchaft gibt es eigentlich für den Einzelnen keine Lebensfragen. Jeder iſt ſicher ſein Brot zu finden. Keinen bedroht der Hungertod. Kommt er nicht im Oſten fort, ſo zieht er nach Nord oder Weſt. Im Widerſtreite der Intereſſen — ich ſpreche hier vom Privat- und nicht vom politiſchen Leben — kommt es zwar vor daß man an einander prallt. Es gibt Stöße, Quetſchungen, leichte Wunden, aber keine Todten. Keiner wird für immer zertreten. Höchſtens daß er aus der Bahn geſchleudert wird, in welcher er ſich bewegte. Es ſteht ihm frei eine andere zu wählen. Kein Vorurtheil hindert ihn, und, was die Hauptſache, es gibt Platz für Alle. Daher geſchieht es daß, auch in den Wortkämpfen, man ſich nur bis zum erſten Blute ſchlägt, und nie auf Leben und Tod. Europa entbehrt dieſer Vortheile. Vorgefaßte Meinungen, Traditionen, der Gebrauch, zuweilen geſetzliche Beſtimmungen, vor Allem die Konkurrenz, dieſer furchtbare Feind der in das Leben tretenden Jugend, ſind in unſeren alten Geſellſchaften ſchwer, oft nicht zu durchbrechende Schranken. Wer geſtrandet iſt, wird ſelten wieder flott. Wer Schiffbruch litt, wird ſchwerlich dem Untergang entfliehen, ein neues Schiff finden, einen andern Kurs einſchlagen können. Er kann nicht, wie dies hier täglich vorkommt, heute Metzger oder Kellner ſein und morgen Bankier, dann zu ſeinem Ausgangspunkte zurückkehren um ſpäter als General der Miliz zu figuriren, als Advokat oder Miniſter irgend einer kirchlichen Gemeinde. Kurz, in Europa iſt es ſchwerer ſein Brot zu finden Die Konkurrenz iſt größer, und

man ringt um größere Intereſſen, um das erſten in dieſem Leben, um die Bedingungen des materiellen Daſeins. Der Erbitterung des Kampfes entſpricht natürlich die Erbitterung in der Diskuſſion.

Die Nacht iſt bereits vorgerückt. Wir raſen ſechzig Meilen die Stunde; aber die Unterhaltung nimmt ihren Fortgang. Die Gruppen welche wir bilden, die grotesken Stellungen der Reiſenden findet man, in dieſer Vollkommenheit, nur im fernen Weſten. Mein Kopf iſt zwiſchen zwei großen Kappenſtiefeln eingekeilt. In ihnen ſtecken die Füße meines Hintermannes, eines langen, mageren Geſellen, der es bequem findet ſeine Beine über meinen Lehnſitz auszuſtrecken. Er iſt ein wohlhabender Grundbeſitzer in Illinois. Er öffnet den Mund nur ſelten um ſich des gekauten Tabakes zu entledigen; wenn er aber ſpricht ſo geſchieht es mit dem äußerſten Nachdrucke. „Die republikaniſche Form, ſagt er, hat ihre Zeit gemacht. Was wir brauchen iſt eine Diktatur. Es gibt in den Staaten zwei Klaſſen von Menſchen: Zahlende und Gezahlte. Die Erſteren verabſcheuen und verachten die Letzteren. Es ſteht ſehr ſchlecht mit uns, und ein Militärdiktator wird allein im Stande ſein die Dinge wieder in ihr Geleiſe zu bringen.“

Es iſt nicht das erſte Mal daß ich dergleichen höre. Sonderbar genug wird die Regierungsform häufig beſprochen. Die heutige Verfaſſung wird angenommen als eine Thatſache und, für die Gegenwart, als eine Nothwendigkeit. Aber ein beſonderes Gefallen an der Republik habe ich nirgend wahrgenommen. Viele ſind ihrer überdrüſſig und machen deſſen kein Hehl. Die wärmſten Republikaner ſind die neu eingewanderten Deutſchen; aber auch ihr Eifer erkaltet allmälig. Indeß man würde ſich ſehr täuſchen wenn man deshalb den Bürgern der Vereinigten Staaten monarchiſche Tendenzen zuſchriebe.

Die Abweſenheit einer kräftigen Regierungsgewalt wird allenthalben tief und bitter gefühlt. Daher ſpricht man gerne von einer Militärdiktatur, nicht als ob ſie bevorſtände, ſondern von einem ſchönen, aber kaum zu verwirklichenden Traum. Anders verhält es ſich mit der Frage des Geſammtbeſtandes der Union. Sie entflammt die Gemüther, im Norden, weil der Nordländer die Integrität des großen Reiches um jeden Preis wahren will, und der Bürgerkrieg hat bewieſen daß dies keine leeren Worte ſind; im Süden, weil man dort mit gleicher Entſchloſſenheit die Losreißung anſtrebt. Dieſe Frage bleibt am beſten unberührt, denn ſie gibt zu den heftigſten Auftritten Anlaß, eben weil man hier um unverſöhnliche Gegenſätze und um Lebensfragen ſtreitet.

(2. Juni.) Um neun Uhr Morgens Council-Bluffs paſſirt. Es ſind ein paar vereinzelte Hügel, einſt der Zuſammenkunftsort zwiſchen indianiſchen Häuptlingen und den Agenten der Regierung. Daher der Name. Gleich darauf kommt der Miſſouri in Sicht. Er windet ſich traurig und träge zwiſchen baumarmen, und wie mir ſchien, unbebauten Ufern dahin. Waſſer und Land tragen dieſelbe Farbe, die des Kothes. Nichts Eintönigeres als dieſe Landſchaft. Dagegen entſchädigt uns eine jener Gemüthsbewegungen welche hier zu Lande dem Eiſenbahnreiſenden von Zeit zu Zeit beſcheert werden. Es wurde erwähnt daß drei Bahnen von Chicago nach Miſſouri-Station führen, und daß die Geſellſchaften, deren Eigenthum ſie ſind, ſich Konkurrenz machen. Dieſe Bahnen trennen ſich in geringer Entfernung von Chicago und nähern ſich erſt wieder, unweit von Miſſouri-Station, ihrem gemeinſamen Endpunkte. Auf dieſen drei Linien, wie bereits geſagt, gehen die

Züge zur ſelben Stunde ab. Wenige Minuten bevor wir den Bahnhof erreichten, kam einer der gegneriſchen Züge in Sicht. Unſer Maſchiniſt hielt es natürlich für eine Ehrenſache der erſte anzukommen, und vollführte auch glücklich die kühne That. Wie es geſchah, daß die beiden Züge nicht im Bahnhofe an einander prallten, daß ſie ſich nicht beide in den ganz nahen Strom ſchleuderten, kann ich mir nur durch ein Wunder erklären.

Da die Brücke noch nicht vollendet iſt, ſo ſetzt uns eine Fähre nach dem rechten Ufer über. Wir ſind in Omaha.

Die junge Stadt entlehnte ihren Namen einem einſt zahlreichen Indianerſtamme. In der Umgebung begann man erſt unlängſt die Urbarmachung des Bodens. Die Einwohnerzahl war vor zehn Jahren tauſend, erreichte während des Baues der Pacifikbahn die vierfache Zahl und vermindert ſich ſeit der Vollendung der letzteren. Auch als Handelsplatz hat Omaha ſeither verloren.

Die Reiſenden verweilen hier zwei Stunden. Ein junger Franzoſe in der vaterländiſchen Blouſe, mit geſcheitem Geſicht und ſchwieligen Händen, ſchließt ſich mir an. Er drückt ſich gut und mit Leichtigkeit aus, und ſpricht von dem Unglück das über Frankreich hereingebrochen mit merkwürdiger Unbefangenheit. Er iſt der erſte Auswanderer ſeiner Nation dem ich begegne ſeit ich die atlantiſche Küſte verließ. Er führt mich vor die Stadt. Ja, hier ſind die Grenzmarken der Civiliſation; jenſeits herrſcht die ungebändigte, die wilde Natur. Alles athmet den Kampf, den ſiegreichen Kampf mit dem Boden der, wie unwillig, ſeine Schätze erſchließt, mit dem Ungemach des Klimas, mit den entthronten Gebietern der Wildniß, dem Büffel und der Rothhaut.

Um Mittag verlaſſen wir den Bahnhof von Omaha um

das Territorium von Nebraska in ſeiner ganzen Länge zu durchziehen.

Die Bahn: U. P. R. R. das heißt Union Pacific Railroad, hat nur ein Geleiſe. Vorläufig vollkommen genügend für den Bedarf. Man reiſt mit ſehr geringer Schnelligkeit, zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen die Stunde und es gibt nur einen Zug im Tage.

Der Himmel prachtvoll, die Luft warm, die Gegend dem Meere auffallend ähnlich. Kein Land in Sicht. Soweit das Auge reicht, der Ocean: hier dunkelgrün und glänzend, dort lichtgrün und durchſichtig je nach dem Stande der Sonne. So wären wir denn in den wahren, in den großen Prärien. Beim bloßen Anblick athmet man frei aus tiefſter Bruſt, und welche Luft: elaſtiſch, lau, balſamiſch! Ja, dieſe Prärien ſind das Sinnbild der Freiheit. Ich genieße ihrer obgleich ein Gefangener in meinem State-room. Wie beneide ich jene zwei Reiter, die unter dem Graſe bald verſchwinden, bald wieder zum Vorſchein kommen!

Die Bahn verläßt nirgend das linke Platteufer. Am rechten gewahrt man noch die Spuren der Karavanenſtraße von ehedem. Der Kondukteur zeigt uns einige kaum auszunehmende ſchwarze Punkte. Es ſind Antilopen. Aber in Fremont am Mittagstiſche, in Grand-Island beim Abendbrot machen wir die nähere Bekanntſchaft dieſes Thieres. Das Fleiſch iſt etwas hart, der Geſchmack erinnert an das Reh. In Columbus, zweiundneunzig Meilen von Omaha, haben wir den geographiſchen Mittelpunkt der Vereinigten-Staaten erreicht.

Der Abend iſt von ſeltener Schönheit. Das Firmament, im Weſten flüſſiges Gold, blaßgrün im Zenith, dunkelblau im Oſten. Die Luft von unbeſchreiblicher Klarheit. Nur Eine Wolke ſichtbar. In unmittelbarer Nähe der ſinkenden Sonne

reißt ſich ihre dunkle phantaſtiſche Silhouette von dem goldigen Abendhimmel ab. Von Zeit zu Zeit entfahren zackige Blitze der ſchwarzen Maſſe. Bei Einbruch der Nacht geht ein Regenſchauer über uns hinweg, und empfindliche Kälte folgt auf die ſengende Hitze des Tages.

(3. Juni.) In der Nacht, immer der Platte entlang, erreichen wir das Land der Büffel. Hier ſetzen ſie über den Fluß zweimal im Jahre, im Spätherbſte am Wege nach den milderen Winterquartieren, im Frühling auf der Heimkehr. Dieſe Region umfaßt von Oſt nach Weſt ungefähr zweihundert Meilen. Aber wo ſind die Büffelheerden von denen die Beſchreiber der Pacifikbahn erzählen? Sie haben ſie geſehen, aber nur mit dem Auge ihrer ſchöpferiſchen Phantaſie. In Wirklichkeit ſind dieſe Thiere, außer während der kurzen Zeit des Flußüberganges, auf dem ganzen Bahngebiet verſchwunden.

Wir dampfen jetzt im Thale des Wood-River, dem Schauplatze blutiger Kämpfe zwiſchen den erſten Anſiedlern und den ehemaligen Herrn der Gegend. Manche ungeſchriebene Tragödie ward hier zu Ende geſpielt. Kein Weißer überlebte den letzten Akt. Weiter hin, noch in der Nacht, zeigt man mir während der Zug in Willow-Island hält, einige mit Zinnen und Schießſcharten verſehene Blockhäuſer. Auf allen Stationen ſieht man kleine Truppenabtheilungen deren aufreibende und zuweilen gefahrvolle Aufgabe die Ueberwachung der Indianer und der Schutz der Züge und Bahnhöfe iſt. Glücklicher Weiſe befinden ſich die Rothhäute gegenwärtig nicht auf dem Kriegspfade. Kein Angriff von größeren Schaaren iſt daher zu befürchten, aber wehe dem Wanderer der ſich hier an einem einſamen Orte, und die Einſamkeit iſt allenthalben, überraſchen ließe! Wehe

dem Ansiedler der nicht bereit ist nächtliche Angriffe mit Flintenschüssen abzuwehren! Selbst in friedlichen Zeiten, wie die gegenwärtigen, fehlt es unter den Rothhäuten nie an Leuten die den Weißen nachstellen wie dem Wilde. Es ist eben ihre Liebhaberei, Waidlust! Wer schwache Nerven besitzt lausche ja nicht den haarsträubenden Erzählungen die man in den Wagons und auf den Haltestellen zum Besten gibt. Alles ist freilich nicht Glaubensartikel, aber die augenscheinliche Uebertreibung abgerechnet bleibt des Haarsträubenden noch immer genug. Ein Hausirer, der gewöhnlich in Montana reist, weiht mich in die Sensationen eines Scalpirten ein. Die Operation ist die Sache eines Augenblickes, aber dem folgt ein langsamer und furchtbarer Todeskampf. Scalpirte kommen äußerst selten mit dem Leben davon. Einer dieser Ausnahmsmenschen amtirt nicht weit von hier als Stationschef. Der Zugführer wird mich ihm morgen vorstellen. Uebrigens, Dank den trefflichen Vorkehrungen des General Sheridan, wird die Bahn jetzt mit Sicherheit befahren, unvorhergesehene Fälle natürlich ausgenommen. Der Himmel gebe nur daß keine Entgleisung, überhaupt kein gezwungener Aufenthalt zwischen zwei Stationen stattfinde; auch setze man sich nicht in den letzten Wagon.

Gegen Morgen wird North-Platte-City erreicht, einst ein blühender Ort, weil hier die nach Colorado und Mexiko ziehenden Fuhrwerke beladen wurden. Die Vollendung der Bahn hat die Stadt zu Grunde gerichtet, und in den letzten zwei Jahren die Bevölkerung auf ein Zehntel herabgedrückt. Bei Sonnenaufgang befinden wir uns viertausend Fuß über der Meeresfläche. In Sidney gefrühstückt.

Alle Stationen gleichen sich. Es sind einige wenige hölzerne Häuser, zuweilen auch nur ein mit Leinwand überspanntes Fachwerk. Da stehen Indianer, die Lumpen in

die ſie ſich hüllen ſind die letzten Reſte der Wäſche und Kleider, welche der große Vater, the big father, das heißt der Präſident der Republik alljährlich unter ſie vertheilen läßt. Die Leute betrachten uns mit ſtieren Augen, kratzen ihr ſtruppiges Haar, ſind mit Einem Worte das Bild der tiefſten Verkommenheit. Sie gehören zu den ſogenannten Friendlies; das will ſagen ſie haben auf das nomadiſche Leben verzichtet und ſind in den Schooß der Civiliſation aufgenommen worden. Die Weiber binden ihre Kinder auf den Rücken. Die kleinen Geſchöpfe müſſen alſo die Bewegungen der Mutter theilen. Ich ſah Indianerinnen die, über einen Bach geneigt, Wäſche wuſchen ſo daß ihre armen Kinder Stunden lang buchſtäblich am Kopfe ſtanden.

Doch unſere Zeit iſt kurz bemeſſen. Drei Aufenthalte im Tage, jeder zu dreißig Minuten. Alles ſtürzt gegen den Farbigen der, vor der Thüre des Speiſeſaals ſtehend, auf einem Gong mit Leibeskräften trommelt. Zugleich entledigt ſich die Maſchine ihres Dampfes. Alles in Allem ein hölliſcher Lärm. Die Paſſagiere eilen in die Reſtauration, ſuchen einen Platz zu erobern, benützen beſtmöglich ihre halbe Stunde. Bei den drei Mahlzeiten iſt die Speiſekarte dieſelbe: Antilopenbraten, eine oder zwei ſüße Speiſen und Kaffee; im Ganzen eine einfache und geſunde Koſt, und mehr als man in dieſer Einöde erwarten kann. Der Dienſt wird gut verſehen, meiſt von jungen Mädchen. Auf den Höllenſpektakel draußen folgt hier tiefe Stille, nur unterbrochen durch das Klappern der Gabeln. Nach zehn Minuten iſt Jedermann fertig. Man läuft nach der Thüre wo der Wirth ſteht, zahlt ihm einen Dollar, und dann eilends nach dem Bar-room. Die weiblichen Paſſagiere, die nicht ſehr zahlreich ſind, ergehen ſich am Perron. Sind die dreißig Minuten vorüber, ſo ſchreit der Kondukteur all on board! und

unter dem Geläute einer Kirchthurmglocke, welche über jeder Lokomotive angebracht ist, setzt sich der Zug in Bewegung.

Von Sidney ab ist das Land flach. Am Horizont einige schwarze Hügel in Sicht. Der Boden trefflicher Weidegrund. So behaupten wenigstens die Landagenten der Pacifikbahngesellschaft welche diese Ländereien besitzt. Zweifel sind gestattet.

Wir befinden uns im Territorium von Wyoming, berühmt durch das kühne Experiment seiner Legislatur: die Emancipation der Frauen. Kein anderer Staat fühlte bisher den Muth diesem Beispiele zu folgen. Um Mittag Ankunft in Cheyennes-City, mehr als sechstausend Fuß über dem Meere. Diese Stadt, die wichtigste westwärts von Omaha, bestand vor vier Jahren aus einem einzigen Hause. Bald darauf zählte sie sechstausend Einwohner, seit der Vollendung der Bahn nur mehr dreitausend. In ihren Anfängen war sie wie Denver, wie Julesburg, wie so viele andere improvisirte Städte der Wildniß, das Stelldichein der Roughs. Die Orgie hatte sich in Permanenz erklärt, Mord und Todtschlag standen auf der Tagesordnung. In der landesüblichen Weise ausgedrückt, verzehrten diese Herren, die Rowdies, jeden Morgen einen Menschen zum Frühstück; mit andern Worten es verging keine Nacht ohne daß in den Schenken und verrufenen Häusern aus welchen diese jungen Städte größtentheils bestehen nicht mindestens Ein Mensch um das Leben kam. Am Ende traten die friedlichen Bürger von Cheyennes zusammen, und bildeten einen Ueberwachungsausschuß und „eines Morgens", sagt mein Great-transcontinental-rail-road-guide-book, „eines Morgens hatte man die Befriedigung mehrere solcher Desperados aufgeknüpft zu sehen, und zwar in gehöriger Höhe über dem Fußboden. Ihre Spießgesellen verstanden den Wink, und da sie an dem Seile keinen Geschmack fanden, so gingen sie mit Druck ab,

und ſeither iſt Cheyennes eine friedliche und anſtändige Stadt geworden."

Am Bahnhofe ſahen wir mehrere Offiziere des drei Meilen entlegenen Fort Ruſſell. Sie kamen mit ihren Damen in ſtark gebauten, wohl beſpannten Wagen angefahren um den Zug zu ſehen, und ſich während einiger Minuten an dem Anblick der Civiliſation zu erquicken. Eine Viſion, die alsbald zerfließt, aber nebſt der Büffeljagd ihre einzige Zerſtreuung bildet. Was für ein Leben! Man ſchaue um ſich. Allenthalben die Wildniß! Wir ſind jetzt in der ſchönen Jahreszeit, und dennoch nichts als Sand, getrockneter Koth, graues Gras vom vorigen Jahre; hie und da ein wenig friſches Grün. Wie wird die Gegend im Sommer ausſehen? Ihm folgt alsbald der ſtrenge Winter. Und dieſe Herren, Männer von Bildung, von den feinſten Sitten, gewohnt an den Ueberfluß und den Luxus der atlantiſchen Städte, verbringen die ſchönſten Jahre ihres Lebens in dieſer grauſenhaften Einöde, im Umgange mit Wilden und Rowdies. Sie ſind, das iſt wahr, gut beſoldet, aber die reichliche Löhnung feſſelt ſie gewiß nicht an den Dienſt. Wer in Amerika Geld machen will wird nicht Soldat. Nein, Pflichtgefühl und die Luſt an ihrem Stande hält ſie unter den Fahnen. Wie ſchön! Wie ſchön auch daß ſie Frauen finden, muthig und hingebend genug um ihre Verbannung zu theilen.

Von Cheyennes ab ſteigt die Bahn raſch aufwärts. In Sherman, dem höchſten Punkte der Pacifikbahn *), hat ſie den Kamm der Rocky-Mountains erreicht. Die Luft trocken und dünne, das Athmen beſchwerlich. Die gefährliche Herabfahrt nach dem Hochplateau, dem ſogenannten Parke von Laramie, findet ohne Unfall ſtatt. Die Ausſicht nach den Gipfeln der Felsketten läßt

*) 8342 Fuß über dem Meere.

ſich mit Worten nicht beſchreiben. Tiefe Abgründe wechſeln mit flachen Thälern. Nach allen Seiten hin unermeßliche Fernſichten. Unerachtet der äußerſten Durchſichtigkeit der Luft, ſcheint der Horizont ſich dem Auge zu entziehen. Zwei ſchneebedeckte Gipfel, Long Peak und Pike Peak gewahren wir in einer Entfernung von ſiebenzig und hundertſechzig Meilen. Rings um uns ein Meer von ſchwarzen Granitblöcken. Hie und da einzelne Baumgruppen: Fichten und Baumwollbäume (cotton wood). Der Geſammteindruck großartig, wild und maleriſch. Die Fahrt über eine hundertzwanzig Fuß hohe Treſtlebrücke entriß mich der Extaſe. Gottlob, wir ſind hinüber.

Um fünf Uhr in Laramie-City. Wieder eine Stadt von Holz und Leinwand. Nicht Ein Baum zu ſehen. Am Eingange empfängt uns das Gebrüll zweier an Pflöcke geketteter Bären. In Lumpen gehüllte Indianer, bis an die Zähne bewaffnete Deſperados und einige Soldaten aus Fort Sanders ſtehen an den Zugängen des Bahnhofes. Wir ſpeiſen zu Mittag, wie wir gefrühſtückt haben und wie wir ſupiren werden: der Mann mit dem Gong, die Mädchen welche Antilopenfleiſch auftragen, der Mann der den Dollar in Empfang nimmt. Dann: all on board!

Die Landſchaft iſt immer dieſelbe. Der Reiſende vergißt keinen Augenblick daß er ſich auf einer Hochterraſſe befindet. Die Durchſichtigkeit der Luft rückt die fernſten Berge in ſcheinbare Nähe. Die Höhe des Plateaus erniedrigt die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel und verleiht ihnen das Anſehen von Maulwurfshügeln. Allmälig zeigen ſich auf dem wellenförmigen Boden weißgraue Flecken von Alkali. Von Zeit zu Zeit brauſen wir an tiefen Erdriſſen vorüber. Da unten rollen Bäche oder Flüſſe oder Ströme ihre bittern Waſſer. Niemand weiß zu ſagen von wo ſie kommen, wohin ſie ziehen. Wir ſind

in unerforſchten Landſtrichen. Wahrhaftig, dieſe Reiſe erregt meine Neugierde mehr als ſie ſie befriedigt. Bald fahren wir in finſtere Felſenſchachte ein, bald eröffnet uns der Weg unermeßliche Fernſichten. Aber ſonderbar, in dieſer Landſchaft gibt es keine Mittel-, keine Hintergründe. Alles ſcheint nahe, und mit den Händen greifbar. Die Umriſſe erinnern an die römiſche Campagna; nur fehlen die Kuppel der Peterskirche, die Stadtmauern Beliſars, die Gräber und Waſſerleitungen, die weißen Dörfer und Landhäuſer, halb verſteckt im Laubholze der lateiniſchen und ſabiniſchen Berge. Gerade vor Sonnenuntergang ſcheucht unſer Zug ein Rudel Antilopen auf. Verfolgt von ihren langen Schatten, ſpringen ſie über die Felſen hinweg. Eine prächtige Viſion! Ein Widerſpruch mit dem Charakter der Gegend die nichts ſagt als: Unbeweglichkeit, Einſamkeit, Tod!

(4. Juni.) Die Nacht empfindlich kalt. Im erſten Morgengrauen gewahren wir Bitter-Creek, und bald darauf, zwiſchen bewaldeten Hügeln und zerklüftetem Erdreich die raſch dahin eilenden, durchſichtigen Fluthen des Green-river. Seine blau-grüne Farbe erklärt und rechtfertigt den Namen. An ſeinem linken Ufer erhebt ſich eine beträchtliche Stadt. Aber kein menſchliches Weſen iſt ſichtbar, kein Rauch ſteigt auf aus den vielen Eſſen. Der Tod ſcheint über dem Orte zu ſchweben. Und ſo iſt es auch. Der Bau der Bahn hat ſie ins Leben gerufen, die Vollendung hat ſie vernichtet. Sie entſtand vor drei Jahren, und heute iſt ſie eine Ruine. Man lebt und ſtirbt raſch im fernen Weſten; oder vielmehr das Leben wechſelt ohne Unterlaß den Platz. Hinter dieſem düſtern Wirrſal von verlaſſenen Wohnſtätten, wo heute wilde Thiere hauſen, dringt der Fluß,

ſich den Blicken entziehend, in felſige Engpäſſe. Hohes, zum Theil ſchneebedecktes Geſtein ſchließt gegen Südoſt den Horizont. Die edlen und einfachen Formen dieſer Maſſen, ihre Farbe — unter der Wirkung der aufgehenden Sonne abgeſtuft vom Roſig- zum Purpurroth — erinnern an die edomitiſchen Berge der großen arabiſchen Wüſte.

Hier ſtoßen wir auf die erſten Chineſen. In keinem der folgenden Bahnhöfe fehlten ſie. Wir ſahen ſie im Geſpräche mit Indianern. In welcher Sprache verkehren ſie? Wären die beiden Raſſen wirklich verwandt? Offiziere, welche ihr Leben in dieſen Gegenden zubringen, behaupten daß die gelben Einwandrer ſich leichter als die weißen mit den Rothhäuten verſtändigen. Die Thatſache ſcheint feſtzuſtehen, aber die wiſſenſchaftliche Erklärung iſt noch zu liefern.

In Aſpen*) erreicht die Bahn den höchſten Engpaß über die Wahſatch-Mountains. Dieſe bilden den weſtlichen Abfall des amerikaniſchen Hochplateaus. Die Rocky-Mountains ſind der öſtliche. Bei der Herabfahrt, in der Richtung des großen Salzſees, wird kein Dampf gebraucht. Der Zug bewegt ſich einzig durch ſein Gewicht. Obgleich alle Räder gekuppelt ſind, raſen wir pfeilſchnell bergab; denn die Schnelligkeit ſteht im geraden Verhältniſſe zur Laſt, und unſer Zug iſt ſehr groß und daher ſehr ſchwer. Hiezu kommen die häufigen und ſehr kleinen Krümmungen und die Abgründe längs der Bahn. Kein Wunder daß man in den Wagons blaſſe Geſichter ſieht. Für Freunde von Naturſchönheiten hat man auf der letzten Station einen ſogenannten Beobachtungs-Car angehängt. Es iſt ein einfacher Kohlentruk, ohne Sitze und ohne Dach. Hier, der Sonne und dem Luftzuge ausgeſetzt, kann der Reiſende die

*) 7835 Fuß über dem Meere.

maleriſchen Punkte dieſer Strecke betrachten: die Cañones von Echo und Weber, den Tauſendmeilenbaum, ſo genannt weil man von ihm nach Omaha tauſend Meilen zählt, das Teufelsthor und andere, wie mir ſcheint, über die Maßen gerühmte Stellen. Zugleich iſt dies auch für die Paſſagiere eine gute Gelegenheit mit eigenen Augen die Gefahren zu ermeſſen denen ſie ausgeſetzt ſind, nicht durch die Schuld der Zugführer ſondern durch den fehlerhaften Bau der Bahn. Anfangs drängte man ſich in dem Obſervations-Car, aber alsbald leerte er ſich. Wenige fühlten ihre Nerven ſtark genug um den Anblick zu ertragen.

Endlich vermindert ſich die Schnelligkeit der Fahrt. Der letzte Engpaß iſt paſſirt. Vor uns erſchließt ſich das gelobte Land der Mormonen, die ungeheure Waſſerfläche des Salzſees, das mit einem grünen Teppich überſpannte Thal der Heiligen, bewaldete Hügel und ringsum Bergrieſen, jetzt übergoſſen mit roſigen, mit tief-, mit lichtblauen Tinten. Der Reiſende iſt geblendet durch die Fülle von Licht, entzückt durch die Schönheit der Landſchaft, überraſcht durch den Gegenſatz mit der Wildniß die er ſoeben verlaſſen hat.

Um fünf Uhr laufen wir im Bahnhofe von Ogden ein. Er liegt am nördlichen Seeende und bildet den Terminus der Union-Pacifik-Bahn.*) Eine von Brigham Young erbaute Zweigbahn führt nach Salt-Lake-City.

Ogden prangt in vollem Feſtſchmucke. Am Perron, in den Hallen des Bahnhofes und in den Zugängen drängt ſich die Menge, Alles in Sonntagskleidern. Hier wären wir nun mitten im Mormonenreich. Der große Prophet, Präſident Brigham

*) Von Ogden nach Omaha zählt man 1032, nach San-Francisko 882 Meilen.

Young, hat das Städtchen heute mit seiner Gegenwart beehrt, und im Tabernakel gepredigt. In diesem Augenblicke reist er ab. Der gewöhnliche Zug nach Salt-Lake-City wird zwar in einer Viertelstunde abgehen, aber Brigham Young, einige seiner Frauen, die ihn begleiteten, und sein Gefolge reisen mit Extratrain. Natürlich! Ist er ja doch der Gebieter von Deseret, der König von Neu-Jerusalem. Da steht er auf der Platform seines Staatswagons, mit der Hand majestätisch grüßend, indeß sich der Zug in Bewegung setzt. Alles erstirbt in Ehrfurcht. Die Männer ziehen den Hut, die Weiber verneigen sich zur Erde. Eine Scene wie man sie an Höfen sehen kann; wie man sie zuweilen auf unsern Bahnhöfen sieht, wenn gekrönte Häupter reisen. Aber ganz so war es hier doch nicht. Nichts schien mir in den Unterthänigkeitsbezeugungen der Mormonen erkünstelt oder blos Sache des Herkommens. Und doch auch keine Spur von Enthusiasmus auf diesen gespannten Gesichtern, in diesen gebeugten Gestalten. Der Zug war bereits außer Sicht, und noch standen sie da unbeweglich, wie in Verehrung versunken: das Bild des Aberglaubens welchen keine Zweifel stören, aber geheimnißvolle Schrecken zu quälen scheinen. Das Bild der Anbetung eines übernatürlichen Wesens, an das man sich für immer gebunden weiß, und das man mehr fürchtet als liebt.

Der Stationschef überhäuft mich mit Artigkeit. Natürlich habe ich ihm einen Empfehlungsbrief gebracht. Er hat drei Züge fast zu gleicher Zeit abzufertigen. Aber das verhindert ihn nicht mir tausend kleine Dienste zu leisten. Er wechselt meine Greenbacks welche, jenseits Ogden, nicht angenommen werden. Er besorgt mein Gepäck. Er bricht mir Bahn durch die Menge, welche zwar ruhig und schweigsam ist aber im Gedränge von den wuchtigen Ellbogen Gebrauch macht. Er gibt

interessante Aufschlüsse über die Heiligen, erzählt mir die Erlebnisse des heutigen Tages und sogar seine eigene Geschichte. Man ist nicht liebenswürdiger und nicht flinker. Vor Kurzem noch Associé eines großen Pelzhändlers in New-York, hat er rasch ein Vermögen gewonnen, und es rascher verloren. Um das Leben zu fristen nahm er die bescheidene Stellung in Ogden an. Seine Frau theilt sie mit ihm. Sie ist von einer guten Familie im Osten jung, hübsch, elegant und entschlossen die Entbehrungen ihrer gegenwärtigen Lage muthig zu ertragen. Die Wohnung des jungen Paares besteht aus einem einzigen Zimmer, aus dem man unmittelbar auf die Bahn tritt. Aber wie niedlich ist das Stübchen eingerichtet! Alles trägt den Stempel des Geschmacks, der Eleganz, des Schönheitssinnes einer Frau der höhern Stände. Da gibt es Blumen, zwei Fauteuils, ein Oelbild, einige Chinoiserien von irgend einem wandernden Sohne des Reiches der Mitte erstanden. Aber wie winzig ist das Nest! Fast die Hälfte des Raumes nimmt das blendendweiß verhängte Bett ein. Und der Lärm der Züge! — Oh, man gewöhnt sich daran. — Und die Fliegen und Moskitos, diese Landplage von Deseret! — Gibt es keine Fliegennetze? — Gewiß, aber der Staub, und welcher Staub, reines Alkali! — Ei, man schließt die Fenster. — Dann seid Ihr beide die einzigen „Heiden" im Ort. — Gewiß, aber wir genügen uns. Auch weist man uns im Hotel einen eigenen Tisch an. — Und so wird Allem die Lichtseite abgewonnen. Man lebt in der Erinnerung und in der Hoffnung. Man genießt im Voraus das künftige Glück, und erträgt muthig die schlimmen Tage in Erwartung besserer.

Die Menschenmenge am Bahnhof fiel mir auf durch ihren entschieden europäischen Anstrich. Mein neuer Freund löst das Räthsel. Alle diese Männer die aussehen wie Arbeiter im

Sonntagsrock, alle dieſe einfach aber reinlich gekleideten Weiber ſind Engländer, Norweger, Dänen, aber das brittiſche Element waltet vor. Das größte Kontingent liefert Wales. Nachdem der große Mann abgezogen war, ſteigt Alles in die Wagons. Frauen und Kinder ſieht man in Menge. Erſtere ſehen traurig und unterwürfig aus, die Männer gemein und unbedeutend. Die einzige, verhältnißmäßig vornehme Erſcheinung iſt ein Indianer. Er trägt Federn im Haare, und ſein Geſicht iſt mit einer dicken Schicht gelben Okers überkleiſtert. Mit verächtlichen Blicken betrachtet er die an ihm vorüber ſchreitenden Mormonen.

In meinem Wagon habe ich Gelegenheit mich mit der Polygamie vertraut zu machen. Die meiſten Männer reiſen mit zwei, einige mit drei Frauen; die jüngſte iſt immer die Begünſtigte. Der Gemahl beſchäftigt ſich und ſpricht nur mit ihr, kauft ihr an den Stationen Zuckerwerk, und vergißt die Anweſenheit ſeiner übrigen Lebensgefährtinnen, der traurigen oder mürriſchen Zeugen ſeiner Galanterie. Widerwärtig aber natürlich.

Wir brauchen zwei Stunden um die ſiebenunddreißig Meilen zwiſchen Ogden und der Hauptſtadt der Mormonen zurück zu legen. Der Zug hält ſehr häufig in der Nähe kleiner Dörfer oder einzelner Meierhöfe. Die Bahn folgt in einiger Entfernung den Ufern des Salzſees, aus deſſen metalliſcher Waſſerfläche ſteile Felseilande emporſteigen. Die untergehende Sonne röthet ſie: ein Korallenzweig auf einem ſilbernen Teller. Die Gegend iſt ſchön und die Beleuchtung magiſch. Wären nicht die goldigen und blaßgelben Töne welche vorherrſchen, die merkwürdige Durchſichtigkeit der Atmoſphäre, und der Abgang duftiger Schattirungen, wie ſie unſerem Süden eigen ſind, ſo könnte man ſich in Sicilien oder Andaluſien glauben. Bei

dunkler Nacht erreichen wir Salt-Lake-City. Ich ſteige bei dem Elder Townſend ab, in einem der ſcheußlichſten Gaſthäuſer in welche mich je mein Unſtern geführt hat.

VII.

Salt-Lake-City.

Von 4. zum 7. Juni.

Phyſionomie der Stadt. — Die modernen Kreuzfahrer. — Townſend Hotel. — Die Indianer und die Indian-Agents. — Camp Douglas. — Die Caſtones. — Brigham Young. — Das Mormonenthum.

Eine ſonderbare Stadt! Die Häuſer verſtecken ſich hinter Obſtgärten. Ueberdies bilden Akazien und Baumwollbäume längs den breiten, unabſehbaren Straßen einen dichten Vorhang. Wie in allen amerikaniſchen Städten, laufen die Gaſſen von Nord nach Süd, von Oſt nach Weſt und durchkreuzen ſich im rechten Winkel. In den Goſſen fließt Gebirgswaſſer, der große Schatz, die belebende Kraft des Landes. Die wenigen Abentheurer welche dieſe Terra incognita beſuchten als ſie noch zu Mexiko gehörte hatten erzählt, trinkbares Waſſer fehle gänzlich. Aber Brigham Young hat das geändert. Der Auserwählte Gottes, der Moſes der Mormonen ſchlug Waſſer aus dem Felſen.

Ich ergehe mich allein in den ſtillen Baumgängen. Neben mir rauſchen die Bäche. Die Akazien werfen ihre Schatten über den Wegfahrer, die Baumwollbäume, von der Morgenluft leicht bewegt, beſchneien ihn mit ihren weißen Flocken. Hie und da dringt der Blick durch das Laub zu den Zwillingsbrüdern empor. Es ſind die beiden höchſten Gipfel der Wahſatch-

Mountains: zwei Diamanten, funkelnd im Sonnenſchein, und fünfzehntauſend Fuß über dem Meere am blauen Himmel aufgehangen.

Auf dieſem Hochplateau folgen ſich die Jahreszeiten mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Nach den Herbſttagen die Stürme und Schneegeſtöber des Winters; dann nach einer kurzen Epoche von Wind und Regen die Frühling heißt, durch ſechs Monate, Sommer, das iſt Sonne, Hitze, Dürre. Mangel an Regen, Staub und, im Spätſommer, Fliegen, bilden die großen Landplagen in dem Thale der Heiligen. Aber jetzt verſchenkt die Natur mit vollen Händen die Schätze ihrer jugendlichen, berauſchenden Schönheit. Mit Wolluſt athme ich die elaſtiſche Gebirgsluft ein, mit Entzücken labe ich mich an den Wohlgerüchen der Wieſen. Ja, der Wieſen, denn ohne es zu bemerken bin ich am Rande der Stadt angelangt. Längſt ſchon ließ ich die letzten Häuſer hinter mir. Die Alleen führen noch immer weiter, aber ſie verhüllen keine Gebäude mehr. Die Bauplätze ſind ausgeſteckt, aber ſie harren noch der Mormonen welche einſt dort hauſen ſollen. Die Stadt iſt allmälig in Felder und Ackergründe aufgegangen. Ein paar Schritte und ich ſtehe am Ufer des Jordan. Zwiſchen Erdſpalten rieſelt er dahin. Unwillkürlich gedenkt man des bibliſchen Fluſſes.

Auf der ganzen Wanderung begegnete ich nur einigen Frauen und einem kleinen Trupp Kinder, die das Ränzchen am Rücken zur Schule gingen. Auf ihren Geſichtern lieſt man bereits die Sorgen des reifen Mannes. Der Anblick eines Fremden reizt ihre Neugierde. Mit forſchenden Blicken betrachten ſie mich. Aber keines grüßt, keines lächelt. Schweigend gehen ſie ihres Weges. Ueberall Einſamkeit und lautloſe Stille. Ein Krieger aus dem Stamme der Utah ſprengt an mir vorüber. Wie ſtolz er herabblickt von ſeiner magern Mähre!

Ueber dem langen, straffen, rabenschwarzen Haare trägt er einen Federschmuck. Sein Gesicht ist gelb und roth lackirt; die Züge wild, dazu ist er bis an die Zähne bewaffnet. Ein schauerlicher Anblick! Hinter ihm laufen zu Fuß seine beiden Squaws, der Inbegriff des Elends, des Schmutzes und der weiblichen Verkommenheit.

Main-street gleicht den Hauptstraßen jeder andern Stadt im fernen Westen. Nur die vielen Weiber und Kinder und die Utah erinnern an das Mormonenthum. Main-street hat wenige Bäume und daher sichtbare Häuser. Die meisten sind mit Adobes, d. i. mit an der Sonne getrockneten Ziegeln, gebaut. Andere sind Bretter- oder Balkenhütten und stammen noch aus den ersten Tagen der Ansiedelung. Einige wenige Gebäude der neuesten Zeit machen Anspruch auf architektonische Verzierung. Die Erdgeschosse sind sämmtlich Kaufläden, und gegen die Straße in ihrer ganzen Breite offen. Ankündigungen bedecken die Mauern bis unter das Dach. Längs den Häusern laufen hohe, holperige Brettergehwege hin. In der Gasse ein Gedränge von Wagen, Ochsenkarren, Fuhrwerken aller Art. Eine mit zehn Pferden bespannte Diligence von der in den Pacifikstaaten wohl bekannten Firma Wells, Fargo und Co. erregt die Aufmerksamkeit und vermehrt die Unordnung. Ehemals war der Reisende, welcher Eile hatte, auf diese Wagen angewiesen. Seit der Eröffnung der Eisenbahn sieht man sie nur mehr selten. Welch' bunter Knäuel von Menschen: Krämer und Goldgräber, Roßknechte und Ochsentreiber, Alles Leute mit schlauen, verwegenen Augen, sonnegebräunten Gesichtern, und kräftigen Armen. Man sieht es ihnen an, ihr Leben ist ein ununterbrochener Kampf. Dies sind die sogenannten Pioniere der Civilisation. Auch die Indianer, die ehemaligen Grundherren vom Stamme der Utah, sind heute durch mehrere Krieger

vertreten. Sie haben vor einigen Tagen ihr Lager in der Umgegend aufgeſchlagen, und kommen in kleinen Gruppen zur Stadt. Hinter einem jeden ſchreiten ſeine Ehehälften einher. Die Naſe hoch tragend, und ohne die geringſte Neugierde zu verrathen, betrachten ſie ſchweigend die Wunder der Civiliſation. Ich begegnete deren mehreren in den eleganteſten Kaufläden. Sie beſahen ſich die Waaren aufmerkſam aber mit erkünſtelter Gleichgültigkeit. Nur die Spiegel brachten ſie außer Faſſung. Welche Ueberraſchung! Dann folgte ein wieherndes Gelächter! Die häßlichen Burſche konnten ſich nicht losreißen von der Bewunderung des eigenen Ich.

Unter einem Zelt ſitzt eine Gruppe weißer Männer. Ich geſelle mich zu ihnen, und ſie erzählen mir ihre Erlebniſſe. Es ſind Leute die zwiſchen hier und Montana reiſen. Neben ihnen raſten ihre Pferde; ſie ſind an eiſerne Ringe gebunden, freſſen und recken die müden Glieder. Dieſe Reiter kommen von Virginia-City (Idaho). Sie haben Tauſende von Meilen zurück gelegt, die Quellen des Miſſouri geſehen, mehr als einmal die Bitteren Berge überſchritten; ſie haben die Indianer vermieden wo ſie konnten, mit ihnen gekämpft wenn ſie mußten, und den Diligencen in gefährlichen Gegenden das Schutzgeleite gegeben. Dieſe Wagen verlaſſen Corinna immer mit einer vollen Ladung von Reiſenden, Männern, Weibern, Kindern, aber nicht immer erreichen alle ihre Beſtimmung. Kälte, Hitze, Entbehrungen, zuweilen Angriffe von Wilden lichten die Reihen der Paſſagiere. Man begräbt die Todten am Saume der Straße und fährt weiter.

Verſchiedenartig iſt der Beruf meiner neuen Freunde. Ihr Leben iſt ein Heldengedicht; jede Stunde hat ihre Gefahr; Gewaltthaten werden zur Pflicht, Abentheuer ein alltägliches und unentbehrliches Element ihres Wanderlebens. Man ſetze ſich

an die Stelle dieſer neuen Kreuzfahrer; man vergleiche ihren Geſchmack, ihre Sitten, ihre Begriffe mit den unſrigen, und man wird den Abgrund gewahren der uns von ihnen trennt. Daher die Schwierigkeit ſie zu verſtehen und billig zu beurtheilen. Einige dieſer Leute ſind Trapper, andere Pferdehändler oder Mouſtanger. Ihre kleinen indiſchen Pferde, Mouſtang, ſind nach mexikaniſcher Art, eigentlich in andaluſiſchem, noch eigentlicher in arabiſchem Style gezäumt und geſattelt. Dieſelben Steigbügel in Pantoffelform, welche den Fuß gegen Regen und Sonne ſchützen; dieſelben hohen Sättel fand ich in Maroko und bei einigen arabiſchen Stämmen in der ſyriſchen Wüſte. Bis auf den heutigen Tag haben ſie ſich in den Provinzen Spaniens erhalten welche die mauriſche Herrſchaft am ſpäteſten abſchüttelten. Die Reiter tragen den Sombrero und, über einer in New-York oder San-Francisko verfertigten Jacke, die ſpaniſche Cinta. Aber das Blut, welches in ihren Adern fließt, iſt angloſächſiſch oder celtiſch. Indianerinnen ſind oder werden die Mütter ihrer Kinder ſein. Es war eine ſchöne Gruppe, wie ſie nur die Meiſter des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu malen verſtanden. Nicht Ein nichtsſagendes oder alltägliches Geſicht! Auf einigen ſah ich die Spuren der Leidenſchaft, vielleicht des Laſters, auf allen den Ausdruck der Tollkühnheit. Der Eine verbirgt ſeine angeborene Gutmüthigkeit hinter einem cyniſchen Lächeln; jener verräth Entſchloſſenheit, Thatkraft, Grauſamkeit unter dem Anſtrich unſtörbarer Seelenruhe.

Der Elder Townſend geleitet mich zum Tabernakel: ein niederer, nackter, aller religiöſen Embleme lediger Saal. Auf einer Eſtrade ſtehen der Lehnſtuhl des Propheten und die Seſſel der Biſchöfe. Das Dach iſt eine kürbisartige ſchwerfällige Kuppel. Engländer haben ſie treffend mit ihren Speiſeglocken verglichen. Nebenan hat man den großartigen Neubau im

romaniſchen Style begonnen, iſt aber bisher nicht über die Grundfeſten hinausgekommen. Niemand hofft, und Niemand verlangt den neuen Tabernakel vollendet zu ſehen. Gearbeitet wird beinahe gar nicht, denn es fehlt an Geld und am Eifer der Gläubigen.

Populärer iſt das Theater, eine der zahlreichen Unternehmungen Youngs und der einzige Beluſtigungsort in Salt-Lake-City. Faſt jeden Abend wird geſpielt. Der Saal iſt einfach ausgeſchmückt und nothdürftig beleuchtet. Im Parterre ſah ich viele Kinder, die wie mir ſchien ohne Begleitung gekommen waren. Auf den übrigen Bänken und in den Gallerien ſaßen Männer in der Blouſe oder Arbeiterjacke, neben einem jeden die Gemahlinnen in gewählterer Toilette. Die Hofloge des Präſidenten befindet ſich neben der Bühne. Gegen ſeine Gewohnheit iſt er jedoch heute Abend nicht gekommen; aber zwiſchen den Vorhängen ſehe ich ſeine letzt angetraute Gemahlin, jung, hübſch, faſt kokett und nicht ohne Anſpruch auf Eleganz. Eine der Töchter Brighams, Mrs. Alice Clawſon, eine ganz tüchtige Schauſpielerin, trat in der Hauptrolle auf. Ihr Mann beſitzt einiges Vermögen. Demungeachtet ſpielt ſie für Geld. Das Stück, ein ſeiner Zeit in England beliebtes Melodram, paßte wenig für die Zuhörerſchaft in Neu-Jeruſalem. Das Zeitalter Shakeſpeare's ſteht uns näher, als das engliſche Highlife unſerer Tage den ſocialen Zuſtänden der Mormonen. Dennoch folgte man der Aufführung mit geſpannter Aufmerkſamkeit, aber ohne zu lachen und ohne Beifallsbezeigung. Ein langweiliges, trockenes, trübſeliges Publikum. Brigham beſchäftigt ſich viel mit dem Theater, muntert zum Beſuche auf, übt ſelbſt die Cenſur und ſorgt für Wahrung des Anſtandes. Unter ſeiner Leitung iſt es gewiſſermaßen eine literariſche Bildungsanſtalt geworden, ein Werkzeug mit welchem er den Geſchmack

zu läutern und die Sitten zu verfeinern ſucht. Ein löbliches Beſtreben im Schooße einer durch die Umſtände zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilten Geſellſchaft.

Es iſt zwei Uhr; die Hitze unerträglich; die Sonne wie weißglühendes Metall. Dies iſt die Stunde des Hauptmahles und die Gäſte des hochwürdigen Townſend harren ihrer in Ungeduld. Eine zahlreiche Geſellſchaft hat ſich auf der Veranda verſammelt. Die Damen, darunter mehrere in geſuchter Toilette, bilden Gruppen für ſich. Es ſind meiſt die Gattinnen von Gold- und Silbergräbern. Ihr ſorgfältiger Anzug und die Mühe welche ſie ſich offenbar geben ladylike zu ſcheinen, paſſen wenig zu der Kleidung ihrer Männer die, geraden Weges aus dem Placer kommend, ſich ſtaub-, koth- und ſchweißbedeckt zu Tiſche ſetzen. In den eine lange Reihe bildenden Lehnſtühlen liegen die Herren in unbeſchreiblichen Stellungen. Man muß ſie geſehen haben, und man ſieht ſie nur im far-West. Einige Gentlemen lauern in der Nähe der noch verſchloſſenen Thüre die nach dem Speiſeſaal führt, um beim erſten Glockenſchall hineinzuſtürzen. Man raucht und man kaut, aber man ſpricht nicht. Nur die Frauen lispeln unter einander; aber auch ihnen wird dies offenbar ſchwer.

Dieſe Geſellſchaft beſteht aus Heiden: Goldgräbern mit ihren Familien, Handlungsreiſenden, einigen Schreibern und höheren Beamten der Centralregierung. Das erklärt die unfreundliche faſt grobe Haltung des Wirthes, des Gentleman at the Office und der Aufwärter. Der Dienſt entſpricht dieſer Stimmung. Das Zuſtrömen der Ungläubigen verdrießt und ängſtigt. In der That ſcheinen die ſchönen Tage des Mor-

monenthums zu Ende zu gehen.*) Die große Masse der Heiligen ahnet dies noch nicht, aber bei den Führern scheint mir Selbsttäuschung bereits unmöglich. Wie dem auch sei, H. Townsend, obgleich ein hoher Würdenträger im Tabernakel, läßt als Wirth zu wünschen übrig; er beschäftigt sich wenig mit dem Haushalt und gar nicht mit den Gästen; diese Pflicht überläßt er seinen beiden Ehehälften und letztere, obgleich so ungefällig als möglich, thun ihre Schuldigkeit und tragen allein die Last des Tages. Außer ihnen arbeitet nur der Gentleman at the Office, der nicht durch Artigkeit glänzt, und wenn man nach dem Zimmerschlüssel fragt, antwortet: Sucht ihn Euch! Der Herr des Hauses führt ein beschauliches Leben. Sein Schaukelstuhl steht am Ende der Veranda. Elder Townsend sitzt auf dem Rücken, mit zurückgeworfenem Kopfe, und wie versunken in die Betrachtung seiner Füße welche er, gerade über seinem Antlitz, gegen den Ast einer schönen Akazie stemmt. Die Stellung ist nicht schön, aber wahrscheinlich bequem, da er sie Stunden lang einnimmt. Endlich erschallt die Speiseglocke. Die Damen ziehen mit einer gewissen Feierlichkeit ein. Hinter ihnen läuft, stößt, drängt und tritt man sich auf die Zehen. Doktor C. hat mich glücklicher Weise unter seine Obhut genommen. Er ist Stammgast und Notabel, und verschafft mir als solcher einen Platz an seiner Seite. Diese Mahlzeiten haben nur das Verdienst nicht über zehn Minuten zu währen; sie bestehen in einem Braten und zwei Sorten von Kuchen. Zum Dessert köstliche Walderdbeêren; als Getränk Wasser. Wein und Alkohol sind offiziell verpönt, der Bar-room desgleichen; aber zu Hause, intra muros, sagt man, wissen sich die Mormonen zu entschä-

*) Die spätern bekannten Ereignisse rechtfertigten seither diese Ansicht des Verfassers.

digen. Der ſchönſte Augenblick des Diners iſt der wo man die Tafel verläßt mit dem erhebenden Gefühle eine peinliche Pflicht gewiſſenhaft erfüllt zu haben.

Während meiner drei Tage in Salt-Lake-City ſchenkt mir Doktor C. ſeine müßigen Stunden. Er hat durch mehrere Jahre am Lake-Superior und am obern Miſſiſſipi bei den Indianern ſeine Kunſt geübt, und ſeine lebendigen Schilderungen beſtätigen was ich bereits in New-York und Waſhington über dies traurige Kapitel, the indian question, gehört habe.

„Ich erlaube mir kein Urtheil", ſagte er „über das gegenwärtig obwaltende, vom Kongreß gebilligte Syſtem. Ich nehme es als eine Thatſache an, und glaube gerne daß der Präſident, der big-father dieſer unglücklichen Menſchenraſſe, den Willen hat die mit den einzelnen Stämmen eingegangenen Verpflichtungen zu halten. Aber unter ſeinen Organen, den indian Agents gibt es traurige Subjekte. Sie unterſchlagen oder vertauſchen mit ſchlechterer Waare die Geſchenke an Tuch und Lebensmitteln welche die Centralregierung ihnen zur Vertheilung an die Indianer zuſchickt. Dies erklärt die raſche Bereicherung der erſteren und die Unzufriedenheit, die periodiſchen Schilderhebungen der Rothhäute ſo wie die ebenfalls periodiſche Niedermetzelung der weißen Anſiedler. Es iſt immer dieſelbe Geſchichte: die Indianer führen in Waſhington Klage gegen die Agenten; die Regierung ernennt eine Unterſuchungskommiſſion; die Kommiſſäre begeben ſich an Ort und Stelle; die Agenten ſuchen ſie zu beſtechen, und nehmen, wenn dies nicht gelingt, zu einem äußerſten Auskunftsmittel Zuflucht. Sie verbreiten unter den Indianern den Glauben, die Kommiſſäre ſeien in feindſeliger Abſicht gekommen. Erſtere treten nun zu einem Pow-Wow zuſammen, und berathen die Kriegsfrage. Da ereignet ſich daß die Alten, deren einige Waſhington

beſucht und von der Macht des großen Vaters eine hohe Meinung nach Hauſe gebracht, faſt immer zum Frieden rathen, aber von den jüngern Hitzköpfen, welche ihre Wälder nie verließen, überſtimmt werden. Sofort wird der Kriegspfad betreten. Sendboten gehen und kommen, Pow-Wows werden gehalten; Beſprechungen der Kommiſſäre mit den Häuptlingen ſind natürlich unmöglich geworden. So verfließen einige Wochen mit Vorbereitungen. Den Anſiedlern bleibt nur die Wahl zwiſchen Flucht, wenn ſie noch möglich iſt, oder einem martervollen Tod. Sie flehen um Militärſchutz, aber die Truppen befinden ſich in den Forts, deren nächſtes vielleicht hundert, zwei-, dreihundert Meilen entfernt iſt. Dazu tritt noch die Frage ob die Mannſchaft ſtark genug ſei, um ſich in Feindſeligkeiten einzulaſſen. In den meiſten Fällen kennen die Befehlshaber die Anzahl und die Bewegungen der Indianer wenig oder gar nicht. So bricht denn der Krieg aus, allerdings ein kleiner Krieg von dem man ſo wenig als möglich ſpricht. Das Ergebniß ſind mehr oder weniger ſkalpirte Weiße und niedergebrannte Anſiedlungen; auf der andern Seite die theilweiſe oder gänzliche Vertilgung dieſes oder jenes Stammes. Dies ereignet ſich gegenwärtig in Arizona wo weißes Blut in Strömen fließt. Aber die Zeitungen hüten ſich davon zu ſprechen. Traurig, beſonders für die Skalpirten, für ihre in die Gefangenſchaft geſchleppten Weiber und Töchter, für die Eigenthümer der zerſtörten Meierhöfe und der weggetriebenen Heerden. Aber die Agenten gewinnen dabei: die Unterſuchung hat nicht ſtatt gefunden."

Hier zu Lande iſt die Indianerfrage fortwährender Gegenſtand der Beſprechung. Auch in Waſhington drängt ſie ſich den leitenden Staatsmännern immer wieder auf. Sie ſuchen die Löſung, aber ſie finden ſie nicht. Leider iſt ſie durch die

Umſtände gegeben. Die Berührung mit europäiſcher Geſittung, die Kreuzung mit weißem Blute und die Einführung des Genuſſes geiſtiger Getränke haben in die rothe Bevölkerung den Keim der Zerſtörung gelegt. In vielen Stämmen des Nord-Weſtens, nämlich in den von den Voyageurs und Trappern beſuchten Gegenden, findet man kaum Eine Familie von rein indiſchem Blut. Die erſte Generation, welche aus den Verbindungen zwiſchen franzöſiſchen und engliſchen Abentheurern mit Indianerinnen hervorgegangen war, machte ſich bemerkbar durch eine glückliche Vereinigung der guten Eigenſchaften beider Raſſen. Aber ſchon die folgende war minder kräftig und wenig fruchtbar. Heut zu Tage ſind die Meſtizen Schwächlinge und moraliſch verkommene Leute. Es wurde beobachtet, daß die Entartung im geraden Verhältniſſe ſteht mit der Zunahme des weißen Elementes. Die Kreuzung mit dem Europäer iſt ein langſam, der Branntwein ein raſch wirkendes Gift. So geſchieht es daß die Indianer verſchwinden, langſam, allmälig, aber wie es ſcheint, unwiederbringlich.

Gleich am erſten Tage hatte ich das Vergnügen mit dem Befehlshaber von Camp Douglas, General Morrow, Bekanntſchaft zu machen. Dies Lager krönt einen Höhenpunkt im Oſten der Stadt, auf drei Meilen Entfernung, am weſtlichen Abhange des Wahſatch-Gebirges. Der Punkt iſt gut gewählt, denn wer ihn einnimmt beherrſcht die Stadt. Das Lager wurde vor neun Jahren errichtet. Damals war die Aufgabe des Kommandanten keine leichte. Mit ſeiner kleinen Mannſchaft mußte er die Miliz des Propheten und die Indianer überwachen und im Zaume halten. Wie verloren in dieſen unermeßlichen Räumen, ohne geſicherte Verbindung mit ſeiner Opera-

tionsbasis, ohne rechtzeitige Unterstützung erwarten zu können, war er auf seine eigenen, offenbar unzureichenden, Mittel angewiesen. Das Alles ist nun anders geworden. Die Pacifikbahn setzt ihn in raschen Verkehr mit den längs dem Schienenwege befindlichen Forts und mit Chicago, dem Sitze des Oberbefehlshabers der Militärdivision. Daher weit mehr als vordem die Möglichkeit einer dringenden Gefahr die Stirne zu bieten.

Ich fahre nach Camp Douglas in einem von zwei muntern Pferden gezogenen Wägelchen. Der Kutscher, ein junger Mormone aus Manchester, seines Standes ein Mechaniker, hatte bei einem Eisenbahnunfall einen Arm verloren, war in das tiefste Elend gerathen, und sodann von Missionären der Sekte zur Auswanderung nach dem Thale der Heiligen beredet worden. Unerachtet seiner Verstümmelung wurde er Kutscher und gewinnt, als solcher, nothdürftig sein Brot. Wagen und Pferde sind sein Eigenthum. Freilich hat er sie noch nicht bezahlt: Der Präsident streckte das Geld vor. Auch drückt ihn seine Schuld; aber ist in Salt-Lake-City nicht beinahe Jedermann in ähnlicher Lage? Seine beiden Weiber sorgen für sich selbst. Da die Miethpreise hoch stehen, hat er sie in entlegenen Gassen bewohnt, die eine im östlichen, die andere im westlichen Theile der Stadt. „Ein Ersparniß", sagte er mir, „und auch gut gegen Eifersucht." Dieser kluge und umsichtige Ehegatte diente mir während meines Aufenthaltes als Kutscher, und seine Gespräche waren nicht ohne Interesse. Er sah sanft, ergeben und etwas melancholisch aus. In religiösen Fragen schien er mir äußerst unwissend. Offenbar hatte er in der Kindheit nie den geringsten Religionsunterricht genossen. Jetzt ist er gläubig. Er glaubt an Brigham Young. In seinem Kopfe begegnen sich der nüchternste Realismus und eine entschiedene Vorliebe für das Wunderbare.

Die Straße ſteigt allmälig zum Lager hinan. Vor uns in einiger Entfernung fuhr ein gut beſpannter Phaeton. „Es iſt der General", ſagte mein Mormone. „Suchen wir ihn einzuholen." Faſt gleichzeitig mit dem Wagen des Kommandanten hielten unſere Pferde vor ſeiner Wohnung. Der General iſt eine ſympathiſche Erſcheinung: hohe Geſtalt, militäriſche Haltung, ein offenes Geſicht, Züge in denen ſich Sanftmuth mit Thatkraft paart; dazu das Benehmen des vollendeten Gentleman und die offenbare Gewohnheit des Befehles. Er war mit Spielzeug beladen, als er aus dem Wagen ſprang und mich freundlich begrüßte. „Sie wurden uns angekündigt", ſagte er, „alſo willkommen in den Bergen! Verzeihen Sie daß ich Ihnen nicht die Hand reiche; Sie ſehen warum. Ich habe ein krankes Kind; auch Mrs. Morrow iſt unwohl." Darauf führte er mich in einen kleinen einfach eingerichteten Salon, und eilte zu ſeinen Patienten. Wenige Minuten ſpäter kam er zurück. Der Ausdruck von Beſorgniß war von ſeiner Miene verſchwunden. „Der Kleine", rief er fröhlich, „iſt ganz munter, und die Spielſachen haben gewirkt. Nun gehören Sie mir!" Er zeigte mir ſeine Behauſung, ein niedliges Cottage um welches eine Veranda läuft; ſeine kleinen Schätze, die er im Laufe vieler Dienſtjahre geſammelt hatte: prachtvolle Bärenfelle mit ſeltſamen Verbrämungen, indianiſche Kleidungsſtücke, Federmützen, Bogen, Pfeile und andere Waffen. Einige dieſer Seltſamkeiten ſind wahre Kriegstrophäen, erbeutet von dem jetzigen Eigenthümer auf kleinen und namenloſen aber blutigen Schlachtfeldern, andere wurden ihm als Andenken von Häuptlingen verehrt welche ihn, unerachtet ſeiner weißen Haut, mit Leidweſen ſcheiden ſahen. Den großen Losreißungskrieg abgerechnet, hat General Morrow faſt ſeine ganze Dienſtzeit unter den Indianern zugebracht. Er erzählte mir, einfach und beſcheiden —

muthige Männer ſind immer beſcheiden — einige Epiſoden aus ſeinem Leben. Es klang wie ein Cooper'ſcher Roman, oder wie das Bruchſtück einer Epopöe. Während er ſprach, gleichſam als Illuſtration, nahm er einen der Mäntel um, ſetzte eine Federkrone auf, warf ſich in die Stellung der kämpfenden Wilden und ſtieß den Kriegsruf aus. „Dies Geſchrei", ſagte er mir, „iſt von großer Wirkung. Es ſpornt die Rothhäute an, und verwirrt die Weißen. Aber nichts entmuthigt unſere Soldaten mehr als der gellende Ton der Pfeife welche jeder Krieger am Gürtel trägt, und in die er während des Kampfes ohne Unterlaß bläſt. Kein Revolver kann die Schnelligkeit erreichen mit welcher ſie ihre Pfeile abſchießen." Es verſteht ſich daß ich einige ſchöne Andenken aus dem Hauſe des liebenswürdigen Generals mit mir fort nahm.

Wir beſteigen zuſammen meinen Wagen und Daniel der, obgleich Mormone, mit dem Befehlshaber des Lagers auf freundlichem Fuße zu leben ſcheint, erhält die Weiſung nach dem Cañon der Auswanderung zu fahren. Es iſt dies der letzte Engpaß der Wahſatchberge durch welchen die Mormonen kamen als ſie zuerſt das gelobte Land erblickten. Kein Glied der Sekte betritt dieſe heilige Stätte ohne eine gewiſſe Hymne zu ſingen. „Bei dieſem Felsblock", ſagte mein Gefährte, „wird Daniel den Geſang anheben. Bei jenem anderen wird er ihn abbrechen." Und ſo geſchah es auch. Bekanntlich nennen die Mexikaner Cañones die engen und tiefen Felsſpalten welche in den Cordilleras ſo häufig vorkommen. Dieſer Name hat die ſpaniſche Herrſchaft überlebt. Dem Auge erſcheint ein ſolcher Cañon wie ein Chaos von faſt ſenkrechten Abgründen, von Felsgerölle und geborſtenem Geſteine, von ragenden Firnen und Kuppen. Hie und da ein grüner Fleck! Wer, mit kräftigen Nerven ausgerüſtet, auf dem ſchmalen Wege, zwiſchen der Felswand und

dem Abgrunde, wandelnd ſich über den Rand beugt ſo weit die Schwergeſetze dies geſtatten, der gewahrt in der Tiefe auf ſchwarzem Grunde einen weißen Faden der bald die Bläue des Himmels ſpiegelt, bald das blendende Sonnenlicht zurückwirft. Weiter hin umhüllt ihn durchſichtiges Dunkel oder er verſchwindet in unterirdiſchen Grotten, dröhnend wie der Bahnzug der durch einen Tunnel rauſcht. Es ſind die ſchäumenden Waſſer eines Gießbaches. Von Sturz zu Sturz, von Schlucht zu Schlucht, durch geheime Engpäſſe brauſend, die, wohlbekannt den Rothhäuten, von keinem Weißen je betreten wurden, ergießen ſie ſich in die großen Stromadern des amerikaniſchen Kontinents oder finden in den Salzlachen der großen Wüſte ein unrühmliches Ende.*) Wir ſind am Eingange einer dieſer Schluchten, im Cañon der Auswanderer, angelangt. Muthig treibt Daniel ſeine Pferde vorwärts. Zwar iſt dies die mindeſt gefährliche Strecke; aber doch haarſträubend enge, ſteil, felſig und überreich an Krümmungen. Indeß der General beruhigt mich. „Obgleich dieſer Engländer", ſagt er, „nur Einen Arm beſitzt, ſo iſt er doch ein guter Kutſcher und Herr ſeiner Pferde. Ueberdies iſt dieſer Theil des Cañon eine Kunſtſtraße im Vergleiche mit den höheren Strecken und andern Cañones welche die Mormonen durchſchreiten mußten. Viele Wagen und Thiere rollten in den Abgrund."

Am Rückwege kehren wir bei einem bayerſchen Bierbrauer ein. Ein Heide, der über die Mormonen lacht. Seine Schenke zeigt die Lokalfarbe einer kleinen Münchner Brauerei, und iſt das gewöhnliche Stelldichein der Offiziere und Soldaten des Lagers.

Wir ſind nach Douglas zurückgekehrt, und ſitzen auf der

*) Die Amerikaner nennen dies sink, Verſenkung.

Veranda des Generals. Die Sonne ſteht tief. Kein Hauch bewegt die Luft. Ueber Land und Waſſer herrſcht feierliche Stille.

Zu unſern Füßen liegt die Stadt wie ein großer von Alleen durchſchnittener Park. Die weißen Punkte zwiſchen den graugrünen Baumwipfeln ſind Dächer. Die Häuſer ſelbſt bleiben unſichtbar. Der einzige hervorragende Gegenſtand iſt die ſchwerfällige längliche Kuppel des Tabernakels.

Zu unſrer Linken, im Oſten der Stadt, erhebt ſich, von Nord nach Süd laufend, die gigantiſche Kette der Wahſatch, der weſtliche Unterbau der amerikaniſchen Hochterraſſe, wie eine gezinnte, hie und da von Felsgipfeln überthürmte Feſtungsmauer. Die Strebepfeiler, Theaterkouliſſen ähnlich, ſpringen in das Thal vor. In der Luftlinie kann die Entfernung des höchſten Kammes kaum fünf Meilen betragen. Daher zeigen ſich uns alle dieſe Felſen in verkürzter Form: ein Chaos von ſenkrechten Wänden, dunkelnden Abgründen, weithin geſtreckten Kuppen. Am Fuße das lichte Grün der Gebüſche, dann nacktes Geſtein. An den ſcharfen Kanten ſanfte Lichter wie Kerzenſchein auf florentiner Bronze. Höher hinauf beginnen weiße Flecken, bis endlich das Auge die äußerſten Gipfel erreicht hat, die in roſigen Tinten gebadete Doppelſpitze der Zwillingsbrüder.

Im Süden jenſeits der Stadt erhebt ſich das Thal ſtufenweiſe. Der Jordan zeigt und verbirgt ſeinen Silberfaden zwiſchen Wieſengründen und niederen Felsterraſſen, langſam und melancholiſch dem See nahend, wo er alsbald ſeinen kurzen Lauf beſchließen ſoll. In der Umgegend der Stadt gewahrt man viele Meierhöfe, kleine Baumgruppen, Aecker und Weidegrund. Weiterhin tritt die noch ungezähmte Natur in ihre Rechte. Ein Amphitheater von niederen Felſen ſchließt in dieſer

Richtung den Horizont ab. Jenseits liegt der dem Auge unzugängliche See von Utah.

Gegen Westen streift der Blick über ein Wirrsal von sanften Hügeln und niederem Gerölle nach den zackigen Bergriesen der Oquerrah. Azurblaue und perlgraue Töne übergießen ihre Abfälle. Durchsichtige Schatten umhüllen sie. Nur die beschneiten Scheitel glänzen noch in der eben hinter der Bergkette verschwindenden Sonne. Von Salt-Lake-City nach den Oquerrah rechnet man in gerader Linie vierzig Meilen.

Im Norden, zu unserer Rechten, rollt sich der See auf, der große Salzsee mit seinen metallischen Wassern und dem unheimlichen Widerschein. Kein Dorf, kein Haus, keine Spur menschlicher Thätigkeit belebt seinen weißen Sandgürtel. Der Himmel aber gleicht jetzt einem Flammenmeer; elektrische Lichter kreuzen sich, Luft und Erde haben ihr Feierkleid angelegt, nur der See nimmt keinen Theil an dem Festabende der Natur. Allmälig fallen Bergschatten über die weite Wasserfläche; die Dämmerung bricht herein, und verlöscht die letzten Schimmer des Tages über den phantastischen Eilanden und auf dem Pick des Zeichens, dem heiligen Berg der Mormonen.

Man hat häufig das Thal der Heiligen mit Palestina verglichen. Der Salzsee ist das todte Meer; Lake Utah der See Tiberias; der falsche Jordan schlängelt sich wie der biblische durch sein Ghor; nur die gezackten Oquerrah haben entschieden keine Aehnlichkeit mit den viel näheren und wellenförmigen Bergen von Moab. Dennoch kann eine gewisse Analogie nicht geleugnet werden.

Seit der Eröffnung der Pacifikbahn sind die Reisenden häufiger und Brigham Young unzugänglicher geworden als vordem. Es behagt ihm nicht sich wie eine Merkwürdigkeit be-

trachten und ausfragen zu laſſen. Um ihn zu ſehen bedarf es eines Empfehlungsſchreibens. Mein Wirth, der hochwürdige Townſend, erbot ſich das Schreiben welches ich von New-York mitbrachte dem Präſidenten zu übergeben und eine Zuſammenkunft zu verabreden. Eines Morgens begaben wir uns beide nach der Wohnung Youngs. Einige Biſchöfe und Elders welchen wir unterweges begegneten ſchloſſen ſich uns an. Ich hatte das landesübliche Verhör zu beſtehen, ſtellte auch meinerſeits Fragen, und erhielt auf alle bereitwillige Antwort. Wie in der Regel alle kirchlichen Würdenträger ſind dieſe Herren Amerikaner. Sie beſitzen offenbar mehr Bildung und beſſere Erziehung als die Maſſe der Mormonen, deren drei Viertheile Europäer ſind. Meine neuen Bekannten waren einfach und anſtändig gekleidet, und trugen keine Abzeichen ihrer hierarchiſchen Stellung. Die Geſichter entſchieden nichtsſagend. Keine Spur weder von Fanatismus noch von Heuchelei. Nicht der geringſte geiſtliche Anſtrich. Nichts was die Gewohnheit der Betrachtungen oder des Gebetes verriethe, aber auch eben ſo wenig das Beſtreben ſich hievon den Anſchein zu geben. Sie ſcheinen was ſie ſind: Spekulanten, Pächter, Handelsleute. Nur Einer machte eine Ausnahme, der Biſchof N. Sein Anzug war vernachläſſigt, ſeine Wäſche nichts weniger als friſch, und ſein ſchwarzer Frack hatte offenbar das Aeußerſte geleiſtet. Aber er war der Einzige in der Geſellſchaft der mir in die Augen ſah; dann gefiel mir auch ſein gutmüthiges Lachen und ſein treuherziges Weſen. „Ich habe drei Frauen", ſagte er, „und befinde mich wohl dabei." — „Und Ihre Frauen?" — (Laut lachend) „Ei, das iſt ihre Sache." — „Finden Sie nicht daß die Vielweiberei die Frau herabwürdigt?" — „Nicht im Geringſten." — „Fühlen Sie mit Ihren drei Gattinnen niemals Gewiſſensbiſſe?" — „Ich würde dereu empfinden, wenn ich nicht Polygam wäre.

Ich erfülle ein ausdrückliches Gebot Gottes. Ich nähre meine Kinder und ſchicke ſie in die Schule. Punktum, ſatis. Sie können das nicht verſtehen, denn Sie ſind kein Auserwählter. Wir Andern ſind nicht nur Auserwählte, ſondern ſogar Privilegirte. Gott gewährt uns, als ſolchen, die Offenbarung, die Inſpiration. Was wir alſo thun, iſt wohlgethan. Man hat die Inſpiration oder man hat ſie nicht. Gott gewährt oder verweigert ſie nach ſeinem Belieben." Hierauf ging er in weitere Erörterungen ein welche mir, aufrichtig geſagt, barer Unſinn ſchienen. Dabei ſprach der Mann mit der Geläufigkeit eines Schulknaben der ſeine Lektion mechaniſch herſagt und dabei an andere Dinge denkt.

Der Bedeutendſte ſchien mir H. Georg Smith, genannt der Hiſtoriker; nicht zu verwechſeln mit Joë Smith, dem Stifter der Sekte, der ermordet wurde. George beſitzt die meiſte Bildung und nimmt nach dem Präſidenten Young den erſten Platz ein. Er war einer der Führer während des großen Exodus und nahm einen weſentlichen Antheil an den Mühen und Sorgen der erſten Anſiedelung am Salzſee. Er gab mir intereſſante Aufſchlüſſe und einen jüngſt von ihm geſchriebenen Traktat.*)

Den Schatten der Akazien und Cotton-Trees ſuchend, denn die Hitze iſt unerträglich, erreichen wir endlich den Sitz des Präſidenten: eine Gruppe von Häuſern welche ſeine Ehegattinnen mit ihren Kindern, von einander abgeſondert, bewohnen. Das große Eckgebäude iſt die ausſchließlich für ſeine Sprößlinge beſtimmte Schule. Eine hohe Mauer umſchließt

*) The rise, progress and travels of the Church of Jesus-Christ of Latter-Day-Saints, being a series of answers to questions including the revelation on celestial marriage etc. by President George A. Smith, Church Historian etc. Printed at the Deseret News Office. Salt-Lake-City 1869.

das Ganze. Wir überschreiten die Schwelle und treten in ein kleines Sprechzimmer. Die Einrichtung ist höchst einfach. An den Wänden hängen zwölf Oelbilder, die Apostel darstellend. Den ersten Platz unter ihnen nimmt natürlich das Portrait Joë Smith's ein. Der Sekretär und Schwiegersohn des Präsidenten, ein kleiner junger Mann mit einem Höcker, bietet uns Stühle an und beginnt sodann mit lauter Stimme das gewöhnliche Verhör. Während ich seine Fragen beantworte, glaube ich hinter einer halb geöffneten Thüre einen Schatten zu gewahren. An zwanzig Minuten verstreichen in dieser Weise. Die Unterhaltung, an der alle Anwesenden Theil nehmen, geräth keinen Augenblick in Stocken, aber der Präsident zeigt sich noch immer nicht. „H. Young", sage ich endlich, „hat seine Geschäfte, ich die meinen. Ich habe ihm nichts zu sagen, und wünsche nicht mehr ihn zu sehen. Ich werde übrigens in Camp Douglas erwartet." Da öffnete sich plötzlich die Thüre welche meine Aufmerksamkeit erregt hatte, und Brigham Young erschien auf der Schwelle. Er war mit Sorgfalt gekleidet. Einige Augenblicke betrachtete er mich schweigend, dann die Seinigen mit einer leichten Handbewegung grüßend, näherte er sich langsam und gravitätisch. Er trug den Hut am Kopfe, nahm ihn aber eilends ab als er sah daß ich mich bedeckte, und bot mir einen Lehnstuhl neben dem seinigen. Die Bischöfe und Elders nahmen in ehrerbietiger Entfernung Platz. Auf ein dem Sekretär gegebenes Zeichen, verlas dieser, neben seinem Gebieter stehend, mein Empfehlungsschreiben mit lauter Stimme.

Hierauf begann ein Gespräch welches fast eine Stunde währte.*)

*) H. Young sagte mir nichts was er nicht gegen Jedermann, besonders in seinen sehr kurzen Predigten zu äußern pflegt. Ich halte mich daher für berechtigt, die wesentlichen Stellen dieser Unterredung hier wiederzugeben.

Folgendes ist der wesentliche Inhalt. Ich muß übrigens gestehen, daß ich mich umsonst bemühte auch nur Einen klaren Gedanken in dem dunkeln, phrasenreichen Wortschwall zu finden.

„Die Welt", sagte er, „ist mit zahllosen Vorurtheilen behaftet. Nur der Privilegirte erhebt sich über dieselben. Gott gewährt das Privileg einigen Auserwählten. Was sie lehren ist Wahrheit, denn sie sprechen und handeln in Folge höherer Eingebung. Glaube und Arbeit sind Zweck unseres Daseins Die Religion hat zur Aufgabe die Bösen gut zu machen, und die Guten besser. Lesen Sie das Buch der Mormonen. In Mainstreet können Sie es kaufen. Es enthält unsere Geschichte. Die ersten Mormonen sind zur Zeit Salomons eingewandert. (!!) Die letzte Einwanderung ereignete sich sechshundert Jahre vor Christi Geburt. (!!) Heute strömen die Mormonen von allen Seiten herbei. Eines Tages werden sie sich ausdehnen über das Erdrund."

Als ich bemerkte, er scheine, in Utah, die geistliche mit der weltlichen Macht zu vereinen, schrie er laut auf: „Sie irren, der Mormone ist frei. Jeder Streitfall wird gütlich geschlichtet durch freiwilligen Vergleich oder schiedsrichterlichen Ausspruch. ... Ich fürchte die Eisenbahnen nicht, wie man fälschlich behauptet. Wir haben Nauvoo nicht verlassen um die Heiden zu meiden, sondern gezwungen, und weil man uns verjagte."

Ich kam auf das Kapitel der Vielweiberei. „In Europa, begann ich, ist Ihr Name wohl bekannt. Man schätzt in Ihnen den Mann der Thatkraft, der seine Jünger zu beherrschen weiß, der die Wüste in einen Garten verwandelt hat. Aber die Einführung der Vielweiberei wird allgemein verdammt. Man betrachtet sie als eine Entwürdigung der Frau, als eine Schmach unseres Jahrhunderts (a shame and a disgrace)." — Hier brach die Versammlung in dumpfes Murren aus. Der

Präſident fuhr auf, aber bemeiſterte ſich ſogleich, ſchwieg einige Augenblicke und hub ſodann an mit ſehr leiſer Stimme und nicht ohne ein verächtliches Lächeln: „Vorurtheil, Vorurtheil, Vorurtheil! Haben wir nicht das große, das ſehr große Beiſpiel der Patriarchen? Kann Gott heute mißfällig ſein, was er damals billigte?“ Hierauf entwickelte er eine mir neue Theorie: der Menſch ſolle in geſchlechtlichen Beziehungen dem Beiſpiele der Thiere folgen. Es war eine lange Auseinanderſetzung die ich nicht immer zu faſſen im Stande war. Als praktiſche Folgerung ſtellte er die Behauptung auf: die Polygamie ſei das einzige wirkſame Heilmittel gegen die Proſtitution. Als ich mich, mehr gelangweilt als erbaut, von meinem Sitze erhob, ergriff er meine Hände, zog mich an ſich und murmelte mit geſchloſſenen Augen: Benediction, benediction, benediction! luck, luck, luck! (Segen und Glück).

Brigham Young iſt aus dem Staate Vermont gebürtig, und hat ſo eben ſein ſiebenzigſtes Jahr zurückgelegt, ſieht aber bedeutend jünger aus. Er iſt über mittler Größe, hält ſich ſehr gerade und ſcheint eine treffliche Geſundheit zu beſitzen. Sein Haar iſt blond mit einem kaſtanienbraunen Schimmer, ſein ſorgfältig gekräuſelter Bart, ein collier grec, vollkommen weiß. Der große Kopf ſitzt ziemlich tief zwiſchen den breiten Schultern. Die Augen, welche den Blick Anderer nicht ertragen, verrathen mehr Schlauheit als Geiſt; der Mund grobe Sinnlichkeit; das übergroße eckige Kinn Thatkraft wenn nicht Grauſamkeit. Alles in Allem eine auffallende Erſcheinung. Zugleich anziehend und abſtoßend. Man begreift daß der Mann ſeine Opfer faſcinirt wie die Schlange; daß, hat er ſie einmal in ſeiner Gewalt, er ſie beugt unter das Joch ſeiner Schreckensherrſchaft; daß er ſie ohne Zögern und ohne Barmherzigkeit zermalmt, wenn ſie Miene machen ſich ſeiner Umarmung zu

entreißen. Ich ſage nicht daß Brigham ſo ſei. Ich ſage nur daß er dieſen Eindruck auf mich machte, ſo wie auf die meiſten ſeiner Beſucher. Gewiß, es wäre Vermeſſenheit, einen Menſchen nach ſeinem Aeußern und in Folge einer flüchtigen Bekanntſchaft zu beurtheilen. Was ich hier ſagen will iſt nur daß mir Brigham Young im höchſten Grade mißfiel. Auch ſein geziertes Weſen hat nichts Gewinnendes. Abwechſelnd pomphaft und zuthulich, ſalbungsvoll und ſchäckernd, ſtrenge und ſüßlich, vergißt Young keinen Augenblick die Rolle des Propheten. Ehe er einen orakelhaften Ausſpruch thut, neigt er das Haupt, legt ſein Geſicht in majeſtätiſche Falten und heftet den ſtieren Blick auf den Boden. Wenn er ſpricht, ſo geſchieht dies mit gebieteriſchem Tone und lauter Stimme. Zwiſchen jedem Worte wird innegehalten. Dann richtet er ſich plötzlich auf, wirft den Kopf zurück, zeigt ſeine großen, weißen, ſpitzen Zähne, und verzieht die wulſtigen Lippen zu einem unheimlichen Lächeln. Zugleich ſchließt er die Augen, und flüſtert. Dies iſt der Augenblick wo er ſcherzt. Aber nichts ſtimmt weniger zur Heiterkeit. Mir machten dieſe theatraliſchen Uebergänge vom Erhabenen zum Niedrigen einen widerwärtigen Eindruck. Aber man begreift die Wirkung ſolcher Kunſtgriffe auf ein unwiſſendes Publikum. Auch die Biſchöfe und Elders waren oder ſchienen in dieſen Augenblicken wie verzückt.

Nach ſeinem Aeußern, nach ſeinem Benehmen, nach dem Unſinn beurtheilt welchen er die Stirne hat vorzubringen, iſt Brigham Young ein frecher Betrüger. Aber werft den Blick um Euch! Laßt Euch — nicht von ſeinen Akolythen welche in ihm eine Gottheit verehren, ſondern von unparteiiſchen Zeugen oder vielmehr von Männern die ihn nicht lieben aber kennen, ihn und ſeine Werke — laßt Euch von ihnen die Hinderniſſe nennen die er beſiegt, die Gefahren die er beſtanden, die

wundervollen Werke die er geſchaffen hat — und das größte aller dieſer Wunder iſt daß er den Willen von zweimalhunderttauſend menſchlichen Weſen dem ſeinigen unterwarf — laßt Euch alles dies an Ort und Stelle erzählen von unbefangenen Männern, wie der Kommandant von Camp Douglas, der Oberrichter, der Attorney-General, die Aerzte welche hier ſeit Jahren leben, von den Minenarbeitern die kommen und gehen, und Eure Abneigung wird dem Erſtaunen weichen, und Euer Erſtaunen der Bewunderung. Bewundern werdet Ihr, nicht Brigham Young's Glaubenslehren und ſein Sittengeſetz, nicht einmal ſeine Schöpfungen als Koloniſator, denn Andere haben anderwärts eben ſo viel geleiſtet, noch die Beweggründe die ihn leiten und welche wir nicht zu beurtheilen vermögen weil wir ſie nicht kennen; ſondern die verſchwenderiſchen Gaben mit welchen die Vorſehung dieſen merkwürdigen Mann überſchüttete, ſeine Menſchenkenntniß, ſeinen hellen, obgleich ungebildeten Verſtand, ſeine Ausdauer, ſeine unbezähmbare Thatkraft, und, als Wirkung und endlichen Erfolg, die unumſchränkte, geheimnißvolle Herrſchaft über ſeine Anhänger.

Mehrere Bücher, viele Brochüren und zahlloſe Zeitungsartikel wurden geſchrieben über Brigham Young, über Deſeret, über die Mormonen, ihre Glaubenslehren und ihre Sitten. Einige dieſer Druckſchriften geben eine wahrheitsgetreue Darſtellung der Oertlichkeiten und einzelner Verhältniſſe. Aber keine von ihnen hat Licht verbreitet über den Urſprung und das Weſen der dunklen, der furchtbaren Macht mit deren Hilfe jener Menſch Zuſtände ſchuf welche, in politiſcher, religiöſer und ſocialer Hinſicht, im entſchiedenen Widerſpruche ſtehen mit den Ueberzeugungen, den Ideen und den Sitten unſerer Zeit.

Joë Smith iſt der Stifter oder Erneuerer des Mormonenthums. Er ſtand unter dem Einfluſſe der unmittelbaren gött-

lichen Eingebung, und war zugleich ein liederliches Subjekt. Er lehrte nicht die Vielweiberei, aber er übte ſie, nur ohne Trauung. Als, lange nach ſeinem Tode, Brigham Young, bei Einführung der Polygamie, ſich auf den Stifter der Sekte berief und zu dieſem Ende eine, wie behauptet wird, unechte Schrift Joë's vorwies, betheuerten und beſchworen die Wittwe, Söhne und Anhänger des letzteren, daß er nie der Vielweiberei das Wort geredet habe. Die Folge war ein noch heute beſtehendes Schisma.

Die Vertreibung der Mormonen aus ihren Anſiedlungen am Miſſiſſipi (Illinois) bildet eine nach vielen Seiten hin intereſſante und lehrreiche Epiſode der amerikaniſchen Zeitgeſchichte. Der arme Joë, der vom Propheten nichts hatte als die Inſpiration, wurde mehr als fünfzigmal vor Gericht gezogen, kam aber immer mit mehr oder minder heiler Haut davon, bis ihn eines Tages der Tod des Märtyrers ereilte. Er ſaß in Carthago (Grafſchaft Hancock, Illinois) im Gefängniß, als eine Rotte Bewaffneter mit geſchwärzten Geſichtern eindrangen, und ihn und ſeinen Bruder Hyram niederſchoſſen.*) Die Mörder wurden gegen Bürgſchaft auf freien Fuß geſetzt, und, nach kurzem Proceß, wie natürlich, freigeſprochen. Zur Zeit der Mordthat war Brigham Young, ſeines Zeichens Zimmermann, Präſident der zwölf Apoſtel. Sofort trat er an die Spitze des Gemeinweſens. Die Zeiten waren ſchlimm. Demungeachtet gelang es ihm, die Diſſidenten zu verſöhnen, alle Gläubigen in derſelben Schafhürde — der ſeinigen — zu vereinigen, kurz der ſo grauſam verfolgten und der Auflöſung nahen Sekte neues Leben einzuhauchen. Mittlerweile dauerten die Gewaltthaten fort. Häuſer wurden niedergebrannt, das

*) Juni 1844.

Vieh fortgetrieben, die Ernten vernichtet. Die Behörden schritten zum Schutze ein, aber nur schüchtern, vielleicht nicht einmal aufrichtig. Ein öffentlicher Aufruf des Sheriffs von Hancock entwirft ein düsteres Bild der Lage. „Während ich schreibe", sagt er, „steigt der Rauch gegen Himmel. Wittwen und Waisen werden nicht verschont." Der Gouverneur von Illinois schickte Milizen, aber ihr Anführer erklärte den Mormonen er vermöge sie nicht zu schützen; die öffentliche Meinung sei ihnen abhold, der Pöbel entschlossen sie zu verjagen; nichts bleibe ihnen übrig als fort zu ziehen. Unter diesen Umständen beschlossen die Elders die Auswanderung nach dem Salzsee. Brigham Young unternahm es mit einigen Pionnieren die Gegend zu erforschen. In den ersten Tagen des Jahres*) brachen sie auf. Im Februar folgten tausend Familien. Dies war der Beginn des großen Exodus. Während der Präsident mit seinen fünfhundert Gefährten unter großen Schwierigkeiten langsam vordrang, hatte das in aller Eile befestigte Nauvoo, der Hauptplatz der Sekte in Illinois, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Die Gegner der Mormonen waren militärisch organisirt, besaßen schweres Geschütz und lieferten häufige Gefechte. Endlich, am 17. September, nach einem mehrtägigen Bombardement, räumten die Belagerten die Stadt und flohen nach dem rechten Mississipiufer. Die Sieger drangen in die verlassene Stadt, plünderten nach Herzenslust und äscherten viele Gebäude ein, darunter auch den Tabernakel dessen Bau eine halbe Million Dollars gekostet hatte. Dies Alles geschah, so zu sagen, unter den Augen des Gouverneurs und des Befehlshabers der Milizen von Illinois. Mittlerweile hatte Brigham Young seine besten Leute an die Vereinsarmee abtreten müssen — es war

*) 1846.

zur Zeit des mexikaniſchen Krieges — und kehrte, nachdem er die tauſend Familien die ihm gefolgt waren vorläufig in Florenz (Nebraska) untergebracht, nach den Ufern des Miſſiſſipi zurück. Der fernſte Punkt den er erreicht hatte war Council-Bluffs am Miſſouri. Nun hieß es die Abreiſe der Hauptmaſſe vorbereiten. Eine himmliſche Viſion kam ihm hiebei zu ſtatten. Im Traume hatte er einen kegelförmigen Fels geſehen, hart am Rande eines großen Sees. Er nannte ihn Enſign-Peak. Noch einmal machte er ſich auf den Weg, diesmal nur mit einem Gefolge von vierzig Männern. Im Frühling*) reiſte er ab, im Juli kam er am Salzſee an. Dort ſteckte er den Platz für Neu-Jeruſalem aus. Im December kehrte er zurück. Auf dieſer zweiten Reiſe hatten Indianer vom Stamme der Sioux ihm und ſeinen Gefährten die Pferde abgenommen. Man reiſte alſo zu Fuß. Endlich ſchlug für das Mormonenvolk die Stunde des Abzuges.**) Der Weg führte über die Prärien von Nebraska, durch die Engpäſſe der Rocky-Mountains, durch die große Wüſte, das heißt das öde Hochplateau zwiſchen dieſem Gebirge und der Wahſatchkette, endlich hinab nach dem Becken des Salzſees, welches vor Brighams Erforſchungsreiſe, außer einigen Voyageurs und Trappern, kein Weißer betreten hatte. Nach der Ausſage dieſer Abentheurer war es eine Wüſte welche ein todtes Meer umfängt, und ſelbſt nach allen Seiten von nackten, ſteilen, hohen Felsgebirgen eingeſchloſſen iſt. Das Waſſer, ſagten ſie, ſei bitter; Vegetation fehle gänzlich, ausgenommen einige elende Büſche, sage-brush, und im Frühlinge einige wilde Blumen, die alsbald verzehrt werden von den gierigen Lokuſten — neben

*) 1847.
**) 1848.

den Bären der Berge, den Schlangen der Prärien, den grausamen Wilden aus dem kriegerischen Stamme der Utah — den einzigen Bewohnern dieser unwirthlichen Einöde. Da man dennoch die Uebersiedlung dahin beschloß, so waren wohl die von Brigham Young an Ort und Stelle gemachten Wahrnehmungen minder entmuthigend als die Erzählungen der Trapper. Mitten im Winter ward aufgebrochen. In mehrere Karavanen getheilt, Männer, Weiber, Kinder, in Wagons, zu Eseln, in Schubkarren, zu Fuße, zog man nach den Ufern des Missouri, und von dort in gerader Linie nach den Rocky-Mountains. Die Entfernung betrug fünfzehnhundert Meilen, und der Weg führte fortwährend durch ein von allen Hilfsmitteln entblößtes Land. Elend, Entbehrungen, eine furchtbare Sterblichkeit erprobten aber lähmten nicht den Muth, die Ausdauer, den erfinderischen Geist des Propheten, noch die Ergebung, die Geduld, das blinde Vertrauen der Gläubigen. Seit dem Auszuge der Israeliten hat die Geschichte kein ähnliches Unternehmen in ihre Blätter verzeichnet. Eines Abends endlich erblickten jene deren Gebeine nicht am Wege bleichten, als sie aus einem Engpasse traten der den Namen Emigration-Cañon bewahrt hat, zu ihren Füßen einen See, ein Thal, einen Fluß, den sie Jordan nannten. Es war das Land der Verheißung, erkenntlich an dem konischen Vorgebirge, welches Gott seinem Auserwählten im Traume gezeigt hatte, und das deshalb Ensign-Peak heißt.*)

Den Entschluß gefaßt, ihn ausgeführt zu haben, mit ungeheurem Verlust an Menschen, aber ohne das Vertrauen eines Einzigen der Ueberlebenden zu verlieren, diese Thatsache gehört der Geschichte an; sie genügte um den Namen eines Monarchen,

*) Utah gehörte damals zu Mexiko. Später an die Vereinigten Staaten abgetreten, bildet es laut Kongreßakte von 1850 ein Territorium. Brigham Young wurde zum Gouverneur ernannt, und übte dies Amt bis 1857.

eines Feldherrn, eines Propheten zu verewigen. Brigham Young vereinigt in ſich dieſe drei Eigenſchaften. Als Prophet, der ſich übrigens hütet zu prophezeien, beherrſcht er die Gewiſſen; als Monarch übt er die unbeſchränkteſte Gewalt; als Feldherr verfügt er über eine von ihm geſchaffene kriegstüchtige Miliz. Der Beſtand der letztern erklärt, neben anderen Rückſichten, warum man in Waſhington noch immer zögert dieſen Potentaten mit Waffengewalt zur Achtung der Geſetze zu verhalten.

Die erſten drei Jahre waren eine Zeit der äußerſten Entbehrung. Georges Smith, der Hiſtoriker, erzählte mir daß er und ſeine Frau, wie übrigens Jedermann, ſich zuweilen mit dem dritten Theile der Nahrung begnügen mußten, welche zur Friſtung des Lebens für unentbehrlich betrachtet wird. Oft nährten ſie ſich, wochenlang, mit Wurzeln.

Die erſten Mormonenmiſſionen reichen in das Jahr 1837 zurück. Jetzt wurden ſie mit friſchem Eifer aufgenommen. Die meiſten Proſelyten machte man in England, beſonders in Wales, im ſkandinaviſchen Norden und in Auſtralien. Deutſchland, die Schweiz und andere von den Miſſionären Youngs beſuchte Länder lieferten ſehr wenige; China und Oſtindien gar keinen Bekehrten. Brigham wählt ſeine Sendboten mittelſt Inſpiration. Er wandelt in den Gaſſen, begegnet einem Menſchen den er nie geſehen. Da erfolgt plötzlich die göttliche Eingebung. Er ſpricht ihn an, befiehlt ihm als Miſſionär nach Europa zu gehen, nach Auſtralien, nach den Inſeln der Südſee. Der Mann verläßt ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeinen Kaufladen oder Meierhof, und ergreift den Wanderſtab. Dieſe Emiſſäre wenden ſich ausſchließlich an den ärmſten und unwiſſendſten Theil der Bevölkerung, ſei es in den großen Städten Englands, Herden von Laſter und Elend, wie allenthalben wo viele Menſchen bei-

ſammen wohnen, ſei es am Lande, namentlich in Wales deſſen Söhne, wie ihre celtiſchen Brüder die Irländer, ſich leicht vom Wandertrieb beſtimmen laſſen. Nach dem einſtimmigen Zeugniſſe derer welche mir hier in Salt-Lake-City über dieſe Verhältniſſe Aufſchlüſſe gaben, ſtehen die europäiſchen Mormonen, in jeder Beziehung, tief unter ihren amerikaniſchen Glaubensbrüdern.

Die Miſſionäre bewirken alſo die meiſten Bekehrungen unter Menſchen welche im Elende geboren ſind, oder in Elend geriethen durch eigene Schuld, oder durch die Schuld der Umſtände; die nichts zu verlieren haben, die nur gewinnen können indem ſie ſich der moraliſch und phyſiſch verpeſteten Luft entziehen die ſie athmen. Die Thatſache iſt wichtig, denn ſie gibt, mit anderen, den Schlüſſel zu der raſchen und großen Verbreitung der Sekte.

Dieſen Leuten predigen ſie, und zwar Folgendes: Gott iſt ein Weſen von Fleiſch und Blut wie der Menſch. Er hat die Leidenſchaften des Menſchen, aber in Allem iſt er vollkommen. Jeſus-Chriſtus hat er auf natürlichem Wege gezeugt. Vater und Sohn gleichen ſich; nur iſt der Vater älter. Der Menſch iſt nicht von Gott geſchaffen; denn er beſteht von allem Anfange. Er iſt nicht in Sünde geboren, und nur verantwortlich für ſeine eigenen Handlungen. Er heiligt ſich durch die Ehe. Es gibt Götter, Engel, Menſchen und Geiſter. Es gibt eine Auferſtehung in der andern Welt. Dieſe iſt aber nur die Fortſetzung der gegenwärtigen. Gott ſteht mit dem Propheten in unmittelbarem Verkehr. Worte und Handlungen des Propheten ſind Werk der göttlichen Eingebung. Die Biſchöfe beſitzen gleichfalls, jedoch in geringerem Maße, das Privilegium der Eingebung. Von allen Religionen iſt die der Mormonen die vollendetſte, aber Heiden (Andersgläubige) werden nicht nothwendig verdammt.

Ich frage, können ſolche Lehren die Geiſter erregen, die Herzen rühren und entzünden, mit andern Worten aus den verrufenſten Stadtvierteln Londons, aus den Werkſtätten Liverpools, von den welſchen Weidegründen drei bis vier tauſend Menſchen jährlich nach dem Salzſee locken? Wer wollte dies im Ernſte behaupten? Erſtlich iſt es unwahr, wie von einigen Schriftſtellern aufgeſtellt wurde, daß die Neuheit dieſer Satzungen lebhaft auf die Einbildungskraft wirke. Dies könnte vielleicht zugegeben werden, wenn die Proſelyten Schwärmer wären. Aber Theologie iſt ihre geringſte Sorge. Es ſind Leute die im Elende ſchmachten, und ſich aus ihrer elenden Lage befreien wollen. Hätten Youngs Miſſionäre ihnen nichts Anderes anzubieten als die Fortdauer ihres Daſeins, möglicher Weiſe ihres gegenwärtigen Elendes in einer andern Welt, ſo würden ſie wohl ſchwerlich viele Bekehrungen machen.

Aber ſie haben ihnen noch Anderes zu ſagen. Nachdem ſie ihnen die Glückſeligkeit in einem künftigen Leben als möglich verſprochen, wie dies alle Religionen thun, eröffnen ſie ihnen, was keine andere thut, ſchon in dieſer Welt die glänzendſten Ausſichten. Unter der einzigen Bedingung der Arbeit, und zwar einer ſehr mäßigen Arbeit, verbürgen ſie ihnen, für die nächſte Zukunft, alle Genüſſe welche des Menſchen Herz verlangt, welche der Zufall nur ſeinen Günſtlingen gewährt, welche er ihnen bisher ſo unerbittlich verweigert hat.

Seht jenen Fremdling! Er dringt in eine dürftige Wohnung. Geſegnet ſei der Tag an dem er dieſe Schwelle überſchritt! Hört ihn! Zuerſt, aber ſehr kurz, ſehr bündig, legt er die Glaubensſätze dar. Dann geht er über zu einer langen Erörterung der materiellen Zuſtände im Reiche der Mormonen. Er ſpricht von Induſtrie und insbeſondere von Ackerbau, von den Vorzügen des Klimas und des Bodens, von dem raſchen

und wundervollen Erträgniß der Arbeit. Er lüftet die dunklen Schleier welche bisher das Daſein ſeiner unglücklichen Zuhörer verdunkelten, erfreut ſie mit ungeahnten Bildern der Zukunft, erweckt alle ihre Begierden, verſpricht ſie alle zu befriedigen, zeigt ihnen in der Ferne, jenſeits des Meeres, jenſeits unermeßlicher Ebenen und ſchrecklicher Felswände, das Ghor des neuen Jordan, die beiden ſilbernen Seen der Bibel, die Berge von Neu-Judäa, das gelobte Land! Dort harrt ihrer endlich, was ſie bisher ſo unerbittlich floh, — das Glück. Hier, ſagt er ihnen, ſeid Ihr Sklaven, Sklaven des Elendes oder Eures Brotherren. Im Thale der Heiligen findet Ihr die Unabhängigkeit, und mit der Unabhängigkeit, den Wohlſtand gewiß, vielleicht den Reichthum. Keine Unterwürfigkeit mehr, keine Entbehrung; keine Sorgen! In dieſer Welt, wie in der anderen, ſeid Ihr verſorgte Leute. Dann wendet er ſich an die Jugend mit dem unheimlichen Lächeln des Propheten, und ſpricht ihnen von den berauſchenden Freuden des Harems, von der Schönheit der Töchter von Deſeret, verheißt ihnen Frauen nach Herzensluſt, entwickelt die Lehre von der Pluralität. Vergleicht, ſo ſchließt er, was Ihr ſeid mit dem was Ihr ſein werdet, und wählt!

Wie ſollten dieſe armen Menſchen die durch keine chriſtlichen Ueberzeugungen, die ihnen ja eben fehlen, zurückgehalten werden, wie ſollten ſie der glänzenden Verſuchung widerſtehen? Hiezu kommt daß, ſobald ſie ihren Beitritt erklärt, die Geſchäftsfreunde Youngs ſie mit dem nöthigen Reiſegeld verſehen. In New-York, auf der ganzen Reiſe finden ſie Unterſtützung und Vorſchub.

Halten wir uns die wichtige Thatſache vor Augen, welche ſoeben, wie ich hoffe, nachgewieſen wurde, und alle unparteiiſchen Zeugen beſtätigen: daß nämlich, äußerſt ſeltene Ausnahmen abgerechnet, die Proſelyten keine Schwärmer ſind; daß nicht der

Durſt nach Wahrheit, keiner jener Anfälle von religiöſer Ueberſpannung oder von Skrupeln welche ſich zuweilen der Gemüther bemächtigen, ſie nach dem Salzſee führt, ſondern einzig und allein der Wunſch ihre Lage zu verbeſſern. Rein weltliche Triebfedern wirken auf ſie. In dieſer Beziehung unterſcheiden ſie ſich nicht von den andern Auswanderern. Ihrer Bekehrung fehlt das religiöſe Element.

Geleiten wir die Neophyten nach ihrem neuen Vaterland. Die Biſchöfe und Elders verſchaffen den Geſunden Arbeit, den Kranken Arznei, Allen Lebensmittel; ſorgen für ihre erſten Bedürfniſſe, bis es möglich iſt ihnen den Boden anzuweiſen den ſie urbar machen ſollen. Young ſtreckt das Baumaterial vor, Adoben, Bretter, Geräthſchaft und Werkzeug. Der Werth des ihnen abgetretenen Grundes und aller gelieferten Gegenſtände wird, in Dollars berechnet, im Schuldbuch eingeſchrieben. Die Abzahlung geſchieht in gewiſſen Terminen. Der Zehent für die Kirche wird im vorhinein erhoben. Er beträgt den zehnten Theil des Bruttoerträgniſſes der Wirthſchaft.

Ich übergehe die Einzelheiten der finanziellen Beziehungen zwiſchen dem Gläubiger, nämlich Young, und dem Schuldner, nämlich Jedermann. Bemerkenswerth iſt nur, daß die große Mehrzahl der Mormonen ihre Schulden nie getilgt hat, und nie tilgen wird. Durch Arbeit gewinnen ſie ihr Leben. Sie können auch, doch ſind die Beiſpiele ſchon ſelten, es zu einem gewiſſen Wohlſtande bringen; aber Erſparniſſe zu machen iſt äußerſt ſchwierig. Reiche Leute gibt es ſehr wenige. Die Seltenheit des baren Geldes und die Schwierigkeit ſich Silbermünze der Vereinsſtaaten zu verſchaffen ſind ein anderer Uebelſtand, und vermehren die Verlegenheit. Noch vor zwei Jahren, bis zur Eröffnung der Pacifikbahn, war Utah ein Gefängniß, weil es für den Einzelnen keine Mittel gab ſich zu entfernen;

in geringerem Maße könnte man daſſelbe noch heute ſagen. Um Utah zu verlaſſen müſſen die Heiligen ihre Schulden zahlen; um ſie zu bezahlen ihre Gründe verkaufen. Aber wo Käufer finden welche bares Geld und zwar Vereinsgeld beſitzen? Ein einziger Mann wäre in dieſer Lage, Brigham Young; aber Brigham Young hat das größte Intereſſe ſolche Verkäufe nicht zu begünſtigen. Das Geheimniß ſeiner kirchlichen und ſtaatlichen Macht beruht größtentheils, nicht ausſchließlich wie ſogleich gezeigt werden ſoll, auf ſeinem finanziellen Verhältniß zu der Mehrheit der Mormonen die, in verſchiedenem Maße, ſeine Schuldner ſind. Wenn alſo die Miſſionäre Unabhängigkeit verſprechen, ſo lügen ſie. Die Mormonen ſind nicht nur von Young abhängig, ſie ſind thatſächlich ſeine Gefangenen.

Aber, merkwürdig genug, der Einwanderer fand hier, ſtatt der gehofften Unabhängigkeit, was ihm in Europa, im Augenblicke als er zu den Mormonen ging, fehlte — den Glauben. Ja, der Ungläubige von geſtern, ungläubig wenigſtens mit Bezug auf ſeine neue Religion, iſt aufrichtig bekehrt: er glaubt feſt und blindlings, er glaubt an den Propheten, an Brigham Young. Die Thatſache, ſo unwahrſcheinlich ſie klingt, iſt unbeſtreitbar und unbeſtritten, aber bisher unerklärt. Gelingt es über dieſe dunkle Seite Licht zu verbreiten, ſo iſt das Räthſel des Mormonismus gelöſt. Wagen wir den Verſuch!

Der vor zwei Jahren vollendete Schienenweg und die ganz neuerliche Entdeckung von Silberminen im Wahſatchgebirge ſo wie das große Zuſtrömen von Metallgräbern und Wäſchern, ſämmtlich Heiden, müſſen natürlich eine bedeutende Wirkung auf die hieſigen Zuſtände ausüben. Ich laſſe aber dieſe weſentlichen Elemente abſichtlich vorerſt unberückſichtigt, um ſie ſpäter zu erörtern. Betrachten wir die Geſellſchaft der Mormonen, wie ſie ſich im Jahre 1869 zeigte.

Damals ſtand Brigham Young auf dem Höhenpunkte ſeiner Macht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, der Prophet, ſo lange er Young iſt, verfügt als unbeſchränkter Gebieter über die Seelen und Leiber der Gläubigen. Dieſe Geſellſchaft kennt nur Gläubige. Wer abfällt, wird rechtslos. Seine Güter werden eingezogen, er ſelbſt iſt zur Flucht, und da die Flucht unmöglich iſt, zur Unterwerfung gezwungen. Er erweckt alſo Reue und Leid, macht Buße, und beginnt ein neues Leben; nur beginnt er es ohne ſein Ackerland, ſein Haus, ſein Geräthe und ſein Vieh, die konfiscirt bleiben. Gefährliche Ketzer verſchwinden. Zuweilen fand man ihre Leichen im Walde. Die wenigen hier anſäſſigen Heiden ſind kaum geduldet und führen kein beneidenswerthes Leben. Wehe dem der um ein Mormonenmädchen zu freien wagte. Er wäre den äußerſten Mißhandlungen ausgeſetzt. Beiſpiele fehlen nicht. Hiezu die Schwierigkeit zu kommen, die Unmöglichkeit zu gehen ohne die Erlaubniß des Propheten. Es gibt keine größere Abgeſchloſſenheit.

Ich habe geſagt, Brigham ſei Herr der Seelen und der Körper. Dies iſt buchſtäblich zu nehmen. Hinſichtlich der Seelen verfügt er über den Willen und über das Gewiſſen der Mormonen, ja ſogar über ihre Gedanken, denn er gab letzteren eine gewiſſe Richtung und erhält ſie in derſelben. Uebrigens, wer denkt in Utah? Man arbeitet, man glaubt, man genießt, aber man denkt nicht. Sonntags der Tabernakel, die Woche über der Meierhof oder der Kaufladen; das Theater und der Harem jeden Abend. Wo bliebe da zum Denken Zeit? Alles geſchieht unter göttlicher Eingebung. Gott inſpirirt und der Inſpirirte iſt Brigham Young. In allen Verlegenheiten, Zweifeln oder Schwierigkeiten des Lebens, bei allen Unternehmungen und Geſchäften wird Brigham um Rath gefragt.

Wenn er ſchweigt, ſo beweiſt dies daß ihm die Eingebung fehlt; wenn er aber ſpricht ſo glaubt jeder das Wort Gottes vernommen zu haben. Brigham gilt nicht für den eingebornen Gott; aber es läuft auf daſſelbe hinaus. Darum ſagte ich, er verfügt über die Seelen.

Und wie ſteht er mit den Leibern? Die Fäden aller Geſchäfte laufen durch ſeine Finger. In ſeiner Hand hält er die Geſammtheit der materiellen Intereſſen. Er beutet den Boden aus, und ſein Boden iſt das Gebiet von Utah, ſo groß glaube ich wie halb Frankreich. Er beutet aus die phyſiſchen Kräfte und die geiſtigen Fähigkeiten von zweimalhunderttauſend Menſchen. Ein Monopol, wie es nicht wieder vorkam ſeit den Tagen der Pharaonen! Er gilt aber auch für einen der reichſten Bürger der Vereinigten Staaten. Man ſchätzt ihn auf zwölf Millionen Dollars. Er beherrſcht den Markt, er regelt die Preiſe. Er baut Straßen und erhebt ungeheure Zölle.*) Jede Thätigkeit des Lebens geht von ihm aus; in Allem hat er die Hand, aus Allem zieht er Gewinn. Mit Hilfe ſeiner trefflich gerüſteten und wohlgeübten Miliz, mit Hilfe des Telegraphen der ſein Netz über Utah ausſpannt, verſchafft er ſich, Corinna ausgenommen, allenthalben Gehorſam, hält die noch ſchwache Oppoſition im Zaum, imponirt ſogar der Centralregierung in Waſhington. Hiezu tritt (hiezu trat noch vor zwei Jahren) der unberechenbare Vortheil der geographiſchen Unzugänglichkeit Eine ſummariſche, theils geheime, durch einen religiöſen Anſtrich verklärte Gerechtigkeitspflege vervollſtändigte, bis zur Zeit der Einſetzung ordentlicher Gerichtshöfe, die unerhörte Machtfülle des Mannes. Sage ich zu viel, wenn ich behaupte daß er über

*) Ich ſah einen Waldweg der nach einem Cañon führt. Die Bewohner von Salt-Lake-City verſehen ſich dort mit Brennholz. Die Ladung jeder fünften Fuhre gehört dem Propheten!

die Leiber verfügt? Aber noch in anderer Beziehung läßt ſich dies ſagen.

Brigham Young galt, im üblichen Sinne des Wortes, nie für einen Heiligen; dennoch hatte keiner ſeiner Anhänger vermuthet daß er es wagen würde die Vielweiberei einzuführen. Eine Nacht*) wurde er mit einem Geſichte begnadigt. Gott hatte ihm die Rückkehr zu den Uebungen der Patriarchen, zur Pluralität der Frauen eingegeben. Die Ueberraſchung war groß und allgemein. Die Gewiſſen ſchienen beunruhigt, der Köhlerglaube der Getreuen erſchüttert. Um die Oppoſition zu brechen, verſammelte Young Abgeordnete, ungefähr zweitauſend Elders, aus allen Anſiedlungen Utah's und legte ihnen eine Schrift vor, die Darſtellung einer angeblichen Offenbarung welche Joë Smith ein Jahr vor ſeinem Tode gehabt hätte. George Smith gibt dies ſeltſame Aktenſtück in ſeinen oben erwähnten Antworten auf Fragen unter dem Titel: Offenbarung über himmliſche Ehen. Man hat geſehen, daß die Wittwe und die Söhne Joë's das Schriftſtück für geſchmiedet erklären. Verfaßt iſt es im Style des alten Teſtamentes. Jehova ſcheint nicht mit der Zeit fortgeſchritten zu ſein. Seine Sprache iſt dieſelbe geblieben in welcher er zu Abraham redete, aber was er ſagt iſt neu. Hier folgt ein Auszug. Wenn ein Mann eine Frau ehelicht ohne Mitwirkung des Geſalbten des Herrn, ſo werden Mann und Frau Engel ſein im Paradieſe, aber Knechte der Seeligen, und in eheloſem Stande verbleiben in Ewigkeit. Diejenigen welche den Ehebund ſchließen im Einklange mit dem Geſetze werden unter die Götter verſetzt! Joë Smith ſtammt von Abraham. Gott ertheilte ſeine Befehle an Abraham, und Sarah gab ihm die Hagar. Warum? Weil das

*) 1852.

Geſetz es ſo wollte. Aus Hagar ging eine zahlreiche Nachkommenſchaft hervor. Hat Abraham geſündigt? Keineswegs. Er hatte Konkubinen und, von ihnen, viele Kinder. David desgleichen, und er hat wohl daran gethan, weil Nathan und andere Propheten ihm die Weiber gaben, und die Propheten beſitzen den Schlüſſel, ſie haben die Gewalt Frauen zu verleihen. David hat nur geſündigt indem er die Gattin Uriah's zum Weibe nahm. Auch Salomon und Moſes hatten mehrere Frauen. Eine Frau, deren Gemahl Ehebruch trieb, kann, wenn ſie ſelbſt tugendhaft iſt, einen andern Mann ehelichen. Ueber dieſen Punkt behält ſich Gott vor, in jedem einzigen Falle, Joë zu erleuchten, damit er die Ehe bewillige und ſegne oder unterſage. Bleibt Joë treu dem Geſetz, ſo wird Gott ihm, in dieſer Welt, Häuſer und Felder, Frauen und Kinder ſchenken, und, am Ende ſeiner Tage, die Kronen der Ewigkeit. Der Prieſter welcher eine Jungfrau geheirathet hat kann, mit ihrer Bewilligung, eine zweite zur Frau nehmen. In Gemäßheit dieſes Geſetzes kann er zehen ehelichen ohne in Ehebruch zu verfallen. Wenn eine dieſer Frauen ſich einem andern Manne ergibt, ſo begeht ſie Ehebruch und muß vertilgt werden, denn ſie und ihre Gefährtin wurden dem Prieſter gegeben zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes.

Mit Hilfe dieſes Dokumentes erlangte Brigham Young die Zuſtimmung der Verſammlung. Sie nahm die Vielweiberei grundſätzlich an. Dieſe wurde für eine Pflicht und ein Vorrecht erklärt; doch konnte das Vorrecht nur erworben werden auf ausdrücklichen Befehl Gottes. Aus der Offenbarung Smith's erhellt daß Gott das Privileg gibt oder verweigert durch Vermittelung ſeines Propheten, heute Brigham Youngs, der, bevor er ſeinen Ausſpruch thut, den Fall ſelbſt prüft oder durch die Biſchöfe prüfen läßt. Ueber die Aufführung der Braut und

des Bräutigams vor der Ehe, über den Lebenswandel der Ehegatten, über alle dieſe zarten Fragen, entſcheidet Brigham Young, im beſonderen Auftrage und unter unmittelbarer Eingebung Gottes. Kurz, neben dem Monopole welches der Prophet ausübt über Lebensmittel, Waaren, Erzeugniſſe des Bodens, über die Arme und den Schweiß der Männer, verfügt er auch über die Ehre der Frauen, miſcht er ſich in die innigſten Angelegenheiten des Familienlebens. Der materielle Wohlſtand, der Hausfriede, der Ruf eines jeden Einzelnen hängen von dem Willen des Propheten ab. Weit von mir die Abſicht, Young des Mißbrauches der Macht zu beſchuldigen welche ihm das Geſetz einräumt, das Geſetz welches er ſelbſt gegeben hat. Ich ſpreche nicht von den Perſonen. Ich ſpreche von dem Syſtem, und dies Syſtem iſt ſcheußlich, fratzenhaft und ohne Beiſpiel in der Geſchichte der Menſchheit.

Je höher man in der Hierarchie geſtiegen iſt, je mehr iſt man verpflichtet von dem Privileg der Vielweiberei Gebrauch zu machen. Brigham Young beſitzt zur Zeit ſechzehn angetraute und ſechzehn angeſiegelte (sealed) Frauen. Einige der letzteren leben mit ihm; andere, bejahrte Wittwen und ältere Jungfrauen, hoffen durch das Mittel der Anſiegelung, im Jenſeits zu erreichen, was ihnen dieſe Welt verſagt hat, das Glück zu dem Range wirklicher Gattinnen des Propheten vorzurücken. Georg Smith beſitzt fünf Weiber, die andern Apoſtel begnügen ſich mit vieren, weniger als drei zu haben iſt Sünde.

Es wird vorausgeſetzt daß Niemand mehr Frauen nimmt als er ernähren kann. Aber in Wirklichkeit kommt es häufig vor daß die Weiber ihren Gatten durch ihrer Hände Arbeit erhalten. In der ärmeren Klaſſe iſt dies ſogar die Regel. Hat ein Mann zwei Frauen, ſo wohnt eine jede für ſich in einem Zimmer, ſelten im ſelben Hauſe. Deshalb ſieht man am Lande,

in den Meierhöfen gewöhnlich zwei Hütten. Die Frauen treiben irgend ein Handwerk, erhalten ſich ſelbſt, und ziehen den Gatten an ſich indem ſie ihm von Zeit zu Zeit einen Imbiß bereiten, meiſt um den Preis ihrer mühſelig zurückgelegten Erſparniſſe. Die wirklichen, nicht die angeſiegelten Frauen des Propheten wohnen im Bienenkorb, ſo heißt die Reſidenz, jedoch in abgeſonderten Gemächern. Sie alle haben angeblich durch Arbeit für ihren eigenen Unterhalt zu ſorgen; ſie ſpeiſen an einem gemeinſchaftlichen Tiſch und ſtehen in jeder Beziehung unter einem ſtrengen, büreaukratiſch geregelten Regiment. Einer der Schwiegerſöhne Youngs, der kleine Buckelige der mich im Bienenkorb empfing, iſt dieſem Dikaſterium vorgeſetzt, und übt ſein heikliches Amt mit Ordnung und Unparteilichkeit, die nicht ſeltenen Fälle abgerechnet wo die wechſelnde Laune des Gebieters ihm Ausnahmen von der Regel auferlegt.

Was iſt nun der Sinn von sealing, was eine angeſiegelte Frau? Ich habe weder Zeit noch Luſt mich in Studien der mormoniſchen Theologie zu vertiefen und die verſchiedenen, wohl ſehr übertriebenen und entſtellten Angaben, die man in Reiſebeſchreibungen lieſt, zu prüfen. Eine Frau, ſo ſcheint es, wird an ihren Mann geſiegelt für dieſes und für das künftige Leben. Eine Frau kann auch mit einem Verſtorbenen eine Ehe eingehen; man verſichert mir daß eine Frau auch an zwei Lebende geſiegelt werden kann, an den einen für dieſe Welt, an den andern für das Jenſeits: verſteht ſich immer nur mit Genehmigung des Propheten oder der Biſchöfe. Was für Zuſtände! Die Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit, ausgebeutet unter Anrufung Gottes, zum Vortheile der Ueppigkeit!

An Kindern beſitzt Salt-Lake-City Ueberfluß. Ueberall begegnet man ihnen. Es iſt dies eine der auffallenden Eigenthümlichkeiten dieſer wie aller andern Mormonenſtädte. Die

Kleinen ſind gut gehalten, anſtändig gekleidet und beſuchen fleißig die Schule; aber die meiſten derer welche ich ſah ſchienen mir zart, wenn nicht ſchwächlich. Die väterliche Gewalt geht auf in der Gewalt des Propheten. Kaum daß die Väter die Anzahl und die Namen ihrer Kinder wiſſen. Ohne die verſtorbenen zu zählen beſitzt der Präſident deren achtundvierzig. Sein jüngſter Baby iſt fünf Monate alt! Eines Tages, auf einem Spaziergange, kam er zu einem Raufhandel zwiſchen Knaben. Er trat zwiſchen die kleinen Störenfriede und verabreichte mit ſeinem Rohre dem Ungeſtümſten unter ihnen eine ausgibige Züchtigung. Nach vollzogener Strafe frug er: weſſen Sohn biſt du? Der Knabe antwortete: I am president Young's boy. Und in der That, es war einer der achtundvierzig.

Von welcher Seite man, hier an Ort und Stelle, die Polygamie betrachte, man gewahrt allenthalben die Keime der Zerſtörung: Zerſtörung der Familie, Zerſtörung der Geſellſchaft. Doch die erſten Opfer ſind die Frauen. Die ich zu Geſichte bekam, ſahen traurig und eingeſchüchtert aus. An ihrem Herde nehmen ſie nicht den Platz ein welcher der Hausfrau gebührt. Die Männer vermeiden von ihnen zu ſprechen und ſie dem Fremden zu zeigen; als ob ſie ſich ihrer Gefährtinnen ſchämten; oder vielmehr, ſie ſchämen ſich vor ſich ſelbſt. Die Weiber des Beduinen oder des Türken kannten nie den hohen Rang welchen das Chriſtenthum für die Frau erobert hat; aber die armen Mormoninnen ſtiegen herab von dem Platze den ſie einſt einnahmen; ſie fühlen ſich entwürdigt, und die Entwürdigung ſpricht aus ihren blaſſen abgehärmten Zügen.

Brigham, die halbe Gottheit, genießt mehr als königliche Ehren. Kurze Zeit vor meiner Ankunft hatte er ſein ſiebenzigſtes Jahr vollendet. Bei dieſem Anlaſſe brachten ihm die Apoſtel, Biſchöfe und Aelteren ihre Huldigung dar. Einer von ihnen

nannte ihn Souverain. „Sie werden", fügte er hinzu, „den Tag erleben an welchem ſämmtliche Könige der Erde vor Ihnen erſcheinen und um Ihren Rath bitten werden." Das Hofjournal gab natürlich die Anſprache.

An Sonntagen predigt Brigham Young zuweilen im Tabernakel. Nach allgemeinem Ausſpruche der Heiden welche ich befrug, ſind dieſe Vorträge eine Anhäufung unzuſammenhängender Bibelſtellen, perſönlicher Anſpielungen und Schimpfworte, die mit ſalbungsvollen, hohlen Phraſen abwechſeln. Die Sprache iſt unedel und der Redner verräth häufig ſeine haarſträubende Unwiſſenheit. Von Beredſamkeit keine Spur. In den letzten Jahren predigte er faſt immer über Polygamie. Es iſt dies ſeine Art auf die Angriffe der amerikaniſchen Zeitungen zu antworten. Letztere ſind ihm entſchieden abhold, und darin der getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung in den Vereins-Staaten.

Unlängſt, um ſeine Duldſamkeit zu bekunden, hat er Geiſtlichen anderer Bekenntniſſe geſtattet im Tabernakel zu predigen. Ein durchreiſender anglikaniſcher Miniſter machte von der Erlaubniß Gebrauch, und zwar in ſeinem geiſtlichen Gewande. Kaum hatte er die Kanzel verlaſſen, als ſie Brigham beſtieg. Er war in ein Betttuch gehüllt, und hielt unter dem ſchallenden Gelächter der Heiligen einen ſpaßhaften Vortrag in welchem er den engliſchen Prediger auf das Gröblichſte verhöhnte.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen! Der Abſolutismus, getrieben zu ſeinen äußerſten Grenzen, und perſonificirt im Haupte der Kirche. Von Seite der Sektirer unbedingter Glaube an die Perſon des Propheten. Kein Gottesdienſt, denn die kurzen Sonntagspredigten und Geſänge im Tabernakel verdienen dieſen Namen nicht. Im Allgemeinen, ſo weit es ſich von den Maſſen handelt, kein religiöſes Gefühl, oder vielmehr

alle religiöſen Gefühle vereinigt und verbraucht in der fanatiſchen Verehrung Brigham Youngs. Arbeit und Glaube, als oberſter Grundſatz aufgeſtellt. Die Arbeit, nothwendiger Weiſe, Händearbeit und zwar bis an die Grenzen des Möglichen ausgedehnt, weil man nicht nur das tägliche Brot erwerben muß ſondern auch die Schulden an den Präſidenten abzuzahlen hat. (Dieſe übertriebene Arbeit erklärt die raſchen und großen Erfolge auf dem Gebiete der Koloniſation.) Ein vom Propheten ausgebeutetes Monopol welches ſich auf Alles und Alle erſtreckt. Einmiſchung Youngs in die Familienverhältniſſe und Angelegenheiten aller Art. In allen ſchwierigen Augenblicken Zuflucht zum Propheten und blinde Unterwerfung unter ſeine Ausſprüche. Endlich die Vielweiberei als Pflicht und Vorrecht, ausgeübt ſeit zwanzig Jahren.

Dies iſt die Weſenheit des Mormonismus.

Aber wie entſtand der Glaube im Herzen derer die ihn nicht beſaßen, als ſie die neue Lehre annahmen? Wie iſt dieſe Umwandlung in ihnen vor ſich gegangen? Welche geheime Triebfedern haben da gewirkt? Wie kommt es daß Leute welche bei ihrer Abreiſe aus der Heimath nichts glaubten, kaum angelangt im Thale der Heiligen, Alles glauben, Alles was Young beliebt ſie glauben zu machen? Die Erklärung der Mormonen: das ſei eben Eingebung, kann man natürlich nicht zulaſſen. Aber auch die mir von den Heiden gegebene Auslegung ſchien mir unzureichend. Näher befragt, gaben letztere das ſelbſt zu. Hier liegt wie bereits geſagt der Schlüſſel zum Verſtändniß des Mormonismus. Ich widmete daher dieſem Punkte meine ganze Aufmerkſamkeit, und gelangte mit Hilfe der eingezogenen Erkundigungen und eigener Beobachtung zu nachſtehenden Schlüſſen.

Die Anfänge der Sekte gleichen denen aller anderen. Bei

einer gewiſſen Anzahl von Menſchen erwachen plötzlich und unvorhergeſehen das Bedürfniß nach geiſtigem Troſt, der Durſt nach übernatürlicher Hilfe, das brennende Verlangen Gott zu nahen! Es ſind dies Inſtinkte welche, mehr oder minder, in allen Herzen ſchlummern. Je ſeltener dies Erwachen eintritt, je heftiger iſt es, nicht unähnlich einer lange verſchloſſenen und plötzlich geöffneten Schleuße. Die aufgeſtauten Waſſer ſtürzen hervor, raſen mit Ungeſtüm dahin; verlaufen ſich allmälig, bis das Gleichgewicht hergeſtellt iſt, und, mit dem Gleichgewicht, die Ruhe. Dies iſt die Geſchichte der berühmten revivals. Es iſt auch die Geſchichte der Entſtehung der Sekten, beſonders in Amerika, in dieſer vom materiellen Treiben ſo ſehr in Anſpruch genommenen Geſellſchaft, welcher ſo wenig Zeit übrig bleibt für das innere Leben. Die lange vernachläſſigten moraliſchen Bedürfniſſe, die lange nicht vernommene Stimme des Gewiſſens treten mit Einem Male in ihre Rechte. Reue und Verzweiflung bemächtigen ſich der Gemüther. Man lechzt nach Troſt, und man empfängt ihn aus den Händen des Erſten Beſten. In dieſen Augenblicken fehlt es nie an Menſchen welche bereit ſind ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, ſie zu leiten, zu beherrſchen, wo möglich auszubeuten. Wahrſcheinlich ſind es Sykophanten, möglicher Weiſe Schwärmer, vielleicht Beides. Aber dem Heuchler gebricht die Leuchte des Glaubens, dem Fanatiker das Licht der Vernunft. Da finden die üblen Leidenſchaften, die Geldgier, die Sinnlichkeit ihre Rechnung Was Wunder daß man in kürzeſter Friſt beim Unſinn und der Verruchtheit angelangt iſt. Unter ähnlichen Verhältniſſen entſtand der Mormonismus. Die erſten Adepten Joë Smiths, des Schurken, wie die Einen ſagen, des Heiligen, wie ihn Andere nennen, waren ganz gewiß aufrichtige Schwärmer. Sie waren überdies Amerikaner. Sie bildeten die moraliſche

Atmoſphäre welche die Ankömmlinge aus Europa fortan einathmeten.

In der Geſchichte der Sekte macht die große Wanderung nach dem Salzſee Epoche. Sie befeſtigte das Anſehen des neuen Moſes. Unüberwindlich ſcheinende Hinderniſſe hat man unter ſeiner Leitung beſiegt, das Ziel der Reiſe gefunden, wie Gott es ſeinem Auserwählten geoffenbart hatte. Kein Zweifel daß Brigham ein übernatürliches Weſen iſt. Wenn er nicht ſelbſt Gott iſt, ſo ſteht er der Gottheit nahe. Und überdies, was iſt Gott? Die Mormonen kümmert das nur wenig, um ſo weniger als Brigham lehrt der Menſch ſei Gott gleich. Gewiß Niemand iſt es mehr als er. Das iſt augenfällig, ſonnenklar! Jedermann denkt es, Jedermann ſagt es, Jedermann glaubt es. Wehe dem der zu zweifeln wagte!

Das iſt die moraliſche Luft die ſich im Thale der Heiligen gebildet hat, die Jedermann einathmet, die ſofort auf den Neuangekommenen ihren Einfluß übt. Er bringt aus der Heimath nichts mit was ihm helfen könnte ſich dieſer Einwirkung zu entziehen. Er iſt unwiſſend, arm, und, indem er unter die Mormonen ging, hat er die Religion verleugnet in der er geboren ward. Nicht in den Sätzen des Glaubens von dem er abfiel wird er Waffen ſuchen gegen die Irrthümer der Sekte welcher er ſich ſo eben anſchloß. Ueberdies hat er ſeine Schiffe verbrannt. Mit Leib und Seele gehört er dem Präſidenten. Er thut wie Jedermann, er ſchließt die Augen und glaubt, glaubt an Brigham Young. Die Weiber aus Wales, unter den Mormonen die Mehrzahl ihres Geſchlechtes, und wie man mir ſagt mehr als alle anderen abergläubiſch und unwiſſend, nehmen einen thätigen und wirkſamen Antheil an der Bekehrung der Männer. Uebrigens wer einmal dieſe Pfade betreten hat wird ſie nicht wieder verlaſſen. Die Schwierigkeit der Umkehr, man

könnte ſagen die Unmöglichkeit, iſt bereits erörtert worden. Das Auge des Propheten wacht über der Heerde, die Racheengel, die Daniten erwürgen die räudigen Schaafe.

Die Wichtigkeit des Einfluſſes der Sphäre in der man lebt iſt unberechenbar: ſie wächſt im Maße der Abgeſchloſſenheit. Irrenärzte verſicherten mich ſie würden ſelbſt den Verſtand verlieren, wenn ſie durch längere Zeit verhindert wären ihre Anſtalt zu verlaſſen. Das Duell, als Gottesgericht oder Krieg zwiſchen Einzelnen vollkommen erklärlich, iſt in ſeiner gegenwärtigen Uebung barer Unſinn. Der Beleidigte iſt entehrt; hat er aber überdies von dem Beleidiger einen Säbelhieb oder eine Kugel in den Leib bekommen, ſo iſt ſeine gekränkte Ehre gerettet. In England hat die jüngſte Generation dies Vorurtheil abgeſchüttelt; aber am Kontinent beſteht es noch als Glaubensartikel, allerdings in verſchiedenem Grade, je nach der Verſchiedenheit der Lebenskreiſe. In Deutſchland, zum Beiſpiel, iſt es im Volke unbekannt; der Bürger hält wenig darauf; aber im Adel, in der Armee und auf den Univerſitäten, alſo in den noch oder einſt privilegirten Ständen, finden wir es tief eingewurzelt. Nun ſind aber die privilegirten Klaſſen, innerhalb der Grenzen und Kraft des Privilegs, von den übrigen Staatsbürgern abgeſchloſſen. Betrachten wir einen jener vielen, kleineren Kreiſe wo Kunſt und Literatur getrieben werden. Nehmen wir an, es herrſche dort der Kultus der Zukunftsmuſik. Wer ſich da den geringſten Zweifel erlaubte an der Unfehlbarkeit des verehrten Meiſters, würde ſogleich vor die Vehme gezogen, verurtheilt und hingerichtet, das heißt ausgeſchloſſen. Legſt du Werth darauf im Heiligthume zu verweilen, ſo laſſe dich bekehren, verneige dich vor der Gottheit die hier herrſcht, und bekämpfe die Stimme deines Gewiſſens welche dich der Heuchelei beſchuldigt. Verharre in dem neuen

Götzendienſt und die Gnade des Glaubens wird dich allmälig rühren; du wirſt glauben an Wagner, und biſt du von Natur der Begeiſterung zugänglich, ſo wirſt du mit der Zeit bereit ſein für die Zukunftsmuſik dein Blut zu vergießen. Die große Mehrzahl der Menſchen unterliegt ähnlichen Einflüſſen. Feſte Grundſätze, ein richtiges Urtheil und Charakterſtärke vermögen allein der Atmoſphäre zu widerſtehen die in abgeſchloſſenen Kreiſen herrſcht. Dieſe Bedingungen finden ſich ſelten vereinigt. Sie fehlen natürlich den armen Katechumenen welche alljährlich von den Emiſſären des Propheten zuſammengerafft und nach den, bis vor Kurzem unzugänglichen und hermetiſch geſchloſſenen Gegenden von Neu-Jeruſalem geſandt werden.

So erkläre ich mir die plötzliche Umwandlung von Leuten, die zu Hauſe an nichts glaubten, in Gläubige, in Leute welche zwar nicht mit Inbrunſt aber mit naivem und aufrichtigem Köhlerglauben ſich der Perſon und den Lehren Brigham Youngs blindlings unterwerfen.

Noch vor zwei Jahren waren Abtrünnige ſehr ſelten. Es war oben die Rede von den Mitteln mit welchen man ſie in den Schoos der Kirche zurück führte. Seit Eröffnung der Eiſenbahn konnten einige proteſtantiſche Miniſter, Geiſtliche der Epiſkopalkirche und Presbyterianer, ohne beſondere Gefahr zu laufen, hier ihrem apoſtoliſchen Berufe nachgehen. Es war aber verlorene Mühe. Die wenigen Mormonen welche ſich zum Austritte aus der Sekte bereit erklärten, erwieſen ſich als Menſchen ohne alles ſittliche und religiöſe Gefühl. So lange ſie unter der eiſernen Zuchtruthe Youngs lebten, waren ſie arbeitſam und gläubig, gläubig im Sinne der Mormonen. Aber indem ſie den Zauberkreis verließen, verwandelten ſie ſich in Freigeiſter und unverbeſſerliche Taugenichtſe. Dieſe, vielſeitig beſtätigte Thatſache ſcheint mir höchſt bedeutungsvoll. Sie liefert

den praktiſchen Beweis der inneren Hohlheit des Mormonismus. Dieſer Geſellſchaft fehlen alle ſittlichen Elemente. Ihr Weſen iſt die rohe Gewalt. Entfeſſelt dieſe Menſchen und ſie werden zu Ungethümen.

Die Pacifikbahn und, in Folge der vor zwei Monaten entdeckten Silberlager, das maſſenhafte Zuſtrömen der Bergleute, üben bereits ihre Wirkung. Zunächſt hat das Schreckensregiment aufgehört unter welchem die hier lebenden Heiden d. h. Chriſten ſchmachteten. Bisher waren ſie Heloten; jetzt fühlen ſie ſich, rühmen ihre Bedeutung und tragen den Kopf hoch. Bald werden ſie eine wirkliche Macht ſein. Die kleine Stadt Corinna, welche einige Heiden vor wenigen Jahren gegründet haben, iſt der Sitz der Oppoſition geworden. Dort hauſen die Söhne Joë Smith's, die Diſſidenten und perſönlichen Feinde Brigham Youngs. Es iſt die Zufluchtsſtätte aller jener welche das Joch des Präſidenten abſchütteln oder ſich ihren pekuniären Verpflichtungen gegen ihn entziehen wollen.

Aber auch im Mittelpunkte des Gemeinweſens, in Salt-Lake-City, hat ſich die Lage geändert. Einwanderer, die keine Mormonen ſind, bringen Kapitalskräfte mit ſich, eröffnen Kaufläden, nehmen einen wachſenden Antheil an dem Handelsverkehr. In der That, Alles iſt anders geworden. Man hört nicht mehr von geheimen Verurtheilungen und Hinrichtungen. Keine Leichen abtrünniger Mormonen, keine Würgengel mehr! Selbſt die jungen Mädchen hat der Geiſt der Widerhaarigkeit erfaßt. Sie wollen von Polygamie nichts wiſſen, und geloben ſich unter einander Freier, welche bereits eine Ehehälfte beſäßen, mit Körben zu betheilen. Das Bedenklichſte iſt daß die neue Strömung ſogar in den Bienenkorb drang. Der älteſte Sohn Youngs hat erklärt daß er ſeine in ſpäteren Ehen erzeugten Geſchwiſter für unehelich halte. Alles weiſt auf eine bevor-

ſtehende Kriſis hin.*) Brigham ſcheint es zu ahnen, und unerachtet ſeiner vorgerückten Jahre einen zweiten Exodus nach Arizona oder den Südſeeinſeln zu beabſichtigen.

In Waſhington zögert man noch. Die öffentliche Meinung in den Staaten verlangt immer lauter ein energiſches Einſchreiten der Centralregierung. Die bisherigen, materiellen Hinderniſſe ſind verſchwunden. Warum entſendet Präſident Grant nicht, auf der Eiſenbahn, eine hinreichende Truppenmacht um Zuſtänden ein Ende zu machen welche unvereinbar ſind mit den beſtehenden Geſetzen, mit den Sitten und dem Geiſte des Jahrhunderts? Hierauf erwidert man im weißen Hauſe daß der Mormonismus keine Lebensfähigkeit beſitze, und eheſtens von ſelbſt zerfallen werde. Mit Brigham Young, der ein Greis, werde er verſchwinden. Es wäre ein politiſcher Fehler die Auflöſung der Sekte zu beſchleunigen. Beſſer ſei ſie eines natürlichen Todes ſterben zu laſſen. Dies iſt gegenwärtig die Anſicht der Regierung aber nicht des Publikums und Alles deutet darauf hin, daß General Grant Young in Anklageſtand verſetzen, und, im unwahrſcheinlichen Falle eines Widerſtandes, mit Waffengewalt einſchreiten werde.

Beſitzt dies große Gemeinweſen eine Zukunft? Wird es mit ſeinem Häuptling verſchwinden? Um mich her höre ich die letztere Frage mit Beſtimmtheit bejahen. Und, in der That, könnte hierüber kein Zweifel obwalten, wenn die Ereigniſſe immer den Geſetzen der Logik folgten. Angenommen, die Auflöſung habe ſtatt gefunden! Was würde die ſittliche und ſociale Lage der Bruchſtücke des großen Körpers, der getrennten Gliedmaßen des Leichnams ſein? Wir würden eine Geſellſchaft,

*) Sie iſt ſeither eingetreten. In Waſhington betrachtet man den Mormonismus als in voller Auflöſung begriffen.

wenn dieſe Benennung paſſend iſt, von Menſchen ſehen ohne Glauben und ohne Geſetz. Ohne Glauben, denn ſie beſaßen nur den Glauben in die Perſon Brigham Youngs, und Brigham Young iſt, in unſerer Vorausſetzung, verſchwunden. Ohne Geſetz, denn dies Geſetz hatte Er ja gegeben und Er allein hatte vermocht ihm Achtung zu verſchaffen, und dieſer Wunderthäter iſt verſchwunden. Was kann aus dieſer Geſellſchaft werden deren einzige Grundlage das moraliſche Anſehen, die materielle, unbegrenzte, unerbittliche Macht eines Mannes war, nachdem dieſer Mann aus dem Leben geſchieden iſt? Niemand wird ihn erſetzen. Mit ihm ſtirbt der Mormonismus. Auch iſt keine Auferſtehung, wenigſtens nicht zur ſelben Lebensform denkbar. Die Macht der Dinge, ein eigenthümliches Zuſammentreffen von Umſtänden: der Bau der Eiſenbahn, die Entdeckung der Silberminen, das Zuſtrömen amerikaniſcher Staatsbürger, die früher oder ſpäter unvermeidliche Dazwiſchenkunft der Centralregierung, die Entrüſtung der öffentlichen Meinung bilden unüberſteigliche Hinderniſſe. Dann könnte das jetzt friedliche Thal der Heiligen der Schauplatz werden eines ſcheußlichen Kampfes Aller mit Allen, der Söhne der erſten Frau mit denen der zweiten und dritten. Die Familienbande, gelockert und entheiligt durch die Uebung der Polygamie, werden zerreißen; das Eigenthum eines Jeden wird die Beute des Stärkeren werden. Ein grauſenhaftes Bild von Bruderkrieg, Fauſtrecht, Geſetzloſigkeit, chaotiſcher Verwirrung.

Hoffen wir für die Armen ein milderes Geſchick. Aber eine Betrachtung drängt ſich hier auf, und, zu meiner Verwunderung, hörte ich ſie, auf dieſer Wanderung durch Amerika, ſchon mehrmals ausſprechen. Der Mormonismus mit ſeinen glänzenden Früchten und ſcheußlichen Auswüchſen und der noch ſcheußlicheren Kataſtrophe die ſeiner zu harren ſcheint, iſt ent-

ſtanden und aufgewachſen unter dem Schirme des oberſten Princips der amerikaniſchen Geſellſchaft: unbeſchränkte Freiheit für Alle. Hat in dieſem Falle die Anwendung dieſes Grundſatzes zur Freiheit geführt? Das Merkwürdige iſt nicht die Frage, ſondern daß man ſie ſich ſtellt.

VIII.

Corinna.

Am 7. und 8. Juni.

Corinna der Typus einer Kosmopolitenſtadt. – Ein Pow-Wow am Bärenfluß. — In die Berge. — Kopenhagen. — Was iſt der Rowdy?

Die drei Tage in Salt-Lake-City ſind raſch verſtrichen. Das materielle Leben läßt allerdings zu wünſchen übrig; aber gibt es ein größeres Vergnügen als in einem offenen Buche zu blättern, voll von neuen Gedanken, unbekannten Aufſchlüſſen, Bildern und Räthſeln die man durch eigenes Nachdenken oder mit Hilfe liebenswürdiger Freunde zu löſen ſucht? Der Kommandant von Camp Douglas, der Oberrichter, der Richter überhäuften mich mit Artigkeit, begleiteten mich auf meinen Spazierfahrten und beantworteten meine zahlloſen Fragen. Abends auf der Veranda ſitzend bin ich des Doktors ſicher. Er ſchiebt ſeinen Lehnſtuhl neben den meinigen, reckt ſeine Glieder, ſucht und findet endlich eine, nach landesüblichen Begriffen, bequeme Stellung, nimmt ſeine Erzählung auf wo er ſie am Morgen gelaſſen hat. Es ſind meiſt Schilderungen aus ſeinem Leben, abwechſelnd tragiſch und drollig, zuweilen in höchſtem Grade ſpannend, und, was ich nicht verbürgen kann aber gerne annehmen

will, wohl auch wahrheitsgetreu. Jedenfalls zeichnen sie sich durch stark aufgetragene Lokalfarben aus. Ein paar Mal verlockte mich mein Aeskulap zu einem nächtlichen Spaziergang, aber wir traten mit jedem Schritte auf riesige Kröten. Am Ende flüchteten wir zurück nach dem erhöhten Bretterboden der Veranda. Die schweigsame Gesellschaft die dort versammelt ist begibt sich gegen neun Uhr zur Ruhe. Nur der Herr vom Hause, Elder Townsend, bleibt. In Betrachtungen versunken sitzt er wieder am Ende der Terrasse, in derselben unbeschreiblichen Stellung wie am Morgen. Seine schwarze Silhouette schneidet sich scharf ab von dem lichten Hintergrunde, den vom Vollmonde versilberten Akazien. Der Mann sieht aus wie ein am Reck kopfabwärtshängender Akrobat. Und dies nennt man hier zu Lande sitzen.

Der liebenswürdige Stationschef von Ogden hatte mich, seinem Versprechen gemäß, besucht. Mit ihm verließ ich die Hauptstadt der Mormonen, und bin nunmehr auf der Pacifikbahn in dem sechzig Meilen entfernten Corinna angelangt. Von Rom nach Karthago in der kurzen Frist von drei Stunden! Ganz Utah ist von Heiligen bevölkert. Nur Corinna, dieser Dorn im Fleische des Mormonismus, hat gewagt Brigham die Stirne zu bieten, und sogar den Ueberläufern ein Asyl zu gewähren. Kein kleines Wagniß noch vor zwei Jahren, aber vollkommen gefahrlos seit die Eisenschienen die junge Stadt dem schützenden Arme der Washingtoner Regierung erreichbar machten.

Zwei Notabeln erwarten mich am Bahnhof. Es sind Rheinländische Juden, der eine der Besitzer des ersten Hotels in Corinna, der zweite sein Gehilfe. Letzterer ist zugleich Metzger, Ladendiener — denn sein Herr besitzt auch eine Handelsbude — Oberkellner und Omnibuskutscher. Ueberdies wirbt er um die Tochter des Patrons. Alles dies erfahre ich während man

mich in den Stuhlwagen hebt der zwiſchen der Stadt und der Bahn fährt. Wir halten vor dem Hotel der Metropole, eine elende Bretterbude in Main-Street, beſſer geſagt in der einzigen Straße die für eine Gaſſe gelten kann. Das Haus iſt mit Gäſten überfüllt. In der Halle, welche als Kaufladen dient, drängen ſich die Kunden. Neben an, in der Küche, bereiten die noch junge und ſchöne Hausfrau und ihre Tochter das Abendbrot. Die beiden „Ladies" machen ſich auch durch ihre ſorgfältige Toilette bemerkbar, insbeſondere aber, ſei es Kunſt oder Natur, durch einen rieſigen Haarwuchs. Vor der Hausthüre ſitzen mehrere Honoratioren: Richter, Advokaten, Krämer. Faſt alle ſprechen oder verſtehen Deutſch. Sie warten wie ich auf das Souper, befragen mich de omni re scibili und bieten ihre Dienſte an. Soſhones-Indianer ſind dieſer Tage angekommen und haben ihre Zelte am Bärenfluſſe, unweit der Stadt, aufgeſchlagen. Morgen werden die Häuptlinge zu einem Pow-Wow zuſammentreten. Man ſchlägt mir einen Beſuch des Lagers vor. Für morgen hat auch die ſchöne Welt von Corinna einen Ausflug in die Berge verabredet. Ich werde aufgefordert Theil zu nehmen. Welch glückliches Zuſammentreffen, um ſo mehr als Pow-Wows und Pikniks hier zu den Seltenheiten gehören. Ein Gentleman, der Herausgeber einer der beiden in Corinna erſcheinenden Zeitungen, überreicht mir das Abendblatt. Mehrere Artikel haben mich zum Gegenſtand. Es iſt ein Bericht über meinen Aufenthalt in Salt-Lake-City, meine angeblichen sayings and doings, natürlich im Geiſte der Corinneſen, das heißt entſchieden anti-mormoniſch. Wahrſcheinlich die verrätheriſche That meines Freundes, des Doktors. Ich proteſtire ein wenig gegen dies Verfahren. Aber man beruhigt mich. „In Corinna", ſagt man mir mit Selbſtgefühl, „haben Sie nichts zu beſorgen von den Würgengeln des Propheten. Sie haben in der Oeffentlich-

keit gewirkt; Sie gehören der Oeffentlichkeit an. Gestatten Sie uns die legitime Neugierde der Zeitgenossen zu befriedigen.“ Der Gong macht der Tertulia ein Ende. Die Hausfrau trägt ein köstliches Abendmahl auf. So beurtheilte ich es wenigstens. Allerdings, wer soeben den Händen des Hochwürdigen Townsend entrann, ist leicht zu befriedigen. Unvergleichliche nach Urwald riechende Erdbeeren bilden den Nachtisch. Die Mahlzeit dauert nicht zehn Minuten. Alle Gäste sehen blaß, schläfrig und erschöpft aus.

Der liebenswürdige Wirth hat mir das beste Zimmer vorbehalten. Es mißt genau sechs Fuß im Gevierte. Dünne Holzwände trennen mich von den Nachbarn: rechts ein mexikanisches Ehepaar, links ein chinesischer Kaufmann und seine Begleiter. Der junge Mexikaner singt, seine Gemahlin begleitet ihn auf der Guitarre. Falsche Töne kommen da wohl vor; doch seien wir nicht zu wählerisch. Wer nur einschlafen könnte! Mein anderer Nachbar musicirt nicht, aber er riecht übel. „John“, sagt der Wirth, — es ist dies die allgemeine Bezeichnung für die Söhne des Reiches der Mitte, — „John riecht wie alle seine Landsleute. Es ist ein Geruch sui generis, und für Sie eine gute Gelegenheit sich auf die Reisen in China vorzubereiten.“

Corinna besteht erst seit vier Jahren. Die Stadt ist wie ein Pilz aufgeschossen, besitzt bereits zweitausend Einwohner und gewinnt zugleich an Bedeutung. Sie versieht die Vorposten der Civilisation in Idaho und Montana mit ihren Bedürfnissen. Eine Diligence geht zweimal die Woche nach Virginia-City und Helena; erstere Stadt ist dreihundertfünfzig, letztere fünfhundert Meilen von hier gelegen. Unerachtet der ernsten Gefahren und der furchtbaren Mühseligkeiten der Reise sind diese Marterkarren immer überfüllt. Die Güter werden

auf Laſtwagons mit maſſiven Rädern verſandt. Die Spuren der letzteren bilden die ſogenannte Heerſtraße.

In den Gaſſen begegnet man bis an die Zähne bewaffneten Weißen, verkommenen Indianern in Lumpen, die Reſte der Bluſen und Beinkleider welche der big-father geſchenkt hat; geſchäftigen Chineſen mit klugen Augen und harten widerwärtigen Geſichtszügen. Kein Ort des äußerſten Weſten gab mir mehr, als dieſe kleine Stadt, einen Begriff deſſen was gewöhnlich border-life genannt wird, und im Grunde nichts Anders iſt als der materielle Kampf der Civiliſation mit den ungebändigten Naturkräften. Die wundervolle, aber nervöſe und unruhige Thätigkeit der Weißen, die geregelte und ſyſtematiſche der Chineſen, der unverbeſſerliche Müßiggang der Rothhäute fallen hier durch ihren Gegenſatz mehr als irgendwo in die Augen. Im Aeußeren, in ſeinem Weſen und Anzuge iſt der amerikaniſche Grenzer vernachläſſigt, ſchmutzig, ungehobelt; dagegen kleidet ſich der Chineſe ſorgfältig, iſt artig und von ehrbarem Ausſehen; der Indianer das Bild des Elends und der tiefſten Verkommenheit.

Der Handelsverkehr beſchränkt ſich auf Main-ſtreet Die Häuſer welche ſie bilden ſind aus Brettern gebaut. Mehrere haben ſogar nur Wände von Segeltuch. Die anſpruchvollſten thun ſich durch hölzerne Faſſaden hervor welche die Giebeldächer überragen, und wie ſchlecht aufgeſtellte Theaterkouliſſen ausſehen. Vor den Häuſern läuft ein holpriger, bald hoher bald niederer, oft durchlöcherter Gangweg hin. Die Seitengäßchen, in welchen chineſiſche Weiber hauſen, nicht die Zierden ihres Geſchlechtes, führen direkt in die Wildniß. Dieſe beginnt, wo die Stadt endet. Außerhalb der Stadt einige kümmerliche Gärtchen. Uebrigens nicht Ein Baum! Wüſte, nichts als Wüſte! Nur in der Entfernung, am Fuße der Berge oder auf

ihren Abhängen, zeigt ſich, einer Oaſis gleichend, hie und da eine Niederlaſſung der Mormonen.

Corinna liegt nördlich vom Salzſee, in der Entfernung von drei Meilen; eine geringere trennt ſie vom Bear-River und von den hier nackten und häßlichen Wahſatchbergen. Die einzige Anziehungskraft dieſer proſaiſchen und unſchönen Stadt iſt die Ausſicht auf raſchen Erwerb den ſie ihren Bewohnern zu bieten ſcheint. Am weſtlichen Zugange ſteht eine kleine presbyterianiſche Kirche. Die Epiſkopalen bauen ihr Gotteshaus. Die Katholiken haben bisher weder Kirche noch Prieſter. Die weiße Bevölkerung iſt ein Gemiſch aus den verſchiedenſten Nationen. Deutſche und Irländer ſind beſonders zahlreich. Erſtere und Yankees, meiſt Penſylvaner, ſcheinen obenan zu ſtehen. Im Ganzen überwiegt der kosmopolitiſche Charakter den amerikaniſchen.

Drei Gentlemen holen mich ab in einem leichten aber ſtark gebauten Char-à-bancs den ſie um eine fabelhafte Anzahl von Dollars für den Tag gemiethet haben. Wir fahren nach dem Lager der Indianer. Es iſt am Ufer des Bear-River aufgeſchlagen, und die beträchtliche Anzahl der Zelte läßt auf zahlreichen Beſuch ſchließen. In der That ſind mehrere Häuptlinge mit ihren Familien eingetroffen. Andere werden noch erwartet. Alle gehören dem großen aber ſehr herabgekommenen Stamme der Soſhonen an. Beſprechung ihrer Beſchwerden und Vertheilung der jährlichen Gaben des Präſidenten ſind Gegenſtand der Berathung. Am Saume des Lagers halten junge Burſche die Wache. Weiber und Knaben hüten die Mouſtang welche auf der ſandigen Ebene weiden. Es ſind kleine, magere Pferde offenbar von guter Zucht; einige von auffallender Schönheit, alle, wie man mir ſagt, kräftiger als ſie ausſehen.

Wir werden in das größte Zelt geführt, wo vierzehn Krieger im Kreiſe ſitzen oder kauern. Der Häuptling allein erhebt ſich um uns zu begrüßen. Die übrigen bleiben unbeweglich, würdigen uns kaum eines Blickes, und bemühen ſich offenbar den Schein von Neugierde oder Verwunderung zu vermeiden. Der Vorſitzende weiſt mir an ſeiner Seite meinen Platz an und die, einige Augenblicke unterbrochenen, Verhandlungen nehmen ihren Fortgang. Die Redner ſprechen langſam und mit klangvoller Stimme. Zuweilen wird man lebhaft, aber ein Blick des Häuptlings reicht hin um die Aufregung zu beſchwichtigen. Eine dickleibige Pfeife macht die Runde. Sie geht von Mund zu Mund, und ich geſtehe, Bangen überfiel mich als ſie ſich mir das erſte Mal näherte. Aber, ſei es aus Zartgefühl, ſei es in einer der meinigen ähnlichen Stimmung, meine beiden Nebenmänner reichten ſie ſich über meinen Kopf weg. Ich geſtehe, daß in dem Pow-Wow das Calumet mich am meiſten beſchäftigte. Ich gedachte der Romane Coopers, ſeiner wilden, urkräftigen aber oft ritterlichen Helden deren glänzende Thaten, leider nicht als Beiſpiel aber als Legende, noch fortleben in der Erinnerung ihrer entarteten Söhne. Ich betrachte dieſe Leute. Einigen haben Krankheit, andern der furchtbare Branntwein, allen das Elend ihr trauriges Gepräge aufgedrückt, und dennoch gewahrt man noch in den Zügen dieſer Unglücklichen die Spur der wilden und männlichen Tugenden ihrer Väter. Wenn ſich die Debatte belebte, erkannte ich, für Augenblicke, den Ausdruck von Würde, Selbſtgefühl und unbeſchreiblicher Trauer. Es war wie eine plötzliche und raſch vorüberziehende Viſion: die vom Sturme gefällten, vom Blitz erleuchteten Baumrieſen des Urwaldes. Dieſe Menſchen ſind ſehr zu beklagen. Dem Untergang geweiht, erliegen ſie der Krankheit oder dem Laſter. Sie haben die Ahnung der nahenden Ver-

nichtung. Sie wiſſen was ſie ſind und, um das Elend voll zu machen, ſie wiſſen was ſie waren.

. . . Nessun maggior dolore
Che riccordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Wir ſetzen die Fahrt fort und nähern uns den Bergen. Brigham-City, eine der blühendſten Mormonenſtädte, liegt zwiſchen Feldern und Obſtbäumen. Es iſt ein kleines Salt-Lake-City: große, lange Baumgänge, die Häuſer verſteckt hinter den Laubwänden, ein Tabernakel, das Gerichtshaus, einige wenige anſehnliche Gebäude, im Ganzen ein Anſtrich von Wohlſtand und Heiterkeit der den Anſiedlungen der Mormonen gewöhnlich fehlt. Ein „Oberſt" bewirthet uns mit Milch und Erdbeeren. Das Wahſatchgebirge hat hier ſeine Schreckniſſe, aber auch ſeine Schönheit eingebüßt. Es hat ſich erniedrigt, und ſeine ragenden Zinken durch flache Kuppen erſetzt. Magere, ſtaubfarbige Büſche verhüllen nothdürftig die Blößen ſeiner Abfälle. Ein enger, ſchlechter Fahrweg führt zwiſchen Lavablöcken und längs einem proſaiſchen aber halsgefährlichen Cañon hin. Endlich erreichen die athemloſen Pferde ein kleines, flaches Hochthal, das Ziel unſerer Reiſe.

Hier hauſen Dänen, und ihren Wohnſitz, eine Gruppe armſeliger Hütten, haben ſie Kopenhagen genannt. Ein Greis bietet uns einen Teller halbreifer Erdbeeren zum Kaufe an, und einer meiner Gefährten erſteht ſie für zwei einen halben Dollar. Auf eine Bemerkung über den übertrieben hohen Preis erhielt ich eine Antwort die mir durch ihre Lokalfarbe auffiel: „In Corinna koſten viel beſſere und reife Erdbeeren einen halben Dollar, aber hier in den Bergen iſt die Vegetation zurück-

geblieben. Es ſind Erſtlinge. Deshalb kaufte ich ſie für meine Frau der ich ein wohlfeileres Geſchenk nicht wohl anbieten kann."

Endlich, nach einigem Suchen, entdecken wir das Rendezvous, ein kleines Gehölz von jungen Ahornbäumen und verkrüppelten Pappeln. Im ſpärlichen Schatten dieſer Bäume kampiren ein Dutzend Männer, etwa eben ſo viele Frauen, dieſe in ſehr geſuchter Toilette, und an zwanzig Kinder. Jede Familie hat ihren Mundvorrath mitgebracht, und bildet eine eigene Gruppe. Den dringenden Einladungen Folge leiſtend gehe ich von einer zur andern. Nach dem Imbiß verſammeln ſich die Männer, improviſiren einen Bar-room, und trinken ſtehend ihren Sherry-Kobler. Geſprochen wird faſt gar nicht. Nur die Kinder ſcheinen ſich zu unterhalten, die Kinder und der Pfarrer der Epiſkopal-Gemeinde, ein junger kürzlich angekommener Oxonier, ein echter Sohn des fröhlichen Alt-England. In ſeinen Armen hält und betrachtet er mit den Blicken eines Verliebten ein prächtiges, bausbackiges Baby, das Bild der Geſundheit, der Lohn mütterlicher Vorſorge. Solche Kinder ſieht man ſelten hier zu Lande. Ich plaudere mit dem Papa der ein Mann von Bildung iſt und von Haus aus den höheren Lebensſphären angehört. Er gefällt ſich in Corinna! Begreife wer kann. Das iſt aber eben das Geheimniß der amerikaniſchen Luft.

Kopenhagen, obgleich von allen Anſiedlungen die entlegenſte und ärmſte, beſitzt eine Telegraphen-Station. Unter Weges hieher war einer der jungen Leute des Pikniks vom Pferde gefallen ohne Schaden zu nehmen, aber nicht ohne den ſpöttiſchen Bemerkungen der Gefährten zu entgehen. Einer von ihnen lief nach Kopenhagen und ließ den Telegraphen ſpielen. Bei unſerer Rückkehr nach Corinna fanden wir bereits den Vorfall mit ſchauderhaften Einzelheiten ausgeſchmückt, unter

dem Titel narrow escape in einem der Abendblätter. Der Held des Abentheuers ſchien ſehr geſchmeichelt.

Ich habe heute mit vielen Leuten geſchwätzt und meine Sammlung von Biographien nicht unbeträchtlich vermehrt. Es wäre Stoff vorhanden zu einer Fortſetzung des Plutarch. Freilich, Alles was erzählt wird kann nicht für reine Wahrheit gelten, aber eben ſo wenig für reine Erfindung. Die Thatſachen mögen übertrieben oder entſtellt ſein; ſelten ſind ſie ganz erlogen. Ein nüchtern ausgedrücktes Gefühl iſt in der Regel wahr. Dagegen bedürfen die Beweggründe, welche der Erzähler für ſeine Handlungen angibt, einer kritiſchen Prüfung. Wenn, zum Beiſpiel, ein vierſchrötiger Geſelle erzählt er habe einem Nebenbuhler in der Schenke oder an einer Straßenecke mit ſeinem Revolver niedergeſchoſſen, ſo bin ich ſehr geneigt ihm Glauben zu ſchenken. Wenn er aber hinzufügt, er habe hierauf den Schauplatz ſeiner Thätigkeit aus Geſundheitsrückſichten verlaſſen, ſo erlaube ich mir dies zu bezweifeln.

Wer einen Todtſchlag oder, noch beſſer, mehrere am Gewiſſen hat, beſonders wenn die That verübt ward bei hellem Tage und unter den Augen der Mitbürger; wer hierauf dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen wußte ſei es durch Liſt oder Frechheit oder durch Beſtechung; wer den Ehrentitel eines sharp erwarb, d. h. von dem es offenkundig daß er beim Spiel und in Geſchäften betrügt ohne ſich je auf friſcher That ertappen zu laſſen, ein ſolcher Mann iſt was man im äußerſten Weſten einen Rowdy nennt. Der Schrecken der Hausväter, das beneidete Vorbild der männlichen Jugend erfreut er ſich der beſonderen Gunſt des ſchönen Geſchlechtes. Er iſt nicht nothwendiger Weiſe und für immer ein Böſewicht. Zuweilen beſſert er ſich bis zu einem gewiſſen Grade, und da er Meiſter iſt in der Kunſt Schrecken einzuflößen, ſo geſchieht es häufig daß er

in ſeinem Dorfe die oberſte Gewalt an ſich reißt, und nichts hindert dann daß er ſie übe bis an das Ende ſeiner Tage, ein Gegenſtand der allgemeinen Verehrung und ein unbeſchränkter Tyrann ſeiner freien Mitbürger. Es iſt dies die Laufbahn vieler Rowdies. Andere, weniger gewandt oder weniger glücklich, beſchließen ihr junges Leben am Galgen oder an irgend einem Baumaſte. Dies ſind die Martyrer, jene die Helden der Civiliſation. In andern Lebenskreiſen geboren, ausgerüſtet mit ſittlichem Ernſt, der ihnen fehlt, mit Thatkraft, Muth, Verſtand und Geſundheit, Eigenſchaften die ſie meiſt beſitzen, wären ſie wahrſcheinlich nützliche Glieder der Geſellſchaft geworden. Einige von ihnen würden, durch das Schickſal auf eine höhere Bühne geführt, ihre Namen verzeichnet haben in den Annalen der Republik die ſo reich iſt an großen Ereigniſſen, und, verhältnißmäßig, ſo arm an großen Männern. Aber ſo wie ſie ſind, erfüllen dieſe Abentheurer eine providentielle Sendung. Ihr Daſein iſt nicht zwecklos. Wer die ungezähmte, die wilde Natur zum Kampfe herausfordert, wer dieſen Kampf ſiegreich beſteht, beſitzt offenbar gewiſſe Vorzüge und dieſen Vorzügen entſprechen gewiſſe Fehler. Wenn man zurückblickt, ſo gewahrt man die Wiege aller Kulturvölker umgeben von Giganten, von herkuliſchen Geſtalten, von Weſen voll urwüchſiger Kraft, bereit Alles zu wagen, fähig Alles zu thun, weder zurückſchreckend vor der Gefahr noch vor dem Verbrechen. Die Götter und Helden Griechenlands hatten über Moralität ziemlich weite Begriffe; die Gründer Roms, die Adelantados der Königin Iſabella und Karls des Fünften, die holländiſchen Anſiedler des ſiebzehnten Jahrhunderts glänzten nicht durch ein Uebermaß von Zartgefühl, durch die Verfeinerung des Geſchmackes und der Sitten. Was jene waren, ſind, im Gewande der Gegenwart, in den Farben der Oertlichkeiten, die amerikaniſchen Backwoodmen und Rowdies unſerer Zeit.

IX.

Von Corinna nach San-Francisko.

Vom 8. zum 10. Juni.

Der Great American Desert. Die Sierra Nevada. – Cap Horn. – Ankunft in San-Francisko.

(8. Juni.) Abreiſe von Corinna kurz vor Sonnenuntergang. Als wir bald darauf den wüſteſten Theil der Wüſte erreichten — er heißt deshalb vorzugsweiſe Great American Desert — war die Nacht hereingebrochen; aber der Mond, gleichſam als wollte er unſer ſpotten, ergoß ſein zauberiſches Licht über die ſchaurige Einöde. Sand und Alkali bedecken den Boden wie mit einem Leichentuche. Hie und da einige Sagebüſche: bald verſchwinden auch ſie. Süßes Waſſer fehlt vollkommen. Durch einen eigenen Zug werden die Bahnhöfe mit ihrem täglichen Bedarf verſehen. In Promontory begegnen ſich die beiden Bahnen: die Union- und die Centralbahn. Doch iſt für beide Ogden als Endpunkt, als Terminus gewählt worden. Auf der Unionbahn (der nach dem Stillen Meere führenden) laufen die Pullman-Kars nur ausnahmsweiſe. Die ſie hier erſetzenden Silberpaläſte (silver-palace-cars) ſtehen in jeder Beziehung weit zurück.

In Kelton verlaſſen mehrere Paſſagiere den Zug um die Diligence nach Idaho und dem nördlichen Oregon zu nehmen. Auch hier wieder die merkwürdige Erſcheinung daß unerachtet der Gefahren und Anſtrengungen der Reiſe, dieſe Fuhrwerke ſtets mit Bergleuten, ihren Weibern und Kindern überfüllt ſind. Man wird mir ſagen Auri sacra fames. Zugegeben. Buchſtäblich iſt die Triebfeder dieſer Menſchen Hunger nach Gold. Aber es wirken noch andere Motive: der Wandertrieb und die Noth-

wendigkeit des Wanderns. Der Wandertrieb ist dem Amerikaner angeboren, dem weißen Stamme sowohl als dem rothen, und wer den Boden dieses Kontinents betritt wird von ihm ergriffen. Der Amerikaner ist seinem Wesen nach Nomade. Der Indianer läuft den Büffeln nach, der Weiße dem Golde, dem Gewinne. Die Einen und die Andern wollen leben, und, um zu leben, müssen sie laufen. Selbst der Landmann verläßt ohne Widerstreben sein Haus und seine Felder, wenn er anderwärts mehr zu gewinnen hofft. Jene welche nicht persönlich den Ort wechseln, vertauschen mit größter Leichtigkeit Stand und Beschäftigung. Auch eine Art von Lokomotion! Alles bewegt sich, Alles wechselt den Platz, Alles stürzt vorwärts, goes ahead, ohne Rücksicht auf Hinderniß und Gefahr. Nicht als ob der Amerikaner aus anderem Stoffe gebildet wäre als wir. Er hält eben so sehr an seinem Leben und liebt keineswegs es bloßzustellen; aber seine Sendung ist vorzubringen und er erfüllt sie. Er gleicht hierin dem berufstreuen Arzte den Typhus und Cholera nicht abhalten die Spitäler zu besuchen, der aber doch Gott dankt wenn die Seuche erloschen ist.

(9. Juni.) Es graut der Morgen; die Gegend zeigt sich etwas minder entsetzlich. Seit zwei Stunden sind wir im Territorium von Nevada. Ein einzelner Fels erhebt sich zwei- bis dreitausend Fuß über den Boden. Er heißt der Pilot weil er den aus dem American Desert kommenden Karavanen den Weg nach dem Humboldtflusse wies, wo sie das erste trinkbare Wasser fanden.

Die Bahn führt durch den Engpaß der Cedern und steigt sodann in das Thal des Humboldt hinab der bei den Cedern entspringt und langsam westwärts fließt. Auf seinem ganzen

Laufe — einer Strecke von dreihundertfünfzig Meilen — folgt die Bahn seinen Ufern. Vom Morgen zum Abende sehen wir seine grünen Wasser zwischen ärmlichen Weiden dahin rieseln. Feiner alkalinischer Staub erfüllt die Luft, dringt in die Nasen und Ohren der Reisenden, verursacht Niesen und Kopfschmerz.

Weiter hin nach Westen verliert die Landschaft ein wenig von ihrer Eintönigkeit. Der Blick streift über niedere Felsufer, über unermeßliche, unbebaute baumlose Ebenen. Am Horizont zeigen sich schneebedeckte Zacken, die Gipfel hoher Berge, welche aber Hügeln gleichen, denn die Bahn hat hier eine Höhe von fünf- bis sechstausend Fuß über dem Meere erreicht. Wie in den Rocky-Mountains ist die Aehnlichkeit mit der römischen Campagna auffallend. Der Boden ist steiniger geworden und die Plage des Staubes geringer.

Hitze und unerträgliche Ausdünstungen vertreiben mich aus dem Innern des Silber-Palastes. Meiner Gewohnheit nach sitze ich auf den Stufen der Platform und athme mit vollen Zügen die frische und elastische Luft der Hochebene. Die Felsketten an denen wir in geringer Entfernung vorüberfahren sind reich an kostbaren Metallen. In Palissade-Station sehen wir eine ungeheure Masse Silberklumpen aufgehäuft. Sie bilden zwei hohe Mauern und harren der Verschiffung auf der Bahn. Schätze in der Wüste! Das sieht aus wie ein Mährchen aus Tausend-und-Einer-Nacht. Daneben die äußerste Prosa des alltäglichen Lebens. Dieser bunte Wechsel ist eben der Reiz des far West. Auf allen Halteſtellen finden wir eine Menge Indianer und Chinesen. Einige Weiße die von den Minen kommen oder dahin gehen, vervollständigen das seltsame Bild welches sich auf allen Stationen wiederholt, so wie sich zwischen diesen die Aussicht nach dem Flusse wiederholt, nach der öden Ebene, nach den weißen Federbüschen der Berge. Einförmig

wenn man will, aber großartig, wildschön, häufig malerisch. Meine Reisegefährten bestreiten dies, aber Künstler würden mir Recht geben.

Zwei oder drei Wagen unseres Zuges sind von Truppen der Vereins-Staaten besetzt. Sie begeben sich, eilends, über San-Francisko nach Arizona wo, wie erwähnt, die Apaches seit mehreren Wochen mit Feuer und Schwert wüthen. Diese Soldaten sind gut bewaffnet und bekleidet, und haben ein kräftiges Aussehen. Auf einer der letzten Stationen wurde ein junger Chinese ihrer Hut anvertraut. Als ich an dem Gefangenen vorüberging, fiel mir die Bläße seiner Züge auf. Wenige Augenblicke darauf sprang der Unglückliche aus dem Fenster, entweder die Flucht versuchend oder um sich zu tödten. Der Zug hielt an und man fand alsbald seinen verstümmelten Leichnam. Der traurige Zwischenfall war in Aller Munde. Aber mit welcher kaltblütigen Gleichgültigkeit man ihn besprach! Einige fanden ihn sogar spaßhaft und machten Witze. Ich verhehlte nicht mein Befremden. „Es war ja doch ein Mensch" sagte ich — „Nein, es war ein Chinese." Ein Andrer meinte „Ein Chinese weniger im Lande! das ist Alles. Warum davon so viel Aufhebens machen? bleiben ihrer ja doch genug übrig."

Während der Zug anhielt, hatte ich an meinen Bankier in San-Francisko telegraphirt um mir Wohnung zu bestellen. Einige Stunden darauf bekam ich Antwort. Mit Hilfe der Fahrordnung hatte mein Korrespondent berechnen können wohin er sie zu richten habe, und der Vorstand des Telegraphenbureaus wußte mich, während eines Aufenthaltes von wenigen Minuten, unter mehr als hundert Passagieren zu entdecken. Ihr Herren Telegraphisten in Europa, wärt ihr im Stande oder vielmehr geneigt ein ähnliches Kunststück auszuführen?

Bei hereinbrechender Nacht erscheint zu unserer Linken,

unweit der Bahn, ein See oder vielmehr eine riesige Pfütze. Sie ist fünfunddreißig Meilen lang und zehn breit. In dieser von seinen eigenen Wassern gebildeten Lache gibt sich der Humboldt den Tod. Es ist sein sink.

Wir befinden uns nun in dem großen Becken der californischen Wüste: einem ungeheueren Streifen sandigen Bodens der zwischen den östlichen Abfällen der Sierra Nevada und den niedrigen Felsketten im Westen von Utah dahin ziehend mit seinen Enden nördlich in Oregon, südlich in Arizona ausläuft. Diese Wüste empfängt, saugt ein und verdunstet in ihrem glühenden Schooße die Flüsse und Bäche die ihr die Berge zusenden und welche, wegen der kesselförmigen Vertiefung des Bodens zwischen dem californischen Hochgebirge und den Wahsatchmountains, nirgend einen Abfluß finden. An der langsamen Bewegung des Zuges, an der kühlen Bergluft erkennen wir ungeachtet des nächtlichen Dunkels, daß die ersten Stufen der Sierra Nevada erstiegen sind.

(10. Juni.) Um ein Uhr Morgens überschreitet der Zug die Grenze von Californien. Die Station heißt Verdi. Einer der Reisenden, ein Commis-Voyageur aus Hamburg, ein Zukunftsmusiker, geräth darüber in die äußerste Entrüstung, und verlangt daß sie Wagner getauft werde. Die etwas geschmacklose und nicht immer taktvolle Benennung neu entstehender Städte oder, in Europa, neuer Straßen mit berühmten Namen deren Träger mit der Oertlichkeit in keinem Zusammenhange stehen, scheint mir wenig empfehlenswerth. Die illustren Männer welche ein musikalischer Ingenieur, ein poetischer Baumeister, philosophische Stadträthe in dieser Weise zu ehren gedenken, werden leicht der Gegenstand unehrerbietiger Witze. Jedenfalls versetzt man sie in die Lage von Eindringlingen, denn die Passanten fragen sich unwillkürlich: „Wie kommt der

Mann hieher?“ In den Vereinsstaaten beginnt man dies zu fühlen und für die neuen Städte die indianischen Namen der Oertlichkeit zu wählen.

Die Bahn steigt rasch aufwärts, windet sich, oft in sehr kleinen Kurven, längs den Abfällen des Gebirges hin, durchzieht dichte Wälder, erreicht ihren höchsten Punkt in Summit, Station*) am Kamme der Sierra. Ringsum schwarze Granitfelsen, die Zinnen der hohen Mauer; weiter unten, — wir steigen bereits hinab, — sanfte Abfälle von prachtvollen Bäumen beschattet, aber an vielen Orten von weißen Linien durchzogen: es sind die vertrockneten Betten künstlicher Gießbäche, das Werk der Goldwäscher, denn schon sind wir in Eldorado. Eine zweite niedrigere Kette hemmt den Blick nach den californischen Ebenen. Ein Wirrsaal von gestreckten und abgerundeten bläulichgrünen Bergkämmen umgibt uns. Alles ist anders als im Innern des Kontinentes; selbst die Luft. An die Stelle der über- oder unnatürlich scheinenden Durchsichtigkeit welche alle Entfernungen für das Auge aufhebt, tritt der blaue, duftige Himmel Andalusiens. Im Widerspruche mit ihrem Namen zeigt die Sierra Nevada nur wenig Schnee, höchstens hie und da einen blumenbekränzten weißen Fleck. Der Zug gleitet rasch hinab; meist Abgründen entlang, fast immer in Gallerien, die aus eng an einander gereihten Balken bestehen und die Bahn gegen Schneeverwehung schützen sollen. Diese etwas schwachen, gegen wahre Lawinen gewiß ganz ohnmächtigen Gänge verhindern die Fernsicht, aber auch den Blick in den Abgrund. Sie berauben den Reisenden um einen Genuß, aber sie ersparen ihm auch eine Gemüthsbewegung.

*) 7007 Fuß. Der Höhenpunkt der Central-Bahn, Sherman, liegt 8242 Fuß über der Meeresfläche.

Weiter unten ändert ſich die Scene. Wie reizend iſt doch der Anblick des Städtchens Dutchflat. Jedes Haus verſteckt in einem Garten. Wilder Wein umrankt die Cottages. Fruchtbäume, jetzt wie beſchneit von Blüthen, bilden die Stadtmauer. Blumenbeete ſpenden Wohlgerüche. Kryſtallhelle Bäche durchrieſeln die Wieſen. Aber dies irdiſche Paradies wird nicht von Hirten und Hirtinnen bewohnt. Nichts iſt weniger paſtoral, nichts weniger im Einklange mit dem idylliſchen Anſtriche des Ortes als die rohen Abentheurer die dort hauſen.

Zwiſchen Dutchflat und Goldrun iſt der Boden von Gräben und Rinnen durchfurcht. Die hydrauliſche Methode iſt bekannt. Von den Berghöhen werden Waſſerſäulen in die Tiefe geleitet und gegen die mineralhaltigen Erdſchichten gerichtet. Der Stoß erfolgt mit ſolcher Gewalt daß Felsblöcke, Thon- und Erdlager in wenigen Augenblicken losgeriſſen und fortgeſchwemmt werden, worauf man die goldhaltigen Brocken in die Flumes leitet und die Waſchung vornimmt.

Bald darauf erreichen wir Cap Horn. Der Reiſende hat hier die angenehme Senſation am Rande eines zweitauſend Fuß tiefen Abgrundes zu ſchweben. Man rühmt dieſe Bahnſtrecke als das nec plus ultra der Beſiegung von Terrainſchwierigkeiten. Ich glaube aber, unſere Ingenieurs haben am Semmering und Brenner Größeres und Beſſeres geleiſtet. Die Schreckniſſe der Fahrt über dieſe Stelle rühren weniger von der Beſchaffenheit des Ortes her als von der Fehlerhaftigkeit des Baues. Die Neigung der Bahn iſt nämlich ſo groß, daß die Raſchheit des Niederfahrens nicht vom Willen des Maſchinenführers abhängt ſondern vom Gewichte des Zuges. Ueberſchreitet letzteres ein gewiſſes Maß, ſo erweiſt ſich die Kuppelung der Räder als unwirkſam. Gegen dieſe Gefahr ſuchte man bisher vergebens Abhilfe. Die Mechaniker, die Konduk-

teure, ſämmtliche Beamte der beiden Pacifiklinien thun ihre Schuldigkeit gewiſſenhaft, und unterſcheiden ſich hiedurch auf das Vortheilhafteſte von ihren Amtsgenoſſen jenſeits des Miſſouri. Auch ſind Unfälle ſelten. Es iſt dies, nach der Meinung der Sachverſtändigen, das Verdienſt des Bahnbetriebes und nicht der Erbauer der Linie. Doch muß hiebei wohl auch die geringe Anzahl der Züge in Betracht kommen.

Wir fahren mit großer Schnelligkeit abwärts; meiſt zwiſchen waldigen waſſerreichen Anhöhen. Hie und da gewahrt man die Hütten von Chineſen. Dieſe Leute ſuchen die von den Weißen verlaſſenen Placeres auf und, Dank ihrer Geduld und Ausdauer, machen dort meiſt eine mehr oder minder ergibige Nachleſe. Wir ſahen einige bei der Arbeit. Sitzend, die Füße im Waſſer, wuſchen ſie Gold. Keiner fand Zeit ſich nach dem vorbeirauſchenden Zuge auch nur umzuſehen. Dieſe ganze Gegend zeigt, in Folge des hydrauliſchen Verfahrens, die Spuren der Verwüſtung.

Endlich verlaſſen wir die Berge. Die californiſche Ebene, ſchon vergilbt durch die erſte Hitze eines mexikaniſchen Sommers, beſäet mit ſchwarzen Punkten — ſie werden, in größerer Nähe geſehen, zu prachtvollen Eichen — ſpäter baumlos aber belebt durch Dörfer und Flecken, welche ein Gürtel von Gärten und Feldern umgibt, dieſe Ebene breitet ſich vor uns aus wie ein ungeheurer Teppich von Goldſtoff. In der Luft flattern durchſichtige Nebelſtreifen; ſie mildern den Glanz der Sonne und werfen über den leuchtenden Hintergrund ihre leichten Schleier. Gerade vor uns zieht ſich, von Nord gegen Süd, ein licht blaues Band. Es iſt die Mittelkette welche Californien ſeiner ganzen Länge nach in zwei Hälften theilt. Einige Stunden ſpäter haben wir ſie erreicht. Jetzt windet ſich der Zug durch ihre Schluchten. Dichtes Gebüſch zieht ſich hinauf, Chaparrales,

Manzanitas, glänzende Büſche, glänzend trotz der dichten Staubſchichte die ſie bedeckt. Faſt unter den Rädern unſerer Wagons rauſcht der ſchmutzige Fluß. Schon haben wir die jenſeitige Ebene erreicht; auch ſie iſt im Weſten durch eine niedere Felskette, das Küſtengebirge, die Coaſt-Range begrenzt. Die letzte Gemüthserſchütterung harrt des Reiſenden, der den amerikaniſchen Kontinent durchflogen hat, beim Uebergange des American-River auf einer endloſen wankenden Holzbrücke, unweit Sacramento-City.

Man zeigt uns am Horizont eine kleine graue Wolke. Es iſt San-Francisko. Nicht die Stadt, ſie bleibt unſichtbar, aber die düſtere und kalte Nebelſchichte die ſie in den Sommermonaten umhüllt. So wären wir denn dem Ziele nahe. Plötzliche Ungeduld bemächtigt ſich der Reiſenden. Endlich, gegen fünf Uhr, hält der Zug unweit Oakland, am Ufer der Bai und gegenüber der Stadt San-Francisko. Wie durch einen Zauberſchlag ändert ſich hier die Scene. Die Sonne hat ſich verfinſtert; der Himmel iſt ſchwarz, die Luft undurchſichtig geworden. Schwere Wolken verhüllen die Scheitel der den Golf umſchließenden Anhöhen. Von San-Francisko ſieht man nur die im Hafen liegenden Schiffe und die Häuſer der unteren Stadt, wie man auf der Bühne bei kaum gehobenem Vorhange nur die Füße der Schauſpieler gewahrt. Es iſt plötzlich ſehr kalt geworden. Ein eiſiger Wind bläſt aus Nord-Weſt. Von achtundzwanzig und dreißig Graden Reaumur iſt die Temperatur auf vier oder fünf geſunken. Binnen wenigen Minuten fühlen wir uns aus den Tropen in den Norden verſetzt, nach Liverpool oder Glasgow an einem häßlichen Novembertag.

Von den Wagons zum großen Dampfer der uns nach dem jenſeitigen Golfufer bringen ſoll ſind nur wenige Schritte. Aber dieſe kurze Strecke wird im Sturmlauf zurückgelegt. Ein jeder

ergreift ſeinen Sack, ſeine Frau, ſeine Kinder, wenn er deren hat, und ohne ein Wort des Abſchiedes zu verlieren an die Gefährten mit denen er die Gefahren und Mühſeligkeiten der Reiſe von einem Ocean zum andern getheilt, ſtürzt er auf die Brücke die zum Steamer führt. Da Oakland ein beliebter Sommeraufenthalt iſt, ſo ſind dieſe ſchwimmenden Paläſte zuweilen überfüllt. Die durchdringende Kälte geſtattet heute nicht am Decke zu verweilen. Alles eilt nach dem geräumigen, durch große Oefen geheizten Saal im erſten Stock. Damen in prächtigen Pelzen und reichen Toiletten nehmen die Lehnſtühle und Bänke ein. Die Männer im Poncho oder Winterpaletot ſtehen in Gruppen. Die ganze Geſellſchaft hat ein kosmopolitiſches Gepräge.

Ich lande am jenſeitigen Ufer, fahre im ſcharfen Trab durch menſchenleere, düſtere Straßen, erreiche endlich das Occidental Hotel, wo man mir ein hübſches Appartement anweiſt, gut geſchloſſen, gut beleuchtet und, was die Hauptſache, gut geheizt; denn der Winter, der wahre Winter, iſt hier in ſeine Rechte getreten. Zwar ſchneelos aber ſtrenge, herrſcht er während der Monate Juni, Juli und Auguſt, auf ein paar Meilen Entfernung von dem wahren, dem ſtrengen, dem ſemi-tropiſchen Sommer Mexikos.

X.

San-Francisko.

Vom 10. zum 13. und vom 22. Juni. zum 1. Juli.

Entſtehung der Stadt. — Die Pionniere. — Herrſchaft der Pikes. — Der Ueberwachungsausſchuß. — Handel und Gewerbe. Wells und Fargo. — Wachſende Reaktion gegen die Goldſucher. — Lage, Klima und Phyſionomie der Stadt. — Ihre Bewohner. — Ihr kosmopolitiſcher Charakter. — Ein deutſcher Haushalt. — Das Chineſenviertel. — Mißhandlung der Chineſen. — Die Jeſuitenkollegien. — Cliffhouſe.

Zur Zeit der Entdeckung der Goldlager war die Miſſion von Dolores ein Trümmerhaufen. Franciskanermönche hatten ſie gegründet*), und verlaſſen als Mexiko ſich von Spanien losriß. Neben dem Kloſter ſtand zum Schutze der Miſſion das Preſidio, ein kleines auf Befehl Seiner Katholiſchen Majeſtät erbautes Blockhaus. Auch die mexikaniſche Regierung unterhielt dort eine kleine Beſatzung. Einige wenige Canoes beſchifften damals die ſtillen Waſſer des Golfes der, ſo wie das Preſidio, den Namen des Ordensſtifters trug. Wilde Thiere und indianiſche Jäger durchſtreiften die mit Urwäldern bedeckten Berge die das Becken begrenzen, aber auf den nächſten Hügeln ſah man bereits Spuren des Feldbaues. Dort wohnten Eingeborene welche die Mönche getauft und bis zu einem gewiſſen Grade civiliſirt hatten. Als im Jahre 1849 das californiſche Fieber im Miſſouri, in New-York, Boſton und allen großen Städten des Oſtens herrſchte, und die erſten Goldſucher auf dem verlaſſenen Geſtade erſchienen, beſtand San-Franciſko aus vier Häuſern. Heute zählt die junge Königin, the Queen-City, gegen hundertvierzigtauſend Einwohner. Sie verdankt der Ent-

*) 1777.

deckung der Goldlager ihre Entſtehung und ihr raſches Wachsthum. Aber ihr bereits beträchtlicher Handel, die Urbarmachung des Bodens, der Ackerbau welcher hoffentlich bald den Bergbau und die Goldwäſcherei verdrängen wird, ihre noch in der Kindheit befindliche aber viel verheißende Gewerbthätigkeit bilden die wahren Elemente ihres Reichthums, ihrer künftigen Größe und Macht.

Alles iſt hier jung: die noch jungfräuliche Natur; die Häuſer deren früheſte nicht zwanzig Jahre, die Einwohner deren älteſte nicht über fünfzig zählen. Unter letzteren fallen als wandelnde Ruinen die Patriarchen auf, die Männer der frühen Tage, die Pionniere, wie ſie ſich ſelbſt nennen. Sie waren Zeugen der Geburt dieſer Metropole. Sie haben jene vier Häuſer bewohnt, oder unter dem Sternenzelt geſchlafen, neben den verlaſſenen Kanonen des verfallenen Preſidio. Heute ſind ſie halbe Greiſe; denn in Californien wird raſch gelebt. Das graue Haupthaar, der weiße Bart gibt ihnen ein ehrwürdiges Anſehen. Ihre Reihen lichten ſich. Viele ſind geſtorben, meiſt in Armuth; äußerſt wenige haben ihr Glück gemacht, und nur wenige ſind mit einem kleinen Vermögen heimgekehrt. Die welche ich ſah ſchienen nichts weniger als wohlhabend zu ſein. Und doch war ihr Leben dem Golddienſte geweiht. Sie haben dem edlen Metalle im Steingerölle der Cañones nachgeſpürt, es aus dem Sande gewaſchen, den Eingeweiden der Erde entriſſen. Maſſenhaft lief es durch ihre Hände, aber wenig oder nichts blieb in denſelben zurück. Dieſe Männer erinnern an die Fabel vom alten Löwen der die Zähne verloren hat. Die Jahre, Entbehrungen, Krankheit haben den Glanz ihrer Augen getrübt, aber dennoch ſieht man was ſie waren: verwegene Abentheurer, verſchmitzte Geſellen. Auch ihre Geſichtsfarbe iſt nicht die reinſte. Wind, Sonne und Branntwein haben ſie ge-

färbt. Aber unerachtet der abgenützten Kleider, der ſpärlichen Mahlzeiten, der erlebten Mühſeligkeiten, unerachtet der Kränkungen und Enttäuſchungen einer verfehlten Exiſtenz, ſind ſie nicht zu Menſchenfeinden geworden. Ihre Züge verrathen vielmehr einen tüchtigen Vorrath kauſtiſcher Gemüthlichkeit; ihr unbefangenes Weſen, das Selbſtgefühl welches Alter und Erfahrung geben, ja ſogar einen gewiſſen Anſtrich von Würde. Die hohe Meinung welche ſie von ſich ſelbſt beſitzen hält ſie aufrecht. Sind ſie nicht die Erſten geweſen welche den koſtbaren Boden betraten? Haben ſie nicht ſeine Schätze entdeckt, hiedurch die Menge herbeigezogen, den gegenwärtigen Reichthum der Stadt begründet, den noch größeren der Zukunft vorbereitet? Dieſe Männer fühlen ſich, und wer könnte ihnen dies verübeln? Ich ließ mir von ihnen die Geſchichte San-Franciſko's erzählen. Es iſt zeitgenöſſiſche Geſchichte, denn ſie reicht nicht über die letzten zwanzig Jahre hinaus; aber dieſe zwanzig Jahre könnten für Jahrhunderte zählen, und dieſe Männer ſind es welche die Saat geſtreut, die junge Pflanze wachſen ſahen bis ſie ſich zu einem prachtvollen Baume entwickelte. Gewiß all' dies iſt nicht ihr Werk, aber einen Theil des Erfolges dürfen ſie ſich zuſchreiben. Erſt ſeit ich dieſe neuen Romuluſe ſprechen hörte, begreife ich die Gründung Roms: die ungezügelten Leidenſchaften der Abentheurer welche die Grenzmarken ausſteckten, und ſchon den Grundſtein mit Bruderblut begoſſen; welche unter ſich in Kampf geriethen, während ſie noch zu kämpfen hatten mit den Thieren der Wildniß und den ungezähmten Kräften der Natur. Die Einzelheiten, welche Livius als ſeines Griffels unwürdig verſchmähte, ich fand ſie in den Erzählungen der Stadtgründer von Friſko.*)

*) Friſko iſt die übliche Abkürzung von San-Franciſko.

Die erſten fünf oder ſechs Jahre nach Entſtehung der Stadt bilden die Epoche des Krieges Aller gegen Alle, bellum omnium contra omnes. Frisko ſah damals aus wie alle im Entſtehen begriffenen Städte dieſes Kontinents: eine oder zwei Straßen; die Häuſer von Brettern, Balken und Leinwand; einige große, pomphaft ſein wollende Gebäude, nämlich die Wirthshäuſer; dann Spielhöllen und verrufene Orte. In den Placeres Arbeit bis zur Erſchöpfung; in der Stadt ununterbrochene Orgie; hier und dort Raufhändel, Todtſchlag und Mord. Branntwein und Blut floſſen in Strömen. Es war eine Hölle, aber nicht die Hölle des Dante, ſondern der Brüder Breughel, deren einer Orgien von Bauern malte, der andere Teufeleien wie ſie nur das Gehirn eines holländiſchen Meiſters im ſiebenzehnten Jahrhunderte hervorbringen konnte. Es war das Höchſte geleiſtet im Niedrigſten, das Entſetzlichſte im Grotesken.

Die erſten Ankömmlinge waren Leute aus Miſſouri, damals noch einem Sklavenſtaate, und zwar dem einzigen des Weſtens. Bekanntlich zog er ſeine Bevölkerung aus den Südſtaaten, daher die verwandten Zuſtände. Die Miſſourimen waren zu Lande durch die Wüſte gezogen, und hatten die Erſten, von den Goldlagern Beſitz genommen. Später kamen die Brüder aus den Oſtſtaaten an. Sie hatten das Cap Horn umſchiffen müſſen, da die Verbindung über Panama noch nicht beſtand, und waren ſechs, acht, zwölf Monate unter Segel geweſen. Aber bald erwieſen ſie ſich als furchtbare Nebenbuhler der Miſſouriſchen Brüder. Zu der Gegnerſchaft welche in der alten Welt, nämlich in der alten Welt von Amerika, zwiſchen dem Yankee und dem Südländer von jeher beſtand, trat nun der Brotneid. Unter dem Geſichtspunkte der Sittlichkeit betrachtet, hielten ſie ſich die Wage. Aber die Einwanderung

aus Neu-England währte fort, die aus Missouri gerieth in Stockung. Nach fünfjähriger Anarchie, von der es schwer ist sich eine Vorstellung zu machen, welche aber den materiellen Aufschwung der Stadt merkwürdiger Weise nicht hemmte, waren die Männer aus dem Norden bedeutend angewachsen; bald fühlten sie sich entschieden die Stärkeren. Da bildeten sie den berühmten Ueberwachungsausschuß. Wer einen Todtschlag begangen, oder auch nur durch seinen Lebenswandel zu dem Verdachte Anlaß gab, wurde, besonders wenn er ein Mann aus dem Süden war, vor den Ausschuß gebracht und ohne weitere Procedur an dem ersten Baum aufgeknüpft, morto popolarmente, wie Machiavel gesagt hätte. Mit der Einsetzung dieser unregelmäßigen, parteiischen und willkürlichen Gerechtigkeitspflege beginnt die Gründung neuer, mindestens erträglicher Zustände Männer der Unordnung von gestern hatten sich in Richter umgewandelt, und fanden an der Ordnung Gefallen. Sie stellten sie her bis zu einem gewissen Grade, und Jedermann befand sich dabei besser.

Hier beginnt die zweite Epoche.*) Die Herrschaft der Pikes war in Folge der summarischen Hinrichtungen für immer vorüber. Die Mitglieder des Ueberwachungsausschusses besaßen Takt und Verstand genug um ihr Comité gutwillig aufzulösen und regelmäßigen Gerichtshöfen zu weichen. Aber noch ein anderer Umschwung ging allmälig vor sich. In der ersten Zeit strömte Alles nach den Minen. Man glaubte Californien sei ein einziges ungeheures Lager von pur eitlem Golde. Man habe nur die Hand auszustrecken um es zu ergreifen und heim zu tragen. Die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten, und endlich lernte man einsehen daß das gesuchte Gold sich nicht

*) 1855 und 1856.

nur in den Placeres vorfand. Man entdeckte ſogar daß andere Beſchäftigungen größeren Ertrag gäben als die Goldgräberei, vorausgeſetzt daß zwei dem Lande fehlende Artikel eingeführt würden: Kapital und Ehrlichkeit. Männer die beides beſaßen kamen allmälig nach Californien, und ließen ſich in San-Francisko nieder. Nach den Abentheurern, anſtändige Leute; nach der Anarchie, verhältnißmäßige Bürgſchaft für Leben und Eigenthum. Alſo Ordnung, Sicherheit, Ehrbarkeit, allerdings nur im californiſchen Sinne, welcher nicht ganz unſeren Begriffen entſpricht. Die Ordnung ſchloß noch nicht die Nothwendigkeit des Revolvers aus, und die neu eingebürgerte Ehrlichkeit noch nicht gewiſſe, hier zu Lande in den Geſchäften nöthige Vorſichtsmaßregeln welche, in der Londoner City und ſogar in Wallſtreet, dem welchem ſie gelten die Schamröthe in das Geſicht treiben würden. Aber der Fortſchritt war darum doch ein außerordentlicher, und dieſe heilſame Bewegung ſcheint noch fortzuwähren. Wie durch Zauberei erſtand eine neue Klaſſe von Männern. Sie bildete ſich meiſt aus friſchen Ankömmlingen welche Geldkräfte mitbrachten und aus einigen wenigen Pionnieren die, bereichert in den Placeres, nunmehr in den Schooß der geſitteten Geſellſchaft zurückkehrten. Es waren und ſind wirkliche Geſchäftsmänner Sie ließen ſich in Montgomery-Street nieder, drängten allmälig die Goldſucher in den Hintergrund, und bethätigten in allen ihren Unternehmungen einen ſeltenen Verein von Schlauheit, Verwegenheit und Takt. Sie errathen, ſo zu ſagen, die Geſchäfte; ſehen ſie wie in einer Viſion, jagen ſodann dem Geſichte nach, und verwirklichen meiſtens das Ideal ihrer kühnen Träume. Es ſind große Kaufherren; aber Geſchäftsleute aus Europa und ſelbſt aus New-York, welche mit ihnen zu verhandeln haben, werden gut thun ſich zu ſagen: unſere hieſigen Geſchäftsfreunde ſind

mindeſtens von unſerem Kaliber, jedenfalls gewandter als wir, und ihre Begriffe über die Grenzlinie zwiſchen Erlaubtem und Unerlaubtem minder ſtreng als die unſrigen.

Dieſe Männer haben mehrere Geſellſchaften und Privatbankengegründet deren Verzweigungen ſich über den Erdball ausbreiten: nach London, Shanghai, Hongkong, Kalkutta und Bombai. Eine der bedeutendſten Kompagnien ſind Wells und Fargo. Ihre vielfältige Thätigkeit umfaßt die verſchiedenſten Zweige und dehnt ſich über die ganze Weſthälfte des Kontinents aus, von den Rocky-Mountains bis an das Stille Meer, von brittiſch Columbien im Norden bis an die Grenze von Mexiko im Süden. Ihren Agenten begegnet man allenthalben. An dem entlegenſten Punkte des Bergwerksdiſtrikte da wo immer Anſiedlungen von Weißen beſtehen, findet man gewiß ein hübſches, nettes Häuschen mit der Aufſchrift: Wells, Fargo und Cie. in rieſigen Buchſtaben. Wells und Fargo ſind die Bankiers der Pflanzer, der Backwoodmen, der Miners, der kleinen Städte die entſtehen und vergehen je nach den Bedürfniſſen des Tages. Ein Hauptzweig ihrer Thätigkeit iſt die Verſendung von Briefen und Packeten. Zu dieſem Ende kauft die Geſellſchaft von der Poſtverwaltung Briefumſchläge und Briefmarken, verſieht ſie mit ihrem eigenen Stempel und verkauft ſie dann an das Publikum. Dieſes findet in der größeren Sicherheit und Regelmäßigkeit der Beförderung reichlichen Erſatz für die kleine Mehrausgabe. Bis in die letzten Jahre war der Geſchäfsbetrieb von Wells und Fargo in ſtetiger Zunahme begriffen. In Folge der Eröffnung der Pacifikbahn iſt allerdings eine Abnahme eingetreten; aber ihre Diligencen und Laſtkarren verſehen nach wie vor den Dienſt zwiſchen den Hauptpunkten in Idaho, Montana, und den Pacifikſtaaten, von Olympia bis Los-Angeles und San-Diego. Bemerkenswerth iſt die Thatſache daß beinahe ſämmtliche Aktien

dieſer Geſellſchaft in den Händen der großen Geldmänner von New-York ſich befinden. Auch engliſche Kapitalien ſuchen mehr und mehr in californiſchen Unternehmungen eine Anlage. Letztere werden alſo nicht mit californiſchem Golde genährt welches vielmehr nach dem Auslande insbeſondere nach England ausgeführt wird. Intereſſant aber ſchwierig wäre es das Verhältniß zu ermitteln zwiſchen dem Werthe der exportirten edlen Metalle, und dem Betrage der aus dem Auslande zuſtrömenden Kapitalien.

Die Induſtrie iſt in ſtetigem Aufſchwunge begriffen. Den wichtigſten Zweig bilden die Wollmanufakturen; die zahlreichen Heerden liefern den Stoff. Auch gute Maſchinen werden erzeugt, desgleichen Schuhwerk, ein ganz neuer Fortſchritt. Die Seideninduſtrie verſpricht gute Reſultate; am meiſten ſind die Baumwollfabriken zurück. Alles in Allem ſcheint der Gewerbthätigkeit eine große Zukunft bevorzuſtehen. Weder Kapital noch Arme fehlen, denn die in immer größerer Zahl herüberkommenden Chineſen ſind treffliche Arbeiter. Sehr geſucht ſind ſie in Baumwollmanufakturen. Man zählt dort bereits zwei Gelbe auf einen Weißen, in manchen Fabriken arbeiten nur Chineſen. Wie der Kaufmann zeichnet ſich auch der Induſtrielle hier zu Lande durch die Kühnheit ſeiner Unternehmungen, durch den weiten Geſichtskreis, durch die Bereitwilligkeit aus immer mit Aufgebot aller Kräfte einzutreten, und ſomit in kurzer Friſt große Ergebniſſe zu erzielen. Man möchte faſt meinen, die Großartigkeit der Natur theile ſich den Menſchen mit; und dies iſt vielleicht einer der mächtigen Reize dieſes merkwürdigen Landes.

Sein wahrer Reichthum iſt nicht das Gold das es in ſeinem Schooße birgt, ſondern die Fruchtbarkeit ſeines Bodens. Wenn die mir vorliegenden ſtatiſtiſchen Angaben richtig ſind, ſo wäre bisher der ſechſte Theil ſeiner Ackergründe urbar gemacht. Getreide iſt und wird immer das Haupterzeugniß ſein. Schon

jetzt ist man im Stande den eigenen Bedarf zu decken und beträchtliche Ladungen von Mehl nach Mexiko, Japan und China zu verschiffen.

Das beste Erträgniß gibt die Gärtnerei. In einzelnen Gegenden gewähren Obstbäume und Gemüsegärten einen fabelhaften Gewinn. Auch Weinbau wird getrieben; ich hörte aber californische Weine mehr rühmen als ich sie trinken sah; und ich bezweifle daß sie je, selbst hier im Lande, mit dem französischen Weine vortheilhaft konkurriren werden. Allenthalben der Bahn entlang welche, jetzt im Bau begriffen, die Bai von San-Francisko mit Portland verbinden wird, steigt der Werth des Bodens in unerhörter Weise.*)

Je größeren Aufschwung Ackerbau, Handel und Gewerbe nehmen, desto lauter werden die Einwürfe gegen die Ausbeutung der Goldlager. Ich war oftmals Zeuge ähnlicher Erörterungen, und hörte sogar die etwas paradox klingende Behauptung aufstellen: die Kosten übersteigen die Ausbeute, und mehr Gold sei in der Erde vergraben als ihr entzogen worden. Gewiß ist die Reaktion gegen die Goldsucher in Zunahme begriffen. Sie bringen, so sagt man, kein Kapital mit, bieten keine moralische Bürgschaft, gehören meist der mindest achtbaren Klasse der Auswanderer an. In den Placeres angekommen, gerathen sie unter den entartenden Einfluß der verpesteten Luft die dort herrscht. Da die Besitztitel leicht streitig gemacht werden können, so sind Fehden zwischen den einzelnen kleinen Banden von Gold-

*) Ich gebe die Ziffern nicht, weil sie mir übertrieben scheinen; und weil meine Absicht überhaupt nicht ist den Leser mit statistischen Tafeln zu behelligen; diese haben nur Werth wenn sie aus amtlichen Quellen kommen und wissenschaftlich geordnet sind. Mein Zweck ist einzig dem Leser eine Uebersicht der californischen Zustände zu geben, begründet auf von mir an Ort und Stelle gesammelte Auskünfte.

wäſchern oder Gräbern unter einander, und zwiſchen ihnen und den Pflanzern an der Tagesordnung. Das ganze Daſein dieſer Menſchen iſt ein ununterbrochener Proteſt gegen die Grundbedingungen des civiliſirten Lebens. Die Regierung ermangelt der Mittel oder des Willens dieſe Störenfriede zur Achtung der Geſetze zu verhalten. Ueberdies hat die Erfahrung, höchſt ſeltene zufällige Ausnahmen abgerechnet, bewieſen daß Einzelne neben den Geſellſchaften nicht aufkommen können. Früher oder ſpäter zu Grunde gerichtet, werden ſie wahre Banditen, der Schrecken der Pflanzer, eine eiternde Wunde der californiſchen Geſellſchaft. Was nun die Kompagnien anbelangt, und es gibt deren, große und kleine, an dreitauſend, ſo ſind auch ſie den größten Wechſelfällen ausgeſetzt. Auf großen Gewinn folgt großer Verluſt. In Wirklichkeit ſind dieſe Unternehmungen nichts Anderes als ein ungeheures Hazardſpiel, denn eines ihrer Hauptmerkmale iſt die Ungewißheit und der raſche Wechſel von Gewinn und Verluſt. Die Goldinduſtrie iſt alſo, ſo ſchließt man, wohl mit vollem Recht, eine Quelle fortwährender Entſittlichung. In materieller Beziehung führt ſie zur Zerſtörung von unſchätzbarem Ackerland. Ein Beſuch in den Minendiſtrikten beweiſt dies. Allenthalben, wo die hydrauliſche Methode angewandt wird, verwandelt man die fruchtbarſten Ländereien in ein Chaos von Stein- und Sandgerölle. Aber aus dem Uebermaße des Uebels wird das Heilmittel entſpringen. Bald wird der Ackerbau im Stande ſein der Goldinduſtrie ſiegreich die Stirne zu bieten. Es wird dies eine Revolution ſein, aber eine heilſame, welche der beſſere Theil der Bevölkerung ſehnlichſt herbei wünſcht. Mining is a curse: „Unſere Minen ſind ein Fluch“ höre ich von allen Seiten ſagen. Ein proteſtantiſcher Paſtor äußerte hierüber unlängſt: „Täuſchen wir uns nicht. Nirgend iſt ein geſundes Gemeindeweſen auf goldhaltigem

Boden entſtanden. Selbſt die Natur iſt da treulos. Sie verdirbt den Menſchen, ſie verführt, ſie täuſcht ihn. Sie ſpottet ſeiner Mühen. Sie verwandelt ſeine Arbeit in Hazardſpiel, ſein Wort in Lüge."

San-Francisko kehrt dem Ocean den Rücken. Unerachtet der geringen Entfernung — fünf bis ſechs Meilen — bleibt er unſichtbar. Die Stadt iſt der Bai zugewandt welche ſich, gegen Süd-Oſt, in das Innere des Landes vertieft und ein längliches Becken bildet, hier von bewaldeten Höhen, dort von hügeligem Weingelände umfangen. In den Gaſſen der oberen Stadt genießt man bei klarem Wetter, ſelten genug im Sommer, einer in ihrer Art einzigen Ausſicht. Gelingt es ausnahmsweiſe den umliegenden Bergen ihre dunklen Nebelkappen zu lüften, ſo gewahrt man, in den Mantel gehüllt und vor Froſt bebend, wie durch einen ſchwarzen Rahmen die ſonnigen Hügel von Santa-Klara und San-José. Man fühlt den Sommer nicht, man ſieht ihn.

Die Stadt ſteht theils auf dem Strande, eine künſtliche Ebene welche mit viel Arbeit und großen Koſten den Waſſern des Golfs entrungen wurde, theils auf dem öſtlichen Abhange des Küſtengebirges (coast-range), jenes natürlichen Dammes der, von Nord nach Süd hinziehend, den Fluthen des Stillen Weltmeeres Halt gebietet. Nur Eine Oeffnung hat die Natur in ihn gebrochen: das Goldene Thor. Francis Drake überſchritt, der Erſte, deſſen Schwelle. Sie geſtattet den Eingang den Schiffen, aber zugleich auch den eiſigen Polar-Winden. Während der drei Sommermonate wehen ſie unabläſſig, prallen gegen die Kette des Küſtengebirges, gleiten dieſem Granitdamme entlang, dringen endlich durch das Goldene Thor ein, und umhüllen San-

Francisko mit unbeweglichem, düsterem Gewölke. So schaffen sie den Winter, mitten im Sommer, ein Winter der sich nicht über das Weichbild der Stadt hinaus erstreckt, und eingerahmt ist von der fast tropischen Hitze welche in dieser Jahreszeit die californischen Ebenen versengt. Ein sonderbarer Widerspruch an den sich der Fremde schwer gewöhnt. Ich verweile jetzt hier seit drei Wochen, und gewahrte die Sonne nur dreimal, und nur auf Augenblicke.

Der größere Theil der Stadt nimmt, wie bereits gesagt, die Abfälle des Coast-range ein. Sie bilden eine rasch geneigte Ebene aus Granit unter einer dichten Decke von Gerölle und Sand. Hätten die Pionniere den Plan den Bewegungen des Bodens angepaßt, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Stadt mit fahrbaren Straßen zu durchziehen. Aber ihre Gründer waren meist Yankees und Männer aus Missouri die nur die gerade Linie und den rechten Winkel zulassen. Man stelle sich den in tausend Höhlungen zerklüfteten Abhang eines ungeheuren, sturmgepeitschten Wellenberges vor. So ist der Boden gestaltet. Sodann, gewöhnt den Elementen zu gebieten und Berge zu versetzen, sage man sich: diese Felsen, diese Dünen sollen verschwinden. Und siehe da, sie sind — in unserem Kopfe — zur Ebene geworden. Hierauf greife man zu Lineal und Richtscheit und zeichne die künftigen Straßen, Avenuen und Blocks (quadratförmige Häuserinseln). In dieser Weise entstanden alle amerikanischen Städte, Boston ausgenommen; aber Boston wurde von Engländern erbaut. Wäre San-Francisko heute von Neuem zu gründen, so würde es eine andere Gestalt, das Gepräge des jetzt überwiegenden kosmopolitischen Elementes annehmen. Die Amerikaner aber sind von anderem Stoff gemacht. Sie eilen vorwärts, umgehen keine Schwierigkeit, treten ihr gerade entgegen, fassen den Stier bei den Hörnern. Häufig

hat man mit dieſer Methode Wunderdinge geſchaffen, zuweilen aber ſcheiterte man. Nach dem allgemeinen Urtheile iſt der Bau von San-Francisko mißlungen.

Der Verkehr in den Straßen iſt unbequem, ſie ſelbſt meiſt häßlich, in manchen Gegenden ein wahres Zerrbild. Nachdem ſie ausgeſteckt waren, wurde zu beiden Seiten gebaut, aber um ſie fahrbar zu machen, mußte der Boden geebnet, das heißt erniedrigt werden. So wurden die Fahrwege zu Laufgräben, aus welchen kleine Treppen zu den, gleichſam in der Luft hängenden Häuſern emporführen. Der Wind drang in die tiefen Gräben, lockerte das ohnehin nicht feſte aus Sand und Gerölle beſtehende Erdreich, und gefährdete ernſtlich die am Rande von Abgründen ſchwebenden Gebäude. Mehrere Male geſchah es daß die ſogenannte Nord-Weſt Briſe die durch die Ausgrabungen bloßgelegten Grundmauern erſchütterte, und die Häuſer in die tiefe Gaſſe warf. Das Syſtem wurde alſo aufgegeben. Uebrigens war es nur anwendbar wo es galt eine Straße durch iſolirte Hügel zu ziehen, nicht aber ſie den Abhang des Gebirges hinanzuleiten. In dieſem Falle nahm man zu Stufen Zuflucht. Wagen können daher die oberen Stadtviertel nur auf langem Umwege erreichen. Wenn man in der unteren Stadt durch eine der Hauptſtraßen wandelnd nach den aufwärtsſteigenden Seitengaſſen blickt, ſo wird das Auge überraſcht, beinahe verletzt durch die optiſche Wirkung. Wer, überall anders, in eine lange geradlinige Avenue ſieht wird finden, daß Häuſer und Bäume ſich gegen den Geſichtskreis allmälig erniedrigen. Hier, im Gegentheile, in Folge der Geſtaltung des Terrains, ſteigen ſie am Horizonte empor. Man frägt ſich ob dies nicht ein Fehler in der Perſpektive ſei. Aber die Natur begeht deren nie. Das Werk der Menſchen gibt ihr hier den Anſchein einer Uebertretung ihrer ewigen Geſetze.

Faſt alle Häuſer ſind von Holz. Hölzerne Häuſer auf Sand gebaut! Gibt es etwas Untüchtigeres? Aber bezeichnend für die Kühnheit und Kraft der Inſaſſen, iſt ihre Antwort auf trübe Prophezeiungen: ei, man baut ſie von Neuem!

Und dieſe Menſchen, welche nur den Geſchäften und dem Geldgewinne zu leben ſcheinen, erfreuen ſich an den Errungenſchaften der geſitteten Welt, würdigen und lieben die Künſte. Die Häuſer der hohen Finanz ſind meiſt im amerikaniſchen Renaiſſance-Style gebaut. Die Zeichnung verräth oft das Bemühen die Schönheit zu ſuchen. Schon dies iſt löblich, ſelbſt wenn man ſie nicht immer findet. Aber alle dieſe, oft ſehr anſpruchsvollen Gebäude, ſündigen durch ihr Material. Wer mit Balken und Brettern baut, ſie mit Gyps übertüncht, ihnen die Farbe von Marmor oder Sandſtein gibt, begeht, ohne es zu wollen, eine Fälſchung welche dem architektoniſch gebildeten Auge nicht entgeht, und jedenfalls eine Sünde iſt wider den guten Geſchmack. Aber das Innere dieſer Häuſer iſt oft ſchön, geräumig, bequem; die Einrichtung reich und nur ſelten überladen. Ich fand Statuen die ich in Rom in den Ateliers der erſten Bildhauer geſehen hatte. Berühmt ſind die Landhäuſer in Oakland. Die von mir beſuchten verdienen ihren Ruf. Die Villa des Bankiers B. iſt eines Merchant-Prince's würdig, das elegante und geſchmackvolle Wohnhaus des Generals K., meines liebenswürdigen Reiſegefährten über das atlantiſche Meer, ein wahres Kleinod. Haus und Garten ſind ſeine Schöpfung. Kunſt und Natur haben dazu ihre Schätze geſpendet.

Aber, kehren wir nach der Stadt zurück. Die beſcheidenen Wohnungen der kleinen Leute gefallen mir nicht minder. Auch ſie haben ihre Vorzüge; nicht der geringſte ſind die kleinen Vorgärten, die ausſehen wie ein mit Roſen und Fuchſia gefüllter Korb. Die Gärten der Reichen, obgleich im Raume be-

ſchränkt, zeichnen ſich durch die Anlage aus, und ſind ſehr gut gehalten. Ich bewundere die kleinen reichlich begoſſenen, friſchgrünen Raſenplätze und die Ueberfülle an prachtvollen Blumen. Letztere verſchwinden nie, ſondern wechſeln mit den Jahreszeiten.

Die öffentlichen Gebäude und die Hotels gleichen ſich in Amerika allenthalben. Gotteshäuſer gibt es mehrere, das hervorragendſte, von ſeinem hohen Standpunkte Stadt und Golf beherrſchende, iſt die Synagoge. Man kann hieraus auf die lokale Bedeutſamkeit des jüdiſchen Elementes ſchließen. Die Katholiken beſitzen die gothiſche Kathedrale unſerer lieben Frau, St. Ignatius im Jeſuitenſtyl und St. Franciscus; die Proteſtanten eine größere Anzahl von Bethäuſern, die Chineſen zwei Pagoden. Erwähnenswerth iſt daß die Erbauung der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchen in die Jahre 1854 und 1855 fällt, das heißt in die Zeit des Ueberwachungsausſchuſſes. Während dieſer die Miſſethäter aufknüpfen ließ, fanden die friedlichen Einwohner die nöthige Ruhe ſich zu erinnern daß ſie Chriſten waren. Sammlungen wurden veranſtaltet, und die Grundſteinlegung der Kirchen fiel zuſammen mit der Wiederherſtellung der materiellen Ordnung. Auch die Schulgebäude — von übertriebenem Luxus — entſtanden um jene Zeit.

Montgomery- und Marketſtreet ſind die Hauptadern der untern Stadt. Sie durchziehen die dem Handel und der Betriebſamkeit gewidmeten Quartiere, und ſind den ganzen Tag über belebt. Die meiſten andern Gaſſen ſehen ſtill und verlaſſen aus. Die Mehrzahl der Kaufleute wohnen in der obern Stadt. Die vorwaltende Farbe iſt die des Staubes der unaufhörlich in der Luft umherwirbelt, mit Abſtufungen vom gelben Oker zum Lichtbraun, und, im Schatten der Sommerwolken, dunkelgrau. Dieſe traurigen Töne übergießen die Häuſer, die Gehwege, das Holzpflaſter und Macadam. Eine An-

ſicht von San-Franciſko ließe ſich auf gelbem Papier mit Sepia und chineſiſcher Tuſche malen. Der Sand dringt in die Straßen, der Staub in die Häuſer.

Es gibt nichts Unſchöneres. Aber, ſonderbar, man iſt nicht acht Tage in Friſko, ohne ſich hier zu gefallen. Faſt alle fremden Reſidenten, beſonders die deutſchen, kamen in der Hoffnung raſch ihr Glück zu machen, und mit der Abſicht alsbald heimzukehren. Aber wenn die Stunde der Abreiſe ſchlägt, iſt man andern Sinnes geworden. Man bleibt, oder man kommt bald zurück. Das Leben in Californien hat offenbar einen Reiz dem ſich Niemand entzieht. Alles iſt groß, Alles leicht, wenigſtens in der Meinung von Leuten welche ſich jede Leiſtung zutrauen. Man hat das Gefühl einer gewiſſen Ungebundenheit. Der Raum iſt unermeßlich, und dieſer Raum gehört dir. Die Zukunft desgleichen. Das Bewußtſein hievon beherrſcht alle Geiſter, begünſtigt gewagte Unternehmungen, dient als compaß in Augenblicken des Zweifels und der Ungewißheit, flößt dem Entmuthigten Zuverſicht ein, iſt ihm Stütze und Rückhalt in den Tagen der Gefahr. Auf den Geiſt, auf den Sinn, auf das Herz wirkt dieſe Luft wie Champagner. Die Lebensgewohnheiten ſind dieſen Zuſtänden angemeſſen. Du lebſt im Ueberfluſſe oder im Elend. Biſt du arm, ei, ſo arbeite! Du biſt der Herr deines Looſes. Und man arbeitet. In den erſten Tagen, den early days, und das iſt nicht lange her, ſah man nicht ſelten Gentlemen an den Straßenecken als Laſtträger ihre Dienſte anbieten. Mehlſäcke, Reiſekoffer, Klaviere ſchleppten ſie auf ihren Schultern welche ein Frack von feinem Tuche bedeckte. Jeder Gang trug ihnen einen Dollar ein. Heute liegen jene urwüchſigen, fantaſtiſchen Zuſtände bereits weit hinter uns. Ein jeder hat ſeinen Platz gefunden. An Armen gibt es keinen Mangel mehr. Allerdings iſt der Arbeitslohn, nach europäi-

ſchen Begriffen, noch immer übertrieben hoch. Dennoch iſt das Leben minder theuer, als gewiſſe Reiſende erzählen. In den erſten Hotels entrichtet man drei Dollar in Gold. Hiemit iſt Alles gezahlt, außer die Weine. Extraauslagen kennt man nicht. Der Reiſende hat ein vortreffliches Schlafzimmer und reichliche Nahrung. Die Bereitung der Speiſen entſpricht vielleicht nicht ſeinem Geſchmack, aber der Stoff iſt der beſtmögliche. Für einen ſchönen Salon, geheizt vom Morgen zum Abend, und — leider — mit Gas glänzend erleuchtet, zahle ich fünf Dollar. In London, Paris oder Wien würde der Preis höher ſein. Goldwäſcher und überhaupt Leute der unteren Schichten finden in andern minder eleganten Wirthshäuſern für einen halben Dollar anſtändige Unterkunft und hinreichende Koſt. Ich erwähne dies als Maßſtab für den, keineswegs, übertriebenen Preis der erſten Lebensbedürfniſſe.

Ueberall, in allen materiellen Dingen gewahrt man den äußerſten Fortſchritt. In allen öffentlichen und Privatgebäuden, in den Wohnhäuſern, Komptoirs und Werkſtätten, finden die neueſten Errungenſchaften der Wiſſenſchaft und der Technik ihre Anwendung. Für Erleuchtung, Waſſerleitung durch alle Stockwerke, für Heizapparate iſt beſtens geſorgt; die Ventilation, bei uns noch in der Kindheit, unübertroffen. Man vergleiche die atlantiſchen Paſſagierſchiffe mit den pacifiſchen, und man wird überraſcht ſein durch die große Ueberlegenheit der letzteren in Allem was Luxus und Bequemlichkeit betrifft. New-York und London ſtehen hierin weit hinter San-Francisko zurück. Schon an ſich höchſt auffallend, aber doppelt ſo, wenn man bedenkt daß letztere Stadt von der geſitteten Welt, hier durch unermeßliche Wüſteneien getrennt wird, dort durch das ſtille Meer und die Südſee. Die Erklärung liegt übrigens nahe. Hier wird Alles neu geſchaffen, ſo zu ſagen von Grund auf

gebaut. Auf die vergangene Zeit hat man keine Rückſicht zu nehmen. Die Vergangenheit! Gibt es eine? Dies iſt der Schlüſſel zur Erkenntniß der californiſchen Zuſtände. Hiezu tritt daß für Alles Geld vorhanden iſt. Das heißt: man hat Geld oder man hat es nicht. Im zweiten Falle borgt man es. Vor keiner Auslage ſchreckt man zurück. Die neueſten Erfindungen welche in den ſinnreichen Köpfen der alten Welt oder Neu-Englands entſprungen ſind, werden ſogleich in großem Maßſtabe verwerthet.

Auch das Klima hat ſeine Reize: ein ununterbrochener Frühling, denn der Winter kennt weder Schnee noch Eis. Nur im Sommer herrſchen kalte Nebel vor. Kränkliche Leute ſiedeln dann nach dem nahen Oakland über. Und welche Fülle von Blumen, Früchten und Fiſchen! Jedermann kann ſie ſich verſchaffen. Schon der Anblick dieſer, am Stadtmarkte, aufgehäuften Naturſchätze erfreut das Herz. Orangen werden maſſenhaft zum Verkauf gebracht. Sie kommen aber meiſt aus der Ferne, aus Los-Angeles und San-Diego, im ſüdlichen Theile des Staates, oder gar von Taiti und anderen Südſeeinſeln.

Bei jedem Schritte in den Straßen wird der Fremde an die große Entfernung erinnert die ihn von der Heimath trennt. In San-Francisko lernt man begreifen daß die Welt eine Kugel iſt, und daß ſich die Gegenſätze berühren. Man durchſchreite nur Montgomery-Street. Da begegnet man deutſchen Köchinnen die vom Markte heimgehen. Die Deutſchen ſind ſehr zahlreich und es gibt Augenblicke wo man nur ihre Sprache hört. Ein paar Schritte weiter verletzen ſchrille, unfaßbare Töne Euer Ohr. Es ſind Söhne des himmliſchen Reiches. Zwei von ihnen ſind in Streit gerathen. Sie ballen nicht die Fäuſte, denn dies iſt in China ein ehrerbietiger Gruß, aber ſie

verneigen das Haupt und ſchütteln es mit großer Heftigkeit. Ihre Gefährten haben einen Kreis um ſie geſchloſſen, und ſehen zu unter ſchallendem Gelächter. Welch' häßliche Geſellſchaft! An der Ecke der Straße ſtoße ich auf eine Bande Irländer. Ich erkenne ſie an der Mundart, an der eigenthümlichen Geſichtsbildung, an den hohen Geſtalten und den ſchwarzen Mänteln der Frauen. Auch Mexikaner gibt es noch hier. Sie wohnen in der oberen Stadt; mehr oder minder Meſtizen; aber der andaluſiſche Typus, oder beſſer der arabiſche, herrſcht vor. Die wahren Amerikaner, die Familien aus den „Staaten", die Yankees, befinden ſich in der Minderzahl. Anfangs waren ſie, mehr oder weniger, die Herren. Noch immer ſtehen ſie an der Spitze. Sie ſind die eigentlichen Träger des Fortſchrittes, geben die Gedanken, regeln den Großhandel, aber ſie beherrſchen nicht mehr den Platz. Andere Elemente ringen mit ihnen um den Vorrang. Zuerſt die fremden Einwanderer: Irländer, Deutſche, Chineſen; ſodann, in ſtetiger Zunahme, engliſche Kapitalien. Einige achtbare Häuſer zweiten Ranges vertreten Frankreich. Die kleine öſterreichiſche Kolonie wird von Dalmatinern gebildet. Einige von ihnen haben kleine Handelshäuſer errichtet, und machen gute Geſchäfte. Die anderen verdienen als Hauſirer, Obſthändler und Klempner ihr Brot. Brave, ruhige Leute und gute Oeſterreicher. Sie haben nie Streit unter einander, ſelten mit ihren Geſchäftsgenoſſen anderer Nationalität, und verurſachen unſerem trefflichen Konſul, Herrn Mücke, nur geringe Sorgen.

Deutſchland bereichert dieſe kosmopolitiſche Bevölkerung mit einer beträchtlichen Anzahl ſeiner Söhne. Sie ſind, wie überall, arbeitſam, nüchtern und ſparſam. Außerdem beſitzen ſie zwei Vorzüge die dem Anglo-Amerikaner fehlen: ſie können warten, und ſie begnügen ſich mit einem geringen Lohne ihrer

Mühen. Sie arbeiten wohlfeiler und geben, für ſich, weniger aus. In ſocialer Beziehung ſtehen ſie höher als ihre Landsleute in den öſtlichen Staaten. Ihre Kinder ſprechen gewöhnlich deutſch und bleiben Deutſche, obgleich ſie zu Californiern heranwachſen. Ich habe der Vorſtellung einer deutſchen Schauſpielergeſellſchaft beigewohnt. Der Saal, ungefähr vom Umfange des Leipziger Stadttheaters, war vollſtändig gefüllt. In den Oſt- und Mittelſtaaten amerikaniſirt ſich die zweite Generation. Man trete hier in ein deutſches Komptoir, und man wird ſich in Bremen oder Hamburg glauben. Daſſelbe wenn man eine dieſer Familien beſucht. Letzteres iſt nicht ſchwierig, denn der Deutſche in San-Francisko iſt gaſtfrei. Mit Vergnügen wird er uns nach ſeiner Wohnung geleiten, vorausgeſetzt, daß der Tag zu Ende neigt und die Sperrſtunde geſchlagen hat.

Der Weg iſt lang, denn er führt uns nach der oberen Stadt. Doch hilft da der Tramway, wenn man nicht eine Geſundheitspromenade vorzieht. Iſt es noch nicht dunkel, ſo geht man durch das, Nachts unſichere, immer verrufene, Viertel der Chineſen. Ueber eine Reihe von Stufengängen ſind wir am oberſten Plateau angelangt. Es iſt allen Winden ausgeſetzt, aber geſund und die Ausſicht prachtvoll. Hier wohnen vorzugsweiſe Deutſche und Mexikaner. Wir erſteigen, etwas athemlos, die letzten Stufen der Straße, und gelangen von dort auf einer Treppe zum Eingange des Hauſes. Ein Mal die Schwelle überſchritten, ſind wir in Deutſchland. Die Frau vom Hauſe macht die Honneurs, was ſie nicht hindert die netten Mägde zu überwachen, gleichfalls Deutſche welche bei Tiſche aufwarten. Das Mahl läßt nichts zu wünſchen übrig. Schüſſeln der hohen Kochkunſt wechſeln mit deutſcher Hausmannskoſt. Während man Frankfurter Wurſt und weſtphäliſchen Schinken verzehrt

und dazu ein Glas Liebfrauenmilch leert, gedenkt man der fernen Lieben, und eine Thräne glänzt in manchem Auge. Denn überall und immer neigt der Deutsche zur Sentimentalität. Doch nehmen die Männer hier viel von dem amerikanischen Wesen an; weniger die Frauen. Sie bleiben häuslich, poetisch, musikalisch. Sie leiten den Haushalt, pflegen und erziehen die Kinder, führen den Oberbefehl in der Küche, verschmähen wohl nicht zuweilen selbst Hand anzulegen, und, unerachtet dieser vielseitigen Thätigkeit, bleibt immer noch ein Stündchen für Schiller und Göthe übrig Abends kommt die Musik an die Reihe: eine Symphonie von Beethoven, vorgetragen auf dem Klavier mit mehr Gefühl als Schwung, ein Schubert'sches Lied gesungen mit einer jener sanften, melodischen Silberstimmen welche nur Deutschland hervorbringt. Die Einrichtung der Wohnung, die Art wie die Möbel gestellt sind, die Wahl der Bilder und Kupferstiche, Alles trägt das Gepräge eines bescheidenen, arbeitsamen Daseins verschönert und veredelt durch gründliche Kenntnisse, durch die Liebe und Pflege der Kunst.

Ich hatte den Abend in solcher Gesellschaft höchst angenehm verbracht, als ich ziemlich spät aufbrach. Es war die Nacht vorgerückt, und man erbot sich mich zu begleiten. Ich hoffte aber den Weg allein zu finden. „Hüten sie sich vor dem chinesischen Viertel", rief man von allen Seiten als ich Abschied nahm. Es war eine finstere Nacht, und ein feuchter, schwarzer Nebel vermehrte die Dunkelheit. In San-Francisko führen wenige Schritte von Deutschland nach China. Plötzlich befand ich mich in einem Gäßchen, dessen Bewohner nur gelbe Wesen sein konnten. Ich beschleunige meine Schritte aber in der falschen Richtung, und befinde mich plötzlich in der Hauptstraße des chinesischen Quartiers. So weit die Finsterniß gewahren läßt, ist sie wie ausgestorben. Schwarze Schatten ver-

hüllen die Häuschen. Hie und da ſchwankt eine rothe Papierlaterne über dem gleichfalls rothen Geländer eines Balkons. Purpurlichter irren auf dem Holzpflaſter, durchkreuzen ſich an den Kanten der Balken, erlöſchen plötzlich in der Ferne. Bei jedem Schritte ſtoße ich an Aushängſchilder, lange, ſchmale, ſenkrecht an eiſernen Stangen hängende, mit Buchſtaben bedeckte Bretter. Der Nachtwind bewegt ſie. Sie ſeufzen und ſtöhnen, und flüſtern mit den Häuſern, als verriethen ſie ihnen die Anweſenheit des Fremdlings, und die Häuſer antworten mit gedämpfter Stimme, mit rauhen, dumpfen Tönen. Ich eile die Straße hinab. An manchen Orten herrſcht völlige Finſterniß; an andern ſpielt ein röthlicher Schein — woher mag er wohl kommen? — mit den Schatten der Nacht, kriecht hier über das vergoldete Schnitzwerk eines Kaufladens weg, erleuchtet dort die fratzenhaften Züge eines Ungeheuers oder die roth-ſchwarze Inſchrift eines Schildes. Weiter unten geſtattet mir ein vereinzeltes Gasflämmchen meinen Weg, nicht zu ſehen, aber zu errathen. Indeß iſt der Wind zum Sturm geworden. Die Wolken haben ſich herabgeſenkt, und gleiten auf dem Boden dahin. In ihre wechſelnden Schatten gehüllt, von der Windsbraut gerüttelt, verwandeln ſich die Schilder der Buden in menſchliche Weſen. In doppelter Reihe ſtehen ſie da, mit den langen Armen nach mir fahndend. Ich eile raſch abwärts. Aus einer offenen Thüre dringt ein ſchwacher Schimmer. Dazu leiſes Flüſtern und der Klang von Sapeken. Es iſt eine Spielhölle Vor der Thüre gegen die Mauer gedrückt ſteht ein Mann, der als er mich gewahrt in das Haus ſtürzt. Er hat mich für einen Polizeimann gehalten. Ich beſchleunige die Schritte ſo viel die ſchlüpfrigen Stufen der Gaſſe geſtatten. Schon eröffnet ſich mir, zu meinen Füßen, der Blick nach einer der großen Querſtraßen; ſchon vernehme ich das Rollen eines Wagens,

irgend eines verſpäteten Omnibus. Noch hundert Schritte und das verwünſchte Viertel liegt hinter mir. Da überfällt mich, an der Ecke eines Sackgäßchens, eine Horde von Weibern. Die Harpien klammern ſich an meine Kleider, faſſen mich mit ihren kleinen Händen, den langen ſchmalen Fingern, den krallenhaften Nägeln. Sie ſind weiß, roth, gelb geſchminkt und verbreiten den ihrem Stamme eigenthümlichen Geruch. Mich ihrer beſtens erwehrend, erringe ich endlich nicht ohne Mühe meine Freiheit, und begleitet von ihrem Gekreiſche — ihre verſtümmelten Füße verhindern ſie mir zu folgen — erreiche ich, den Schweiß auf der Stirne, das Ende der città dolente, und eine halbe Stunde ſpäter meine Wohnung.

Das chineſiſche Stadtviertel iſt ſchlecht überwacht und daher häufig der Schauplatz von Verbrechen; doch ſind die Schuldigen meiſt Weiße die, von den Placeres kommend, dort ihre Saturnalien begehen, ihre Dublonen verſpielen, einen gelben Mann „verzehren" und die Vorübergehenden, ohne Unterſchied der Farbe, plündern. Sie ſind die Epigonen oder die letzten Ueberlebenden jenes Geſchlechtes von Miſſethätern welche der Ueberwachungs-Ausſchuß einſt in ſo bündiger Weiſe ausgerottet hat.

Dieſem nächtlichen Spaziergange folgten mehrere Beſuche bei Tage, und in Geſellſchaft von Geſchäftsfreunden einiger chineſiſchen Großhändler. Die Anzahl der in Californien verweilenden Chineſen wird auf achtzig- bis hunderttauſend angeſchlagen, davon bewohnen etwa fünfzehn- bis zwanzigtauſend San-Francisko. Einige haben bedeutende Häuſer gegründet, machen gute Geſchäfte und genießen des beſten Rufes. Man rühmt ihnen Rechtlichkeit und Einſicht nach, ſo wie auch eine große Leichtigkeit ſich die Uebungen des amerikaniſchen Handels anzueignen. Ich machte die Bekanntſchaft eines ihrer Notabeln. Der

Mann heißt Fang-Tang, ist mit den ersten*) Einwanderern seiner Nation hieher gekommen, und hat sich, auf ehrliche Weise, ein bedeutendes Vermögen erworben. Seine beiden Frauen und jüngeren Kinder sind in Kanton geblieben. Von Zeit zu Zeit besucht er sie. Die chinesischen Einwanderer wurden bisher selten von ihren Familien begleitet, und die Mehrzahl der Weiber dieser Nation die man in Amerika sieht sind keine Zierden ihres Geschlechtes. Seit vorigem Jahre haben aber mehrere Residenten Frauen und Kinder nachkommen lassen. Fang-Tang gedenkt dasselbe zu thun, um, wie er sagt, mit gutem Beispiele voranzugehen. Die Ankunft der tugendhaften Frau wird die Sittlichkeit der Kolonie heben, und ihr den provisorischen Charakter nehmen.

Die chinesischen Emigranten gehören fast alle den zwei großen Südprovinzen Kwangtung und Kwangsi an, und sind den Koulis die von Macao nach Chili und Havana ausgeführt werden an Blut und Erziehung überlegen. Es sind meist wohlhabende Bauernsöhne; einige besitzen literarische Bildung und bringen einen kleinen Geldvorrath mit, alle kräftige Arme, aufgeweckten Geist und den festen Willen ihr Glück zu machen, um sodann nach der Heimath zurückzukehren. Bisher wenigstens hatte keiner die Absicht sich in Amerika niederzulassen. Selbst die sterbliche Hülle der hier Verstorbenen wird nach ihrem Dorfe zurückgesandt. Daher bildet auch der Transport von Chinesenleichen in dem Waarengeschäfte der Pacifikdampfer einen bedeutenden Artikel. Diese Einwanderer theilen sich in mehrere Genossenschaften deren Vorstände in San-Francisko wohnen, und, wie mir Fang Tang sagt, eines großen Ansehens genießen. Sie stehen dem Ankömmling mit Rath und That

*) 1852.

bei, üben, kraft freiwilligen Uebereinkommens, um das Einſchreiten der amerikaniſchen Tribunale zu vermeiden, eine Art von Gerichtsbarkeit aus; unterſtützen die Kranken, erleichtern und regeln die Einwanderung der Lebenden und die Rückſendung der Todten, beſſern mit Einem Wort ſoviel ſie können das meiſt harte Loos ihrer Landsleute. Ohne ihre fortwährende Dazwiſchenkunft würde die nur zu begründete Abneigung der Söhne des Reiches der Mitte gegen die Weißen, häufiger als geſchieht, in blutige Kämpfe ausarten, und den Beſtand der chineſiſchen Kolonie auf die Länge in Frage ſtellen.

Die Behandlung welche dem Menſchen gelber Raſſe in Californien zu Theil wird verdient den ſtrengſten Tadel. Dieſe Leute ſind beinahe rechtlos. Ihre Zeugenſchaft wird vor Gericht nicht angenommen. Die Arbeiter in den Gold- und Silberbergwerken zahlen monatlich eine Kopfſteuer von vier Dollar. In den Placeres wiederholen ſich blutige Raufhändel ohne Unterlaß. Die weißen Goldſucher überfallen die Chineſen, verjagen ſie von ihren käuflich erworbenen Placeres, machen ſie nieder, wenn die Unglücklichen Widerſtand verſuchen. Einzelne werden ohne Veranlaſſung mißhandelt und geplündert. Und dabei bleibt es; denn es liegt kein Beiſpiel vor daß ein Geſchworenengericht gewagt hätte, in ſolchen Fällen, die weißen Miſſethäter für ſchuldig zu erklären. Uebrigens, wie ſoll der Thatbeſtand feſtgeſtellt werden, da ein Weißer nie gegen einen Mann ſeiner Farbe zu Gunſten eines Chineſen ausſagt, und die Landsleute des letzteren nicht als Zeugen zugelaſſen werden? Wenn rohe, heftige Menſchen, von Neid getrieben, im Bewußtſein ihrer Strafloſigkeit ſich gegen hilfloſe, obgleich gefährliche Nebenbuhler jede Schandthat erlauben, ſo kann uns dies nicht Wunder nehmen. Aber was ſoll man ſagen von dem Benehmen der Mitglieder der Legislatur, der Richter, der Geſchworenen, meiſt

unterrichteter, gut erzogener Männer, welche den Werth der chineſiſchen Arbeitskräfte ſehr wohl würdigen, dieſe auch perſönlich ausnutzen, und die dennoch nicht erröthen ſich zum Werkzeuge des Haſſes und des Neides der Menge herzugeben? Aber dies iſt leider, beſonders ſeit Einführung des allgemeinen Stimmrechts, eine der blutenden Wunden des großen Freiſtaates. Nur zu häufig werden Gerechtigkeit und Moral der Willkür des Pöbels geopfert. Mehr als ein Mal ſprach mir Fang-Tang, aber immer mit einer gewiſſen Zurückhaltung und in den ſchonendſten Ausdrücken, von der traurigen Lage ſeiner Landsleute. „Man behandelt uns nicht wie Menſchen. Dies iſt nicht recht, not good. Man möchte uns wie Ungeziefer ausrotten, very bad. Aber", fügte er eilends hinzu, „es gibt auch gute Amerikaner. Nur wagen ſie nicht zu handeln wie ſie ſprechen."

Der Urſprung dieſes Haſſes iſt eine Frage von Dollars und Cents. In den Bergwerken verdient der weiße Arbeiter, außer der Nahrung, an Tageslohn drei, dritthalb bis vier Dollar. Der Chineſe wird nicht verköſtigt, und begnügt ſich mit fünfundſiebenzig Cents, mit Einem, höchſtens mit anderthalb Dollar. Ein ähnliches Verhältniß beſteht in anderen Zweigen. In den Städten verdingt ſich der Chineſe als Diener, oder Koch; oder er iſt Wäſcher. Am Lande weiß er das Feld zu beſtellen und iſt ein vorzüglicher Gärtner. Die Erdarbeiten der jetzt in der Sierra Nevada im Bau begriffenen Straßen werden von Chineſen ausgeführt. Ihren Armen verdankt die Pacifikbahn die raſche Vollendung. Auf den Dampfern der großen Schifffahrtsgeſellſchaften ſind die Matroſen, allerdings höchſt mittelmäßige, ſo wie ſämmtliche Aufwärter, Chineſen. In den Fabriken verdrängen ſie allmälig die Weißen. Ueberall machen ſie ihnen eine furchtbare Konkurrenz. Die Arbeitsgeber, die Vorſtände von Gewerben, Alle die Arme brauchen greifen nach

ihnen, denn sie verrichten, für den halben Lohn, beinahe nicht ganz, dieselbe Arbeit wie die Weißen. Da sie sehr zahlreich sind, und in immer größerer Menge zuströmen, so beginnen sie bereits den Arbeitslohn der Weißen herabzudrücken. Dies ist ihr Verbrechen. Man läßt es sie büßen durch Gewaltthaten aller Art, nicht selten durch Mord und Todtschlag; durch gesetzliche Verfügungen welche die Gesetzgeber mit Schmach bedecken; durch Verdikte der Geschworenen welche der Gerechtigkeit und dem gesunden Menschenverstande gleichmäßig Hohn sprechen. Aber nichts entmuthigt sie. Sie halten aus. Jeder der großen Steamer die zwischen Hongkong und San-Francisko auf- und absegeln bringt acht- bis zwölfhundert gelbe Passagiere. Eine geringere Anzahl wird von denselben Schiffen nach der Heimath zurückgebracht. Letztere sind die Auswanderer welche ihre Zeit ausgedient haben. In ihren Koffern tragen sie einiges Geld nach Hause, die Frucht langer und angestrengter Arbeit, in ihrem Geiste die äußerste Verachtung unserer Civilisation, in ihrem Herzen den Haß des Christenthums. *)

Die Irländer sind zahlreicher als die Deutschen und die Chinesen. Sie machen sich bemerkbar durch physische Kraft und die Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen. Die niedrigste Arbeit wird von den Söhnen der Smaragdinsel nicht verschmäht. Dagegen trifft man sie aber auch in allen höheren Sphären des Lebens. Das Occidental-Hotel gibt ein richtiges Bild von ihrer socialen Stellung in Californien. Die Eigenthümer, sehr geachtete und durch eigene Anstrengung reich gewordene Männer, und sämmtliche Beamte, Aufwärter und Mägde dieser riesigen Anstalt sind Irländer.

*) Viele europäische Residenten in China werden diese meine Behauptung bestreiten. Aber ich fürchte daß sie sich, in diesem Punkte, Täuschungen hingeben.

Der anglo-amerikaniſche Theil der Bevölkerung gehört meiſt der Epiſkopalkirche an. Auch eine der vielen Eigenthümlichkeiten Californiens, denn in den übrigen Staaten der Union bilden Presbyterianer, Methodiſten und Unitarier die Mehrzahl. Die Deutſchen ſind größten Theils rationaliſtiſche Proteſtanten. Doch gibt es unter ihnen auch viele Juden und nur wenige Katholiken.

Letztere werden auf fünfzigtauſend veranſchlagt. Viele Anglo-Amerikaner bekennen ſich zu dieſer Religion. Iſt die Ziffer richtig, ſo machen die Katholiken ein Dritttheil der Bevölkerung von San-Francisko aus. Faſt alle Prieſter ſind Europäer: Irländer oder Söhne von Irländern und Italiener. Der hieſige Klerus rekrutirt ſich hauptſächlich in Europa, in geringerem Maße in Kanada. Amerika iſt zu ſehr beſchäftigt mit den Angelegenheiten dieſer Welt um viele Novizen zu liefern. Dies gilt vorzugsweiſe von den Weſt- und pacifiſchen Staaten. Ein ähnliches Verhältniß waltet in den Nonnenklöſtern vor. Die Oberin des großen Monaſters von Unſerer Lieben Frau von Namur in San-José ſagte mir daß, wenn es gilt die durch den Tod oder Hinfälligkeit entſtandenen Lücken auszufüllen, ſie immer genöthigt iſt zu den Häuſern ihres Ordens in Belgien Zuflucht zu nehmen oder aus Frankreich, Deutſchland und England Kloſterfrauen herbeizuziehen.

Die Jeſuiten beſitzen zwei große Kollegien: Sankt-Ignatius in San-Francisko und Santa-Klara, vierzig Meilen von hier, in der gleichnamigen Stadt. In Sankt-Ignatius nehmen ſie hundert Zöglinge und fünfzig Schulgänger auf. In Santa-Klara iſt die Zahl der erſteren bedeutend größer. In beiden Häuſern ſind ſämmtliche Patres Italiener. Die Studien umfaſſen alle Lehrgegenſtände der Lyceen. Die alten Sprachen und Klaſſiker werden nicht vernachläſſigt, aber die Naturwiſſenſchaften,

beſonders Chemie und Mechanik mit Sorgfalt betrieben. Auch wird den Zöglingen, im Vergleiche mit der Hausordnung welche in den europäiſchen Anſtalten des Ordens beſteht, eine größere Freiheit der Bewegung geſtattet. Dies ſind die beiden einzigen dem Amerikanismus gemachten Zugeſtändniſſe. In jeder anderen Beziehung werden die in den europäiſchen Kollegien befolgten Regeln und Uebungen aufrecht erhalten. In der That, wer die Schwelle dieſer großen und blühenden Erziehungshäuſer überſchreitet, glaubt ſich nach Europa verſetzt. Und, bezeichnend genug, verdanken ſie gerade dieſem Umſtande ihre allgemeine Beliebtheit. Ein reicher Bankier, ein Proteſtant, ſagte mir: „Ich laſſe meine Söhne bei den Jeſuiten erziehen, erſtlich weil die Studien dort gründlicher ſind als in irgend einer anderen Schule; ſodann weil die jungen Leute gehorchen lernen und gute Manieren annehmen. Wenn ſie austreten, ſollte man meinen, ſie kommen von Europa zurück.“ Dieſes Urtheil wird durch die allgemeine Anſicht beſtätigt*); ſo wie auch dadurch, daß die Jeſuitenkollegien in Californien und in Georgetown bei Waſhington viele Proteſtanten und einige Juden unter ihren Zöglingen zählen.

Bilden hier zu Lande die Irländer hauptſächlich das katholiſche Element, die Deutſchen das proteſtantiſche, und gelten letztere, vielleicht dieſes Religionsunterſchiedes wegen, für die geborenen Gegner der Celten, ſo vereinigt und verſöhnt ſie gewiſſermaßen der gemeinſame Haß gegen die Chineſen. Aber Irländer, Deutſche, Chineſen ſcheinen berufen auf californiſchem Boden zu wachſen und zu gedeihen, vielleicht eines Tages das

*) Modern convents and colleges holding up the cross... now offering perhaps the best education on the coast to the children of our Puritan emigrants. Across the continent von Samuel Bowles, S. 277.

anglo-amerikaniſche Element an Macht und Einfluß zu überflügeln. Schon jetzt trägt San-Francisko ein weſentlich kosmopolitiſches Gepräge. Häuſer, Straßen, öffentliche Gebäude erinnern zwar noch an Amerika, aber die ſehr große Mehrzahl der Bewohner erblickte das Licht der Welt unter fernen Himmelsſtrichen. Andere Anſichten und andere Sitten haben ſie mitgebracht. Hier begegnen ſich Germanen, Celten, Mongolen! Seit der großen Völkerwanderung war die Welt nicht mehr Zeuge ähnlicher Vorgänge. Welch' Menſchenſtamm wird entſpringen aus der Berührung von Völkern die ſo verſchieden ſind durch Abſtammung, Religion und Geſittung? In welchem Maße werden ſie ſich vermiſchen? Bis zu welchem Grade wird der noch jungfräuliche Boden auf die welche ihn bebauen ſeine immer ſo fühlbare wenn gleich geheimnißvolle Wirkung geltend machen? Welchen Einfluß werden die neu erſtehenden Geſchlechter ausüben auf die Geſchicke der Menſchheit? Dies ſind Geheimniſſe der Vorſehung. Wer vermöchte ſie zu ergründen!

Der Fremde wird in New-York, gleich am Tage ſeiner Ankunft, nach dem Central-Park geführt; in Waſhington nach dem Kapitol; in Chicago in die Getreidekammern; in San-Francisko nach Cliffhouſe. Es ſind die Hauptſehenswürdigkeiten, die „Löwen" wie man in Amerika ſagt. Meines Theiles gebe ich Cliffhouſe die Palme. Ich habe nichts Sonderbareres und zugleich Anziehenderes geſehen. Die Natur hat hier Alles gethan. Den kleinen Kiosk abgerechnet, der uns als Obſervatorium dient, keine Spur von Menſchenhand. Unſer Konſul, H. Mücke, ſo häufig mein liebenswürdiger Führer und unermüdlicher Beantworter meiner vielen Fragen, will mir auch

den Löwen zeigen. Er fährt mich in seinem Gig den ein Traber zieht wie deren nur Amerika hervorbringt. Auf einem trefflichen Macadam rollen wir, in schnurgerader Linie, die wellenförmigen Abfälle des Küstengebirges hinan. Schon haben wir die letzten Häuser hinter uns gelassen, sodann die nach den Konfessionen geschiedenen Kirchhöfe die aussehen wie reizende Gartenanlagen. Jetzt fahren wir durch baumlose Dünen. Bald verschwindet alle Vegetation. Schwarze Wolken streifen über den Sandboden weg und verschleiern den Ocean. Nur das dumpfe Gebrüll der Brandung verräth seine Nähe. Das edle Thier hat die sechs Meilen in einer möglichst geringen Anzahl von Minuten zurückgelegt, und hält nun vor der Thüre eines Hauses. Wir treten ein und eilen nach der Veranda. Da erschließt sich uns der Blick in die Unermeßlichkeit.

Das Meer bricht sich gegen die natürliche Terrasse auf welcher das Haus steht. Zu unserer Rechten die lange Kette des Küstengebirges; zur Linken ein weißer Streifen, der Strand; vor uns der stille Ocean. Gerade gegenüber, in geringer Entfernung, drei Klippen. Die mittlere ist mit zahllosen Wasservögeln bedeckt. Schwarz und unbeweglich wie der Fels der sie trägt, scheinen sie in Stein gehauen. Auf den beiden andern Klippen sieht man, in Gruppen geballt, riesige Ungeheuer. Einige schlafen, andere scheinen zu schäckern, einige kämpfen unter wüthendem Gebelle. Es sind die vielbesprochenen Seelöwen, seales. Diese Thiere kommen auf den unzähligen Scheeren Californiens häufig vor. Die Bewohner der drei Klippen vor uns genießen des staatlichen Schutzes. Ein Gesetz der Legislatur sichert sie vor den Nachstellungen der Jäger. Rings um die privilegirten Eilande drängen sich die Ungeheuer, suchen sich den Rang abzulaufen, erklimmen mühselig den Fels oder rollen schwerfällig in die Brandung zurück. Ihr

Fell iſt, wenn benetzt, dunkelgrau, wird aber ſobald es trocknet blond wie die Haut des Löwen.

Welch ſonderbares, ergreifendes Bild! Phantaſtiſch, wild, mährchenhaft! Ueber der Küſte ſchweben unbewegliche Wolken; über dem Ocean, die Waſſerlinie verhüllend, ſich ſtets verſchiebende Nebelſtreifen. Aber das geiſtige Auge zerreißt dieſe Schleier; es labt ſich an dem Anblicke des Weltmeeres das uns vom äußerſten Orient trennt und ſeine Wogen rollt von Pol zu Pol!

Mit Einem Male zeigt ſich in einiger Entfernung ein rieſiger Wallfiſch. Da entreißt mich ein Geräuſch der Betrachtung. Mehrere Damen in reicher Toilette, junge Elegants, alle mit Fernrohren bewaffnet, ſtürzen aus dem Kiosk und eilen an das Geländer, begierig den neuen Ankömmling zu ſchauen. Durch die offenſtehenden Thüren ſieht man die verlaſſenen Tiſche bedeckt mit Leckerbiſſen und all' den Paraphernalien der höhern Gourmandiſe: die Kleinlichkeit der Civiliſation im Angeſichte der wilden Größe der Natur.

XI.

Yoſemiti.

Vom 13. zum 22. Juni.

Modeſto. — Mariposa. — Der Urwald. — Die großen Bäume. — Das Thal von Yoſemiti. — Die Waſſerfälle. — Coulterville.

Der Ausflug zu den Baumrieſen, den big trees von Mariposa und in das Yoſemitithal gehört nicht zu den bequemen Reiſen. Aber die Bewohner von Friſko finden ſeit einiger Zeit Geſchmack daran. Wer auf Eleganz Anſpruch macht, wer ſich

ſelbſt achtet muß die Reiſe, ich ſage nicht, gemacht haben, aber ſie machen wollen, und dieſen mannhaften Entſchluß zur Kenntniß ſeiner Freunde bringen. Ich kenne wenig Leute die in Yoſemiti waren, aber jeder macht die Reiſe — das nächſte Jahr. Von Straßen beſtehen dermalen nur einzelne Strecken; eine Eiſenbahn nach den Bergwerksdiſtrikten iſt im Bau begriffen Mittlerweile verkehrt ein öffentlicher Wagen, deſſen ſich die Bergleute bedienen, regelmäßig zwiſchen Modeſto und Mariposa.

Für Vergnügungsreiſende iſt wenig geſorgt. Sie müſſen ſich behelfen wie ſie können. Zwei Geſellſchaften ſorgen jedoch für die Beförderung. Ihrer bedienen ſich die Plutokraten von Montgomery-Street und die durch San-Francisko kommenden Fremden welche ſich den Muth zutrauen jene ſchwer zugänglichen Gegenden zu beſuchen. Agenten gehen von Haus zu Haus, von Hotel zu Hotel, erzählen von der Schönheit der Gegend, verſprechen Sicherheit und Comfort, und erlangen am Ende die Unterſchrift der Naturfreunde. Iſt die nöthige Anzahl, zwanzig bis dreißig, geſichert ſo werden Pferde nach gewiſſen Ranchos geſchickt, und der Tag der Abreiſe feſtgeſetzt. Entfernung hin und zurück vierhundertvierzig Meilen; Preis der Fahrt auf der Eiſenbahn, zu Pferde und zu Wagen, achtzig Dollar in Gold. Ich kenne keine minder angenehme Art zu reiſen. Man verzichtet auf die perſönliche Freiheit, und lebt während zehn Tagen in der äußerſten Intimität mit Unbekannten. Aber es bleibt keine Wahl. Es gibt keine andere Art, raſch und ohne allzu große Entbehrungen und Gefahren nach der Sierra Nevada zu gelangen.

(13. Juni.) Um vier Uhr Nachmittags Abreiſe von San-Francisko. Wir laſſen dort den Winter, finden den Frühling in Oakland und, auf der nächſten Station, den Sommer. In Lathrop verlaſſen wir die Hauptlinie der Grand-Central und reiſen auf einer Zweigbahn weiter. Sie heißt Viſalia weil dieſe

Stadt ihr Endpunkt ſein wird. Viſalia liegt im ſüdlichen Californien zwiſchen Los-Angeles und San-Diego und wird einſt die blühende Hauptſtadt der in Zukunft blühenden Grafſchaft Tulare ſein. Vorläufig iſt dieſe zukünftige Kornkammer eine mit Wäldern, Unterholz und Moräſten bedeckte Wildniß. Hier zu Lande wird immer in der zukünftigen Zeit geſprochen. Die eines kommenden Tages ſehr lange Zweigbahn bricht heute bei Modeſto ab, zwanzig Meilen von Lathrop. Das Gaſthaus von Modeſto und die dort verſammelte Geſellſchaft verſetzen uns mit Einem Schlage nach Mexiko. San-Franciſko ſcheint mindeſtens tauſend Meilen entfernt. Auf der Terraſſe rauchen und ſchwätzen Männer in andaluſiſcher Tracht, den breitgekrämpten Sombrero am Kopf. Bergleute in der Blouſe zechen in der Trinkſtube. Mit Mühe findet der Führer unſerer Karavane für ſeine Reiſenden Plätze an der Table d'Hote. Dann ſucht ein jeder ſein Kämmerchen. Schade nur daß die Bretterwände ſo dünne ſind: ein geringer Schutz gegen den Höllenlärm, Tabackqualm und Branntweingeruch. Endlich begibt man ſich zur Ruhe, und auf die lauten Geſpräche folgt das taktmäßige Schnarchen der Civiliſatoren des Weſtens.

Entfernung von San-Franciſko nach Modeſto hunderteine Meile.

(14. Juni.) Vor Tagesanbruch werden wir geweckt und in zwei Stuhlwagen, die Diligencen heißen, verpackt. Um fünf Uhr unter Weges! Wir fahren in gerader Linie auf die Berge los. Der Boden, eine mit verbranntem Gras und wildem Korn bedeckte Ebene, entfaltet ſich vor uns wie ein ungeheurer ſtaubfarbiger Teppich. Von einer Straße keine Spur. Das Fuhrwerk rollt wie ein Schiff auf leicht bewegter See. Der

dicke Herr, der mir gegenüber ſitzt, bekommt einen heftigen Anfall von Seekrankheit. Mehrere Paſſagiere erblaſſen. Hitze und Staub ſteigern ſich bis zum Unerträglichen. Die vier Pferde ziehen uns im Schritt vorwärts über Stock und Stein; wehe uns wenn ſie zuweilen in einem Anfalle von Heiterkeit zu einem gelinden Trab übergehen. Und das heißt Vergnügungsreiſe! Dennoch unterhält man ſich. Wir haben drei oder vier ſchweigſame Männer mit ihren Frauen an Bord, ſämmtlich Yankees; dann eine zahlreiche Familie aus Omaha! Letztere bildet das belebende Element: ein junges Mädchen, der vollendete Ausdruck der fast lady, ihr Bruder und einige junge Leute ſeine Freunde, Elegants aus dem far West. Auch ein Vater und eine Mutter gehören zur Familie, doch ſind ſie Nebenſache. Ich kann an dem Geſpräche nur wenig theilnehmen, denn der Mann mir gegenüber heiſcht meinen Beiſtand. Er befindet ſich im letzten Stadium der Seekrankheit.

In Hornitas, wo um Mittag gehalten wird, dringt die junge Perſon, die erſte, in den Speiſeſaal, und erobert ſofort den beſten Platz am obern Ende der Tafel; lange noch irren ihre Eltern umher fruchtlos nach Stühlen fahndend.

Bei der Abfahrt von Hornitas erblicken wir zum erſten Male hinter einem leuchtenden Schleier von goldigem Gewebe die ſanft blauen Formen der Sierra-Nevada. Bald darauf dringt die Straße — denn hier gibt es eine — in ein kleines von den vorgeſchobenen Strebepfeilern des Hochgebirges gebildetes Thal. Das müde Auge labt ſich am Anblicke prachtvoller Eichen. Allenthalben Spuren der Verwüſtungen. Man ſieht, hier ward nach Gold geſucht. Weiterhin erreichen wir die Waldregion.

Um ſechs Uhr Ankunft in Mariposa, dem Hauptorte eines der goldreichſten Diſtrikte. Unweit von hier befindet ſich die

berühmte Konceſſion Fremont. Hier wurden ungeheure Vermögen gewonnen und verloren. Jetzt iſt Ebbe eingetreten, wie dies das Ausſehen der Stadt und ihrer Bewohner genugſam bethätigt. Unſere Wagen halten vor einer kleinen deutſchen Herberge. Als Landsmann werde ich von Wirth und Wirthin mit offenen Armen empfangen. Im Saale ſitzen unheimliche Geſtalten, meiſt Bergleute bei Tiſche, jeden Biſſen den ſie zum Munde führen gegen Fliegenſchwärme vertheidigend. Dazu dumpfe Stickluft und unbeſchreibliche Gerüche.

Zum Glück iſt unſeres Bleibens nicht lange. Bereits um ſieben Uhr befiehlt man uns die Wagen zu beſteigen, diesmal leichte für Bergwege geeignete Karren. Ich benutze die Gelegenheit um meinen bisherigen Gefährten zu entkommen. Ein ältlicher Herr mit europäiſchen Manieren, der mich den Tag über an den Haltſtellen mitleidig betrachtet hatte, gewährt mir ſeinen Schutz. Er iſt ein großer Gußwerkbeſitzer aus Pittsburg (Penſylvanien) und beſucht häufig Europa. In einem unſeligen Augenblick, ſagte er mir, habe er den Gedanken gefaßt die Pacifikbahn zu bereiſen, in einem noch unglücklicheren, ſich die big trees von Mariposa anzuſehen. Mit uns fahren ein Milizgeneral aus Virginien, ein Gentleman wie die meiſten Südländer ſind, ſein Sohn und ein Freund des letzteren. In dieſer neuen und ſympathiſchen Geſellſchaft, nicht mehr genöthigt die Witze des Fräuleins aus Omaha zu belachen und dem dicken Paſſagier den Kopf zu halten, athme ich leichter auf, und erfreue mich ungeſtört an der Friſche des Abends und der wundervollen Gegend. Die Straße durchzieht eine enge mit ſchönem Nadelholz bewaldete Schlucht. Von Zeit zu Zeit genießen wir die Durchſicht nach der blaßgelben, ſchwarz geſprenkelten Ebene von Californien zwiſchen Lichtungen des Waldes oder über die Baumwipfel hinweg, jetzt vergoldet von

der untergehenden Sonne. Später umfängt uns das Dunkel des Waldes und bald darauf die Finsterniß einer halb tropischen Nacht. Um neun Uhr verrathen ein schwacher Lichtstrahl und wüthendes Hundegebell die Nähe der Nachtherberge.

Wir sind im Rancho der Herren White und Hatches, mitten im Urwald. Diese Pflanzer geben den wenigen Touristen Obdach. Das Haus, ein allerliebstes Cottage, ist von einer Veranda umgeben; eine Carcellampe erleuchtet den einfach aber elegant eingerichteten Salon. Das Abendmahl mundet uns trefflich. Hunger ist eben der beste Koch. Die Frau vom Hause ist hübsch, liebenswürdig und ladylike. Sie tritt mir ihr reinliches und nettes Schlafzimmer ab; ein weiß verhängtes Bett, ein kleiner Schreibtisch und ein Lehnstuhl bilden die Einrichtung. Auf einer Konsole liegen eine Guitarre, Noten und ein offenes Buch, Tennyson's Gedichte. Dagegen bestehen die Wände des Zimmers aus ungehobelten Brettern. Ueber der Thüre läßt ein unverschließbares Fensterchen ohne Glasscheiben — Glas ist ein kostbarer Artikel — die frische Waldluft herein: ein Kern von Civilisation in rauher Hülle.

Von Modesto zum Rancho der Herren White und Hatches vierundachtzig Meilen.

(15. Juni.) Vogelsang, ein vom Himmel herabtönendes Koncert, und die kühle Morgenluft die durch die Fensterlücke dringt wecken mich aus dem Schlafe. Um halb sieben Uhr Abfahrt. Der Weg, man kann ihn nicht Straße nennen, ist steil; die Reisenden sind aus dem Wagen gestiegen und erklimmen die Höhe zu Fuß. Der Wald wird immer dichter. Kaum daß das Tageslicht in den gothischen Dom dringt; tausend schlanke, rothe, kannellirte oder glatte Säulen tragen ihn; hochoben ver-

lieren ſich ihre Kapitäle in der grünen Wölbung. Zu ihren Füßen undurchdringliches Dickicht und ſchwarze Schluchten. Hie und da zittern flüchtige Lichter auf den blühenden Büſchen, den roſigen, purpurfarbigen, violetten Azalien, auf den weißen ſanft geneigten Kelchen der Mahagoni-Blume, auf den glänzenden Blättern des Arbuſtus. Einige Schritte weiter weicht die Dämmerung wieder der Nacht. Aber plötzlich, durch eine unſichtbare Oeffnung des Laubgewölbes dringend, übergießt uns die Sonne mit blendender Klarheit. Feiner Goldſtaub flimmert in der Luft, und der Wald entfaltet die ganze Fülle ſeiner Pracht.

Da ſtehen, neben den hundertfältigen Koniferen Californiens, europäiſche Eichen, rieſiger Ahorn, Lerchen und viele andere ein Europa heimiſche Bäume. Wir befinden uns bereits hoch im Gebirge. Auf einem Bergkamm*) angelangt, geſtattet uns eine Thalöffnung den letzten Blick auf die blaßblonde Ebene. In Folge einer optiſchen Täuſchung ſcheint ſie ſenkrecht zu ſtehen, etwa wie eine an der Wand hängende Strohmatte. Jener bläuliche Streifen im Weſten iſt das Mittelgebirge, jener andere entferntere der Küſtendamm. Die Luft iſt mit durchſichtigen Dünſten erfüllt; Himmel und Erde verſchwimmen am Horizont. Gegen Oſten gewandt gewahren wir, in einer Schlucht zu unſeren Füßen, ein Meer von Baumwipfeln, und jenſeits, auf den Abfällen der Sierra Nevada deren erſte Staffel wir erſtiegen haben, rothe Baumſtämme unter einem dichten Laubdache Zuweilen kommen wir über abgerundete, ſchwarze Granitkuppen. Sonſt keine Spur von Felſen. Auch hier, wie weiter im Norden wo die Pacifikbahn ſie überſchreitet, erinnert die Sierra Nevada mehr an den Jura als an die Alpen.

Um zehn Uhr ſteigen wir in ein kleines flaches Keſſelthal

*) 5300 Fuß über dem Meere.

herab. Hier befindet ſich der Rancho des Herrn Clarks. Es iſt dermalen die äußerſte Grenzmarke am Rande der Civiliſation. Hier endet auch die, euphemiſtiſcher Weiſe, ſo genannte Fahrſtraße. Der Wald ringsum iſt ein wenig gelichtet. Ein paar Bäume ließ Herrn Clarks in der Nähe des Hauſes ſtehen. Wie winzig ſieht dies aus im Vergleiche mit den Waldrieſen die es beſchatten!

Von dieſer Pflanzung zu den big trees beträgt die Entfernung nur einige Meilen. Wir waren am Morgen vor der Karavane aufgebrochen; und mußten ſie nun abwarten. Endlich erſchien ſie: der dicke Herr, der heute nicht krank iſt, mit ſeinem „party", und das Fräulein aus Omaha mit Verehrern, Bruder und Eltern. Alles ſteigt zu Pferde, kleine muntere Mouſtang die nach mexikaniſcher Weiſe geſattelt und gezäumt ſind, und nach kurzem Galopp umfangen uns die geheimnißvollen Schauer des Urwaldes.

Die big trees von Mariposa*) verdienen ihren Ruf. Ein von der Legislatur des Staates votirtes Geſetz ſichert dies Revier gegen die Verwüſtungen der Goldſucher und der Spekulanten im Allgemeinen. Leider kann es ſie nicht gegen die Brandfeuer der Indianer ſchützen. Aber kein „großer" Baum darf gefällt werden. Den Ehrentitel big-tree tragen nur Bäume welche einen Durchmeſſer von mehr als dreißig, einen Umfang von mehr als neunzig, und eine Höhe von mehr als dreihundert Fuß haben. Man zählt deren über vierhundert. Viele haben ihre Gipfel verloren; andere ſind durch Brand, dieſe Geißel der californiſchen Wälder, theilweiſe zerſtört worden. Einige liegen, vom Sturm gefällt, am Boden und bedecken ſich bereits mit einer Hülle von Laub und Schlingpflanzen. Zarte Sprößs

*) Entdeckt 1855.

linge erſtehen neben den Rieſenleichen. Einer dieſer hohlen Stämme bildet einen Tunnel. Wir durchritten ihn ſeiner ganzen Länge nach, ohne uns zu bücken. Der ausgehöhlte Stamm eines andern Baumes, der noch grünt und aufrecht ſteht, iſt ſo geräumig daß ein Mann zu Pferd hineinreiten und umkehren kann um ihn ſodann durch dieſelbe Oeffnung zu verlaſſen. Dieſe beiden big-trees üben die meiſte Anziehungskraft auf amerikaniſche Reiſende. Wie die ruſſiſchen Pilger in Paläſtina, nach genommenem Jordanbade, denken hier die Touriſten nur mehr an die Heimreiſe, ſobald ſie den einen Stamm durchritten und dem anderen einen Beſuch gemacht haben. Mehrere dieſer Bäume wurden mit den Namen berühmter Männer beehrt. Einer trägt die Inſchrift: Ferdinand von Leſſeps.

Der Boden welcher dieſe Rieſen erzeugt iſt ein mit dichtem Urwald bedecktes Hochthal, achttauſend Fuß über der Meeresfläche. Alle Generationen ſieht man da vereint, vom zarten Sprößling bis zu den Patriarchen welche, nach der allgemeinen Anſicht, Jahrtauſende zählen. Aber nichts was geſchaffen ward entgeht der Krankheit und dem Tod. Auch hier findet man die Spuren ihrer zerſtörenden Wirkſamkeit auf jedem Schritte. Da liegen Stämme welchen das Leben offenbar allmälig entflohen iſt. Sie ſtarben eines natürlichen Todes. Aber junge Bäume gibt es die dahin ſiechen ohne ſichtbare Veranlaſſung. Andere haben Blitz, Brandlegung der Rothhäute, oder Stürme vor der Zeit zerſtört Aber die lebendigen bilden die ungeheure Mehrzahl. Der big-tree iſt eine in Europa wohlbekannte Koniſere. In den meiſten botaniſchen und in vielen Privatgärten ſieht man den ſchlanken Baum, mit dem glatten mattrothen Stamme, den horizontal ausgeſtreckten und verhältnißmäßig kurzen Aeſten Der Entdecker dieſer Bäume, ein Engländer, nannte ihn Wellingtonia. Den Amerikanern gefiel der Name nicht; ſie änderten

ihn in Sequoia gigantea, zu Ehren eines pensylvanischen Häuptlings aus dem vorigen Jahrhunderte der ein Freund der Weißen und der Aufklärung war. Könnte man die Sequoia allein stehend sehen, so würden sie eine weit größere Wirkung hervorbringen als in der Umgebung so vieler anderer Bäume welche beinahe dieselbe Größe erreicht haben. Ohne die Hilfe der Führer wäre es schwer sie von den letzteren zu unterscheiden. Der große, der unbeschreibliche Reiz dieser Gegend liegt in der poetischen Schönheit der Landschaft und in der wunderbaren Kraftfülle der Natur.

Aber nach der Poesie die Prosa. Die kleine Kabane des Herrn Clarks ist überfüllt. Eine Bande Vergnügungsreisender ist von Yosemiti angekommen, und wird heute Nacht mit uns die wenigen Zimmer des Häuschens theilen. Der kleine Salon und die Veranda sind gedrängt voll. Der Rasen des Urwaldes hat wenig gemein mit den Pelousen unserer Gärten. Um auf ihm zu wandeln, bedarf es einer eigenen Beschuhung, abgesehen von den Schlangen. Diese sind zwar keine Boa Konstriktors, aber man vermeidet sie. Die Damen nehmen die Bänke ein, die Herren lagern auf dem Bretterboden oder lehnen sich gegen die Balken welche die Stelle von Säulen vertreten. Die junge fast lady hat bereits von den neuen Ankömmlingen Besitz ergriffen. Viel verheißende Blicke, verführerische Attituden, Winke und schalkhaftes Lächeln, auch schallendes Gelächter, untermischt mit spöttischen Bemerkungen und schnippischen Antworten bilden das Arsenal dieser Dorfkokette, und zeigen mir wie man im fernen Westen die Kunst zu gefallen auffaßt. „Sie sind wenig erbaut", sagt mir der alte Herr aus Pittsburg; „aber glauben Sie mir, dies Mädchen weiß was es thut, und der Papa, der dort in der Ecke zu schlummern scheint, hat wahrscheinlich schon sein Opfer gewählt, den jungen Gimpel nämlich dem er die

verhängnißvolle Frage ſtellen wird über die Reinheit ſeiner Abſichten.“

Vom Rancho White und Hatches zum Rancho Clarks vierundzwanzig Meilen: zu den big trees und zurück zwölf Meilen.

(16. Juni.) Um ſieben Uhr Morgens zu Pferde. Wir haben einen Führer für uns geſucht und gefunden, und eilen alſo wieder der Karavane voran. Von San-Franciſko weg bis hieher ſind wir in ſüdöſtlicher Richtung gereiſt. Nun wenden wir uns gegen Norden. Der Weg, ein enger aber bemooſter und ſteinloſer Pfad, führt den ſteilen Weg hinan nach dem Kamme der uns vom Yoſemitithale trennt. Rings umher entfaltet der duftende Wald ſeine Schätze. An verſchiedenen Punkten ſteigen dünne Rauchſäulen empor. Schöne Bäume, zur Hälfte verzehrt vom Brande den nur ein ausgiebiger Regen löſchen kann, beugen ſich ſtöhnend über die ungeheuren Stämme die, bereits halb verkohlt, im Graſe liegen. Ueberall zeigen ſich neben einander die verſchiedenen Stadien der Entwickelung und des Verfalls: die zarte Kindheit, die Jugend, die Manneskraft, das Siechthum, das Alter. Um eilf Uhr haben wir uns ſiebentauſend Fuß über das Meer erhoben. In dieſer Einöde ſteht die kleine Hütte eines armen Pflanzers, half way house genannt, weil auf halbem Wege zwiſchen Clarks und Yoſemiti. Die Hitze iſt erſtickend.

Nach einem dreiſtündigen Marſch im Walde erreichen wir, allmälig gegen Norden niederſteigend, den Rand eines Abgrundes. Zu unſern Füßen, zweitauſend Fuß unter dem Standpunkte den wir einnehmen, ſchlängelt ſich, bereits von Bergſchatten umdämmert, die Merced wie ein weißer Faden. Dieſe tiefe, gewundene, enge Schlucht, bis an den Rand gefüllt mi

dem üppigſten Wachsthum, mit rieſigen Eichen und Koniferen die den big trees von Mariposa nur wenig nachſtehen, iſt das Yoſemitithal, das Ziel unſerer Reiſe. Die Kuppe, auf der wir ſtehen, heißt der Pik der Begeiſterung. Gegenüber, jenſeits Yoſemiti, ragt ein ungeheurer, quadratförmiger Granitblock in die Lüfte. Die Mexikaner nannten ihn El Capitan. Weiter nordwärts nähern ſich die beiden Thalſeiten des Abgrundes; ſie beſtehen aus Zinken, Domen und Terraſſen auf glatten, beinahe ſenkrechten Felswänden. Hie und da gewährt ein luftiges Geſimſe für einige Tannen den nöthigen Raum. In derſelben Richtung bildet eine jene Vorberge überragende Granitmauer den Hintergrund. Ihre Zinnen verſchwimmen für das Auge in eine beinahe gerade, horizontale Linie. Dies iſt, wie man uns ſagt, der höchſte Kamm der Sierra Nevada.

Wir ſteigen auf einem engen ſteinigen und ſteilen, aber nirgend ſchwindeligen Pfad in die Tiefe. Er folgt zuerſt der Flanke des Felſens der Begeiſterung, und bringt ſodann in Dickicht und Wald. Von Zeit zu Zeit gewahren wir zwiſchen Laub und Aeſten die ſchäumenden Waſſer einer der vielen Kaskaden deren Getöſe uns fortwährend begleitet. Die Braut, der bridal fall, ſtürzt von einem neunhundert Fuß hohen Fels, ohne Unterbrechung, in die Tiefe. Wir brauchen zwei Stunden um das Ufer der Merced zu erreichen, und von dort noch eine Stunde zur Herberge.

Vom Rancho Clarks nach Yoſemiti vierundzwanzig Meilen.

(17. Juni.) Die Legislatur von Californien hatte den glücklichen Gedanken den Yoſemitidiſtrikt für den Staat anzukaufen und dadurch vor den Verwüſtungen der Goldſucher zu bewahren. Um die Naturſchönheit des Thales zu retten, entſagt ſie den Metallſchätzen ſeines Bodens.

Drei Pflanzer erhielten Erlaubniß ſich in dem Thale niederzulaſſen. Zu dem Ergebniſſe ihrer Aecker fügen ſie die Dollar welche die noch ſeltenen Sommerreiſenden zurücklaſſen. Ihnen verdankt der Touriſt, in dieſem entlegenen Erdwinkel, Koſt und Unterkunft. Die heißeſten Stunden des Tages werden im Schatten des Waldes zugebracht — er beginnt in unmittelbarer Nähe der Häuſer — oder auf der Veranda, wo uns einige rohe Lehnſtühle die Arme öffnen. Gegenüber in der Entfernung von zwei Meilen ſtürzt die Yoſemiti von einem zweitauſend ſechshundert Fuß hohen Felſen. Es iſt dies der berühmte Waſſerfall, einer der größten der Erde, die Hauptſehenswürdigkeit des Thales. Er theilt ſich in drei Kaskaden, deren höchſte ſechzehnhundert Fuß mißt. Die durch die niederſtürzenden Waſſermaſſen komprimirte Luft und eine zwiſchen den Felsſpalten entſtandene, beſtändig aufſteigende Briſe vermindern die Geſchwindigkeit des Falles, und verleihen der ſchäumenden Fluth die Form unzähliger Fallſchirme. Unerachtet der Entfernung und des Geflüſters der nie ſchweigenden Wälder, vernimmt man, hier im Rancho, bei ruhigem Wetter ganz deutlich den dumpfen Donner der Katarakte. Am Fuße der Felſenwand bilden abgerundete Granitblöcke einen Cirkus über den der feine Staub der Brandung einen leuchtenden Schleier wirft. Auf der Veranda ſitzend gewahrt man ihn über den Baumwipfeln in Geſtalt einer weißen Wolke.

Heute morgen ſind die letzten Nachzügler unſerer Karavane eingetroffen, und, in kleinere Gruppen vertheilt, iſt man zu Pferde und von den Mouſtangern geleitet zur Beſichtigung der „Löwen" aufgebrochen: „Bridal-Fall", „Spiegelſee", die „Kathedrale" und die anderen Waſſerfälle. Ein Touriſt im Urwald, dies iſt mindeſtens mein Eindruck, vermeidet gerne die nichtsſagenden Geſpräche mit Unbekannten und die lärmenden

Späße einer Jugend deren Erziehung noch nicht vollendet iſt. Ich gedenke alſo die Löwen meinen Gefährten zu überlaſſen und nur zu beſehen was mich anzieht und zwar ganz allein, ſogar ohne Führer. Unſer Wirth hat ein anziehendes patriarchaliſches Aeußere. Die Dollarfrage abgerechnet, flößt er mir Vertrauen ein. Ich frage ihn alſo um Rath. „Das Thal", ſagt er, „iſt voll von Schlangen, Bären und Indianern, aber die Indianer ſind friendly, und die Schlangen und Bären greifen den Menſchen nicht an wenn er ſie unbehelligt läßt. Vermeidet Moos und dichtes Gras um nicht zufällig auf eine Schlange zu treten, und zieht in Frieden."

Eine rohe Brücke führt über die Merced. Ihre klaren grünlichen Waſſer erinnern mich an die Grundeltraun, der Capitan an den Backenſtein, der hohe Kamm der Sierra Nevada an das Todtengebirge, von Auſſee geſehen. Es iſt das ſteiriſche Thal durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. In Auſſee fehlen zwar die Waſſerfälle, und in Yoſemiti die Seen; demungeachtet iſt die Aehnlichkeit auffallend: dieſelben kryſtallhellen Waſſer, derſelbe Gegenſatz zwiſchen der Vegetation im Thale und den nackten Felſen die es überragen. Weit geringere Aehnlichkeit bieten die helvetiſchen Alpen. In der Schweiz tragen die vielen Felsterraſſen ſanft abfallende Weidegründe über welchen ſodann die Gletſcher emporragen. Hier fehlen die Abſtufungen in Weideland und Gletſcher. Ununterbrochen ſteigen die Felsblöcke aus der Tiefe zum Himmel hinan den ſie mit ihren ſchwach gerundeten Flachkuppeln zu tragen ſcheinen. Zinken ſind ſelten und, weil niedriger als die Mauer, dem Auge wenig auffällig. Yoſemiti bietet daher geringere Abwechſelung. Die Linien ſind aber weniger gebrochen, und um ſo größer der Gegenſatz zwiſchen ihrer klaſſiſchen Einfachheit und den ungeheuren Maſſen. Man ſagt in Rom, daß um in der Peterskirche

den Umfang des Schiffes und die Höhe der Kuppel zu ermeſſen, es mehrerer Beſuche bedarf. Dem Reiſenden ergeht es hier ebenſo. Die Natur, der beſte Baumeiſter und der beſte Kunſtgärtner, hat in die Verhältniſſe dieſer Landſchaft ein ſo vollkommenes Ebenmaß gelegt, daß weniger das Auge als die Berechnung, von den Entfernungen und den Höhepunkten einen richtigen Begriff zu geben vermag. Iſt aber dieſe kleine Arbeit vollbracht, ſo fühlt ſich der Reiſende überwältigt von Erſtaunen, von Bewunderung, von Ehrfurcht für die gewaltige Hand die, als ſie dieſe Felſen modellirte, ihnen das Gepräge ihrer Größe verlieh.

Ich habe eine ſchöne Wieſe überſchritten und betrete ein Dickicht wo ich bereits in den leichten Sprühregen gerathe den der Abendwind von den Katarakten herüberführt. Einige halbnackte Indianer tränken ihre Mouſtang im Fluſſe. Andere umgeben einen Mann ihrer Farbe der ſich durch eine etwas vollſtändigere Toilette hervorthut Er trägt Hoſen und eine Polizeimütze, aber kein Hemd. Es iſt der Kapitän John, der Häuptling des Stammes, eines der Verkommenſten in ganz Amerika. Er hält eine Piſtole in der Hand und zielt auf einen großen Vogel der in kurzer Entfernung, offenbar in größter Seelenruhe, auf einem Tannenzweige ſitzt. Der Schuß fällt ohne zu treffen, was den Schützen augenſcheinlich verdrießt. Seine Untergebenen ſehen ſich an und lachen heimlich. Die Menſchen ſind überall dieſelben.

Es iſt kein Leichtes dem Yoſemitifall zu nahen. Von Block zu Block ſpringend, über glatte, dicht bemooſte Abhänge kletternd, zuweilen zwiſchen Felsſpalten mich mühſam durchwindend, faſt durchnäßt von der Brandung, erreiche ich endlich den Rand des Schachtes den ſich der Yoſemiti gegraben hat. Eine dichte Schaumwolke verhüllt den Abgrund. Alle Waſſerfälle gleichen

ſich; aber die tiefe Einſamkeit und die wilde Großartigkeit der Landſchaft verleihen dem Yoſemitifall einen eigenthümlichen und unbeſchreiblichen Reiz. Man iſt übrigens hier zu nahe um die drei Kaskaden überſchauen zu können, nur die niedrigſte und ein Theil der höchſten ſind ſichtbar. Ihr vorragendes Becken verdeckt die zweite. Es zu erſteigen iſt Sache der Gemſen.

Die durchſichtigen Schatten, welche das Thal bereits ſeit einigen Stunden umfingen, erreichten allmälig die Zinnen der es umſchließenden Felswände, als ich mich widerſtrebend der Betrachtung dieſer wundervollen Bilder entriß. So monoton und zugleich ſo mannigfach! Leuchtende Zacken die zwiſchen grünen Rändern ſich ſchlangenartig herabwinden, wie zaudernd im Falle innehalten, endlich wirbelnd im Abgrunde verſchwinden, alsbald erſetzt durch neue Waſſerſäulen die derſelben bewegenden Kraft folgen, denſelben Geſetzen gehorchen, denſelben Widerſtand beſiegen, demſelben Geſchicke erliegen. Ein feines Spitzengewebe aus Silberſtoff mit derſelben in das Unendliche wiederholten Zeichnung: gebrochene Linien die in Fallſchirmen enden. Und dennoch hat jede dieſer Figuren ihre Eigenthümlichkeit. Millionen ſah ich an mir vorüberwirbeln, und nicht zwei waren ſich vollkommen gleich.

Endlich muß aufgebrochen werden. Immer vom Gebrülle der Kataraften begleitet, erreiche ich, mit nöthiger Vorſicht und ohne Unfall über die Felsblöcke herabkletternd, das Dickicht. Hier herrſcht vollſtändiges Dunkel. Ein wahrer Irrgarten. Zwar finde ich einen Pfad aber nicht den rechten. Immer wieder führt er mich zu einem klaren Bach der zu breit iſt um überſprungen, zu tief um durchwatet zu werden. Keine Möglichkeit nach den offenen Wieſengründen durchzudringen. Schon mache ich mich mit dem unheimlichen Gedanken vertraut die Nacht in dieſer Einöde zu verbringen, als ſonderbare Töne

ſich vernehmen laſſen. Ein leiſes Pfeifen. Wäre es eine Schlange? Ein dumpfes Raſſeln, als ob ein ſchwerfälliger Körper durch das Dickicht bräche! Wäre es ein Bär? Meine Waffen ſind ein Sonnenſchirm. Da dringen ferne Stimmen an mein Ohr. Ich folge ihnen durch Dick und Dünn, finde einen Pfad der mich aus dem Gehölze führt, und ſtoße auf die fast young lady mit ihrem luſtigen Gefolge.

(18. Juni.) Auch in der Sierra Nevada tritt die Sonntagsruhe in ihre Rechte. Es gibt zwar keine Kirche hier, aber der Herr vom Hauſe, der für den Sommer als Aufwärter gedungene Mulatte, die Ackerknechte und die indianiſchen Mägde haben ihre Sonntagskleider angelegt, und pflegen in den Lehnſtühlen der Veranda liegend der Ruhe. Die Reiſenden helfen ſich wie ſie können, ſitzen auf dem Bretterboden oder ſind, in Ermangelung von Stühlen, in ihren Kammern zu Bette gegangen.

Ungeachtet der Hitze, + 24° R. und kein Lufthauch, wandle ich längs dem Ufer der Merced hinan. Allmälig wird das Thal enger. Gegen Südoſt eröffnet ſich eine ſchmale terraſſenförmig aufſteigende Schlucht aus welcher ein mächtiger Gießbach, mehrere Kaskaden bildend, in das Thal herabſtürzt. Einer dieſer Fälle, der Nervalsfall, bildet das Ziel meiner vierſtündigen Wanderung. Die Gegend trägt fortwährend denſelben Charakter: glatte, glänzende Granitblöcke, hier und da geröthet durch eine Moosdecke, allenthalben beſchattet von Baumrieſen. Der Raſen gleich einem Blumenteppich; aber Blumen ſind Einzelnheiten, ſie verſchwinden in der großartigen Umgebung. Das Auge eilt ungeduldig weiter; es bleibt ihm keine Muße zur Betrachtung dieſer beſcheidenen Dorfſchönheiten. Unwillkürlich

erhebt es ſich zu den Spitzbogen des Laubdomes, durchdringt ihn, hält wie entſetzt inne beim Anblicke der himmelſtürmenden Bergtitanen. Die Elemente der Landſchaft ſind nicht zahlreich und wiederholen ſich unabläſſig; dennoch machen ſie nicht den Eindruck der Monotonie. Ihre Schönheit beſteht, wie geſagt, in der Einfachheit der Umriſſe und der übernatürlich ſcheinenden Maſſenhaftigkeit. An Farben hat der Künſtler keinen groſſen Aufwand gemacht: die Luft hat er blau gemalt, ein californiſches Blau, goldbeſtäubter Azur; die Felſen lichtgrau mit kalten, gelblichen Tönen; hie und da mit blaßblauen ſenkrecht herabſchlängelnden Linien: die Wirkung des Himmels der ſich auf dem, vom Winterregen geglätteten, Fels ſpiegelt. Die Vegetation iſt grün, aber mit unendlichen Abſtufungen. Weder die durchſichtige Klarheit der amerikaniſchen Centralhochebene, noch die duftigen Ultramarin-Tinten welche die Landſchaft in unſerem Süden verklären. Man möchte ſagen der Meiſter habe verſchmäht oder vergeſſen die letzte Hand an ſein Werk zu legen.

(19. Juni.) In der Nacht hat ein Ungewitter, ein ſeltener Gaſt in dieſer Jahreszeit, die Luft gekühlt. Bei Tagesanbruch iſt ſie wieder lau geworden. Von Zeit zu Zeit zerreißen einzelne Windſtöße die Nebelſchleier, jagen ſie von Fels zu Fels, beugen unter ihrem Anprall die Rieſen des Waldes. Zum Geheule der Windsbraut geſellen ſich die Seufzer der Eichen und der Ahornbäume, das zornige Flüſtern der Tannen und der Cedern. Im raſchen Wechſel folgen Sonnenblicke auf Wolkenſchatten. Zuweilen tritt augenblickliche Ruhe ein wie im Puls eines Fieberkranken. Einen erhabenen, ergreifenden Anblick bietet der Yoſemitifall. Der Wind iſt in die ſenkrechte Rinne gedrungen den die oberſte Katarakte in die Felswand

grub. Aus ihrem Rinnſale verjagt, breitet ſich die ſechszehnhundert Fuß hohe Waſſerſäule in der Luft aus, wie das Spitzenkleid einer Ballettänzerin.

Um fünf Uhr Abends geſtattet uns das Wetter zu Pferde zu ſteigen. Mit Vergnügen empfangen wir einige Regenſchauer, mit Wolluſt athmen wir die balſamiſche Waldluft ein. Die Natur ſcheint wie wiedergeboren durch das Bad, Alles iſt freudig, friſch und neugeſtärkt. Unſere kleinen Mouſtang galoppiren munter über Wieſengründe der Merced entlang, und betreten dann einen ſchmalen Bergpfad der, längs den Felswänden hinanführend, ſichere Pferde erheiſcht und Reiter die nicht am Schwindel leiden. Der General aus Virginien und ich, beide an ſolche Wege gewöhnt, dringen ohne Schwierigkeit vor. Anders ergeht es meinem armen Freunde aus Pittsburg, dem old fellow wie ihn der Führer unehrerbietiger Weiſe nennt. Letzterer und die beiden jungen Männer helfen ihm übrigens ohne Unfall über die ſchwierigen Stellen hinweg.

Die Gegend iſt äußerſt maleriſch. Tief unten fließt die Merced, überragt zu unſerer Linken, jenſeits des Thales, von dem Pik der Begeiſterung. Nur zwei Wege führen in das Yoſemitithal: im Süden der auf dem wir gekommen ſind, und den wir nun vom Rande des Abgrundes bis an den Waldrand überſchauen können. Der andere Weg, auf dem wir uns jetzt befinden, erklettert den nördlichen Wall des Thales. Die Erſteigung währt zwei Stunden. Eine mitten im Walde liegende Kabane dient uns als Herberge. Dieſer Ort heißt, nach dem verwegenen Eigenthümer des Häuschens, Crean's Glatze. Höhe ſechstauſendfünfhundert Fuß über dem Meere. Bitter kalt. Die Nacht rückt vor, aber die Karavane läßt noch auf ſich warten. Wäre ihr ein Unfall zugeſtoßen? Das Wetter iſt wieder gewitterig geworden und der Regen fällt in Strömen.

Endlich gegen Mitternacht kommen die Verſpäteten an, die Frauen mehr todt als lebendig, alle auf die Haut durchnäßt, todtmüde und verwünſchend

L'umana specie, il luogo e il tempo.

(20. Juni.) Obgleich wir nur eine ſehr kleine Tagereiſe vor uns haben, wird um vier Uhr das Zeichen zum Aufbruch gegeben. „Warum?" frage ich den Führer. „Weil Hr. Coulter es ſo will" iſt die Antwort. Hr. Coulter, einer der californiſchen Pionniere, der Gründer der Stadt in der wir die Nacht zubringen werden und welche auf den Karten als Coulterville erſcheint, iſt der Ordner unſerer Karavane. Wie ſeine Gründung, hat dieſer große Mann den Wechſel des Schickſals erfahren. Für beide iſt heute Ebbe eingetreten. Die Stadt verfällt, und Hr. Coulter iſt Pferdevermiether geworden für die Touriſten die es ihm von Zeit zu Zeit gelingt in San-Francisko anzuwerben. Ein von ihm entgegengeſchickter Wagen erwartet uns einige Meilen von Crean's Glatze an dem Punkte wo die Straße wieder fahrbar wird. Wir befinden uns nun auf einem der großen Strebepfeiler welche die Sierra Nevada in die Ebene vorſchiebt. Die Straße folgt den Windungen des Kammes und gibt dem Kutſcher, mit dem ich den Bock theile, reichliche Gelegenheit ſeine Kunſt und zugleich ſeine Verwegenheit zu zeigen. Letztere übertrifft bei weitem die erſtere. Wir fahren wie Raſende. Bei jeder Wendung der Straße bereite ich mich auf das unvermeidlich ſcheinende Loos eines Sturzes in den Graben. Dieſe Straße ſoll bis Yoſemiti geführt werden. Sämmtliche Erdarbeiter ſind Chineſen. An mehreren Stellen begegnen wir deren. Sie haben geſcheidte Geſichter und ſehen wie halbe Gentlemen aus.

Um zwei Uhr Nachmittag ſind wir im Nachtquartier an-

gelangt, eine kleine schmutzige von einem deutschen Ehepaar gehaltene Herberge. Die großen Hotels von ehemals, der Stolz und die Freude der Coulterviller, sind verschwunden, die schmutzigen Gassen verödet, die Häuser schlecht unterhalten, viele verlassen oder dem Einsturz nahe, das Ganze ein Bild des wechselnden Daseins der Goldgräber. Nur ein Häuschen fällt mir durch seine anspruchsvolle Sauberkeit auf. Es ist das Komptoir von Wells, Fargo und Cie. Der Agent erzählt mir die Stadtgeschichte. Er ist von Geburt ein Yankee, der Typus des Anglo-Amerikaners, spricht mit merkwürdiger Kürze und Klarheit, beurtheilt die Dinge nach ihrem praktischen Werth und nach den Bedürfnissen des Tages, und thut was eben noth thut. Nach den Gründen fragt er nicht.

Immer verfolgt von Herrn Coulter's Bulldoggen, setze ich meine Wanderung fort. Ein paar Schritte vor der Stadt steht ein Kirchlein; weiterhin gewahre ich die nach dem Religionsbekenntniß gesonderten Kirchhöfe. Der katholische ist an den Kreuzen kennbar. Ein dutzend Gräber umfassen die Gebeine von Italienern, ihrer Frauen und Kinder. Auf einigen sind Verse zu lesen. Ein Gatte beklagt den Verlust seiner Gefährtin in einem Sonnet dessen sich Petrarca nicht zu schämen hätte. Die Reime lassen zu wünschen, aber nicht das Gefühl. Auch in der Stadt sehe ich einige Italiener, Goldgräber und Krämer, Alle Hungerleider die den Tag verwünschen an dem sie ihr schönes Vaterland, Piemont und die Lombardie, verließen.

Nach dem Besuche eines Bergwerkes nöthigt mich die Hitze den Schatten der Herberge zu suchen, denn rings um die Stadt ist der Wald gelichtet. Die Wirthin, ein bayerscher Bergknappe und Myriaden von Fliegen leisten mir Gesellschaft. Das Gespräch ist nicht ohne Interesse. Bittere Klagen und Verwünschungen wechseln mit vorübergehenden Anfällen einer unheim-

lichen Luſtigkeit, je nachdem man verzweifelt oder hofft. Dies Weib ſagt: „Unſern Unterhalt verdienen wir durch die „Miner“ die wir in Koſt nehmen. Wenn ſie nicht zahlen, müſſen wir ihnen doch zu eſſen geben. Sie würden ſich ſonſt beleidigt fühlen (Goldgräber beleidigt man nicht gerne). Auch können wir ſie nicht Hungers ſterben oder wegziehen laſſen, ohne uns ſelbſt zu Grunde zu richten.“ — „Wie ſollen wir Euch zahlen, Weib“, ſagt der Bayer, „wenn unſer Lohn nicht ausgezahlt wird? Ich und meine Kameraden ſind alle in derſelben Lage. Die Eigenthümer der Placeres ſind verpflichtet uns täglich drei Dollar und die Nahrung zu zahlen. Seit ſechs Wochen haben wir keinen Cent geſehen. Aber die Arbeit können wir doch nicht einſtellen, ſonſt wären die Patrone ruinirt und wir verlören unſern rückſtändigen Sold.“ Hier iſt Jedermann verſchuldet, zwiſchen Verzweiflung und Täuſchung hin- und herſchwankend, verurtheilt zum Leben eines Spielers.

Im Saale ſitzt der Vater des Wirthes. Er hat ein gewiſſes Anſehen bewahrt wie deſſen Greiſe in deutſchen Dörfern genießen, und unterhält ſich mit mehreren Männern die, mit Schweiß und Koth bedeckt, ſo eben aus den Placeres zurückkehrten. In dieſem Zuſtande werden ſie mit uns das Nachtmahl theilen. Sie haben alle Bänke und Sitze eingenommen, indeß die Exkurſioniſten ſtehend, in aller Demuth der Eßſtunde harren. Sonderbare Sitten! Aber ſchon fange ich an mich an ſie zu gewöhnen. Was Jedermann thut oder mit ſich geſchehen läßt, wird zum Geſetz. Niemandem fällt es bei ſich ihm zu entziehen. Die Urbarmacher der Wildniß glänzen nicht durch feine Sitte. Sie brachten in den Urwald kräftige Arme mit, einen offenen Kopf, Muth und den Durſt nach Gleichheit. Um letzteren darzuthun mehr als um ihn zu befriedigen, beanſpruchen ſie nicht Gleichheit ſondern Ueberlegenheit. Ihre Knechte

ahmen das Beiſpiel nach, und geben wenn ſie können ihrem Brotgeber das Geſetz. Was iſt die Folge? Menſchen die in ärmlichen Verhältniſſen leben, und dabei fortwährend von dem Verlangen geſtachelt werden mit Jedermann auf gleichem Fuße zu ſtehen, können ſich nicht glücklich fühlen. Ihr Leben iſt eine Kette von unerreichbaren Wünſchen und bitteren Enttäuſchungen. Daher der verdrießliche, wenn nicht traurige Ausdruck auf den Geſichtern dieſer Leute.

Ich habe Auftritte geſehen die ich Anſtand nähme für möglich zu halten, hätte ich ſie nicht ſelbſt erlebt. Zum Beiſpiel, in der Sierra, Nevada eſſen die Mouſtanger, Kutſcher, Ochſenknechte und Aufwärter zuerſt. Sie bekommen dieſelbe Koſt und ſitzen meiſt am ſelben Tiſche wie die Reiſenden. Letztere warten ſtehend bis es den Dienern gefällt ſich zu erheben. Ueberall geben ſich die Knechte den Anſchein der Herren und ihre Unverſchämtheit ſchiene mir unerträglich wäre ſie nicht ſo überaus komiſch. Uebrigens iſt dieſe Anmaßung nur eine Maske. Sie widerſteht nicht der Verführungskraft eines Dollars den man dieſen Gentlemen in die Hand drückt. Dies geſchehen, weicht ihre herausfordernde Miene alsbald einem gnädigen Lächeln; ja ſie laſſen ſich ſogar herab dem Reiſenden Waſſer auf ſein Zimmer zu bringen, ſeine Kleider zu bürſten, und ſeine Schuhe zu ſchwärzen. Auf der ganzen Reiſe in der Sierra mußten die Reiſenden jeden Morgen ihre Toilette im Freien machen; einer nach dem andern trat vor den Waſchtrog neben dem Brunnen, wuſch ſich, bürſtete ſodann ſeine Kleider und reinigte ſeine Beſchuhung. Ich frug meinen Pittsburger Freund, warum er es nicht wie ich mache. Seine Antwort war ein Blick auf die amerikaniſchen Touriſten und ein zweiter auf den Lokaltyrannen. Dabei erröthete er.

Nicht die Frechheit der Köhler und Bergleute wundert

mich ſondern die ehrerbietige Haltung meiner Reiſegefährten. Unter ihnen gibt es Männer von Bildung und Erziehung die in ihrer Heimath, den Oſtſtaaten, eine hervorragende Stellung einnehmen, und in Europa den höhern Ständen zugezählt würden. Wenn wir unter uns allein ſind, brechen ſie in bittere Klagen aus über die uns werdende Behandlung, aber in Gegenwart des Dorfkönigs oder ſeiner Vaſallen gewinnt die Klugheit die Oberhand. Nicht nur ſchweigen ſie; ſie lächeln auch mit dem Ausdrucke der Unterwürfigkeit. Sie ſind nicht nur treugehorſame Unterthanen der beſtehenden Gewalt ſondern auch geſchmeidige Höflinge. Ich mache dieſe Bemerkung gewiß nicht um die Zahl der, oft unbilligen und unwiſſenden, Tadler amerikaniſcher Zuſtände zu vermehren. Ein jeder von uns, lebte er in einer kleinen Stadt der Sierra Nevada oder in irgend einem Urwalde des far Weſt, würde eben ſo handeln. Ich führe dieſe Thatſachen an als einen Beweis daß die unbeſchränkte Freiheit des Individuums und die geſellſchaftliche Gleichheit, in Amerika wie überall, ein leerer Wahn ſind, und daß die Dorftyrannen der Wildniß, im Punkte der unterwürfigen Formen und der Etiquette, ſchwerer zu befriedigen ſind als die größten Monarchen Europa's.

Von Yoſemiti nach Coulterville ſiebenundvierzig Meilen.

(21. Juni.) Man weckt uns um vier Uhr. Die Knechte und Kutſcher frühſtücken wie gewöhnlich vor uns. Hinter dem Stuhle eines jeden Dieners ſteht ein Reiſender des Augenblicks harrend wo er ſich des frei gewordenen Platzes bemächtigen könne. Als die Leute, die ihr Mahl in gemächlicher Ruhe verzehrt haben, endlich aufſtehen, ruft uns einer der Kutſcher mit gebieteriſchem Tone zu: „Eat fast, Eßt raſch.“ Ein anderer ſagt: „Wer in zehn Minuten nicht fertig iſt bleibt zurück.“

Herr Coulter weiſt einem jeden ſeinen Platz an. Ich ſitze wieder neben dem Kutſcher. Er iſt von deutſcher Abkunft und lallt noch die Sprache ſeiner Ahnen. Während ſeine kräftigen Traber acht Meilen die Stunde laufen, erzählt er mir ſeine Lebensgeſchichte. Er beſitzt zwei paar Pferde und nimmt monatlich hundert Dollar ein. Er iſt verheirathet, hat zwei Kinder, und beſtreitet ſeinen Haushalt mit ſechs- bis ſiebenhundert Dollar im Jahre.

Zwanzig Meilen hinter Coulterville ſteigen wir in die Ebene herab: gelb, verbrannt, anfangs mit ſchönen immergrünen Eichen beſäet, weiter hinab baumlos. Während mehrerer Stunden fahren wir dem Tolomini entlang. Zwei grüne Bänder der üppigſten Vegetation ſchmücken die Ufer des Fluſſes. Er erinnert an den Tajo zwiſchen Abrantes und Santarem, die bereits hinter uns zurückbleibenden Strebepfeiler der Sierra Nevada, durch ihre impoſanten, abgerundeten, bewaldeten Maſſen, an die weſtlichen Abfälle des Libanon.

Die Sonne iſt unerbittlich, und ich frage mich ernſtlich ob ich im Stande ſein werde ihrem ſengenden Feuer zu widerſtehen. Glücklicher Weiſe finde ich auf jeder Haltſtelle einen guten Samaritaner der mir, für einen halben Dollar, den Kopf mit friſchem Waſſer begießt. Dieſer prophylaktiſchen Behandlung verdanke ich, die Station von Modeſto gegen Abend und, eine Stunde ſpäter, Lathrop lebendigen und ſogar geſunden Leibes zu erreichen. In Lathrop werden wir, in einem vortrefflichen Hotel, die Nacht zubringen, und morgen Mittag nach San-Francisko zurückkehren.

Entfernung von Coulterville nach Modeſto achtundvierzig Meilen; von Modeſto nach San-Francisko hundertundeine Meile.

Hier endigt mein Ausflug in die Urwälder der Sierra Nevada. Eine ſchöne und intereſſante Reiſe die aber, bei den

noch ſehr mangelhaften Vorkehrungen, gute Geſundheit und einen guten Vorrath von Geduld vorausſetzt. Die Freunde in San-Francisko behaupten ſie ſei eine einfache Spazierfahrt, Jedermann empfiehlt ſie dem Fremden auf das Wärmſte, Niemand mehr als wer ſie nicht gemacht hat.

XII.

Von San-Francisko nach Yokohama.

Vom 1. zum 24. Juli.

Das goldene Thor. — San-Francisko vom Meere geſehen. — Die paciſiſche Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft. — Die China. — Die Ueberfahrt. — Betrachtungen über die Zuſtände in den Vereinigten Staaten. — Ankunft in Yokohama.

(1. Juli.) Genau um Mittag verläßt die China ihren Ankerplatz. Die Freunde der Abreiſenden drücken ihnen zum letzten Male die Hand und ſtürzen in ihre Boote. Um Ein Uhr haben wir die Schwelle des Goldenen Thores überſchritten. Vom Meere geſehen bietet San-Francisko einen ſeltſamen, wenig reizenden Anblick: Sandhügel welche breite mit Holz gepflaſterte oder pflaſterloſe Gaſſen in grader Linie durchſchneiden; Hügel wie Gaſſen ſcheinen ſenkrecht empor zu ſteigen. Die hölzernen Häuſer ſind braun, der Sand gelb; der bläuliche, grau gefleckte Himmel gleicht einem zerriſſenen Schleier. Nach beiden Seiten hin, gegen Nord und Süd, entweichen die Felsgallerien der Küſte. Auch da herrſchen die braunen und gelben Töne vor. Dichte unbewegliche Wolken umhüllen den Damm der Berge und ſpringen in das Meer vor, in Form eines Baldachins. Cliffhouſe mit ſeinen drei Klippen, dem Beluſtigungsorte der Seelöwen und

Waſſervögel, iſt das letzte Land das wir gewahren. Vor und unter der China rollt bereits das Stille Meer ſeine grünlichen Fluthen. Ein Nebelflor verhüllt den Horizont und die Inſelgruppe der Farallones. Alsbald umfängt er auch uns. Welch traurige Abfahrt!

(2. Juli.) Das Wetter prachtvoll; der Wind Nord-Oſt; das leicht gekräuſelte Meer ultramarinblau und verklärt durch einen eigenthümlichen Purpurſchein. Rieſige Möven treiben ihr Spiel über unſerem Hinterdeck. In der Tiefe, ein Gewimmel von Plattfiſchen; die engliſchen Matroſen nennen ſie portuguese men of war, ein Name der wahrſcheinlich aus der Zeit ſtammt wo England ſich der Seeherrſchaft bemächtigte. Die Schiffe Vasco de Gama's und der nachfolgenden Conquiſtadoren waren keine Modele maritimer Baukunſt, aber in ihren Weichen bargen ſie Helden. Was damals für einen Spottnamen galt, erinnert heute an den erblaßten Ruhm einer ritterlichen Nation.

(3. Juli.) Die Dampfſchifffahrt zwiſchen San-Francisko, Yokohama und Hongkong iſt erſt kürzlich in das Leben getreten. Wenn eine nur dreijährige Erfahrung zu einem endgültigen Urtheile berechtigen könnte, ſo ließe ſich behaupten das ſo lange für ein Traumbild geltende Problem, das Stille Weltmeer mit Raddampfern in ſeiner ganzen Breite zu durchſchiffen, ſei durch die amerikaniſche Geſellſchaft in glänzender Weiſe gelöſt worden. Aber bisher wurden in allem nur ſechsunddreißig bis vierzig Reiſen (Hin und Rückfahrt) gemacht, was kaum genügen dürfte um die erhobenen Bedenken zu beſeitigen. Indeß, bisher hat kein ernſter Unfall ſtatt gefunden. Die Schiffe gehen ab und kommen an mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Mit einer Beſtimmtheit welche

abergläubiſchen Menſchen Angſt einflößen könnte, ſagen die Officiere den Paſſagieren, am 1. des Monats bei der Abreiſe von San-Francisko: am 24. um neun Uhr Morgens werden Sie in Yokohama landen. Ein Mal geſchah es daß am fünften Tage der Reiſe die Maſchine theilweiſe den Dienſt verſagte, und nur Ein Rad arbeitete. Dennoch, ſtatt umzukehren, hatte der Kapitän die Verwegenheit die Fahrt fortzuſetzen, und das Glück, mit faſt erſchöpftem Kohlen- und Mundvorrath, nach neuntägiger Verſpätung Yokohama zu erreichen. Ein anderer Steamer gerieth in einen Typhon, und entrann nur mit äußerſter Noth dem Untergang.

Werden die Bürgſchaften geboten, welche jede Schifffahrtsgeſellſchaft für Mannſchaft Paſſagiere und Ladung zu geben verpflichtet iſt? Hierüber ſind die Anſichten getheilt. Officiere der engliſchen und franzöſiſchen Kriegsmarine, und andere Fachmänner, ſo wie Glieder der höheren Kaufmannſchaft in San-Francisko, mit denen ich hierüber ſprach, bezweifeln es oder behaupten geradezu das Gegentheil. Ihrerſeits betheuern die amerikaniſchen Kapitäne daß keine Seereiſe weniger Gefahren biete, keine die Meere des Erdballes durchſchiffenden Dampfer beſſer geeignet ſeien ihnen zu trotzen als die Steamer dieſer Geſellſchaft.

Hier folgen die Einwürfe der Zweifler: Die P. M. S. S. C., d. h. Pacific Mail Steam Ship Company, bezieht von der Waſhingtoner Regierung eine jährliche Subvention von fünfhunderttauſend Dollar. In Anbetracht der, im Verhältniß zu den Auslagen, geringen Anzahl Paſſagiere und des noch unbedeutenden Handelsverkehrs, iſt die Subvention ungenügend. Die Geſellſchaft hat ſich verpflichtet alle Monate ein Boot von San-Francisko nach Hongkong, und ein anderes von letzterem Hafen nach erſterem abzufertigen. Die Koſten ſind ſehr groß, und, um ſie möglichſt herabzuſetzen, iſt die Kompagnie genöthigt

die Anzahl der Steamer, und den Stand der Officiere und Mannſchaft auf das möglichſt geringe Maß zu beſchränken. Die großen atlantiſchen Geſellſchaften in Europa und die franzöſiſchen Meſſageries-Maritimes unterhalten ein wenigſtens doppelt ſtarkes Perſonal, und daſſelbe Verhältniß beſteht in Bezug auf Schiffe und Ausrüſtung. Die Pacific-Company beſitzt nur vier Boote. Ein jedes derſelben hat, auf jeder Reiſe, Hin- und Rückfahrt, die ungeheure Entfernung von vierzehntauſendvierhundert Seemeilen*) zurückzulegen. Hieraus folgt daß die Schiffe ſich ſehr raſch abnutzen, daß der Aufenthalt an den Ausgangspunkten für Beſichtigung und Reinigung der Maſchine zu kurz iſt, und daß man inſofern mit Recht behaupten könne, es fehle den Booten an der nöthigen Seetüchtigkeit. Ueberdies beſtehe, auch aus Gründen der Sparſamkeit, mit Ausnahme der Officiere und Maſchiniſten, die geſammte Mannſchaft aus Chineſen. Nun ſeien aber die Chineſen ſchlechte Matroſen; bei üblem Wetter verlieren ſie den Kopf, bei ernſter Verlegenheit den Muth; auch die Mannszucht ſei dann ſchwer aufrecht zu erhalten. Die Aufwärter ſind gleichfalls Chineſen. Hiezu kommen die immer ſehr zahlreichen Paſſagiere dieſer Nation; während die Anzahl der weißen Reiſenden noch verhältnißmäßig gering iſt. Fälle können eintreten wo dies Mißverhältniß ernſte Folgen haben dürfte.

Von San-Francisko nach Yokohama hat man in Einem Zuge fünftauſend Meilen zurückzulegen und zwar ohne die Möglichkeit, im Nothfalle, einen nahen Sicherheitshafen aufzuſuchen oder friſchen Mundvorrath einzunehmen. Daher iſt man gezwungen bei Beginn der Reiſe die volle Kohlenladung einzuſchiffen, und hiebei auch auf die durch ſchlechtes Wetter oder

*) Sechzig auf den Grad.

Störung der Maſchine entſtehende Verlängerung der Ueberfahrt Bedacht zu nehmen. Die Folge iſt daß die Schiffe während der erſten Tage überladen und daher ſchwerfällig, unwieldy ſind. Es fehlt ihnen daher an der nöthigen Elaſticität, buoyancy, ein großer Uebelſtand an der californiſchen Küſte wo die Stürme in gewiſſen Monaten, an der japaneſiſchen wo ſie den größten Theil des Jahres über häufig vorkommen.

Aber auf noch ernſtere Bedenken anderer Art lenkt man die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft ſo wie der ſie ſubventionirenden Centralregierung. Sie beziehen ſich auf den Bau der Schiffe. Dieſe ſind Raddampfer von fünftauſend Tonnen und können ſich nur mittelſt Dampfkraft bewegen. Die Bemaſtung iſt außer allem Verhältniß ſchwach und winzig, und ſie muß es ſein, da das Problem Dampf und Segel in gleichem Maße zur Wirkſamkeit zu bringen, für ſo große Schiffe welche ſo ungeheure Entfernungen zurücklegen müſſen, bisher ungelöſt blieb. Wahr iſt daß Dampfer ſich, in gerader Linie und ohne unter Weges anzulaufen, von England nach Auſtralien begeben; aber dies ſind in Wirklichkeit Segelſchiffe welche die Paſſatwinde und gewiſſe regelmäßige Strömungen benutzen, und nur wo dieſe oder jene fehlen zur Dampfkraft Zuflucht nehmen. Ihnen iſt das Segel die Haupt-, die Schraube Nebenſache. Daher werden dieſe Ueberfahrten unter den beſtmöglichen Bedingungen gemacht. Aber die Schifffahrt im Nord-Pacifik ermangelt dieſer Vortheile. Die fehlerhafte Konſtruktion der Steamer wurde bereits hervorgehoben. Sie entſpringt aus dem, bei dem gegenwärtigen Stande der nautiſchen Kunſt und Wiſſenſchaften, ungerechtfertigten und tollkühnen Wagniſſe mit ſo großen Schiffen ſo weite ununterbrochene Reiſen zu unternehmen, was nur zu billigen wäre wenn man Mittel gefunden hätte Dampf und Segel in gleichem Maße zu verwenden.

Hiezu tritt noch der Umstand daß das Stille Meer keinen der Vortheile bietet welche die Australienfahrer, sämmtlich Auxiliaries*) oder Skipper, so trefflich auszunutzen verstehen. In den nördlichen Gewässern des pacifischen Oceans gibt es weder Passatwinde noch regelmäßige Strömungen. Die Winde beschreiben dort häufig einen Kreis. Während unter dem sechsunddreißigsten Breitengrade, welchen die Dampfer der Gesellschaft im Sommer einhalten weil er die gerade und mithin kürzeste Linie ist, schwache Ostbrisen vorherrschen, wehen achtzig oder hundert Meilen nördlich heftige Westwinde. Die Segelschiffe — sie laden californisches Mehl und Bauholz für Japan, und als Rückfracht japanischen Thee, und sind im Ganzen wenig zahlreich — die Segelschiffe nehmen immer den nördlichen Kurs, und vermeiden dadurch die häufigen Windstillen der südlichen Regionen. Daher kommt daß die Dampfer der Gesellschaft auf der Ueberfahrt nie ein Segel sehen.

Also, die Mittel der Gesellschaft sind unzureichend für ihre Aufgabe; das Mißverhältniß zwischen dem weißen und gelben Elemente am Bord ihrer Schiffe kann zu Gefahren Anlaß geben; endlich, und dies ist die Hauptbeschwerde, die Gesellschaft ist genöthigt sehr große Dampfschiffe zu verwenden, und sie mit Kohlen zu überladen; denn wenn der Vorrath des Brennmaterials erschöpft wäre, so würden die Segel von sehr geringem oder keinem Nutzen sein. Man räth daher, daß die Schiffe in Zukunft in Honolulu anzulaufen hätten, wodurch die Reisedauer zwar erhöht aber die bezeichneten Gefahren wenigstens einigermaßen vermindert würden.

Hierauf entgegnen die Amerikaner: die Mittel über welche die Gesellschaft verfügt sind mehr als genügend. Ihre Stea-

*) Segelschiffe mit einer Aushilfsschraube.

mer ſind, wie allſeitig anerkannt wird, Muſter der Schiffsbaukunſt. Sie werden weniger abgenutzt als die Boote der atlantiſchen Kompanien weil ſie langſamer fahren, nämlich in vierundzwanzig Stunden nur zweihundertvierzig Meilen zurücklegen, während die Dampfer der Cunard, und der andern Geſellſchaften über dreihundert Meilen laufen. Der Aufenthalt an den beiden Enden der Linie, San-Franzisko und Honkong, genügt reichlich für die nöthigen Arbeiten, Beſichtigung, Ausbeſſerung und Reinigung der Schiffe und des Materials. Es gibt keine Dampfer die beſſer und reinlicher gehalten wären. Das Perſonal iſt nicht auf das kleinſte Maß herabgeſetzt, ſondern im Gegentheile den Anforderungen des Dienſtes vollkommen gewachſen. Freilich, alles Ueberflüſſige wird vermieden. Keine nutzloſe Schreiberei, keine büreaukratiſche Verſchleppung der Geſchäfte, keine hierarchiſchen Auszeichnungen; an Etikette gerade nur das unumgänglich Nöthige. Der Kapitän ſpielt nicht den Komodore oder den Admiral. Nachdem er täglich dem erſten Officier ſeine Befehle gegeben hat, hält er es nicht unter ſeiner Würde, der Vorſchrift gemäß, jeden Morgen und jeden Abend die Maſchine, die Küchen, die Kajüten der Paſſagiere, alle Theile bis zum Schiffsraum herab in eigener Perſon zu beſuchen und ſorgfältig zu prüfen. Im Vergleich mit Euren Einrichtungen in Europa, macht jeder unſerer Officiere doppelten Dienſt, bezieht aber auch doppelten Sold. Unſer Syſtem hat alle Vortheile der äußerſten Vereinfachung, und bietet größere Sicherheit als das Eure, denn bei uns iſt jeder Agent durchdrungen von dem Gefühle ſeiner Verantwortlichkeit, hält ſich nicht für zu gut um überall ſelbſt mit Hand anzulegen, und verläßt ſich nie auf ſeine Untergebenen, deren er in der Regel keine beſitzt. Die Mannſchaft beſteht aus Chineſen. Wir geben zu daß die europäiſchen Matroſen

den chineſiſchen überlegen ſind. Aber, was Mannszucht anbelangt, ziehen wir die Chineſen den in den pacifiſchen Häfen angeworbenen Amerikanern und Europäern, der Hefe der weißen Bevölkerung, bei weitem vor. Letztere ſind verkommenes Geſindel, Rauf- und Trunkenbolde, immer bereit bei der erſten Gelegenheit zu deſertiren. Der chineſiſche Matroſe iſt, im Gegentheil, ſanft, gehorſam und ordentlich. Streit und Inſubordination kommen nie vor. Was die Reiſenden dieſer Nation anbelangt, ſo ſind alle Vorkehrungen getroffen, ſie beim erſten Anzeichen einer Meuterei unter Schloß und Riegel zu ſetzen. Auch ſind ſie unbewaffnet, und der Kapitän wird nöthigen Falles Revolver an die weißen Paſſagiere vertheilen, welche letztere bei der Abreiſe die Verpflichtung eingehen ſich, wenn von ihm hiezu aufgefordert, unter ſeine Befehle zu ſtellen Uebrigens ſind auch die Schiffe der Herren Jardine und Ruſſel in Shanghai durchwegs mit Chineſen und die der Peninſular-Company größtentheils mit Malaien bemannt. Die angebliche Gefahr die hieraus erwachſen ſoll können wir alſo nicht zugeben.

Eure Haupteinwendung bezieht ſich auf die Konſtruktion unſerer Schiffe. Allerdings bildet die Dampfkraft unſer Hauptelement, und ſie muß es ſein da es gilt ungeheuere Räume mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes zu durchlaufen. Gewiß iſt hier das Segel nur Nebenſache, und wünſchenswerth wäre ihm eine bedeutendere Rolle anzuweiſen; aber ſelbſt in der beſchränkten Weiſe in der wir vom Segel Gebrauch machen kann es die wichtigſten Dienſte leiſten. Unſere kleinen Maſte können übrigens durch große erſetzt werden. Jedes Schiff iſt mit einem ſolchen verſehen. Ihr könnt ihn am Verdecke liegen ſehen. Alſo ſelbſt den unwahrſcheinlichen Fall angenommen daß die Maſchine ganz den Dienſt verſage, hat man immer

die Möglichkeit Yokohama oder San-Francisko mit Hilfe der Segel zu erreichen, oder mindeſtens ſich in dem Kurſe unſerer Boote zu erhalten und daher von einem derſelben geſehen zu werden. Denn, ſo groß iſt die Regelmäßigkeit unſeres Dienſtes daß, ſehr ſeltene durch Nebel veranlaßte Ausnahmen abgerechnet, die beiden Steamer, deren einer San-Francisko der andere Yokohama verlaſſen hat, ſich regelmäßig an einem gegebenen Punkte und an einem im Vorhinein berechneten Tage begegnen. Mit Lebensmitteln iſt man ſtets reichlich verſehen. Endlich beſtreiten wir daß unſere Schiffe je überladen ſind. Im Ganzen reiſen ſie unter den beſtmöglichen Verhältniſſen. Am Meere haben der Zufall, das Spiel der Elemente immer ihre Rechte. Dies gilt von allen Seereiſen. Wir fürchten nur Einen Feind: das Feuer, und gegen ihn ſind die ſinnreichſten und wirkſamſten Maßregeln getroffen. Wir empfehlen ſie Euch zur Nachahmung als einen von Euch noch zu machenden Fortſchritt. Aber was zu unſeren Gunſten lauter ſpricht als alle Beweisgründe, das iſt die Erfahrung von vierzig Reiſen, das heißt achtzig Ueberfahrten im Stillen Meere und in den mit Recht verrufenen chineſiſchen und japaniſchen Gewäſſern. In den drei Jahren des Beſtandes der Geſellſchaft haben unſere Schiffe mehr als ſechshunderttauſend Meilen zurückgelegt, und alle ſind nach dem Goldenen Thor heimgekehrt ohne Verluſt eines Menſchen oder eines Waarenbündels.*)

Wir haben das Für und Gegen vernommen. Wer hat Recht? Laien ſteht hierüber kein Urtheil zu. Alſo, auf gut

*) Dieſer kühnen Berufung auf eine kurze aber glänzende Vergangenheit folgten ſeither zwei furchtbare Kataſtrophen auf dem Fuß: die Amerika, der Stolz der Geſellſchaft, verbrannte im Hafen von Yokohama wenige Stunden nach ihrer Ankunft (24. Auguſt 1872) und die zwiſchen New-York und Aſpinwall fahrende Bienville (im ſelben Monat) unweit Bahama.

Glück vorwärts! Und da wir nun einmal uns an Bord der China befinden, so nehmen wir Partei für die Kompagnie, und erklären ihre Schiffe für die sicherſten und beſten der Welt. Gewiß es gibt nichts Stilleres als das Stille Meer, und dem Anſcheine nach nichts Friedfertigeres, wenigſtens in dieſer Jahreszeit und in dieſer Breite. Im Winter nehmen die Steamer einen ſüdlicheren Kurs, was die Entfernung um zweihundert Meilen vermehrt. Tiefer unten iſt auch in den rauhen Monaten das Wetter meiſt ſchön. Alſo das ganze Jahr über kann man auf ruhiges Meer und heiteren Himmel zählen, abgerechnet eine etwa dreihundert Meilen breite Zone an der californiſchen Küſte und eine doppelt ſo breite an der japaniſchen. Zwiſchen beiden aber lächelt die Natur unabläſſig; ſie lächelt und gähnt. Alles ſchläft, die Menſchen, die Luft, die See. Ja, wir ſind im Stillen Meer.

(4. Juli.) Der Himmel iſt perlgrau; das Schiff in allen Theilen weiß getüncht: weiß ſind auch die Maſten, die Deckkajüten, die Bordwände und das über den ganzen Fußboden geſpannte Wachstuch. Vom Hintertheil zum Bugſpriete bildet das Deck eine ununterbrochene Fläche, ſomit einen trefflichen Spaziergang. Den größten Theil des Morgens habe ich es zu meiner ausſchließlichen Verfügung. Die Paſſagiere der erſten Kajüte ſtehen ſpät auf, die der zweiten Klaſſe, die Chineſen, niemals. In San-Francisko haben ſie ſich niedergelegt und verlaſſen ihr Bett nur während es gemacht wird. Am Deck erſcheinen ſie nie. Auch die Matroſen verſchwinden ſobald ihr Dienſt gethan iſt, und dieſer iſt bei ſolchem Wetter kein ſchwerer. Als wir das Goldene Thor verließen wurden die Segel geſetzt und ſeither ſind ſie nicht mehr berührt worden. Der ſtetige Oſtwind

iſt gerade kräftig genug um die Wirkung der Schiffsbriſe aufzuheben. Die Reſultirende gibt den Eindruck vollkommener Windſtille. Der Rauch ſteigt in Form einer ſenkrechten Säule gegen Himmel. Das ſind alſo gute Zeiten für die Matroſen. Sie ſchlafen, oder ſpielen und rauchen unten in Geſellſchaft ihrer Landsleute. Auch die beiden Männer am Ruder, beide Amerikaner, ſind unſichtbar. Sie ſtehen im Steuerhaus und bei ihnen ſitzt gewöhnlich auch der dienſthabende Officier. Ich bin alſo einziger Beſitzer dieſes ungeheueren Decks. Von einem Ende zum anderen durchſchreite ich es; hin und zurück vierhundert Schritte! Nur Ein Hinderniß gibt es zu überwinden: eine dünne, eiſerne Querſtange die im Centrum, nicht ganz in der Höhe eines Mannes, die beiden Schiffsborde verbindet. Sie iſt gleichfalls weiß angeſtrichen und ſchwer auszunehmen. In keiner Lage des Lebens fehlt der nagende Wurm, der Dorn im Fleiſche, der ſchwarze Punkt. Hier an Bord der China iſt mein ſchwarzer Punkt dieſe weiße Stange. Nicht nur ſtoße ich unzählige Male daran; ſie erinnert mich auch fortwährend an die Gebrechlichkeit der menſchlichen Dinge. Sie iſt ſehr dünn und doch, wie mir der Ingenieur ſagt, hat ſie die Beſtimmung im Sturme den ungeheueren Schiffskörper zuſammen zu halten. Es gibt Augenblicke wo unſer Leben an einem Faden hängt; hier hängen wir von einer Eiſenſtange ab. Immerhin beſſer, aber nicht genug.

(5. Juli.) Geſtern Abends feierte man den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung. Die Amerikaner hielten natürlich Reden. Sie ſprachen mit Leichtigkeit, nicht ohne Geiſt und mit einer etwas banalen Beredſamkeit. Den Schluß machte gewöhnlich ein Witzwort und ſchallendes Gelächter der Zuhörer.

Für den Augenblick hatte man ſich aus dem Zuſtande der Schläfrigkeit die am Bord herrſcht einigermaßen aufgerüttelt.

Heute Morgens iſt das Wetter unbeſchreiblich prachtvoll. Alles iſt Blau und Gold. Ueber dem Waſſer ſchimmern noch immer jene ſeltſamen Purpurreflexe die mir bereits am zweiten Tag der Ueberfahrt auffielen. Am Deck nicht Eine Seele. Die Balancierſtange der Maſchine ſteigt langſam auf und nieder. Das Meer ſchwillt und ſinkt wie die Bruſt eines Schlafenden. Rings um mich, außer dem Plätſchern der Räder und dem Flügelſchlage der uns noch immer folgenden Möven, tiefe Stille. Desgleichen unten in den Kajüten. Von Zeit zu Zeit vernehme ich die Töne einer Guitarre. Sie kommen aus der Barbierſtube. Der Künſtler iſt ein Mulatte. Am andern Ende des Schiffes vertreibt ſich der Purſer mit demſelben Inſtrumente die Zeit. Die Paſſagiere ſind noch nicht aufgeſtanden, oder ſie ruhen im Salon auf den Kanapés und Rollſtühlen leſend oder ſchlummernd. Erſt ſpät Nachmittags erſcheinen ſie am Deck.

In der erſten Kajüte ſind wir nicht zahlreich: zwei engliſche Touriſten, angenehme junge Herren der Geſellſchaft; zwei engliſche Kaufleute von Yokohama, der eine in Begleitung ſeiner Frau; einige Amerikaner, ein Handelsherr aus Boſton, ein junger Arzt der auf den Sandwichinſeln prakticirt hat, und nun in Japan ſein Glück machen will; zwei italieniſche Seidenagenten, man nennt ſie Graineure; zwei Spanier die, in Macao anſäſſig, Menſchenhandel treiben, das heißt Koulis nach Chili und der Havana ausführen. Während meines langen Aufenthaltes in Liſſabon hatte ich in den Geſichtern reichgewordener Sklavenhändler — dieſer Handelszweig blühte damals noch — ſtets eine unſchöne Familienähnlichkeit bemerkt; ich fand ſie wieder bei einem der beiden Spanier.

Dieſe wenigen Paſſagiere haben ſich in zwei Koterien geſchieden: die angloamerikaniſche und die lateiniſche. Außerdem haben wir eine junge farbige Frau, eine Wittwe an Bord; ein wahrer Madonnenkopf. Sie geht nach Yokohama um einen Haarkünſtler zu heirathen. Ihr Kind iſt ein kleines taubſtummes Ungeheuer das rauhe, unartikulirte Töne von ſich gibt. Aber die Zärtlichkeit der Mutter gewährt einen ſo rührenden Anblick daß wir das arme kleine Weſen gerne ertragen.

Die mongoliſche Raſſe vertreten mein Freund Fang-Tang und zwei Japaner, letztere in europäiſchem Anzuge. Sie ſehen wie Affen aus. Der Eine, vormals Gouverneur einer Provinz, ſpricht nur japaniſch; der Andere, der Sohn eines Daimio wie man uns ſagt, hat in England ſtudiert, es aber in der engliſchen Mundart nicht ſehr weit gebracht; doch ſtammelt er England all good, Japan all bad. Alles iſt gut in England, Alles ſchlecht in Japan. Dies iſt das Schlußergebniß ſeiner europäiſchen Erziehung und eine Bürgſchaft daß er ſich fortan in ſeinem Vaterlande gefallen werde.

Von uns allen iſt offenbar ein alter Parſi aus Bombay die intereſſanteſte Geſtalt. Seines Zeichens Bäcker aber ein Fürſt unter ſeines Gleichen, liefert er den europäiſchen Reſidenten in Yokohama, Shanghai und Honkong das beſte Brot. Vor Errichtung der Dampflinien, beſaß er einige Schiffe in den Gewäſſern von China und Japan. Sein ſchöner Kopf mit dem langen weißen Bart, die würdevolle Haltung, ſeine Artigkeit, auch ſein einfacher aber maleriſcher Anzug, die ganze äußere Erſcheinung entſprechen ſeiner geiſtigen Beſchaffenheit, den Erfahrungen die er geſammelt, der geſelligen Stellung die er einnimmt. Bekanntlich ſtehen in der muſelmänniſchen Welt die Kaufleute obenan. Wir verkehren oft und ohne Schwierigkeit, denn er ſpricht engliſch mit großer Geläufigkeit. Er erzählte

mir daß er die europäiſche Civiliſation mit eignen Augen betrachten wollte; daher ſei er nach San-Franciſko gegangen. Dies genüge ihm. Nachdem er ſich zuerſt verſichert hatte daß ich kein Amerikaner ſei, brach er in den lebhafteſten Tadel aus. „Welcher Skandal in den Straßen!“ rief er, „Frauen laufen da herum, und welche Frauen! Pfui! Dann erſt die Männer! Welcher Mangel an Anſtand! Wie ganz anders iſt dies in meinem Vaterlande. Der Orientale liebt ſeinen Nächſten; er iſt gut, dienſtfertig, anſtändig. Niemals ſieht man in den Gaſſen unſerer Städte Betrunkene oder liederliche Dirnen. Aber der Amerikaner denkt nur an ſich, iſt roh und ergibt ſich öffentlich dem Laſter.“ Mit Ungeduld erwartete er den Abgang des Dampfers, um dem antipathiſchen Lande für immer Lebewohl zu ſagen.

Kapitän Cobb gefällt mir ſehr. Aus einem der Oſtſtaaten ſtammend, gilt er für einen trefflichen Seemann, iſt artig und voll Aufmerkſamkeit für die Paſſagiere. Mehr oder minder theilt er dieſe Eigenſchaft ſeinen Untergebenen mit.

Hr. O., der Oberingenieur, gehört einer alten ſpaniſchen Familie an. Er wurde auf den canariſchen Inſeln geboren und erhielt in der Havana ſeine Erziehung. Zugleich Cavallero und kaſtiliſcher Asceț, bildet er mit den amerikaniſchen Kameraden einen auffallenden Gegenſatz. Beim erſten Blick erkennt man in ihm die auserwählte Seele. Seine Geſpräche beſtärken dieſen Eindruck. Noch ein junger Mann, verdankt er ſeinen Platz allein dem Verdienſt. Müßige Stunden widmet er ernſter Leſung. Seine Kajüte die ſich auf der einen Seite nach dem Decke, auf der anderen nach dem Maſchinenraum öffnet, entſpricht der Geſinnungsart und dem Seelenzuſtande des Mannes. Da ſieht man eine kleine Bibliothek in der ſich theologiſche Abhandlungen an naturwiſſenſchaftliche Werke rei-

hen, und wo die ſpaniſchen Klaſſiker und Donoſo Cortes nicht fehlen; zwei Vaſen mit ſorgfältig gewarteten Blumen, ein Abſchiedsgeſchenk ſeiner Frau, noch friſch und duftig trotz der ſalzigen Seeluft; endlich das Porträt der jungen Dame. Ein Anflug poetiſcher Trauer weht in dem kleinen Raum. Welch ſonderbare Anomalie! O. liebt ſeinen Stand, und ſteht mit den Gefährten auf beſtem Fuße. Aber, eifriger Katholik, verbringt er das Leben im Umgange mit Menſchen deren letzter Gedanke die Religion iſt; junger Ehegatte, ſieht er ſeine angebetete Frau alle drei Monate während achtzehn Tagen; ein leidenſchaftlicher Freund der ſpekulativen Wiſſenſchaft, iſt ſein Beruf die Ueberwachung einer Dampfmaſchine.

Der Schiffsarzt, ein bejahrter Mann aus dem Süden, iſt Philoſoph. Er betrachtet die Dinge von ihrer wenigſt glänzenden Seite. Aber ſein origineller Geiſt, ſein ſpöttiſches Weſen gemildert durch einen Anflug von Gemüthlichkeit, und reiche Erfahrungen verleihen ſeinem Geſpräche einen eigenthümlichen Reiz. Ueberhaupt macht dies ja eben weite Reiſen ſo anziehend, daß wir Menſchen begegnen die in Allem ſo ganz anders ſind als wir ſelbſt. Nichts haben wir mit ihnen gemein, weder den Ausgangspunkt, noch die Erziehung, die Lebensweiſe und Lebensanſichten. Der Doktor iſt zugleich Bibliothekar. Alle Tage, um Ein Uhr, vertheilt er die verlangten Bücher: engliſche Klaſſiker und die beſten und neueſten Werke über China und Japan.

Unerwähnt darf auch nicht der Purſer bleiben. Er hat den Seckel in Verwahrung, und iſt, weit höher ſtehend als die Stewards der europäiſchen Packetboote, für den Reiſenden eine wichtige Perſon. Uebrigens betrachtet und benimmt er ſich als Gentleman, lächelt die Paſſagiere herablaſſend an, ſchüttelt ihnen von Zeit zu Zeit die Hand, und nimmt kein Trinkgeld.

Ich liebe den unſeren ungemein; noch mehr würde ich ihn lieben wenn er weniger auf der Guitarre ſpielte.

Der erſte Aufwärter iſt ein Hamburger. Er und ſein weißer Kamerad führen ein angenehmes Leben. Sie beſchränken ſich auf die Oberaufſicht über die chineſiſchen Diener, und machen zum Zeitvertreibe den Kammerfrauen den Hof. Es ſind die einzigen Müßiggänger an Bord. Den Dienſt bei Tiſche und in den Kajüten verſehen zweiunddreißig Waiters von gelber Farbe. Sie ſind von kleiner Geſtalt, und ſehen ſehr gut aus: ſchwarze Filzmütze, ſchwarzer bis zu den Ferſen herabfallender Haarzopf, dunkelblauer Leibrock, weite, kurze Beinkleider, weiße Strümpfe, und ſchwarze Filzſchuhe mit dicken weißen Sohlen. Sie kommen und gehen immer in ſymmetriſche Gruppen geordnet, und thun Alles mit Methode. Der Tiſch mit den zweiundzwanzig Speiſenden verliert ſich in dem ungeheueren Saal. Die kleinen Chineſen erſcheinen und verſchwinden, geräuſchlos und ehrerbietig wie Gnomen in einem Zauberſchloß. Dies iſt der große Moment im Daſein des Hamburgers. An eine Konſole nachläſſig gelehnt, die eine Hand in der Hoſentaſche, leitet er mit dem Zeigefinger der andern die Evolutionen ſeiner gehorſamen Bande.

(6. Juli.) Alle Tage, um elf Uhr Morgens und um acht Uhr Abends beſichtigt der Kapitän in Begleitung des Purſers ſämmtliche Räume des Schiffes. Beim Morgenbeſuche müſſen alle Kajüten geöffnet werden. Nur für Damen wird eine Ausnahme geſtattet, aber kaum haben ſie ihre Cellen verlaſſen, ſo dringt auch in dieſe das Auge der Vorſehung, das heißt die Luchsaugen des Kapitäns und des Purſers. Zündhölzchen werden ohne Weiteres weggenommen. Heute Morgen habe ich den Kapitän auf ſeinem Rundgange begleitet. Ueberall herrſchte

die äußerste Reinlichkeit, Ordnung und Zucht. Nichts ist appetitlicher als was man sonst nicht gerne sieht, die Küchen. Der Chef und die Jungen, sämmtlich Deutsche, machten die Honneurs. Allenthalben befanden sich die Vorstände und das gesammte Personale eines jeden Dienstzweiges auf ihren Posten, und öffneten die geheimsten Behältnisse des Ortes. Es war eine gewissenhafte Gewissenserforschung. Die Vorrathskammern sind musterhaft gehalten, Alles von erster Gattung, Alles im Ueberfluß, geordnet und mit Aufschriften versehen wie die Arzneien in einer Apotheke. Im Vordertheil befinden sich die chinesischen Passagiere. Es sind deren an achthundert an Bord. Sie lagen alle im Bette, rauchten, schwätzten laut und genossen des in ihrem Leben so seltenen Glückes fünf Wochen mit Nichtsthun verbringen zu können. Unerachtet der großen Menschenmenge die in einem verhältnißmäßig kleinen Raume untergebracht ist, war, Dank der trefflichen Ventilation, die Luft rein und geruchlos. Der Kapitän besichtigte alle, ohne Ausnahme, alle Räume; und überall fanden wir dieselbe Reinlichkeit. In einer hiezu bestimmten Kammer sahen wir mehrere Opiumraucher. Die Einen sogen das Gift mit gieriger Miene, Andere empfanden bereits die Wirkung. Sie lagen auf dem Rücken in tiefem Schlafe. Tödtliche Bläße übergoß ihr Antlitz. Ich hielt sie für Leichen.

(7. Juli.) Heute hat uns die gewöhnliche Schläfrigkeit verlassen. Alles ist in größter Aufregung. Die China hat die Stelle erreicht wo sie mit der Amerika zusammentreffen muß, wenn letztere, der Fahrordnung gemäß, Hongkong vor fünfundzwanzig Tagen verlassen hat. In den Körben unserer kleinen Masten kauern kleine Chinesen, ihre kleinen Augen weit geöffnet, und den Horizont durchforschend. Am Bugspriet stehen

der Kapitän und ſeine Officiere. Alle Fernrohre ſind nach Weſt gerichtet. Auch mein Freund O. hat ſeine Maſchine, ſeine Blumen, das Portrait ſeiner Frau verlaſſen, und ſpäht wie Alle nach der Amerika. Das Meer iſt blau, leicht bewegt und leer wie immer. Von der Amerika keine Spur. Der Kapitän wird unruhig. Er befrägt ſeine Karten, ſeine Inſtrumente, ſeine Officiere; aber der Tag vergeht, und kein Dampfer wird ſignaliſirt. Am Mittagstiſch iſt Alles verſtimmt, auch der Kapitän bleibt ſchweigſam und in Gedanken verſunken. Die Direktoren der Geſellſchaft legen beſondern Werth auf die Begegnung der Boote. Es iſt für ſie ein Beweis daß die Kapitäne ihren Kurs genau einhalten, und daß der von San-Francisko abgegangene Steamer den dritten Theil der Reiſe ohne Unfall zurückgelegt hat. Auch für die Paſſagiere hat die Begegnung einige Wichtigkeit, denn ſie gibt ihnen Gelegenheit an ihre Freunde zu ſchreiben. Den Kapitänen iſt es eine Art von Ehrenſache. Sie wollen den Beweis liefern daß es ihnen gelang, trotz der veränderlichen und, ich glaube, noch ſehr unvollkommen bekannten Strömungen des Stillen Meeres, in gerader Linie die ungeheuere Waſſerfläche zu durchſchiffen.

(8. Juli.) Um fünf Uhr Morgens ſtürzt der zweite Officier in meine Kajüte: „Die Amerika in Sicht!“ Ich fahre in meine Kleider und eile auf das Deck. Der Morgen iſt lieblich und der Rieſendampfer, nach dem Great-Eaſtern, der größte aller die Meere befahrenden Schiffe, nähert ſich uns majeſtätiſch.*) Der übliche Gruß wird gewechſelt und ein Gig der

---

*) Wie oben in einer Note bemerkt wurde, ging dieſes prachtvolle Schiff ein Jahr nach dieſer Begegnung durch Feuer zu Grunde.

Amerika bringt einen Auszug seines Logbuches, die Passagierliste und die neuesten Zeitungen von Honkong, Shanghai und Yokohama. Es übernimmt auch unsere nach Amerika und Europa bestimmten Briefe. Einige Augenblicke später setzt die Amerika ihre Fahrt fort. Die noch tief stehende Sonne übergießt die hochragenden schwarzen Schiffswände mit flüssigem Golde. Langsam zieht der Leviathan von dannen. Um sechs Uhr ist er verschwunden. Ein prachtvolles Schauspiel und ein ergreifender Gegensatz zwischen den beiden schwimmenden Palästen und der unermeßlichen Einöde des Stillen Meeres! An dem Punkte wo die beiden Schiffe sich trafen, haben wir genau fünfzehnhundert Meilen zurückgelegt, also die Hälfte der Entfernung zwischen Liverpool und New-York.

---

9. Juli.) Die Passagierliste der Amerika ist angeschlagen. Sie hat ihre Bedeutung. Es befinden sich darauf an fünfzig japanische Namen. Die meisten dieser Herren gehören dem Adel an. Die gegenwärtige aus Fortschrittsmännern bestehende Regierung schickt sie auf Staatskosten für ein Jahr nach Amerika und Europa. Ihre Aufgabe ist dort die Keime der Civilisation in sich aufzunehmen und nach der Heimath zu bringen, gerade wie die italienischen Graineure alle Jahre nach Japan gehen um Seidenwürmer zu kaufen. Wenn unsere beiden japanischen Reisegefährten zu einem Schlusse berechtigen, so würde ich den Erfolg der Methode bezweifeln. Der alte Parsi, ein genauer Kenner der gegenwärtigen Zustände im Reiche der aufgehenden Sonne, sagte mir „die Japaner sind Kinder, gute Kinder, aber jung und alt, immer Kinder. Die welche nach Europa gehen nehmen meist viel Geld mit, fallen aber gewöhnlich in die Hände von Gaunern die sie in verrufene Orte

führen und ihnen ihr Geld ablocken. Dann kehren die armen Leute zurück mit langen Gesichtern, leerem Seckel und ebenso unwissend als sie ausgezogen waren. Unsere beiden Genossen haben nichts gelernt und Alles verloren. Der eine, der Gouverneur, sagt mir er sei gänzlich zu Grunde gerichtet." Mein Freund Fang-Tang bestätigt dies. Er ist ein intimer Freund des Exgouverneurs geworden. Bekanntlich haben die beiden Sprachen, unerachtet der gemeinsamen mongolischen Abstammung, nur eine sehr geringe Familienähnlichkeit bewahrt. Aber in Japan gelangten vor langer Zeit die chinesischen Schriftzeichen zur Aufnahme. Chinesen und Japaner können daher schriftlich mit einander verkehren, selbst wenn sie nur ihre eigene Sprache wissen. Fang-Tang und der Gouverneur bedienen sich dieser Methode. Neben einander sitzend sehe ich sie Stunden lang schreiben und ihre Noten austauschen. Was sie sich doch nur erzählen mögen?

(10. Juli.) Heute haben wir den 164. Längengrad (Greenwich) passirt. Er entspricht dem Meridian von Wien. In den Kajüten zeigt der Thermometer 21° R. Am Deck unter dem Zelt ist die Hitze noch empfindlicher. Dazu die sehr große Feuchtigkeit der Luft. Der Wind bläst stetig und unablässig von Ost. Seit San-Francisko sind die Segel nicht geändert worden.

(11. Juli.) Ein langes Gespräch mit einem Südländer. Die Südstaaten sind unser Thema. Ein Prophet des alten Testamentes könnte sich nicht anders ausdrücken. Ich habe noch nicht Einen Mann aus dem Süden begegnet der nicht dasselbe sagte; aber nie vernahm ich den Schmerz des Patrio-

ten in ſo einfacher, ſo edler, ſo ergreifender Sprache. In großen Zügen entwarf er ein lebhaftes und reizendes Bild der Zuſtände wie ſie waren. Dann ſchilderte er den Süden wie er iſt: eine einzige klaffende, blutende Wunde. Ein Fremder der die Lage nicht an Ort und Stelle ſtudiert, kann natürlich kein Urtheil fällen; aber ich frage mich ob die Menſchen, ſelbſt beim beſten Willen, ob die Zeit die ſo viele Wunden ſchließt, Uebel zu beſeitigen vermögen welche von den damit Behafteten als unheilbar betrachtet werden. Ich geſtehe es, die Gegengründe der Männer aus den Nordſtaaten, welche natürlich die Lage für minder ſchlimm erklären, überzeugen mich nur wenig. Sie zählen auf die Gemeinſamkeit der Intereſſen — aber iſt es nicht gerade die Verſchiedenheit der Intereſſen welche zum Bürgerkrieg führte? — auf die Wirkung der Zeit welche die Leidenſchaften beſchwichtigen, die Anſichten der nachfolgenden Generationen verändern, ihre Gefühle umſtimmen werde. Aber worauf gründet ſich dieſe Hoffnung? Die Geſchichte zeigt wenige Beiſpiele aufrichtiger Verſöhnung einer ſich gekränkt glaubenden Nation mit ihren wirklichen oder vermeintlichen Unterdrückern. Sie ergibt ſich vielleicht in ihr Loos, aber Hoffnung und Haß leben fort; die feindſelige Geſinnung, der Durſt nach Rache verpflanzen ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht. Hierauf erwidert man: die Southener ſind keine Nation für ſich; ſodann, die Bodenfläche der Südſtaaten iſt ungeheuer und die weiße Bevölkerung im Vergleiche klein. Die Einwanderung aus dem Norden nimmt zu. Die neuen Ankömmlinge ſind geborne Gegner der alten Grundbeſitzer d. h. unſerer Feinde. Sie werden ſie verdrängen, nach und nach die Mehrzahl bilden, am Ende die Herren ſein. Die ehemalige weiße Bevölkerung wird verſchwinden, jedenfalls alle Bedeutung verlieren. Daher ſagen wir: die Zeit iſt für uns.

Gegen dieſe Beweisführung läßt ſich allerdings nichts einwenden. Es iſt eine Löſung welche die Zeit herbeiführen kann, und vielleicht, die Losſagung der Südſtaaten von der Union abgerechnet, die einzig mögliche Löſung. Aber für die gegenwärtige weiße Bevölkerung der Südſtaaten bedeutet ſie Ausrottung, Vernichtung. Wie die erſten Bewohner des Bodens, die Indianer, wären ſie verurtheilt früher oder ſpäter zu verſchwinden Was folgt daraus? So lange ſie beſtehen werden ſie die neuen Zuſtände offen oder insgeheim bekämpfen, denn ſie fühlen daß es ſich um ihr Daſein handelt. Wenn dies ſo iſt, wo finden ſich da die Elemente der Verſöhnung?

(12. Juli.) Um Mitternacht haben wir zwiſchen San-Francisko und Yokohama halben Weg gemacht. Heute Morgens zähle ich, wie täglich, unſere Möven. Der größere Theil hat uns verlaſſen. Sie kehren heim im Gefolge der Amerika. Nur ſechs blieben treu. Sie durchſegeln das Stille Meer in ſeiner ganzen Breite, ſchwingen ſich durch die Lüfte in der Nähe des Bootes, ſchießen dann mit ausgebreiteten Flügeln über den Meeresſpiegel dahin, benetzen ſie mit dem Schaume der Wellenkämme, ſuchen und finden den Schlaf die Nacht über auf einer Woge ſitzend, und holen uns bei Sonnenaufgang wieder ein.

(13. Juli.) Heute Abends werden wir den 180° Längengrad durchſchneiden; für den Seefahrer iſt dies der Augenblick um mit Sonne und Erde abzurechnen. Wir unterdrücken Freitag den 14, und gehen von heute Donnerſtag den 13 auf morgen Sonnabend den 15 über. Auf den von Weſten kommenden

Schiffen geſchieht das Gegentheil; man wiederholt einen Tag der Woche. An Bord iſt dies der Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Wenige begreifen die Sache, und Niemand weiß ſie den Andern klar zu machen Einige Reiſende bedauern allen Ernſtes einen Tag ihres Lebens in den Fluthen des ſtillen Oceans zu ertränken.

(15. Juli.) Das ſchöne Wetter, bisher ſo treu, macht Miene uns zu verlaſſen. Den ganzen Tag über fällt ein lauer Regen in Strömen. In den Kajüten herrſcht die Temperatur eines Backofens. Die Paſſagiere werden nachgerade ungeduldig, und zählen die noch bleibenden Tage der Ueberfahrt. Auch die Koſt wird nicht mehr mit dem Wohlwollen der erſten Wochen beurtheilt. Die Zahl der Schüſſeln ſei zwar groß, aber ohne alle Abwechſelung: die Eintönigkeit in der Mannigfaltigkeit. Zum Kochen werde diſtillirtes Seewaſſer verwendet. Solches werde auch zum Trinken gereicht; dies ſchwäche den Magen. Dazu die Feuchtigkeit der Atmoſphäre, die Hitze und ſeit heute Morgen die Abweſenheit der Sonne! Dieſe Beſchwerden vernehme ich von allen Seiten. Nur die Aſiaten bewahren den Gleichmuth. Gegen Abend fällt der Barometer ſehr raſch, und der Kapitän erwartet Wind. Glücklicher Weiſe ſind wir noch nicht in der Region der Typhone.

(19. Juli.) Seit vier Tagen fortwährend ſchlechtes Wetter. Die Nacht, wegen des gewaltigen Rollens, ſchlaflos zugebracht. Heute weht ein heftiger heißer Monſoon. Nach dem Frühſtück führt mich der Kapitän in ſeine Kajüte und erklärt mir unſere Lage mit den guten und üblen Möglichkeiten. Der Mon-

ſoon iſt beinahe in Sturm übergegangen. Indeß, das hätte nichts zu bedeuten. Es ſind aber Anzeichen vorhanden daß ein Typhon von Nord-Weſt heranzieht. Welche Richtung wird er einſchlagen? Hierauf kommt Alles an. Vielleicht befinden wir uns ſchon in ſeiner Peripherie; vielleicht nicht. Bald wird man hierüber im Klaren ſein. Die Schifffahrt in den japaniſchen und chineſiſchen Gewäſſern iſt eine Lotterie, aber die ſchlechten Nummern ſind nicht zahlreich. Kapitän Cobb ſpricht mit der heitern Unbefangenheit eines Arztes der, von einem Krankenlager kommend, einem Dritten die Natur des Uebels erklärt. Während ich ſeinem klaren Vortrage mit Aufmerkſamkeit folge, vergeſſe ich daß wir der Kranke ſind.

In dieſem Augenblicke bietet der Ocean ein erhabenes Schauſpiel. Siedendes Waſſer! Der Schaum der Wellenkämme entflieht in horizontaler Richtung. Das Meer ſchwarz mit weißen Lichtern. Der Himmel eiſengrau. Im Weſten ein Vorhang von derſelben Farbe aber dunkler. Der Barometer iſt wieder ſehr plötzlich gefallen. Ich ſehe unter mir einen weißen Regen. Es ſind kleine Stückchen geweihten Papieres, joss paper, welches die Chineſen durch die Lucken in das Meer warfen um die Götter zu beſänftigen. Ich ſchreite an der Kabine meines Freundes, des Ingenieurs, vorüber. Die Thüre ſteht offen; er begießt ſeine Blumen. Die Reiſenden ſind im Salon verſammelt, mehrere tief bewegt.

Um Mittag klärt ſich der Himmel ein wenig auf, und alsbald verſchwinden die beſorgten Mienen. Ich habe oft bemerkt daß die Menſchen, wenn ſie ſich in Gefahr befinden oder in Gefahr glauben, Kindern gleichen. Der geringfügigſte Umſtand ändert ihre Stimmung. Auf Thränen folgt Gelächter und umgekehrt. Der Bäcker aus Bombay, der chineſiſche Kaufmann und die beiden Japaner bewahren ihren vollen Gleich-

muth. Ersterer flüstert mir in das Ohr: „Die Gesellschaft sollte Malaien als Matrosen verwenden und nicht Chinesen; diese verlieren leicht den Muth, und würden sich sogleich der Rettungsboote bemächtigen.“ Fang-Tang beurtheilt seine Landsleute nicht besser. Er sagt mir: good men very good, bad sailors very bad. Ich frage ihn: Was wird mit Fang-Tang geschehen wenn wir untergehen? Er antwortet: If good, place above; if bad, below-stairs, punished.*)

(20. Juli.) In der Nacht fällt plötzlich der Wind, und die See glättet sich. Die China hat die Region des Sturmes verlassen. Das Wetter lieblich und das Meer wie ein Spiegel. Aber um vier Uhr Nachmittags gerathen wir mit Einem Male in eine äußerst bewegte See. Riesige Wellenberge prallen an einander. Dabei kein Lufthauch. Hier war, wie man mir sagt, wahrscheinlich der Mittelpunkt des gestrigen Typhon. Er hat den Ort gewechselt, oder sich erschöpft, aber das von ihm aufgeregte Meer will sich noch nicht zur Ruhe begeben, so wie der Puls eines Fieberkranken noch einige Zeit forttobt nachdem bereits der Anfall vorüber ist.

(22. Juli.) Die Tage folgen und gleichen sich. Die kurze Episode des schlechten Wetters abgerechnet, machen mir diese drei Wochen den Eindruck eines schönen Traumes, eines Feenmährchens, einer idealen Wanderung in einem bezauberten Schlosse, in unermeßlichen Sälen mit Wänden von Gold und Lapislazuli. Nicht Ein Augenblick der Ungeduld und Langen-

---

*) Wenn gut, Zimmer oben; wenn böse, zu ebener Erde, gestraft.

weile. Auf weiten Seereiſen iſt eine gute Zeiteintheilung und ſtrenge Befolgung derſelben nicht genug zu empfehlen. Man gewöhnt ſich dann in Kürze an das Kloſterleben, ja man lernt es ſogar lieben.

Morgens nach dem Bade, während ein paar Stunden, einſamer Spaziergang am Deck. Dann mehrere Stunden Lektüre in meiner geräumigen Kabine. Um vier Uhr iſt immer Reifſpiel am Deck. Man ſchleudert aus Seilenden gefertigte Ringe nach einem mit Kreide am Boden verzeichneten Viereck. Dies Spiel verlangt mehr Geſchicklichkeit und Uebung als man meinen ſollte. Die zwei engliſchen Herrn ſchlagen alle andern. Um fünf Uhr wird das Diner in dem großen Saale aufgetragen. An Bord der China iſt Alles geräumig und reichlich bis zum Ueberfluſſe. Nach Tiſche begegnen ſich die angloſächſiſche und die lateiniſche Raſſe im Rauchzimmer. Nur an dieſem Orte tauſchen ſie ihre Gedanken aus. Der Spanier aus Macao, der Händler mit Menſchenfleiſch, iſt ſeiner Seelenſtimmung nach Philanthrop. Nichts leichter als ihn zu Thränen zu rühren. Mit Entſetzen erfüllen ihn die Erzählungen ſeines Nachbars, des italieniſchen Graineurs der, ſeiner eigenen Angabe nach, Garibaldiſcher Held iſt und grauſamer Bourbonenvertilger. Aber im Punkte haarſträubender Geſchichten reicht Niemand dem jungen amerikaniſchen Arzte das Waſſer. Seine Abentheuer unter den Wilden, das Blutbad welches er ſo oft unter ihnen angerichtet hat, paſſen wenig zu dem ſanften Geſicht und dem beſcheidenen Weſen des Mannes, aber ſie zeugen von einer fruchtbaren Phantaſie. All' dies iſt kurzweilig genug während der Dauer einer Cigarre.

Der ſchönſte Theil des Tages iſt die Nacht. Nirgend funkeln die Sterne wie hier. Die Milchſtraße webt am Himmel ihr ſtrahlendes Band, und ſpiegelt ſich in der Meeresfluth. Unſere

Bauern ſagen ſie führe nach Rom. Hier führt ſie nach den Südſeeinſeln, nach dem irdiſchen Paradieſe, dem Ideale der Philoſophen des vorigen Jahrhunderts. Mit ihren Werken großgezogen, wird es Dir leicht ſein Dich dahin zu verſetzen; mit dem geiſtigen Auge die naiven Inſulaner, edle Naturmenſchen zu gewahren wie ſie im Schatten der Kokuspalme ſich des Lebens erfreuen; die keuſchen Najaden zu belauſchen die von ſittſamen Wallfiſchfängern verfolgt ihre ſchönen Glieder in die kryſtallhelle Fluth tauchen. Dann erſcheinen die Manen der Königin Pomaré und des hochwürdigen Pritchard. Die Wirklichkeit entreißt dich den poetiſchen Träumen!

In den erſten Stunden der Nacht begegne ich gewiß dem Ingenieur, oder er ruft mich in ſeine Kabine wenn ich vorübergehe. Noch immer ſitzt Fang-Tang neben dem japaniſchen Exgouverneur. Beide betrachten die Sterne, denn das nächtliche Dunkel hat ihrem ſchriftlichen Geſpräche ein Ende gemacht. Auch der Parſi hat ſich noch nicht zur Ruhe begeben. Er kauert auf den Ferſen, und ſtreicht ſeinen ſchönen Bart. Ich ſetze mich neben ihn, und er öffnet die Schleuße ſeiner Gedanken. Von den verſchiedenſten Dingen erzählt er mir, vom Weißbrot das er für die brittiſchen Merchant Princes bäckt bis zur tückiſchen Politik der Tſungli-Yamen und der japaniſchen Reform.

So haben wir das Stille Meer durchſchifft.

(23. Juli.) Heute iſt Alles anders geworden: der Himmel, das Klima, die Stimmung der Reiſenden. Noch wenige Stunden, und wir werden landen. Die Luft hat ihre Durchſichtigkeit verloren, die Sonne iſt bläſſer geworden, der Himmel weniger blau. Große fantaſtiſch geballte Wolken treiben am Himmel einher, noch die Umriſſe der Berge bewahrend welche ſie kürz-

lich umhüllten. Sie ſind die erſten Boten die uns das Land zuſendet. Um Mittag kommen andere an: zahlloſe Schmetterlinge, artige Thierchen mit langen ſchmalen Körpern und durchſichtigen Flügeln. Der Sturm hat ſie ihren blühenden Büſchen entriſſen und nach den unwirthlichen Regionen des Oceans verſchlagen. Erſchöpft laſſen ſie ſich am Deck, auf den Maſten und Segelſtangen nieder. Aber ſie ſind willkommen. Niemand thut ihnen etwas zu Leide. Wir werden ſie nach der Heimath zurückführen.

Sie ſind übrigens nicht die einzigen Schiffbrüchigen welche die China an Bord hat. Auf ihrer letzten Rückreiſe geſchah es, daß, mehrere hundert Meilen öſtlich von Japan, eine entmaſtete Djonke in Sicht kam. Ein Boot wurde ausgeſandt und man fand in der verunglückten Barke, neben mehreren Leichen, zwei Menſchen die noch athmeten. Die kleine Nußſchale war auf der Fahrt von Hiogo nach Yokohama vom Sturm überfallen und nach dem Stillen Ocean verſchlagen worden; dann trieb ſie während ſechs Monaten, ein Spiel der Elemente, auf dem Meere umher. Die beiden Ueberlebenden wurden gerettet und nach San-Franciſko gebracht. Eine reichliche Sammlung ward unter den Paſſagieren veranſtaltet. Jetzt bringen wir die beiden zurück. Es ſind ſchmucke junge Leute die ſich vor Freude nicht zu faſſen wiſſen. In wenigen Tagen werden ſie bei den Eltern eintreffen. In einem hübſchen Matroſenanzug und mit einer namhaften Anzahl Dollar im Seckel, als reiche Leute, kehren ſie in ihr Dorf zurück. Welch' ſonderbarer Wechſel des Schickſals!

Unſere Ueberfahrt war im Ganzen eine glückliche. Mit Hilfe des beſtändigen Oſtwindes hätten wir ſchon heute wenn nicht geſtern in Yokohama einlaufen können. Aber ſeit zwei Tagen wurde die Geſchwindigkeit abſichtlich vermindert. Ein Kapitän der vor der vorſchriftmäßigen Zeit einträfe würde

ohne Weiteres des Dienſtes entlaſſen. Mehrere Gründe ſprechen dafür daß die Reiſen nicht in dem möglichſt kurzen Zeitraum zurückgelegt werden dürfen. Hier ſei nur der zwei wichtigſten erwähnt. Der Kohlenverbrauch ſteigt in einem ſehr großen Verhältniſſe zur Geſchwindigkeit; man wäre daher, abgeſehen von den erhöhten Koſten, genöthigt die Dampfer zu überladen. Sodann würden auch die Kapitäne unter einander wettfahren zum großen Nachtheile der Maſchine.

Gegen Abend ſehen wir einen Dreimaſter, der alle Segel aufgeſetzt hat und gegen Nord-Oſt ſteuert. Es iſt, ſeit wir das Goldene Thor verließen, außer der Amerika, das erſte und einzige Schiff das wir zu Geſichte bekamen.

Die Fahrt geht alſo zu Ende. Indem wir die China verlaſſen, ſcheiden wir von amerikaniſchem Boden. Ich blicke zurück nach Amerika, und ſammle die Eindrücke meiner Reiſe.

Ja, es iſt ein großes, ein glorreiches Land. Mit Recht ſeid Ihr ſtolz und bereit Euer Blut zu geben für das junge, das edle Vaterland. Kaum erſtanden zu einer Nation aus der Berührung ſo verſchiedener Menſchenſtämme auf jungfräulichem Boden, beſitzt Ihr bereits die Tugend welche die erſte Bedingung iſt für das Wachsthum, den Wohlſtand, den Ruhm großer Völker: die Tugend der Vaterlandsliebe. Den Beweis hat Euer, bedauerlicher, Bürgerkrieg geliefert. Hier bleibe unerörtert ob er zu vermeiden war; ob Ihr, Männer des Nordens, Euern Sieg mit Mäßigung verwerthet; ob Ihr, Männer des Südens, nicht beſſer thätet die Hand der Brüder zu ergreifen, vorausgeſetzt daß ſie Euch aufrichtig gereicht wird; ob es nicht beſſer ſei für jene die mit Waffengewalt errungenen Vortheile nicht allzu ſehr auszubeuten, für dieſe einem, viel-

leicht ohnmächtigen, Haſſe zu entſagen und unerſetzliche Verluſte zu vergeſſen; ob beide Theile nicht vor Allem, falls ſie möglich, auf Verſöhnung bedacht ſein ſollten. Alle dieſe Fragen, insbeſondere letztere welche nicht nur den Süden in ſeinem Daſein, ſondern möglicher Weiſe den Beſtand Eures großen Freiſtaates berührt, laſſe ich hier unbeſprochen. Ihr ſteht noch zu nahe an dem brudermörderiſchen Kampfe als daß Ihr geneigt ſein könntet ähnlichen Rathſchlägen Gehör zu ſchenken, ſelbſt wenn ſie von mehr berechtigten Stimmen geboten würden. Auch von dem Getriebe Eurer politiſchen Parteien will ich nicht reden. Ich kenne es nicht, und geſtehe, es flößt mir wenig Intereſſe ein. Für mich gibt es weder Demokraten noch Republikaner. Ich ſehe in Euch nur Amerikaner. Was ich hier hervorheben will iſt daß Ihr im Bürgerkriege dieſelben Tugenden bewährt habt: dieſelbe Unerſchrockenheit, dieſelbe Ausdauer, denſelben Opfermuth. Auf dieſem Felde gibt es weder Sieger noch Beſiegte. Ihr habt Eure Stammesverwandtſchaft bethätigt, Euch als Glieder derſelben Familie bewährt, würdig die Einen der Andern, ein Volk reich an Lebenskraft, an Jugendfriſche, und wenn Ihr Euch nicht durch ſchwere Fehler verſündigt reich auch an Zukunft.

Dieſelben Eigenſchaften kommen Euch zu ſtatten auf einem anderen Gebiete, wo mehr Ruhm und mehr Gewinn zu ernten iſt: im Kampfe mit der wilden Natur. Mit Eurem Schweiße habt Ihr, in weniger als einem Jahrhundert, einen halben Welttheil befruchtet. Mit Eurem Unternehmungsgeiſte und Euren kräftigen Armen habt Ihr Wunder verrichtet. Die Welt ſieht Euch beim Werke, und ſie bewundert Euch.

Wenn wir Kinder des alten Europa, wir die, ohne uns dem Fortſchritte zu verſchließen der unſere Zukunft umgeſtalten ſoll, an unſerer Gegenwart halten, die ja nichts Anderes iſt als

die folgerichtige, natürliche, regelmäßige Entwickelung unſerer Vergangenheit, an unſeren Erinnerungen, an der Erbſchaft der Väter, an unſeren Sitten; wenn wir dennoch Eure Erfolge preiſen, obgleich ſie errungen wurden unter dem Schilde einer Verfaſſung welche in mehrfacher und weſentlicher Beziehung der Gegenſatz der unſrigen iſt, ſo geben wir, glaube ich, einen Beweis der Unparteilichkeit, und unſer Lob iſt für Euch nur um ſo ſchmeichelhafter. Denn hierüber darf man ſich nicht täuſchen, Amerika iſt der geborne Gegner Europa's. Ich ſpreche von Eurem Amerika, von den Vereinigten Staaten, und von Europa ſo wie es iſt, wie es ſich entwickelt hat im Laufe der Jahrhunderte und nicht wie Ideologen es umformen möchten nach Eurem Vorbilde oder nach irgend einem in ihrem Gehirn entſprungenen Ideal. Die erſten Ankömmlinge, die Vorläufer Eurer heutigen Größe, die welche die Saat ausſtreuten, waren Mißvergnügte. Bürgerzwiſt und religiöſe Zerwürfniſſe hatten ſie ihrer Heimath entriſſen und nach Euren Ufern verſchlagen. Sie brachten mit ſich, ſie pflanzten in den Boden des neuen Vaterlandes die Keime des Gedankens für den ſie geduldet und gekämpft: die Autorität des Einzelnen. Wer ſie beſitzt gilt für frei im weiteſten Sinne des Wortes. Und weil Ihr, in dieſer Beziehung, alle frei ſeid, ſo ſeid Ihr auch alle untereinander gleich. Euer Land iſt alſo der klaſſiſche Boden der Freiheit und Gleichheit, und er iſt es geworden durch das Werk von Menſchen welche Europa von ſich ſtieß. Darum ſind wir, Ihr in Folge Eurer neuerlichen Entſtehung, wir in Gemäßheit einer ſich im Dunkel der Vorzeit verlierenden Geneſis, darum ſind wir geborene Gegner. Möglich, daß dieſer Antagonismus mehr ſcheinbar als wirklich iſt. Vielleicht ſeid Ihr nicht ganz ſo frei, vielleicht auch nicht unter Euch ſo gleich als man in Europa glaubt, und die alte Geſellſchaft iſt

gewiß weder ſo geknebelt noch in Kaſten getheilt als Ihr Euch vorſtellt. Doch laſſen wir dieſen Punkt unerörtert. Die Beſprechung hierüber würde zu weit und, in Hinſicht auf unſere beiderſeitigen Ueberzeugungen, zu keinem Ergebniß führen. Nur Eines will ich bemerken. Je mehr ich vorrücke in Jahren und je mehr ich reiſe, um ſo mehr erkenne ich daß der Grund der menſchlichen Dinge ſich allenthalben ähnelt, und die Gegenſätze meiſt nur auf der Oberfläche liegen. Ueberall gewahre ich dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Beſtrebungen, dieſelben Enttäuſchungen und Schwächen. Die Verſchiedenheit liegt meiſt nur in der Form.

Aber Ihr bietet Jedermann Freiheit und Gleichheit. Dem Zauberreize dieſer beiden Worte, mehr als Euren Goldlagern, verdankt Ihr den Zufluß der Einwanderer und das wunderbare, raſche und ſtetige Wachsthum Eurer Bevölkerung. Auch Rußland und Ungarn verfügen über unbebautes Land, auch Algier ſucht Arme. Aber nur Wenige finden ſich angezogen. Die Engländer wandern auch nach Auſtralien aus, weil dies noch England iſt und zwar ein England welches mehr Aehnlichkeit mit Euch bietet als mit ihrem Vaterlande. Aber die ungeheure Mehrzahl der Auswanderer zieht nach Nordamerika. Warum? Zunächſt, um Brot zu ſuchen, ein in dem übervölkerten Europa nicht mehr leicht zu findender Artikel; ſodann um Freiheit und Gleichheit zu finden. Ich weiß nicht ob Ihr wirklich im Stande ſeid den Ankömmlingen, in dem von ihnen geträumten Maße, dieſe beiden Schätze zu liefern nach welchen die Menſchheit, ſchon in ihrer Wiege, ein ſo heißes Sehnen fühlte? Aber ganz gewiß bietet Ihr ihnen Raum. Der Raum hat Euer Glück gemacht und wird das ihrige begründen, und zwar weil Ihr die nöthigen Eigenſchaften beſitzt um ihn auszubeuten, und weil die germaniſchen und celtiſchen Stämme, gleichfalls mit

ihnen ausgerüſtet, ſie unter Eurer Leitung und nach Eurem Beiſpiel entwickeln und ausnutzen lernen. Es gibt noch andere Länder denen es an Raum nicht fehlt. Zum Beiſpiele die Pampas, alle die weiten noch unbebauten Gegenden Südamerika's harren der Menſchen die es verſtänden den Schatz zu heben der in ihrem Boden ſchlummert. Aber, abgeſehen von dem ungeſunden Klima, ſind die Bewohner den Mühen des Kampfes mit der Natur nicht gewachſen, und obgleich auch ſie die Worte Freiheit und Gleichheit auf ihre Fahnen ſchrieben, ſo ſchenkt ihnen doch Niemand Glauben. Emporgekommene Soldaten, welche in periodiſcher Wiederkehr von Nebenbuhlern verdrängt oder ermordet werden, halten die ſogenannte Freiheit in ihrer rohen Fauſt, und die Gleichheit beſteht nur in der gleichen Unterwürfigkeit Aller unter die Willkür und Laune der vorübergehenden Herrſcher des Tages. Man zieht alſo zu Euch. Man ſucht Brot, perſönliche Freiheit und ſociale Gleichheit; und man findet Raum, das heißt die Freiheit in der Arbeit und die Gleichheit im Erfolge, vorausgeſetzt daß man die dazu nöthigen Bedingungen mitbringt.

Ich ſagte, Jedermann bewundert Euch. Aber nicht Jedermann liebt Euch. Diejenigen von uns welche Euch von ihrem ausſchließlich europäiſchen Standpunkte beurtheilen, ſehen in Euch nur die Feinde der Grundbedingungen unſerer Geſellſchaft. Je mehr ſie Eure Werke anerkennen — und nur Blinde könnten Euch ihre Anerkennung verſagen — um ſo mehr bewundern, und um ſo weniger lieben ſie Euch. Ja mehr noch, ſie fürchten Euch. Sie fürchten Euren Erfolg als ein für Europa gefährliches Beiſpiel und ſie trachten das Eindringen Eurer Anſichten abzuwehren. Aber ſie bilden die Minorität. Viel zahlreicher ſind Eure Freunde. Dieſe ſehen in Euch das Urbild, das Endziel aller menſchlichen Geſittung. Auf ihre Sympathien könnt

Ihr unbedingt zählen. Sie haben den lebhafteſten Wunſch, wenn nicht in ſtaatlicher Beziehung was ſie nicht immer zu geſtehen wagen, ſo doch in ſocialer, Europa nach Eurem Vorbilde umzugeſtalten. Es gibt noch eine dritte, die am meiſten verbreitete Klaſſe, die der Ergebenen. Sie lieben Euch nicht, ſind aber bereit Eure Geſetze, Eure Sitten und ſtaatlichen Einrichtungen anzunehmen. Europa ſei nun einmal beſtimmt ein zweites Amerika zu werden. Das Schickſal wolle es ſo, und mit dem Schickſal ſei nicht zu rechten. Dies iſt ihr politiſches Glaubensbekenntniß.

Ich theile weder dieſe Befürchtungen noch dieſe Hoffnungen. Ich glaube auch nicht an das angebliche Verhängniß, und hier folgen die Gründe meiner Ungläubigkeit.

Vor Allem behaupte ich daß all' dieſen Hoffnungen und Befürchtungen, ſo wie dem blinden Glauben an eingebildete Beſchlüſſe der Vorſehung, die Grundlage einer richtigen Auffaſſung und Kenntniß der amerikaniſchen Zuſtände mehr oder minder fehlt. Der Reiſende mag ganze Bibliotheken verſchlungen, Alles geleſen haben was ausgezeichnete Schriftſteller über die Vereinigten Staaten drucken ließen, und dennoch, in dem Augenblicke wo er den Fuß auf Euren Boden ſetzt, erkennt er wie weit ab die Wahrheit von dem Bilde liegt das er ſich aus Büchern zuſammengefügt. Auch nicht die geringſte Aehnlichkeit iſt vorhanden. Dies ſind die erſten Eindrücke des Europäers, möge er nun als Einwanderer oder als Touriſt gekommen ſein. Man bringt Vorurtheile gegen Euch mit und vorgefaßte Meinungen zu Euren Gunſten, und nun da man gelandet iſt erkennt man den Irrthum in den einen und den andern. Die europäiſchen Demokraten fühlen ſich verletzt. Euer Luxus, die ſociale Ungleichheit welche New-York zur Schau trägt empören ſie. Dem Nicht-Demokraten iſt dieſelbe Entdeckung eine angenehme Ueberraſchung. Die Deutſchen, von allen Auswanderern die am

weiteſten Vorgeſchrittenen, landen als feurige Republikaner, aber alsbald begreifen ſie wie wenig Eure Republik ihrem Ideale entſpricht. Auch ſie haben Alles anders gefunden. Ich könnte die Beiſpiele vervielfältigen. Auch der verſchiedene Geſchmack hat da ein Wort mitzureden; aber man ſtreitet nicht über Geſchmacksſachen. Alſo kein Wort hierüber! Ich wollte nur andeuten daß das aus Büchern geleſene und das an Ort und Stelle betrachtete Amerika zwei verſchiedene Dinge ſind, und daß die gänzliche Umgeſtaltung Europa's anzuſtreben nach dem wandelbaren, äußeren und meiſt unrichtigen Bilde das ſich ein jeder von Amerika und den Amerikanern in ſeinem Kopfe zuſammengeſetzt hat, ein leerer Wahn iſt, eine freiwillige Selbſttäuſchung, höchſtens ein mehr oder minder geiſtreiches Spiel, nie aber ein ernſtes und gedeihliches Werk.

Mit Europa verglichen, iſt Euer Land ein noch leerer Baugrund. Jedes Gebäude wird von den Grundfeſten auf neu errichtet. In Europa reſtaurirt man; man ändert, höchſtens daß man einen neuen Flügel anbaut, vorausgeſetzt daß man den nöthigen Raum beſitzt, was bereits zu den Seltenheiten gehört. Aber von den Grundmauern auf neu zu bauen iſt nur dann möglich wenn man vorher das Beſtehende abgetragen, zerſtört hat; denn was Ihr im Ueberfluſſe beſitzt, der Raum, das fehlt uns ja eben. Ein Amerika werden heißt einfach die Zerſtörung Europa's wollen. Ich hege eine zu hohe Meinung von dem praktiſchen Sinne unſerer Kinder und Kindeskinder um eine ſo tiefgreifende Zerſtörung für möglich zu halten, und ich kann mit Vergnügen betheuern daß, wenn es in Europa viele Träumer gibt die Euch zu ihrem Vorbild erkoren haben, ich nicht Einem Amerikaner begegnete dem es beifällt ſein Land als endgültiges Muſter für andere aufzuſtellen. Was würdet Ihr ſagen, Ihr Herren in Boſton und New-York, wenn man

Euch vorſchlüge nach dem Beiſpiele der californiſchen Pionniere die den Urwald lichten in der Nähe ihrer Ranchos, wenn man Euch vorſchlüge die alten Eichen Eurer Parke und Luſtgärten zu fällen? Ihr würdet antworten: ſo thaten unſere Urgroßväter und ſie thaten recht; heute haben ſich die Dinge bei uns geändert; alles an ſeinem Orte und zu ſeiner Zeit!

Noch aus einem anderen Grunde könnt Ihr, obgleich mit Recht bewundert, bis jetzt nicht als Vorbild dienen. Das Model iſt nicht fertig; es iſt noch in den Händen der unermüdlich wirkenden Zeit; welche die immer neuen Zuflüſſe aus Europa und, ſeit den letzten zwanzig Jahren, aus Aſien bei ihrer Arbeit verwendet. Wer Euer ungeheures Land durchreiſt findet allenthalben, außer in dem jetzt kranken Süden, dieſelbe Lebensfriſche, dieſelbe Fülle der Geſundheit, denſelben Reichthum an Kraft; nur der Grad der Entwickelung iſt verſchieden. Aber eigentlich ſind Eure Zuſtände unfertig, und Ihr ſelbſt ſeid es, denn Ihr befindet Euch noch im Alter des Wachsthums.

Was werdet Ihr ſein wenn zu voller Reife gediehen? Ihr wißt es nicht, und Niemand kann es vorausſehen, denn Eure Entſtehung iſt ohne Beiſpiel in der Geſchichte. Die Nationen des Erdballes, die europäiſchen insbeſondere, die großen wie die kleinen, ſind Nationen inſofern ſie einen gemeinſamen Urſprung haben und in den Adern derer die ihnen angehören daſſelbe Blut fließt. Es gibt Staaten mit verſchiedenen Nationalitäten; aber dieſe Volksſtämme leben neben einander indem ſie ihre Eigenthümlichkeit bewahren. Sie haben den Landesfürſten gemein, oder eine republikaniſche Centralgewalt, zuweilen die Geſetzgebung, die provinciele Zuſammengehörigkeit und eine Menge hieraus erfließender Intereſſen, aber ſie haben ihre Sprache bewahrt, ihre Sitten, zuweilen ihre Religion, vielleicht beſondere hiſtoriſche Rechte. Phyſiſch verſchmolzen in ein-

ander ſind ſie nicht. Wo eine ſolche Verſchmelzung ſtatt fand, ging ſie ſehr langſam vor ſich, war in der That das Werk von Jahrhunderten. Endlich, als allgemeine Regel, hatte jede Nation ihre Religion. Heute wurde in den meiſten Ländern die ſogenannte Staatsreligion abgeſetzt und die Gewiſſensfreiheit als Grundſatz aufgeſtellt. Gegenwärtig iſt man noch mit der Einbürgerung dieſes Princips beſchäftigt. Noch liegen keine praktiſchen Wirkungen vor, daher auch ein begründetes Urtheil hierüber noch nicht gefällt werden kann. So zeigt ſich Europa mit Beziehung auf die Menſchenſtämme die es bewohnen und auf ſeine Staaten mit gemiſchter Bevölkerung. Ganz anders haben ſich die Dinge in Nordamerika geſtaltet. In den Anfängen gab es allerdings eine gewiſſe Analogie. Das angloſächſiſche Element war das herrſchende, die Mehrzahl der Einwanderer Engländer. Holländer und Franzoſen konnten gegen ſie nicht aufkommen. Der Indianer floh in ſeine Wälder wie das Thier der Wildniß bebaute Gegenden flieht. Die Engländer waren alſo die Herren des atlantiſchen Ufergebietes, und der damals vollkommen richtige Name von Neu-England hat noch heute ſeine Berechtigung. Innerhalb dieſer Grenzen konnten die Nachkommen der brittiſchen Koloniſten, eben durch ihr numeriſches Uebergewicht, die fremdartigen Elemente mit Leichtigkeit aufſaugen und eine Nation bilden im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Der Engländer konnte geben und gab den Vereinigten Staaten, innerhalb ihres damaligen ſehr engen Umfanges, das Blut, die Sprache, die Sitten, den Geiſt des Mutterlandes, beeinflußt allerdings und zum Theile umgeſtaltet durch die politiſche Losreißung, durch die republikaniſchen Regierungsformen und durch die Beſchaffenheit des Bodens. So waren die Zuſtände noch bis vor dreißig Jahren. Aber ſeither iſt ein durchgreifender Umſchwung eingetreten. Die engliſchen

Einwanderer, abgerechnet von den iriſchen welche einer andern gegneriſchen Klaſſe angehören, bilden nicht mehr die Mehrzahl. Deutſche dringen in die Weſtſtaaten ein und mehren ſich täglich in den pacifiſchen. Hiezu treten die Chineſen. Wenn, wie höchſt wahrſcheinlich, das Zuſtrömen nichtengliſcher Elemente fortwährt, kann man glauben daß der anglo-ſächſiſche Stamm im fernen und äußerſten Weſten das politiſche und ſociale Uebergewicht bewahren werde, welches ihm in den atlantiſchen Uferſtaaten offenbar für immer geſichert iſt? Wird er ſeine Herrſchaft befeſtigen am Geſtade des Stillen Meeres, wird er ſie ausdehnen können über die neuen und täglichen Eroberungen der Irländer, der Deutſchen, der Chineſen? Auf das Gelindeſte geſagt, iſt dies ſehr zweifelhaft. Aber wer wird die Erbſchaft der anglo-ſächſiſchen Hegemonie antreten? Welche neue Raſſe wird entſpringen aus den Berührungen zwiſchen Celten, Deutſchen und Mongolen? Wer weiß es? Niemand. Nur Eines wiſſen wir: daß große Umgeſtaltungen bevorſtehen. Deshalb ſagte ich, Ihr ſeid noch nicht fertig.

Bleibt die Löſung des Problems der unbegrenzten Gewiſſensfreiheit, das heißt des Rechtes für einen jeden das höchſte Weſen, wenn er eines anerkennt, auf beliebige Weiſe zu verehren. Bisher gibt dies Syſtem, hier zu Lande unter den gegebenen Verhältniſſen wie mir ſcheint das einzig mögliche, befriedigende Reſultate. Die katholiſchen Prieſter die ich ſprach beloben ſich der ihnen geſtatteten Freiheit. In dieſer Beziehung wollten ſie mit keinem europäſchen Lande tauſchen. Ich vermuthe daß die Miniſter der proteſtantiſchen Glaubensgenoſſenſchaften eben ſo denken. Aber das beweiſt nichts. Das Leben wird einem jeden leicht, weil für Jedermann Platz vorhanden iſt. Will man eine unangenehme Begegnung vermeiden, ſo gehe man auf die andere Seite der Gaſſe. Sie iſt breit

genug für Alle. In Beziehung auf dieſe große Frage vom Raum, betrachtet von der religiöſen Seite, bietet die Geſchichte der Mormonen ein reiches Feld der Belehrung. Sie wohnen im Staate New-York. Man liebt ſie dort nicht, man mißhandelt ſie; ſie ziehen nach dem Ohio. Auch dort genießen ſie keiner beſonderen Popularität; um einer gewaltſamen Vertreibung zuvor zu kommen, ziehen ſie abermals ab, diesmal nach Illinois, und laſſen ſich am Miſſiſſipi nieder. Dort ereilt ſie daſſelbe Geſchick; nur werden ſie diesmal nicht mit Schimpfworten und Stockſtreichen ſondern mit Kanonenſchüſſen vertrieben. Schleunige Flucht allein rettet ſie. Glücklicher Weiſe fehlt es nicht an Raum. Sie können, ohne irgend Jemanden zu beeinträchtigen, ihre Penaten weiter tragen. Auch in Utah wird ihre Lage kritiſch, und bereits iſt die Rede von einem vierten Exodus nach Arizona. Dies beweiſt zweierlei: zunächſt daß in Amerika für Jedermann Platz vorhanden, und ſodann daß die Gewiſſensfreiheit nur eine Wahrheit für den Stärkeren iſt der den Schwächeren mit Stockſtreichen oder Kanonenſchüſſen vertreibt. Aber der, allerdings noch ſehr, ſehr ferne Tag wird kommen wo der unbeſetzte Platz nicht mehr ſo groß, und wo es nicht mehr ſo leicht ſein wird ſich durch die Flucht den Nachſtellungen Andersgläubiger zu entziehen. Alſo auch bei Euch iſt, im Vorbeigehen erwähnt, die Frage der Gewiſſensfreiheit noch nicht endgültig gelöſt.

Das Geſagte kurz zuſammengefaßt, beſitzt Ihr Raum woran es uns gebricht, und Ihr befindet Euch noch in der Epoche des Wachsthums. Niemand kann wiſſen ob der reife Mann die Hoffnungen erfüllen wird welche der Jüngling gibt.

Aber ſo wie Ihr ſeid liebe ich Euch, und ich werde Euch ſagen warum.

Nordamerika bietet dem Einzelnen ein Feld unbegrenzter

Thätigkeit. Es gewährt ihm nicht die Gelegenheit zu arbeiten, es zwingt ihn alle seine Kräfte auf das Aeußerste zu entfalten. Die Ringbahn hat sich ihm erschlossen; sobald er sie betritt beginnt der Kampf, ein Kampf mit Aufgebot aller Kräfte. In Europa, im Gegentheile, sieht sich ein jeder in den engen Kreis gebannt wo seine Wiege stand. Um ihn zu verlassen, muß er sich erheben über seines Gleichen, was ihm nur gelingt um den Preis unerhörter Anstrengung und wenn ausgerüstet mit außergewöhnlichen Eigenschaften des Geistes und des Charakters. Was bei Euch die Regel, ist bei uns Ausnahme. Ein Mann der, in Europa, seine durch die Umstände mehr oder minder eng begrenzte Standespflicht erfüllt und den gewöhnlichen, auch durch die Umstände geregelten Preis seiner Mühe erntet, hat den Anforderungen seines Berufes, in seinen wie in seiner Mitbürger Augen, reichlich entsprochen. Warum die gebahnten Wege verlassen? Warum sich über die Gepflogenheit hinauswagen, da der Erfolg ungewiß, der Lohn unerheblich ist? In Folge der großen Konkurrenz hat ein jeder genug zu thun um sein Brot zu erwerben. Die Ehrgeizigen, die Unruhigen machen zwar Lärm, aber im Vergleich mit der Masse die ich hier schildere sind sie wenig zahlreich. Zum Beispiele, ich kenne einen Großstaat dessen Industrie, obgleich sehr vorgeschritten, noch einer bedeutenden Entwickelung fähig wäre. Wenn man aber die vorzüglichsten Industriellen auffordert ihre Produktion zu vermehren um mit andern Nationen auf den Hauptmärkten des Auslandes zu konkurriren, so erhält man zur Antwort: Wozu? Der Absatz unserer Erzeugnisse im Inland genügt uns. Sie geben sich zufrieden mit geringem Gewinn, gering im Vergleich zu dem möglichen aber von ihnen verschmähten Gewinn. Sie finden dies System bequemer und sicherer. Von ihrem persönlichen Standpunkte aus haben sie vielleicht Recht; aber die

Nationalinduſtrie verliert dabei. In Amerika, wohin man blickt, in allen Sphären der menſchlichen Thätigkeit, thut ein jeder ſein Aeußerſtes. Die Konkurrenz, eher ein Hinderniß als ein Antrieb, iſt hier geringer, aber der Wetteifer viel lebhafter, weil der Erſte Preis ein höherer und doch zugleich ein leichter zu gewinnender iſt. In Europa wird gearbeitet um zu leben, höchſtens um zu Wohlſtand zu gelangen; hier um reich zu werden. Nicht Jedermann gelingt dies, aber Jedermann beabſichtigt es. Den ungeheuren Anſtrengungen eines jeden entſprechen außerordentliche Erfolge: am Ufergebiete des atlantiſchen Meeres, Städte die es an Luxus, geiſtiger Bildung und, was auch gewiſſe Reiſende dagegen ſagen mögen, an Geſchmack und in den höchſten Ständen an feiner Sitte unſern großen Hauptſtädten gleich thun; im Innern Prärien und Urwälder, binnen wenigen Jahren, Dank der Thatkraft und Ausdauer einer Hand voll Pflanzer, umgewandelt in die reichſten Kornkammern der Welt; Eiſenbahnen von Nord nach Süd, von einem Meere zum andern; die Flüſſe belebt durch Dampfer welche ſchwimmende Paläſte tragen; in den entfernteſten, unzugänglichſten Gegenden des ungeheuren Kontinents Pionniere die die Wildniß urbar machen und der Geſittung neue Bahnen brechen. Und wenn wir dieſe Wunder vergleichen mit der kleinen Schaar der Wunderthäter, ſo ſteigert ſich unſer Erſtaunen. Kaum haben die Auswanderer ſich in der Heimath von der Menge getrennt, kaum ſind ſie gelandet auf dem Boden des großen Freiſtaates, ſo vollzieht ſich bereits in ihnen die Metamorphoſe: aus Atomen die ſie waren ſind ſie Individuen geworden, berufen, ein jeglicher nach ſeinen Kräften, zur Theilnahme an dem gemeinſamen Werk.

Dieſe wunderbare Umgeſtaltung iſt wohl großen Theiles dem Einfluſſe Eurer ſtaatlichen Einrichtungen zuzuſchreiben. Ein

Blick auf Canada ſcheint dies darzuthun. Mit Ausnahme der alten franzöſiſchen Kolonie die in ihrer bukoliſchen Abgeſchiedenheit an dem allgemeinen Fortſchritte ſtets wenig Theil nahm, ſind dort die Einwanderer faſt ausſchließlich Engländer. Klima und Bodenbeſchaffenheit unterſcheiden die Kolonie wenig von den alten atlantiſchen Uferſtaaten der Union. Man ſollte alſo meinen daß die Ergebniſſe dieſelben ſein müßten. Dem iſt aber keineswegs ſo. In Canada findet man weniger Betriebſamkeit und weniger Fortſchritte. Vielleicht ſind ſeine Bewohner nur um ſo glücklicher; aber Alles in Allem genommen, ſteht in materieller Beziehung die brittiſche Kolonie, unerachtet ihres blühenden Zuſtandes, offenbar hinter Neuengland zurück.

Ich könnte noch andere Tugenden und Vortheile aufzeigen die Ihr beſitzt. Hier ſeien nur erwähnt die Euch angeborene Unbefangenheit des Geiſtes, inſofern ihn die Leidenſchaften des Tages nicht trüben, die Klarheit Eures Urtheils und, im Denken wie im Handeln, eine gewiſſe Großartigkeit. Praetor minima non curat. Ihr habt in Euch wenig Kleines und nichts Kleinliches. Dies iſt einer der vorzüglichen Reize die Amerika und Amerikaner auf mich ausüben. Perſonen die Euch beſſer und länger kennen als ich behaupten daß Ihr in den letzten Jahren viel gelernt habt in der bitteren Schule der Leiden und Prüfungen des Bürgerkrieges; daß Ihr gereift, weniger von Euch ſelbſt eingenommen, weniger vorlaut ſeid als vordem; daß Ihr was Europa Gutes beſitzt mehr als ehemals zu würdigen wißt, kurz daß Euer geiſtiger Horizont ſich erweitert hat. Meines Theiles habe ich mich noch Eurer übrigens weltbekannten Gaſtlichkeit zu rühmen.

So vielen glänzenden Seiten entſprechen natürlich ihre Schatten. Jedes geſchaffene Weſen iſt mit den Fehlern ſeiner Tugenden behaftet. Auch Ihr unterliegt dieſem Geſetze.

Ihr habt große Erfolge errungen, und jeder Tag bringt deren neue; aber es geschieht um den Preis großer Anstrengungen, einer beständigen Spannung des Geistes und eines gleichfalls ununterbrochenen Verbrauches physischer Kraft. Dies Uebermaß von Arbeit, so erklärlich es ist durch die gegebenen Zustände, halte ich für ein großes Uebel. Es muß vor der Zeit zur Abspannung führen, zur Erschöpfung, zum Alter; es beraubt die sich dem Uebermaß von Arbeit Ergebenden schon jetzt der Zeit, und später der Fähigkeit die Ergebnisse ihrer Anstrengungen zu genießen; es verhindert sie die höheren Ansprüche des Gemüthes zu befriedigen; macht den schnöden Gewinn, das Geld zur Hauptsache im Leben, schließt die Freudigkeit aus, stimmt vielmehr zum Trübsinn der jedem Uebermaße, auch dem der Arbeit, auf dem Fuß folgt; tritt endlich der Erfüllung der Familienpflichten und den stillen Freuden am häuslichen Herde hemmend in den Weg. Auf diese Bemerkung erhalte ich immer dieselbe Antwort „Ganz richtig, aber dies Alles wird anders werden mit der Zeit. Wir leben jetzt in der Epoche der Arbeit. Wir suchen und machen unser Glück; später wird die Epoche des Genusses und der Ruhe eintreten." Ich gebe dies nicht zu. Ein trübseliges und vorzeitiges Alter erwartet die Menschen welche ihre Kräfte mißbraucht haben. Dasselbe gilt von den Nationen.

Eine der Ursachen Eurer Größe ist die fast unbegrenzte individuelle Freiheit. Aber die Freiheit des Einzelnen muß nothwendiger Weise beschränkt sein durch die vom Staate vertretene Freiheit Aller. Auf dem Gleichgewichte zwischen diesen beiden Freiheiten beruht ihre gegenseitige Bürgschaft. In den meisten Ländern der alten Welt nimmt der Staat zu viel für sich in Anspruch, und dem Individuum bleibt zu wenig. Ihr verfallt in den entgegengesetzten Fehler. Wenigstens, viele Eurer

hervorragenden Staatsmänner meinen daß dem Individuum zu viel gegeben werde und dem Staate zu wenig. Und wirklich die bei Euch vorkommenden Aergerniſſe und Mißbräuche entſpringen großentheils aus dieſer Quelle. Die Ueberwachung durch die ſogenannten Organe der öffentlichen Meinung, durch die Zeitungen reicht nicht hin. Es fehlt an einer wachenden und ſchützenden Macht die Jedermann anerkennt und deren Ausſpruch ſich Jedermann fügt. Von allen Seiten hört man Klagen deren Berechtigung Niemand beſtreitet. Ich könnte ſie nicht beſſer zuſammenfaſſen als mit den Worten eines Buches das ſoeben die Preſſe verließ, und deſſen Verfaſſer Eure Landsleute ſind.

„Die erzählten Thatſachen verrathen die faulen Schäden. Kein Glied unſeres Körpers hat ſich als geſund erwieſen. Die Börſe iſt eine Hölle, die Bureaux unſerer großen Geſellſchaften geheime Raubhöhlen in denen die Adminiſtratoren den Ruin ihrer Aktionäre vorbereiten; das Geſetz iſt eine Angriffswaffe in der Hand der Böſewichte; Parteigeiſt hüllt ſich in den Hermelinmantel des Richters; der Gerichtsſaal iſt die Markthalle wo Geſetze an den Meiſtbietenden veräußert werden, und die öffentliche Meinung ſchweigt oder läßt, in ihrer Ohnmacht, gewähren.“*)

Sind dieſe ſo ſchweren Anklagen nicht übertrieben? Ich weiß es nicht; ich weiß nur daß ſie Jedermann auf den Lippen hat, daß Jedermann Reformen verlangt. Aber was für Reformen? Auf welcher Grundlage, innerhalb welcher Grenzen? Hier liegt die Schwierigkeit. Die große Reform durch welche Ihr die Verfaſſung Waſhingtons in einem weſentlichen Punkte ge-

*) Chapters of Erie by Ch. and H. Adams. Boston 1871. Siehe Auszug in der Revue des Deux Mondes 1. April 1872.

ändert, hat Euch kein Glück gebracht. Durch die Abschaffung des Wahlcensus den Euer erster weiser Gesetzgeber aufgestellt, durch Einführung des allgemeinen Stimmrechtes habt Ihr Eure großen Städte mehr oder weniger der Pöbelherrschaft preisgegeben, jedenfalls dem rohesten Theile der Einwohner einen ungebührlichen Einfluß eingeräumt. Die Wirkungen liegen bereits am Tage. Sie sind im Westen weniger fühlbar, weil dort fast jedermann Grundeigenthümer und insofern, bis zu einem gewissen Grade, ein Konservativer ist. Aber in den Städten nimmt das Uebel bedrohliche Verhältnisse an. Die Verderbtheit und Käuflichkeit über welche Ihr klagt entspringen zum Theile aus der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes. Früher oder später wird man eine Gegenreform versuchen müssen, was immer schwierig und oft gefährlich ist.

Neben diesen, in ihrem inneren Wesen socialen Fragen, drängt sich eine große politische Frage immer mehr in den Vordergrund. Zwischen dem Sankt-Lorenzstrom und dem Potomak, zwischen dem atlantischen Meer und dem Missouri dürfte schwerlich ein Mensch zu finden sein der nicht bereit wäre für die Aufrechterhaltung des Gesammtbestandes Eures großen Freistaates mit dem Leben einzustehen. Dies aber setzt die moralische Unterwerfung der Südstaaten voraus. Die materielle genügt nicht. Auch der äußerste Westen, nämlich die pacifischen Staaten erheischen Eure Fürsorge. Neben großen Fortschritten vollzieht sich dort ein gewaltiger Umschwung. Fremde Elemente strömen zu, und immer mehr verliert die Bevölkerung ihr angloamerikanisches Gepräge. Zählt daher nicht allzusehr auf die Gemeinsamkeit des Blutes die ja kaum mehr besteht; vergeßt auch nicht daß diese Gemeinsamkeit — zwei große Ereignisse beweisen es: Eure Losreißung vom Mutterlande und der Aufstand der Südstaaten — keine hinlängliche Bürgschaft gewährt,

wenn die Gemeinſamkeit der Intereſſen fehlt. Auf dieſe letztere Gemeinſamkeit müßt Ihr alſo Bedacht nehmen. Ihr müßt Euren Mitbürgern an den Geſtaden des Stillen Meeres das Leben leicht machen, ſie durchdringen von der Ueberzeugung daß die Zuſammengehörigkeit mit der Union ihnen weſentliche und dauernde Vortheile bringt.

Dieſe große Frage von der Aufrechthaltung der Republik in ihrem heutigen Beſtande ſteht mit einer andern, äußerſt ſchwierig zu löſenden Aufgabe in innigem Zuſammenhang. Wie auf der einen Seite jedem Einzelnen und dem Staate, das heißt der Geſammtheit der Individuen die ihn bilden, das richtige Maß der Freiheit gewährleiſtet ſein ſoll, ſo muß auch zwiſchen der Autonomie der Staaten und der Centralgewalt das Gleichgewicht bewahrt werden. Als Gegengewicht der Staatenautonomie aufgefaßt, iſt Waſhington nicht nur der Ring welcher die verſchiedenen Glieder der Republik zuſammenhält. In Anbetracht der Machtfülle mit welcher die Verfaſſung den Präſidenten ausrüſtet, des Einfluſſes den er durch eine mit ihm ſtehende und nach vier, höchſtens acht Jahren verſchwindende Legion von Funktionären, Beamten und Agenten ausübt; in Anbetracht der ungeheuren Mittel über die er verfügt ſei es zur Handlung ſei es zum Widerſtande, vertritt Waſhington, als der Sitz des Präſidenten, auch das Princip der perſönlichen Regierung. Man ſchreit nach Reform, und Reformen werden ſtattfinden, und vielleicht in weiterer Ausdehnung als die welche ſie verlangen heute ahnen oder wünſchen. Es könnte geſchehen was bei Ausbeſſerung baufälliger Häuſer zuweilen vorkommt. Eine Wand ſoll erneuert, ein Gewölbe geſtützt werden, nichts Anderes; aber je weiter die Arbeiter vorſchreiten, je größere Schäden werden entdeckt. Nicht ſelten iſt der Architekt genöthigt die Grundfeſten zu erneuern. Die öffentliche Meinung klagt

mit immer lauterer Stimme über Mißbräuche aller Art. Man wird genöthigt sein bis auf den Ursprung hinabzusteigen, eine Aufgabe die sehr weit führen kann. Bei diesem schwierigen und eine feste aber zugleich zarte Hand erheischenden Unternehmen, — Eure Vaterlandsliebe und Eure Weisheit bürgen für den Erfolg — werdet Ihr bedacht sein müssen die persönliche Gewalt des Präsidenten nicht dem Staatenrecht, und das Staatenrecht nicht dem persönlichen Regimente zu opfern. Im erstern Falle würde der Gesammtbestand der Republik bloßgestellt, im zweiten würdet Ihr das Wesen Eurer Institutionen vergiften und dem Cäsarismus Bahn brechen; der Cäsarismus aber ist, die Anarchie ausgenommen welche geordnete Zustände ausschließt, von allen Regierungsformen die übleste. Es gab und gibt, nicht unter Euch aber in Europa, oberflächliche Träumer welche Euch am Vorabende einer monarchischen Umgestaltung wähnen. Diese Täuschung verdient keine Widerlegung. Die Monarchie ist und bleibt Euch versagt; denn es fehlen Euch ihre wesentlichsten Elemente. Könige lassen sich nicht improvisiren. Die Throne gleichen den Riesen Eurer Urwälder. Sie erheischen einen eigenthümlichen Boden, und wachsen nur langsam im Laufe der Jahrhunderte.

(24. Juli.) Der Morgen graut und schon sind die Passagiere am Deck versammelt. Zu beiden Seiten haben wir Land in Sicht. Bewaldete Hügel, hie und da saftgrüne Rasenteppiche und Reisfelder. Weiße Dunstwolken verhüllen die Umrisse der Berge. Ueber ihnen zeigen sich Abfälle eines riesigen Kegels. Andere Wolken lagern über seinem Scheitel. Es ist der Fujiyama, ein sich vierzehntausend Fuß über den Meeresspiegel erhebender, seit Langem erloschener Vulkan. Nun rücken

wir den Ufern näher, und der Blick dringt in zahlreiche kleine Buchten. Prachtvolle Bäume beſchatten ſie, lange Reihen von Häuſern ziehen ſich am Ufer hin; Djonken liegen in großer Anzahl vor Anker, andere ſind in Bewegung rudernd oder von ungeheuren Schilfſegeln getrieben. Mehrere dieſer ſeltſamen Schiffe welche an die Galeeren der Alten erinnern ſteuern an der China vorüber. Nackte Männer führen das Ruder und ſingen dazu oder begleiten ſich, vielmehr, im Takt mit weithin ſchallendem Geſchrei. Ihre erzfarbigen, glatten oder tattuirten Körper entfalten bei der anſtrengenden Arbeit in klaſſiſchen Stellungen das Ebenmaß ihrer Glieder.

Gegen acht Uhr befinden wir uns den Bluffs von Yokohama gegenüber. Der Dampfer umſegelt langſam dieſe Anhöhen auf welchen wir ſchöne Koniferen und die Fahnenſtangen der engliſchen Geſandtſchaft und einiger anderer Legationen gewahren. Gleich darauf fahren wir in die Rhede ein. Sie iſt mit Segel- und Dampfſchiffen aller Nationen bedeckt. Große und kleine Djonken kommen und gehen. Weiter hinaus reißen ſich die anmuthigen und impoſanten Umriſſe mehrerer Kriegsſchiffe vom lichten Himmel ab; ſie tragen die Flaggen von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Vor uns erſtreckt ſich eine lange Reihe ſchöner mit Bäumen untermiſchten Gebäude: der Bund, die Hauptſtraße von Yokohama.

Um acht Uhr geht die China vor Anker. Kurz vor neun Uhr, genau wie man uns in San-Francisko geſagt hatte, betreten wir den noch geheimnißvollen Boden des Reiches der aufgehenden Sonne.

(Ende des erſten Theiles.)

Zweiter Theil.

Japan.

I.

Yokohama.

Vom 24. zum 26., vom 28. Juli zum 3. August; vom 14. zum 18. August; vom 18. zum 19. September.*)

Erste Eindrücke. — Physionomie der Stadt. — Handelsverkehr. — Die Europäer in Yokohama.

Die Eindrücke des Ankommenden sind in den letzten zwölf Jahren unzählige Male geschildert worden. Englische, französische, deutsche Revuen haben mehr oder minder stark gefärbte Beschreibungen geliefert. Jeder französische Proviantkommissär oder Seekadet an Bord der hier stationirenden Kriegsschiffe hält sich für verpflichtet im officiellen Blatte seines Departements einen Artikel zu liefern; deßgleichen englische Officiere und Beamte. Auch an ernsthaften Büchern fehlt es nicht. Sir Rutherford Alcock, der Gründer von Yokohama, H. Oliphant und H. Richard Lindau haben sich in diesem Fache, jeder in seiner Art, verdient gemacht. Aber Alles was der Reisende gelesen hat bleibt unter dem Eindrucke den er empfindet, in dem Augenblicke wo er sich mit Einem Male in eine ganz neue Welt versetzt sieht. Er traut den eigenen Augen nicht. Auf jedem

*) Ich befolge für japanische und chinesische Namen die englische Orthographie, weil sie die verbreitetste ist und das Auge am wenigsten verletzt.

Schritte frägt er ſich: Iſt dies Alles auch wahr und wirklich? Iſt es nicht ein Traum, ein Feenmährchen, eine Erzählung aus Tauſend und Einer Nacht? So ſchön iſt die Viſion daß man zittert ſie könne in Nebel zerfließen.

Eine Beſchreibung zu liefern halte ich daher, weil ſie doch nicht genügen würde, für überflüſſig. Jedermann weiß heute daß das japaneſiſche Volk ſanft, liebenswürdig, artig, fröhlich, kindlich und kindiſch iſt; daß die Haut der Leute aus den untern Klaſſen von der Sonne gebräunt, häufig roth und blau tattuirt iſt und dann ungefähr ausſieht wie die Vaſen von Vieux-Lack; daß alle Männer ohne Unterſchied des Standes ihr Haar am Vorderſchädel raſiren und ein kleines Haarbüſchel ſtehen laſſen welches, an der Wurzel mit einem Bindfaden zuſammengebunden, in zierlichen Schwingungen über dem nackten Scheitel ſchaukelt; man weiß daß ſie im Sommer ſich ihrer Beinbekleidung entledigen, und eine Tunika von Taffſt oder Katun mit dem Fundaſhi ihre ganze Bekleidung bildet. Letzterer iſt ein Lendengürtel den Jedermann vom Mikado bis zum Kuli trägt. Die Kaufleute nehmen in der geſelligen Gliederung eine der unteren Stufen ein. Mehr oder weniger gehört Jedermann einem Klan an der, ſelbſt in verſchiedene Kaſten zerfallend, eine einzige große Familie bildet. Der Daimio iſt ihr Haupt. Er hat ſeine Räthe, Vaſallen, ſeine Samurai oder Zweiſchwertmänner, Reiſige und Knechte. Ein jeder trägt am Rücken und auf den Aermeln ſeines Leibrockes den Wappenſchild ſeines Fürſten oder der Körperſchaft der er angehört: eine Blume oder Buchſtaben in kreisförmiger Einfaſſung. Die Schwerter der Edelleute, das Schreibzeug, die Pfeife und die Börſe die ſie im Gürtel führen, alles dies iſt bekannt. Ebenſo daß wer ſein Leben liebt den Herren Samurai aus dem Wege geht, beſonders wenn ſie im Gefolge ihres Fürſten reiſen, oder vom Sake erhitzt aus einem Theehauſe treten. Weniger

bekannt ſind noch die Reformen welche die gegenwärtige Regierung unternahm und die beginnende Zerſtörung des alten Lehenweſens. Aber die äußere Erſcheinung des Landes hat ſich noch wenig geändert.

Für die Frauen ſchwärmen Alle die über Japan ſchrieben. Eigentlich ſind ſie nicht ſchön. Sie haben unregelmäßige Züge. Die Backenknochen ſpringen zu weit vor. Die großen ſchönen braunen Augen ſind zu ſehr geſchlitzt, und den wulſtigen Lippen fehlt es an Feinheit. Und dennoch gefallen ſie. Wenn nur die jungen Mädchen die entſetzliche Gewohnheit ablegen möchten bei ihrer Vermählung die Augenbrauen auszureißen und die Zähne zu ſchwärzen. Die Abſicht iſt löblich. Sie wollen ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellen, dem Gatten eine Bürgſchaft der Treue geben, das heißt ſich weniger verführeriſch für Andere machend um ſo leichter der Verführung entgehen. Aber, nach wie vor, ſind und bleiben ſie einfach, fröhlich und anmuthig. Eine angeborene Vornehmheit zeichnet dies Geſchlecht aus. Die jungen Autoren, welche ihre Studien über japaniſche Sitten in den Theehäuſern in und um Yokohama gemacht haben rühmen auch ihre große Zugänglichkeit. Wahre Kenner des Landes urtheilen anders. Der Kopfputz der Frauen beſteht aus zwei oder drei großen Haarnbändern welche zwei Nadeln zuſammenhalten. Mehrere Nadeln trägt nur die Kurtiſane. Das Haar iſt dunkelſchwarz und, weil immer ſtark geölt glänzend. Ein Unterrock und eine kurze Jacke mit einer breiten Binde die am Rücken in einem großen Knoten endet bildet den Anzug. Die Fußbekleidung ſind Holzſandalen auf hohen Abſätzen die mittelſt eines ſchmalen durch die Zehen gezogenen Riemens am Fuße befeſtigt werden. All dies iſt ſattſam bekannt durch zahlloſe Beſchreibungen, Kupferſtiche und Photographien.

Aber kein Pinſel, keine Feder vermag die Wirklichkeit wieder-

zugeben. Man muß mit eignen Augen geſehen haben wie die Menge ſich in den Gaſſen bewegt, wie einer dem andern anmuthig zulächelt, wie ſie ſich gegen einander tief verneigen, vor großen Herren auf den Boden werfen, eben ſo behend als würdevoll, nicht niedrig oder kriechend ſondern gleichſam nur in einer Anwandlung von Artigkeit, und weil dies eben die Etiquette vorſchreibt. Wir gehen die Straße entlang deren Reinlichkeit uns auffällt, blicken rechts und links, und bedauern nur zwei und nicht hundert Augen zu beſitzen. Kuli laufen an uns vorüber. Auf ihren athletiſchen Schultern ruht ein dickes Bambusrohr an dem Kiſten oder Waarenballen hängen. Dabei regeln ſie ihre Schritte durch einen eigenthümlichen Geſang oder vielmehr ſie ſchreien im Takt. Der Schweiß trieft von ihren glänzenden, tattuirten Körpern. Den Lendengürtel abgerechnet ſind ſie in dieſer heißen Jahreszeit vollkommen nackt. Auch ſie lachen unaufhörlich, ſchwätzen und ſagen ſich Artigkeiten.

Und die Häuſer! Wer kennt ſie nicht aus den zahlloſen Abbildungen? Viele haben auch ein wirkliches Haus auf der Pariſer Ausſtellung*) in Augenſchein genommen. Aber um ſich einen richtigen Begriff zu machen muß man dieſe kleinen Gebäude an Ort und Stelle und in bewohntem Zuſtande ſehen. Man muß in das Innere blicken, was keine Schwierigkeit bietet, denn ſie ſtehen der ganzen Breite nach gegen die Gaſſe offen. Wie eigenthümlich da Licht und Schatten mit einander koſen. Einrichtungsſtücke gibt es nicht, wohl aber eine ſchöne reine Strohmatte. Im Hintergrund wird das Gärtchen ſichtbar mit ſeinen Zwergbäumchen, die den Rieſen des Waldes ähneln, gleichſam als Greiſe verkleidete Kinder.

Doch ich will nicht beſchreiben. Habe ich ja doch ſelbſt er-

*) Und ſeither auf der Wiener Ausſtellung.

klärt daß weit geübtere Federn als die meinige der Aufgabe nicht gewachsen sind. Alles ist hier neu und seltsam. Wie die tausendfältigen kleinen Bedürfnisse des Lebens, die allen halb oder ganz civilisirten Völkern gemein sind, hier so ganz anders befriedigt werden! Man betrachtet, man prüft, man forscht, meist vergeblich, nach der Erklärung. Das Gesammtbild ist anmuthig, die Zeichnung zierlich, das Kolorit prachtvoll; aber in der Nähe besehen ist es ein ungelöstes Rebus.

Vergessen wir die Europäer nicht. Yokohama ist die Schöpfung der ersten englischen Kaufleute welche gleich nach Abschluß der Verträge*) hieher kamen um in dem bis damals hermetisch verschlossenen Reiche der aufgehenden Sonne ihr Glück zu suchen. Während der brittische Gesandte Sir Rutherford Alcock mit den Ministern des Shogun über die den Europäern abzutretenden Grundstücke verhandelte, hatten sich diese in der Nähe des Fischerdorfes Yokohama**) auf eigene Faust einer verlassenen Stelle am Strande bemächtigt, und dort einige Magazine und Häuser erbaut. Die Oertlichkeit besaß über die von Sir Rutherford empfohlene den bedeutenden Vorzug der leichteren Zugänglichkeit vom Meere her; bekanntlich ist der Golf von Yedo sehr seicht. Auch die japanesischen Minister äußerten sich zu Gunsten des Platzes der, zwischen dem Meere und einem Sumpf, zwischen einem Kanal und einem Flüßchen gelegen, alle natürlichen Vortheile darbot um in ein zweites Deshima, d. h. in ein Gefängniß umgewandelt zu werden. Für Sir Rutherford ein Grund mehr von der Wahl abzurathen; aber am Ende mußte er dem stürmischen Drängen seiner Landsleute und der Macht der Umstände weichen. Heute betrachten die

*) 1858.

**) Yokohama heißt „den Strand entlang".

Reſidenten ſich für vollkommen ſicher, und belächeln die Beſorgniſſe und, ihrer Anſicht nach, zu weit getriebene Vorſicht ihres damaligen Geſandten. Weil in den letzten zwei Jahren kein Fremder mehr in oder bei Yokohama ermordet wurde, glauben ſie ſich geborgen, nicht anders als ob ſie in Charing-Croß oder am Strand wohnten. So iſt aber die menſchliche Natur. War das Wetter durch einen Monat ſchön, ſo glauben Viele es könne nie mehr regnen. Während der langen und glücklichen Friedensperiode zwiſchen den beiden Napoleonen gab es Männer von Einſicht welche meinten der Krieg ſei für alle Zeiten unmöglich geworden. Er vertrage ſich nicht, behaupteten ſie, mit dem Fortſchritte der Civiliſation. Er ſei fortan eine Anomalie, ein überwundener Standpunkt. Wer daran zweifelte war ein Träumer, in den Augen Mancher ein gefährliches Subjekt. In dieſer Gemüthsſtimmung finde ich hier die europäiſchen Reſidenten. Hoffen wir daß die Zukunft den Optimiſten Recht und dem klugen und vorſichtigen Sir Rutherford Unrecht gebe.

Die Stadt war kaum gebaut als ſie ein Raub der Flammen wurde.*) Heute iſt jede Spur des Brandes verſchwunden. Yokohama bildet ein längliches Viereck welches drei große Hauptadern von Oſt nach Weſt, und mehrere Quergaſſen von Süd nach Nord durchziehen. Dem Meere entlang entfaltet der „Bund" ſeine ſchöne Häuſerreihe. Oeſtlich vom europäiſchen liegt das japaniſche Viertel. Dort an der Ecke der Curioſtreet ſteht der Palaſt des kaiſerlichen Gouverneurs. Curioſtreet iſt die Verlängerung von Mainſtreet, und beſitzt ſchöne Kaufläden wo Bronzen, moderne Lackwaaren, Porcellan und andere Kurioſitäten von Eingebornen feil geboten werden. Am Nordende der Stadt gelangt man durch ein von japaniſchen Truppen

*) 20. November 1866.

ſorgfältig bewachtes Thor und über eine Brücke nach dem Dorfe welchem die Stadt ihren Namen entlehnte. Es bedeckt die beiden Abfälle einer ſteilen Anhöhe und ſteigt jenſeits in eine kleine Ebene nieder. Zwiſchen einer doppelten Häuſerreihe biegt die Straße nordwärts um alsbald in den Tokaido, der nach Yedo führt, zu münden. Wer einen aus menſchlichen Weſen jeden Alters und Geſchlechtes beſtehenden Strom von Menſchen ſehen will, der luſtwandle zwiſchen Kanagawa und Kavaſaki. Vor ganz Kurzem noch eine kühne, ja verwegene That; heute ein harmloſes Vergnügen. Dieſer Theil des Tokaido wird veröden, wenn die im Bau begriffene Eiſenbahn nach Yedo vollendet iſt.*) Im Weſten der Stadt, jenſeits des erwähnten Flüßchens, erheben ſich die berühmten Bluffs, eine in das Meer vorſpringende Anhöhe, wo in den letzten Jahren mehrere ſchöne Häuſer entſtanden ſind. Dort ſieht man das unbewohnte brittiſche Geſandtſchaftshotel, das Haus des engliſchen Richters, die Wohnſitze mehrerer brittiſcher und amerikaniſcher Reſidenten und einige fremde Legationen. Die meiſten dieſer Gebäude liegen im Schatten prachtvoller Bäume, und genießen einer reizenden Ausſicht: nordwärts nach dem Vulkan Fujiyama, gen Weſt und Süd nach dem Stillen Weltmeer; oſtwärts nach dem langen, niedern, bewaldeten Vorgebirge und der weißen Häuſerreihe von Kanagawa. Am Fuße der Bluffs ſteht die franzöſiſche Kaſerne, am Scheitel die engliſche. Bekanntlich geſchah es daß während des Bürgerkrieges der japaniſche Gouverneur eines Tages erklärte, er könne nicht länger für die Sicherheit der Europäer bürgen. Da ließ der franzöſiſche Admiral Jaurès ſeine Marinetruppen ausſchiffen und der engliſche Geſandte ein Linienregiment von Hongkong kommen.

*) Sie wurde ſeither dem Verkehr eröffnet.

Dieſe Beſetzung dauert noch fort und hat auch, meiner Anſicht nach, ihre guten Gründe.

Die untere Stadt iſt der Betriebſamkeit geweiht. Dort befinden ſich die großen Banken, die Kontore der Handelsherren, die Bureaux der drei Dampfſchifffahrtsgeſellſchaften, die Waarenlager, die mehr oder minder gut verſehenen Kaufläden und eine Unzahl Trinkbuden.

Man ſieht, es hat an Anſtrengungen nicht gefehlt um die kaum entſtandene Faktorei zum Range einer großen Handelsmetropole zu erheben. Indeß ſind die Anzeichen einer Stockung augenfällig. Schwieriger dürfte es ſein die Urſachen zu ergründen. Jedenfalls ſind hier, wie in China, die ſchönen Tage der raſchen und fabelhaften Gewinne, wohl für immer, vorüber. Bis zu einem gewiſſen Grade erklärt ſich dies durch das fortwährende Zuſtrömen europäiſcher und amerikaniſcher Kaufleute, durch die Errichtung ſo vieler neuer Handelshäuſer und durch die ſtetige Zunahme der chineſiſchen Mitbewerbung. Hiezu treten die natürlichen Schwankungen des Handels, und, ausnahmsweiſe, der Rückſchlag der kriegeriſchen Ereigniſſe in Europa. Demungeachtet nimmt der Verkehr mit Europa im Ganzen zu; aber ſeit zwei Jahren machen die Engländer weniger Geſchäfte. Von allen Seiten höre ich klagen. Begreiflich genug. Man hat ſich nicht zu den Antipoden verbannt und den Gefahren des Klima's ausgeſetzt, um viel zu arbeiten und wenig zu gewinnen. Beſſer, man wäre zu Hauſe geblieben. Man hatte ein ungeheures Vermögen in kurzer Zeit zu erwerben gehofft. Jetzt kommt die Enttäuſchung. Daher die üble Laune.

Natürlich enthalte ich mich des Urtheils über einen mir nicht völlig bekannten Gegenſtand. Aber ich fürchte die Berechnungen und roſigen Ausſichten mancher fremder Kaufleute fußen auf Vorausſetzungen welche eine genauere Kenntniß der

Hilfsquellen dieſes Landes nur wenig rechtfertigen würde. Das japaniſche Volk ſcheint glücklich und zufrieden mit der Lage in der es ſich befindet oder, beſſer geſagt, bis in die letzte Zeit befand. Elend iſt beinahe unbekannt, aber ebenſo auch Ueberfluß. Die einfachen Sitten, die große Frugalität, die Unbekanntſchaft mit Bedürfniſſen welche Europa befriedigen könnte und möchte, ſind, meiner Anſicht nach, eben ſo viele Hinderniſſe eines großartigen Austauſches zwiſchen europäiſchen und japaniſchen Erzeugniſſen. Der hierländiſche Thee findet in Europa keinen Abſatz, und, ſeit die beſten Eier des Seidenwurmes von lombardiſchen Handelsreiſenden aufgekauft werden, haben die japaniſchen Seidenſtoffe an Qualität bedeutend verloren. Bleiben die zu eröffnenden Bergwerke welche vielleicht Schätze liefern werden. Aber in ihrem heutigen Zuſtande ſind weder Volk noch Land reich. Mit Ausnahme der engliſchen Katune, fühlen die Bewohner kein Bedürfniß nach europäiſchen Induſtrieartikeln; keinenfalls wären ſie im Stande dieſe zu bezahlen. All dies kann ſich ändern, aber nicht von heute auf morgen. Generationen werden vorübergehen, bevor ſolche Träume ſich verwirklichen laſſen. Die jetzigen Miniſter verfolgen das Ziel mit Rieſenſchritten. Kann die Nation, ſelbſt wenn ſie wollte, was noch zu beweiſen iſt, in dieſem Tempo vorwärtsſtürmen? Ich bezweifle es. Die europäiſchen Kaufleute hoffen es, weil ſie es wünſchen; ſie begrüßen die Reformen mit lautem Beifall, weil ſie ſie auszunutzen gedenken. Aber beſonnene, in ſolchen Fragen bewanderte Männer fürchten daß dieſe unvorbereiteten, voreiligen und koſtſpieligen Neuerungen für das Land, ſtatt es zu bereichern, eine Quelle der Verarmung werden dürften, und daß der, heute ſehr beträchtliche, Handelsverkehr mit dem Auslande bereits ſeinen äußerſten Höhenpunkt erreicht habe.

Die amtlichen Tafeln für das Jahr 1870 weiſen eine be-

trächtliche Zunahme des auswärtigen Handels nach. In runden Ziffern beträgt die Einfuhr in den fünf offenen Häfen einunddreißig, die Ausfuhr über fünfzehn, somit der Gesammtverkehr, zwischen Japan und dem Auslande über sechsundvierzig Millionen Dollar.

Die Analyse dieser Tabellen zeigt eine nicht unbedeutende Verminderung des Verkehrs mit England und eine kleine Zunahme des französischen Handels.

Die fremde Schifffahrt hat zu-, die englische abgenommen. Dies erklärt sich dadurch daß seit einem Jahre fast die gesammte Küstenfahrt durch die Dampfer der Pacific-Mail-Company versehen wird. Die Bedeutung der verschiedenen Flaggen nach dem Tonnengehalt läßt sich durch nachstehende Reihenfolge darstellen: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen und Holländer. Die deutschen Schiffe verführen als Fracht meist englische und Schweizerprodukte, und nur wenige deutsche. Selten kommen sie aus deutschen Häfen; und treiben bis jetzt hauptsächlich die Küstenfahrt zwischen Yokohama, Hiogo, Nagasaki und Shanghai. Aber ihre Flagge weht auf allen chinesischen und japanischen Meeren, und in allen, selbst in den entlegensten Häfen dieser beiden Reiche. Zu Wasser und zu Land steigt und verbreitet sich die Thätigkeit der Deutschen. Neben den Chinesen sind sie die gefährlichsten Nebenbuhler des brittischen Handels und der brittischen Schifffahrt. Die, viel minder zahlreichen, französischen Schiffe immer mit französischen Erzeugnissen beladen kommen fast alle aus Frankreich und kehren dahin zurück. In allen Geschäften richtet man sich nach den Notirungen von London und Liverpool. Diese beiden Plätze reguliren namentlich den Seidenhandel Eine bedeutende Menge japanischer Seide die für französische Spinnereien bestimmt ist geht an Bord der Messageries maritimes nach Marseille, von

wo sie durch Frankreich nach London und Liverpool versandt wird. Dort versieht sich der Lyoner Fabrikant mit seinem Bedarf. Japan kauft nur englische Waare: Birmingham und Manchester Goods. Die Amerikaner führen aus Californien und Oregon Bauhölzer und Mehl ein, und laden, als Rückfracht, Thee welcher in den pacifischen Staaten in immer steigenden Quantitäten konsumirt wird.

Ihrem äußeren Anstriche nach bietet die untere Stadt wenig Aehnlichkeit mit den großen Industrie- und Handelsplätzen Europa's und Amerika's. Keine dampfenden Essen, kein Gedränge von Fußgängern und von Fuhrwerken aller Art. Häuser und Menschen sehen ruhig, respektabel und ein wenig ländlich aus. Die Wohnungen sind dem Klima angepaßt worden, haben aber sonst ihren englischen Anstrich bewahrt. Ueber die Dächer ragen Baumwipfel empor. Die Straßen beleben sich Morgens und Abends, ein paar Stunden vor Sonnenuntergang, das heißt wenn man nach oder aus dem Kontor geht. Eine willkommene Unruhe zeigen die Gassen auch um die Mitte des Tages. Um diese Zeit schließen sich Wechselstuben und Kaufläden. Alles eilt zum Tiffin das hier wie in China und Indien das Hauptmahl bildet; das Diner ist eine Ceremonie. Harte Arbeit kommt nur an den Posttagen vor wenn die großen Dampfer ein- oder auslaufen. Im gewöhnlichen Leben hat man um vier Uhr sein Tagewerk vollendet und denkt nur mehr auf Unterhaltung. Die jungen Leute werfen die Feder weg, und besteigen ihr Pferd oder ihr Kanoe. Die Mode will daß die Gentlemen ihr langes, schmales Boot selbst über die Straße tragen und flott machen. Dann wird zum Ruder gegriffen, und flugs sind sie uns aus den Augen entschwunden. Unter allen Himmelsstrichen liebt der Engländer athletische Spiele: das Zusammenwirken von Muth, Behendigkeit und Kraft. Um

dieſe Stunde beginnt ſich der Bund zu beleben. Aus den Nebenſtraßen biegen Fuhrwerke ein: Gig und Phaeton, die in Hongkong gebaut und mit kleinen auſtraliſchen oder philippiniſchen Pferden beſpannt ſind. Darin ſitzen elegante Damen oder junge Ehepaare, denn Alles iſt hier jung, und Alles bewegt ſich jetzt in der Richtung der Bluffs, fährt den ſteilen Weg hinan, dann oben dem Race-Ground entlang der in keiner brittiſchen Anſiedelung fehlt; erreicht endlich die neue Straße die über bewaldete Höhen, zwiſchen ſmaragdgrünen Reisfeldern und Bambushainen nach der Bai von Miſſiſſipi hinabführt. Allenthalben begegnen wir engliſchen und franzöſiſchen Officieren, weiß gekleideten und beſchuhten Gentlemen mit dem weißen, indiſchen Katunhelm bedeckt, alle auf Ponies reitend oder auf hohen engliſchen Pferden, den letzten Veteranen des chineſiſchen Krieges. Es iſt ein bewegtes, anmuthiges Bild; das Schönſte dabei iſt aber der Hintergrund, die Landſchaft und, in dieſer Jahreszeit, die unvergleichlichen Sonnenuntergänge: der Himmel karmeſin, darauf einzelne große, geballte, tiefblaue Wolken; das lange niedere Vorgebirge von Kanagawa mit perlfarbigen Tönen übergoſſen; auf dem violetten Meer mit dem Purpurſchimmer, die blaßſchwarzen Silhouetten der Schiffe und Djonken, die einen an ihrem Anker ſchwankend, die andern lautlos gleich Geſpenſtern dahingleitend.

Die Engländer bilden die große Mehrzahl der Reſidenten; nach ihnen kommen die Amerikaner, Deutſche und Franzoſen. Italien wird durch die Graineure vertreten die im Sommer ankommen und im Herbſt abreiſen. Wenig zahlreich ſind die Frauen. Im letzten Winter hatten Sir Harry und Lady Parkes auf einem Balle deren dreißig vereinigt, und noch ſpricht man von dem Ereigniß. Auf einer Soirée welche in dieſen Tagen den Officieren des engliſchen Regiments bei ſeinem Ab-

marſche gegeben ward, bewunderte ich die eleganten und friſchen Toiletten der jungen Damen und noch mehr ihren heroiſchen Muth bei 30° R. zu tanzen.

In der europäiſchen Stadt ſieht man viele Eingeborne und Chineſen die im Dienſte der Fremden ſtehen. Der ſo wichtige Poſten eines Comprador (Einkäufer, Haushofmeiſter, in den Banken Zahlmeiſter) wird ſtets von Chineſen verſehen. Ueberhaupt gewinnen letztere mit jedem Jahre an Bedeutung. Man zieht Diener dieſer Nation den Japanern vor. Die Japaner, ſagte mir ein alter Reſident, haben einſt von den Chineſen die Civiliſation, die Religion und ſelbſt die Schriftzeichen angenommen. Jetzt ahmen ſie die Europäer nach. Sie fühlen ein Bedürfniß nachzuahmen und ſich nach dem Vorbild Anderer umzumodeln. Es liegt dies in ihrer Natur. Man vergleiche nur japaniſche und chineſiſche Diener. Die erſteren beobachten die Gewohnheiten ihres Herrn, und fügen ſich in dieſelben mit merkwürdiger Leichtigkeit. Nur darf man ſie nicht ihren eigenen Eingebungen überlaſſen, denn es ſind ſchwache Köpfe. Dagegen bleibt der Chineſe überall Chineſe; er beobachtet und ahmt weniger nach; aber was er thut iſt wohlgethan, beſonders wenn man ihm geſtattet nach ſeinem eigenen Urtheile zu handeln. Der Japaner, vorausgeſetzt daß man ihn nicht von den Vorſchriften der landesüblichen Etiquette entbindet, iſt ſanft, fröhlich und dem Herrn anhänglich. Läßt ihn letzterer prügeln, ſo thut das ſeiner Ergebenheit keinen Eintrag. Das Bambusrohr ſchmerzt, aber es entehrt nicht; der Vater hat ſeinen Sohn gezüchtigt. So wird hier die körperliche Strafe aufgefaßt. Behandelt man aber dieſe Leute wie europäiſche Diener, ſo werden ſie über die Maßen zuthulich, grob und unausſtehlich. Der Chineſe empfindet für den Europäer dem er dient keine Zuneigung. Er iſt ſtolz, rachſüchtig und ſehr empfindlich, dabei

aber äußerſt artig. Bei der geringſten Bemerkung kündigt er den Dienſt auf, gewöhnlich unter dem Vorwande ſeine Mutter ſei erkrankt, oder indem er in den ehrerbietigſten Ausdrücken und mit einem gewiſſen unheimlichen Lächeln erklärt die beiderſeitigen Charaktere ſtimmen nicht zuſammen. Jedenfalls geht er; nichts vermag ſeinen Entſchluß zu ändern.

In einer der großen Straßen ſieht man, hinter einer niederen mit dem Kreuzeszeichen geſchmückten Mauer, eine ſchöne Kirche von mäßiger Größe. Vor dem Portale ſteht die Statue der Jungfrau, auf der rechten Seite des Vorhofes ein niederes Haus, die beſcheidene Reſidenz des apoſtoliſchen Delegaten Mgr. Petitjean und ſeiner Vikare, ſämmtlich Prieſter der Miſſions étrangères de Paris. Apoſtoliſcher Eifer hat dieſe frommen Männer nach dem fernen Geſtade geführt. Aber die Landesgeſetze, die eiferſüchtige Wachſamkeit der japaniſchen Behörden, der Haß gegen das Chriſtenthum welchen die Neuerer des Tages bewahrt haben, die ſchuldige Rückſicht auf die Wünſche des diplomatiſchen Korps welches Konflikte und Verwickelungen vermeiden will, haben bis jetzt die Ausübung ihrer Miſſion vereitelt. Sie ſind Hirten ohne Heerde, ausgenommen einige wenige katholiſche Reſidenten welche ſich zuweilen erinnern daß ſie Chriſten ſind, und die franzöſiſchen und irländiſchen Matroſen welche dies nie vergeſſen. In dieſem Augenblicke ſchmachten Tauſende von verfolgten Chriſten nach den Tröſtungen der Religion; aber dieſe guten Väter können ſie nicht reichen. Sie beten alſo und warten; vervollkommnen ſich in der Kenntniß der Sprache, der Geſchichte, der Sitten des Landes, verſprechen ſich viel von der bevorſtehenden Reviſion der Verträge, hegen die vielleicht nicht leere Hoffnung daß der Tag herannahe an welchem ſich Japan nicht nur dem europäiſchen Handel ſondern auch den Wahrheiten des Chriſtenthums erſchließen werde.

Alles in Allem, iſt Yokohama ein bedeutender Platz. Man arbeitet hier aber nicht zu viel. Die Thätigkeit iſt nicht, wie in den großen Handelsplätzen Amerika's, eine fieberhafte und aufreibende. Es bleibt hinlängliche Zeit um auszuruhen, um ſich zu zerſtreuen, um des lieben Vaterlandes, nie ohne Wehmuth und Sehnſucht, zu gedenken. Nicht vierundzwanzig Stunden hat der Ankömmling in Yokohama verweilt, ohne zu entdecken daß Jedermann am Heimweh leidet. Man arbeitet wie geſagt und man unterhält ſich, jeder nach ſeiner Art. Unter der Sphäre des Gentleman befindet ſich die Schichte der Rowdies, beſſer gezügelt als im amerikaniſchen far West wenn gleich lärmend genug in den zahlreichen Billardſälen und Trinkſtuben Yokohama's. Aber Alle, hoch und niedrig, ſehnen ſich nach der Heimath. Spricht man ihnen von Altengland, ſo zieht eine Wolke über ihre Stirne. So iſt der Menſch. Immer und überall ſucht er in der Zukunft das Glück ſtatt es zu erfaſſen in der günſtigen Stunde der Gegenwart. Das Leben in den fernen Gegenden entwickelt dieſe Seelenſtimmung. Zwiſchen der Sehnſucht nach dem was man verließ und der Hoffnung deſſen ſtehend was die Zukunft bringen ſoll, verbringt man die Zeit in Unruhe und Zweifel. Die ſo wirklich reich geworden ſind, und ſie machen die Ausnahme, verlaſſen mit Freuden das Land der Verbannung in dem ſie die ſchönſten Jahre ihres Lebens verloren. Sie gehen heim. Sie ſind homeward bound! Welche Muſik in den beiden Lauten! Die Zurückbleibenden antworten mit einem Seufzer. Ich glaube aber, die ſchönſte Zeit dieſer glücklichen Sterblichen iſt die Heimreiſe. Es iſt eine Zeit ſüßer Täuſchung. Kaum angekommen unter dem grauen Himmel, in der Nebelatmoſphäre des Vaterlandes, ſehnen ſie ſich nach der japaniſchen Sonne zurück, nach den ſchönen Cedern die ihr Haus auf den Bluffs oder am Bund beſchatteten, nach

der zahlreichen Dienerſchaft, nach der Arbeit, der Thätigkeit, der Aufregung ihres dortigen Daſeins. In Yokohama waren ſie Jemand, mindeſtens galten ſie für einen Landesgouverneur, einen Chi-fu-Chi. In England ſind ſie Niemand, nobody. In Japan litten ſie am Heimweh, in England leiden ſie am Japan-weh. Wäre ihr Leben wieder zu beginnen, würden ſie wohl das Glück bei den Antipoden ſuchen?*)

II.

Yoſhida.

Vom 3. zum 14. Auguſt.

Japan, mit Ausnahme der Trade-Ports und der Städte Yedo und Ôſaka, noch immer den Fremden verſchloſſen. — Wie man im Innern reiſt. — Uebergang über die Odawara. — Die Bäder von Miyanôſhita. — Die Fujiyama-Pilger. — Im Tempel von Yoſhida. — Der Engpaß von Tori ſawa. — Hachôji. — Rückkehr nach Yokohama.

Die Verträge haben Japan nicht eröffnet. Nur in den fünf Häfen, welche die Engländer Trade- oder Treaty-Ports nennen, Yokohama, Hiogo (Kobe), Nagaſaki, Niigata und Hakodate und in den beiden Großſtädten (fu) Yedo und Ôſaka iſt den Europäern Handel und Niederlaſſung geſtattet. Das übrige Land bleibt nach wie vor hermetiſch verſchloſſen. In der Umgebung eines jeden Vertragshafens iſt ein kleines Gebiet von einigen Quadratmeilen dem Zutritte der Fremden geöffnet. Die Grenz-pfähle tragen in japaniſcher und engliſcher Sprache die Inſchrift:

*) Laut Bericht des Sir H. Parkes vom 29. April 1871 reſidirten damals in Japan: 782 Engländer, 229 Amerikaner, 164 Deutſche, 158 Franzoſen, 87 Holländer, 166 Europäer anderer Nation, im Ganzen 1586.

Vertragsgrenzen. Jenſeits beginnt das verbotene Land. Den Häuptern der Geſandtſchaften und den Generalkonſulen allein haben die Verträge das Recht geſichert im Innern zu reiſen. Für alle andern Fremden wird das Verbot ſtrenge aufrecht erhalten. Nur zum Beſuche der Heilquellen von Miyanôſhita und Atami und zur Erſteigung des Fujiyama geſtattet man Privaten die Bewilligung auf beſonderes Verlangen der Geſandtſchaften. In ſolchen Fällen wird der Reiſende von untergeordneten Officieren begleitet und überwacht. Man nennt ſie in Yokohama gewöhnlich, aber wie man mir ſagt irrthümlich, Yakunin, ein Name der höher ſtehenden Officieren gebührt. Die entfernteſten Punkte welche der Fremde in Folge ſolcher Ermächtigung beſuchen kann ſind Subaſhiri, am Fuße des Fujiyama, fünfzig Meilen, und Atami, ungefähr ſechzig Meilen von Yokohama entfernt. Bei der bevorſtehenden Reviſion der Verträge *) wird die Abſperrung Japans wahrſcheinlich zur Sprache kommen. Wenn die Geſandten die Miniſter über dieſe heikle Frage ſondiren, erhalten ſie gewöhnlich die Antwort: So lange die Samurai (aus der Kriegerkaſte) bewaffnet ſind müſſe im Intereſſe der Fremden das Verbot aufrecht erhalten werden, da letztere ſonſt der größten Lebensgefahr ausgeſetzt wären; die Frage der Entwaffnung ſei aber eine innere Angelegenheit welche ſie mit fremden Geſandten nicht verhandeln dürfen. Hinter dieſer Schlußfolgerung verſchanzt man ſich. Die Entwaffnung **) der Samurai ſei eine Revolution; den Fremden die Reiſen im Innern geſtatten, ſo lange die Samurai nicht entwaffnet ſeien, hieße neue Mordthaten hervorrufen. Wie viele wurden bereits

*) Sie ſoll 1873 ſtattfinden.

**) Dieſe Maßregel wurde während meiner Anweſenheit angeordnet, aber nur ſehr unvollſtändig ausgeführt. Nach den neueſten Nachrichten zeigen ſich die Samurai wieder bewaffnet.

ſogar auf dem den Fremden zugänglichen Gebiete begangen? Was würde erſt im Innern des Reiches geſchehen? Gegen dieſe Schlußfolgerung läßt ſich nichts einwenden.

Sind heute die Reiſen im Innern mit Gefahr verbunden? Hierüber vernahm ich verſchiedene Meinungen. In den diplomatiſchen Kreiſen gefällt man ſich zur Stunde darin, Menſchen und Dinge in Japan von der Glanzſeite zu betrachten. Fortſchrittsmänner, die ſich für Freunde der Fremden ausgeben, ſind an der Gewalt. Man will ſie ſchonen, gewinnen, vielleicht ſogar ermuthigen auf der betretenen Bahn weiter zu ſchreiten. Man iſt nicht abgeneigt, innerhalb gewiſſer Grenzen, ihnen die Erreichung ihrer wohlwollenden und aufgeklärten Abſichten zu erleichtern. Allerdings, die Liſte der ermordeten Fremden iſt lang; ſie flößt Entſetzen ein, wenn man die Menge der Opfer vergleicht mit der geringen Zahl der Reſidenten. Aber in der letzten Zeit, ſagt man, ſind ähnliche Blutthaten nicht mehr vorgekommen; und wenn, im Jänner dieſes Jahres zwei Samurai denen ein dritter zufällig vorübergehender beiſprang, zwei Engländer (im japaniſchen Dienſte) auf offener Straße in Yedo niederhieben, ſo haben die beiden Herren dies Mißgeſchick ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Was hatten ſie Nachts auf der Straße zu thun? noch dazu in Begleitung einer Frau, und ohne die Wächter deren ſie ſich um allein zu ſein durch eine Liſt entledigt hatten? Gewiß, Sir Rutherford erzählt in ſeinem Buche mit Recht daß wer einem mit ſeinem Gefolge reiſenden Daimio begegnet ſich in äußerſter Lebensgefahr befindet; aber erſtlich reiſen jetzt die Daimio häufiger zu Waſſer als zu Lande, und dann ſind die Samurai nicht mehr ſo ſchlimm als ſie waren. Sie beginnen ſich zu civiliſiren. — Und der Mordanfall in Kiyôto auf Sir Harry Parkes, als er von ſeinen Ordonanzen und brittiſchen Soldaten umgeben nach dem Palaſte des Mikado

zog! — O, seither sind drei Jahre verstrichen. Die Zeiten haben sich geändert. — Mit Einem Worte, in den Gesandtschaftskanzleien will man an keine Gefahr glauben.

Die meisten Residenten in Yokohama theilen diese Meinung. Einige haben mir allerdings ihre Unkenntniß der Zustände im Innern eingestanden. Auch die katholischen Missionäre, so wohl unterrichtet in andern Ländern des äußersten Ostens, besonders in China, konnten mir keine Auskunft geben. In Einem stimmen jedoch Alle überein: das Volk ist gutmüthig, freundlich und wohlwollend. Den Zweischwertmännern gehe man aus dem Wege. Das Uebrige weiß man nicht. Gar Vieles ist noch unbekannt. Ein dichter Vorhang verhüllt das Innere. Den Vertretern der Großmächte mag es gelingen diesen Schleier hie und da ein wenig zu lüften, aber die Erkundigungen sind unsicher und lückenhaft; überdies haben sich alle Gesandtschaften, mit Ausnahme der englischen die sich in Yedo befindet, in Yokohama niedergelassen. Auch machen die Umstände den Gesandten Zurückhaltung zur Pflicht. Sie können die Gefahren der Reisen im Innern nicht allzu sehr betonen, ohne die Bewohner der Faktorei in Yokohama in Unruhe zu versetzen; sie dürfen aber auch nicht die wirkliche oder vermeintliche Sicherheit zu laut preisen, denn hieße dies nicht die dem Angelsachsen angeborne Lust an Abentheuern reizen, ihn mittelbar zu lebensgefährlichen Unternehmungen anspornen, die Verantwortlichkeit für die etwaigen blutigen Folgen auf sich selbst laden? Sie schweigen daher. Aber in ihren Kanzleien, überhaupt in den officiellen, diplomatischen und Konsular-Kreisen, herrscht Vertrauensseligkeit.

(3. August.) Der niederländische Gesandte Herr van der Hoeven hatte mir vorgeschlagen mich ihm auf einem Ausfluge nach dem Fujiyama anzuschließen. Eine kostbare Gelegenheit

die noch wenig bekannten Gegenden im Norden und Osten des Vulkans zu besuchen. Wir sind sechs Reisegefährten, darunter Herr Kempermann, ein trefflicher Japanologe und Dolmetsch der Gesandtschaft des Norddeutschen Bundes.

Alle Vorbereitungen sind getroffen, die Befehle der Regierung an die Ortsbehörden durch Eilboten abgefertigt; der Koch im Kangho, die Mundvorräthe, Küchengeräthe und Betten auf den Schultern einer gehörigen Anzahl von Kuli seit gestern unter Weges. Heute Morgens, um fünf Uhr, bei dem herrlichsten Wetter aber schon zu dieser frühen Stunde bei sengender Sonne, besteigen wir einen Char-à-bancs der uns auf dem Tokaido bis zum Flusse Odawara bringen soll. Bis dorthin ist nämlich die Heerstraße fahrbar. Jenseits wird zu Fuß, zu Pferd, zu Kangho gereist. Unsere Schutzengel, die Yakunin, reiten auf magern kleinen Kleppern neben und vor dem Wagen her. Kaum haben wir Platz genommen als ein jeder, mich ausgenommen da ich immer unbewaffnet reise, seine Pistolen, Jagdgewehre oder Hirschfänger prüft. Der junge Herr neben mir zieht einen gewaltigen Revolver aus der Tasche. Die Art wie er ihn handhabt beweist daß er besser mit der Feder als mit Mordwerkzeugen Bescheid weiß, und zum ersten Male auf diesem Spaziergange um die Welt zittere ich für mein Leben.

Der Tokaido ist, wie immer, belebt. Fast ohne Unterbrechung folgen sich die Reisenden zu Fuß, zu Norimon, zu Kangho, Weiber, Kinder, Zweischwertmänner, glatt geschorene Priester, von Zeit zu Zeit ein Eilbote. Wie die meisten Männer in dieser Jahreszeit trägt er als einzige Bekleidung den Lendengürtel, auf dem Haupt einen großen tellerförmigen Hut, auf der Schulter ein langes dünnes Bambusrohr, von dessen Enden, hier seine Briefschaften dort sein leichtes Reisegepäck herabhängen. Mit anmuthiger Behendigkeit hüpft er an uns

vorüber; kaum daß die kleinen mit Strohſandalen beſchuhten Füße den Boden berühren. Im Ganzen eine olympiſche Erſcheinung, Gott Merkur; in Wirklichkeit ein armer Teufel im Dienſte eines Daimio, oder der Regierung oder der Poſtverwaltung, denn es gibt eine Briefpoſt der man ſogar muſterhafte Regelmäßigkeit nachrühmt. Unſere Yakunin ſind hübſche Burſche; unter ihrem breitkrämpigen ſchwarzlackirten Papierhut, in dem weiten Seidengewande ſehen ſie ſchmuck und ſtattlich aus. Zu beiden Seiten der Straße folgen ſich Dörfer, Häuſer und Kaufläden in faſt ununterbrochener Reihe. Dazwiſchen Gärten und einzelne Baumgruppen. Um halb acht Uhr langen wir in der Tempelſtadt Fujiſawa an. Die Gegend iſt reizend: Anhöhen die mit kleinen Thaleinſchnitten wechſeln; letztere abgeſchloſſen durch die Berge und gegen die Straße geöffnet; Alles, Berge, Thäler, Schluchten mit dem ſaftigſten Grün übergoſſen. Reisfelder beginnen in der Niederung, ſteigen dann von Terraſſe zu Terraſſe, von Schlucht zu Schlucht den Grath hinan welchen prachtvolle Bäume krönen: Pinien, Kryptomerien, Bambus, japaniſcher Lorbeer.

Das Frühſtück wird in einem großen Theehauſe eingenommen. Die Neſan, Fräulein, d. h. proſaiſch geſagt, Kellnerinnen, welche alle Reiſebeſchreiber zu verherrlichen pflegen, kauern um uns am Boden, und obgleich hier die Erſcheinung von Europäern keine Seltenheit mehr iſt, ſo füllt ſich doch das geräumige Haus mit Neugierigen. Um halb zehn Uhr wird aufgebrochen. Eine Stunde ſpäter überſchreiten wir die Vertragsgrenze, fahren durch den großen Flecken Oiſo, und erreichen gegen Ein Uhr das Ufer des Fluſſes. Jenſeits zeigt ſich die Reſidenzſtadt des Daimio von Odawara.

Hier ſpringen wir aus dem Marterkarren, und ein jeder legt ſich rücklings auf ein Brett. Zwei Oeffnungen am Rande

geſtatten dem Reiſenden ſich mit den Händen feſtzuhalten. Dies geſchehen, laden vier nackte Kerle die Bahre auf die Schultern, und ſtürzen ſich ſofort in den Strom. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung ſehe ich wie das Waſſer ihnen bis an die Schultern reicht. In der Mitte des Fluſſes reißt ſie die Strömung mit ſich fort, aber glücklich genug verliert keiner den Boden unter den Füßen. Die Ufer ſcheinen zu fliehen wie auf einer Flußſchifffahrt. Wir nähern uns dem Meere, und ſchon fällt der Donner der Brandung in den Geſang der Kuli ein. Auch hier verleugnet ſich das heitere Naturell dieſer Leute nicht; obgleich vollauf beſchäftigt, betrachten ſie uns von Zeit zu Zeit mit neugierigen Blicken, und brechen dann in ein gutmüthiges Gelächter aus. Wo lacht der Japaner nicht? Wir ſelbſt finden unſere Lager minder ſpaßhaft. Mit Leibeskräften klammern wir uns an die ſchwankenden Bretter. Eine eigenthümliche, phantaſtiſche Scene! Endlich erreichen die Männer das jenſeitige Ufer, und laden uns am Strande ab. Noch einige Schritte, und wir ſind in Odawara. Am Eingange der Stadt empfangen uns der Ortsvorſtand und ſeine Adjunkten in vollem Staat, verrichten den Kow-Tow und geleiten uns in feierlichem Zuge nach einem großen Vorhaus wo Herrn van der Hoevens geſtern vorausgeſandter Koch den Tiffin bereitet hat. Seit vorigem Jahre wurde Odawara mehrmals von Yokohama-Reſidenten beſucht; dennoch iſt die Ankunft weißer Menſchen noch ein Ereigniß, und wir haben daher Mühe uns der Neugierigen zu erwehren. Nach Tiſche bringt ein Mann eine ſchöne Lackſchachtel die, in vier Fächer getheilt, blauen, rothen, ſchwarzen und weißen Sand enthält. Er ſtreut ihn auf den Boden wie der Landmann den Samen auswirft, und ſiehe da, es entſtehen farbige Zeichnungen, Blumen, Ornamente, Vögel, am Ende erotiſche Gegenſtände die an Pompei

erinnern. Frauen und Mädchen lachen mit, was uns keinen hohen Begriff gibt von weiblicher Sittſamkeit im Reiche der aufgehenden Sonne. Aber bewundernswerth iſt die Geſchicklichkeit des Geſellen: korrekte Zeichnung, ein merkwürdiger Farbenſinn, dazu die wunderbare Behendigkeit des Mannes und das eigenthümliche Verfahren! Indem ich ihm aufmerkſam zuſehe, glaube ich einen Einblick zu gewinnen in das Weſen der japaniſchen Kunſt.

Um vier Uhr Aufbruch, diesmal zu Pferde. Bis hieher ſind wir weſtwärts gereiſt. Jetzt wenden wir uns gegen Norden. Der Weg zieht am rechten Ufer des Waldſtromes hinan, gewährt einen Blick auf das von hundertjährigen Bäumen beſchattete Schloß eines Daimio, wird allmälig immer ſteiler, und ſchlängelt ſich dann das Berggelände hinauf. Eine üppige Vegetation bedeckt die Höhen vom Fuße bis zum Scheitel.

Ein beſonders reizendes Landſchaftsbild gewährt das kleine, in einer Schlucht gelegene Dorf Yumoto. Hier verlaſſen wir die Heerſtraße nach Kiyôto, erreichen auf ſchmalen Pfaden, und über gebrechliche Brücken und Stege, zwiſchen bemooſten Felsblöcken und dunklen Baumgruppen fortwährend ſteigend, gegen ſieben Uhr Abends bei Einbruch der Dämmerung, den Badeort Miyanôſhita.

Entfernung von Yokohama vierzehn Ri oder fünfunddreißig engliſche Meilen.

(4. und 5. Auguſt) Miyanôſhita*) beſteht aus einem Tempel, Mia, und einer Gruppe von Häuſern welche über einander emporragend theils in die Felswand gekeilt, theils über den Ab-

*) Wörtlich: Unter dem Tempel.

hang einer gen Norden offenen Schlucht verſtreut ſind. In letzterer Richtung ſtreift der Blick längs den öſtlichen Abfällen eines Hügelzuges hin; ringsum ſieht man nichts als Berge, ganz bedeckt mit Kryptomerien, anderem Nadelholze, Ahorn und Eichen. Alles iſt grün außer die grauen Hausdächer, die rothen Pilaſter welche ſie tragen, und die weißen Papierwände. Die Gaſſen ſind in den Granit gehauene Stufen. Die Gärtchen welche die meiſten Häuſer umgeben ſteigen terraſſenförmig in die Schlucht hinab. Kleine Waſſerfäden bilden kleine Kaskaden, beſchattet von kleinen Eichen, kleinen Cedern, kleinen Tannen mit künſtlich gekrümmten Aeſten. Kleine aus Einem Steine beſtehende Brücken führen über kleine Gießbäche. Gegen den Geſchmack der Anlagen ließe ſich Manches einwenden; man möchte ſagen Kinder haben ſie gezeichnet, aber Kinder mit ſinnreicher Phantaſie; das Ganze macht einen harmoniſchen Eindruck. Ich ſtehe auf dem Balkon und blicke in einen dieſer Gärten hinab. Er ſieht aus wie ein Park. Nun tritt aber ein Theemädchen ein, die höher iſt als die höchſten Cedern. Das ſtört die Täuſchung, man merkt nun daß der Garten nichts Anderes iſt als ein Spielzeug, allerdings ein überaus reizendes.

Der Ortsvorſtand hat uns in den beſten Gemächern des beſten Wirthshauſes untergebracht. Eine Familie von Eingebornen mußte uns weichen. Ich haſſe ſolche Machtſprüche der löblichen Behörden; aber da es nun einmal geſchehen, nehme ich, wie die Andern, von meinem geräumigen Zimmer Beſitz. Die Vertriebenen fügen ſich übrigens in ihr Schickſal und lächeln uns freundlich zu. Das Theehaus, eigentlich ein großes Hotel, beſteht aus mehreren abgeſonderten Pavillons. Der Gang der ſie verbindet geſtattet einen Blick in das häusliche Leben der Japaner. Faſt alle Anweſenden ſind Badegäſte. Am

Ende des Korridors befindet ſich die allgemeine Badeſtube. Man ſitzt traulich beiſammen und begießt ſich abwechſelnd mit heißem und kaltem Waſſer; dann geht ein jeder in ſein Zimmer das in der Regel offen ſteht.

Dort läßt man ſich von einem Blinden oder, wenn man eine beſitzt, von ſeiner Frau kneten. So ſah ich einen dicken Herrn auf der Matte ausgeſtreckt; er rauchte und las, während die Frau, neben ihm kauernd, die breiten Schultern des Gemahls ſtundenlang mit ihren hurtigen, länglichen, feinen Fingern bearbeitete. Die Tochter, ein hübſches Mädchen mit reizendem Kopfputze und geſuchter Toilette, ſpielte dazu auf der Laute. Von Zeit zu Zeit krochen Diener auf allen Vieren in das Gemach um Thee aufzutragen oder die Pfeife des Familienvaters zu ſtopfen. Letzterer iſt, wie ich höre, ein hochgeſtellter Bureaukrat aus Yedo.

In einem anderen Zimmer ſitzen unſere Yakunin im Kreiſe auf den Ferſen, rauchen, ſingen und ſchwätzen mit den Neſan. In der Küche wird fleißig gekocht; Weiber und Mädchen überwachen die Töpfe am Feuer, und zerſchneiden lebendige Fiſche in Scheiben. Alles geſchieht methodiſch und mit muſterhafter Reinlichkeit. Nirgend wird das Auge verletzt. Alle lachen und plaudern; Alle ſind guter Dinge; Sorge oder Verdruß ſcheinen ſie nicht zu kennen. Da die Gemächer an einander ſtoßen, und nur durch meiſt offenſtehende Papierwände getrennt ſind, ſo dringt der Blick allenthalben ungehindert ein. Hübſch gekämmte Köpfe, nackte Büſten laſſen ſich im Halbdunkel errathen, indeß durch irgend eine Spalte die Sonne einen Strahl ſendet der wie ein Goldregen in die Dämmerung fällt. Weiter hinein, durch die Tiefe des Hauſes hindurch, wird der Tag ſichtbar. Da gewahrt man Bäume, wieder ein Stück Waſſerfall, Vorübergehende welche die Felstreppen hinaufſteigen, im Waldesgrün oder in einer Hütte verſchwinden.

(6. Auguſt.) Kurz vor ſechs Uhr bricht unſere Karavane auf. Könnte man die Beine abſchrauben ſo wäre das Reiſen im Kangho eigentlich nicht unangenehm. Die landesübliche Sänfte iſt ein offener Korb, drei Schuh lang, zwei hoch. Hievon muß der Durchmeſſer des dicken Bambusrohres an dem er hängt abgerechnet werden. Das Dach von Bambusblättern ſchützt nur unvollkommen gegen die Sonne, und iſt ſo niedrig daß der Reiſende am Rücken liegen und ſeine Beine an ſich ziehen muß, da ihn die Nähe des vorderen Trägers hindert ſie auszuſtrecken. Aber man gewöhnt ſich an Alles, und wer dies nicht kann ſoll nicht nach Japan kommen, wo eben Alles anders iſt als in der übrigen Welt.

Von Miyanóſhita abreiſend, umgehen wir zuerſt die erwähnte Schlucht und kommen, immer nordwärts ziehend, durch einen ſchönen Wald. Nach dritthalbſtündigem Marſch wird im Dorfe Sengokunohara gehalten. Abreiſe um halb zehn Uhr. Wir haben die Schatten verlaſſen und erſteigen, den Strahlen einer unbarmherzigen Sonne faſt erliegend, die letzte Kette welche uns vom Fujiyama trennt. Das Gras erreicht beinahe Manneshöhe und iſt auf der einen Seite weiß auf der andern grün, daher die Berge je nach der Richtung des Windes hier lichtgrau dort hellgrün ſind. Allmälig wird der Pfad äußerſt ſteil. Hinter uns, im Weſten, breitet ſich ein dunkler ſchwarzer Waſſerſpiegel aus; es iſt das nördliche Ende des Sees Hakone. Gegen elf Uhr haben wir, durch einen Engpaß kletternd, den Kamm erreicht. Er iſt kaum einige Fuß breit und fällt auf der Nordſeite faſt ſenkrecht ab. Unten liegt eine wellenförmige Ebene, bedeckt mit Wieſengründen, beſät mit Baumgruppen, Alpendörfern und einzelnen Gehöften. Die Farben ſind das lichte und matte Grün des Sammetraſens; das dunkle, auf der Sonnenſeite glänzende des Laubes. Jenſeits der Ebene, gegen Nord-

Weſt, in der Entfernung von vier bis fünf Meilen, erhebt ſich, vierzehn tauſend Fuß über den Meeresſpiegel, ein ungeheurer Kegel, der heilige Berg, der rieſige Vulkan Fujiyama. Er erinnert an den Aetna von Taormina aus geſehen; nur ſind ſeine Abfälle weniger zerklüftet, die Linien weniger gebrochen; auch ſchmolz in dem ausnahmsweiſe heißen Sommer der Schnee der ſonſt an manchen Stellen das ganze Jahr über liegen bleibt.

Die Reiſenden gleiten ſitzend auf den glatten Grasabhängen in die Tiefe hinab. In wenigen Minuten haben ſie die Ebene erreicht. Hier umweht ſie friſche elaſtiſche Alpenluft; mit Wolluſt ſchlürfen ſie die balſamiſchen Wohlgerüche des Frühlings.

Um Ein Uhr Ankunft in Gotemba und Mittagsruhe in einem netten Theehaus. Die Weiterreiſe iſt ein hübſcher Spaziergang in einem engliſchen Park. Ueberall eine Fülle von Waſſer und Schatten. Allmälig lichtet ſich der Hain. Wir betreten die Steppe welche den Vulkan umfängt. Es iſt ein Gürtel von Grasland und Lavablöcken. Hier liegt Subaſhiri, unſer Nachtquartier. Ankunft daſelbſt um halb ſechs Uhr.

Entfernung von Miyanóſhita ſieben Ri oder ſiebzehn eine halbe Meile.

Die ganze Tagereiſe war unbeſchreiblich ſchön. Wer im Kangho reiſt ſtreift ſo zu ſagen am Boden hin. Als wir am Morgen über die Wieſengründe zogen, da ſtreichelten Gräſer, Schlingpflanzen und Blumen meine Wangen, und mein Blick drang in geheimnißvolle Regionen die der Fußwanderer zertritt ohne ſie zu ſehen. Für mich war es eine neue Welt. Die Sonne ſpielte mit den Schatten der Blumenſtengel und Grashalme. Ich beobachtete Bienen und Schmetterlinge und tauſend Inſecten wie ſie heimlich in die Blumenkelche ſchlichen. Und was für Blumen! Große himmelblaue Glocken anmuthig

geneigt über rieſige Nelken; Lilien die ihr reines Kleid entfalten unter ſchirmenden, aus feinen Gräſern gewebten Kuppeln. Alles lächelt in dieſem Lande: die Natur und die Menſchen. Betrachtet nur Eure armen Träger. Keinen Augenblick ſchweigen ſie, und niemals reden ſie ohne zu lachen. Und dennoch fließt der Schweiß von ihren ehernen Körpern. Von drei zu drei Minuten wird die Schulter gewechſelt was die Sache eines Augenblicks iſt. Ein jeder von uns hat vier Kuli die ſich ablöſen. An ſteilen Stellen unterſtützen die unbeſchäftigten die Kameraden indem ſie die Hand gegen ihren Rücken ſtemmen. Alle zehn Minuten löſen ſie ſich ab, immer nach einem Wortgefechte von Artigkeiten. „Eure Herrlichkeit muß müde ſein. — Nicht im Geringſten, Eure Herrlichkeit irren.“ Darauf neues Gelächter und neue Komplimente.

(7. Auguſt.) Von Subaſhiri aus oder, wenn ſie von Hakone kommen, auf einem weſtlichern Pfade, beſteigen die Europäer den Fujiyama, natürlich nur wenn hiezu ermächtigt, und immer vorſchriftmäßig beſchützt, geleitet und bewacht. Dies iſt die Jahreszeit der Wallfahrten, und die Pilger ſtrömen in großer Anzahl von allen Seiten herbei; doch iſt Yoſhida der gewöhnliche Ausgangspunkt. Jenſeits Subaſhiri beginnt das geheimnißvolle, von Weißen wenig gekannte Land. Dort, im Nordoſten des Vulkans liegt Yoſhida, berühmt durch ſeine Tempel, durch die Sanctitas loci, durch die ungeheure Menge von Wallfahrern welche vor oder nach Erſteigung des heiligen Berges dort ihre Andacht verrichten. Yoſhida iſt das Ziel meiner Reiſe. Den Fujiyama überlaſſe ich meinen Gefährten. Ich weiß daß der Genuß die Anſtrengung nicht aufwiegt. Ein gut erhaltener Pfad mit acht Stationen wo man die Nacht in Hütten zubringen kann, führt zum Rande des erloſchenen Kraters empor. Iſt, ausnahmsweiſe, der Himmel klar ſo genießt

man dort einer weiten aber uninteressanten Aussicht. Der große Reiz sehr hoher Punkte besteht, wenn ich nicht irre, weniger in der Ausdehnung als in der Abwechselung der Rundsicht. Du stehst auf einem Gipfel des Hochgebirges. Mit Schaudern siehst Du hinab in die Schluchten und Abgründe die Dich umgeben; dann, gleichsam um das Auge zu beruhigen, blickst Du über die Bergkämme hinweg nach der Ebene. Den Gesetzen der Optik gemäß, überragt sie scheinbar jene Kämme und steigt am Himmel hinan bis sie die Höhe Deines Standpunktes erreicht hat. Diese Umgebung von Felsschluchten und Berggipfeln fehlt dem Fujiyama. Die nahen Höhenzüge erheben sich nicht über dreitausend Fuß. Daher kommt es daß das Land vom Krater aus betrachtet aussieht wie ein verkrüppeltes, grünes, weiß gefleckes Stück Papier. Die weißen Flecken sind Yedo, Yokohama und die unzähligen Städte, Märkte und Dörfer des Kuanto.*(

Die Vorbereitungen für die Ersteigung haben den Morgen ausgefüllt. Erst um zwei Uhr brechen meine Freunde auf. Ich selbst, in Begleitung des unschätzbaren Herrn Kempermann, des Einzigen unter uns der die Gabe der Sprache besitzt, steige zu Pferde um sofort in unbekannte Regionen zu bringen. Die Sonne ist grausam und die Gegend, so lange uns der Weg durch eine tiefe Erdspalte führt, ziemlich eintönig. Als wir sie verlassen, erscheint vor uns ein kleiner See; hinter ihm mehrere sich überragende Bergzüge, zu unserer Linken der Vulkan. Richtung Nord-Nord-Ost. Am Seeufer angelangt, genießen wir während einiger Minuten die Gastfreundschaft des Ortsvorstandes von Yamanonaka. Es ist ein kleines Dorf das vom Seerande den Abhang eines Waldhügels hinanklettert. Unsere Ankunft bringt die Bevölkerung auf die Beine. Von allen Seiten

*) Dies ist der Kollektiv-Name von fünf Provinzen.

ſtürzen die guten Leute herbei, betrachten uns neugierig. und brechen dann in Gelächter aus, aber dies Gelächter hat nichts Beleidigendes. Wir ſind, im Gegentheil, willkommen. Der letzte Theil des Rittes iſt beſonders anmuthig. Dazu breitet der Fujiyama ſeinen wohlthuenden Schatten über uns. Um halb fünf Uhr reiten wir am Eingange des großen Tempels vorüber, und erreichen gleich darauf die erſten Häuſer von Yoſhida. Der Bürgermeiſter harrt unſer bereits. Er hat im großen Gaſthauſe Quartier beſtellt, und führt uns dort mit dem gewöhnlichen Ceremoniel ein.

Entfernung von Subaſhiri ſechs Ri oder fünfzehn Meilen.

(7. bis 10. Auguſt.) Die Stadt Yoſhida ſteht theils auf einer niedern Rippe des Fujiyama, theils im Thale. Ein Gießbach durchbrauſt die Hauptſtraße, mehrere winzige Kaskaden bildend, ihrer ganzen Länge nach. Die Häuſer ſind klein und die Dächer mit großen Steinen belegt. Von ferne geſehen, erinnern ſie an die Sennhütten in unſern Alpen. Man glaubt ſich nach Tyrol oder der Schweiz verſetzt. Blicken wir zurück, gerade in der Richtung der großen Gaſſe durch welche wir einreiten, ſo ſehen wir den ungeheuren Kegel des Vulkans in unmittelbarer Nähe. Ueber den heiligen Hainen welche die nächſten Anhöhen krönen ragt er in die Luft empor. Gegen Oſt, alſo in entgegengeſetzter Richtung, erſcheint ein Wirrſal von Felsgebirgen, Thälern und zerklüftetem Erdreich, Alles bekleidet mit dem üppigſten Wachsthum.

Unſer Wirthshaus, zugleich auch Tempel, iſt ein weitläufiges Gebäude mit vielen Zimmern die durch bewegliche Wände getrennt ſind. Vorne dehnt ſich ein weiter Hof aus. Ein langer, ſchmaler Raum längs dem Hauſe wird als Garten be-

nutzt, falls einige Zwergbäume mit krampfhaft gewundenen Aeſten und einige Steinlaternen, wie man ſie in den Tempelhainen findet, auf dieſen Namen Anſpruch geben. Ueber die niedere Umfangsmauer blickend gewahrt man dann wieder den Fujiyama. Von meinem Zimmer aus, es iſt das nächſte am Heiligthum, dringt mein Auge durch die ganz oder halb geöffneten Schiebwände in alle Räume dieſes großen Karavanſerai. Da wohnen viele Wallfahrer, darunter einige Herrſchaften mit zahlreichem Gefolge, und in den Zimmern in der Nähe des Hofes eine Unzahl von Dienern und Reiſigen. Letztere ſind bewaffnet und tragen auf ihrem Leibrocke das Wappen des Gebieters. In der Gaſſe ziehen Schaaren von Pilgern unabläſſig vorüber. Alle ſind weiß gekleidet und mit einer Handglocke verſehen welche ſelten ſchweigt. Sie kommen vom Fujiyama zurück. Unſer Wirth, zugleich Prieſter des großen Tempels, beſtätigt daß ſie die Wallfahrt vollzogen haben indem er ſeinen Stempel auf ihr Pilgergewand drückt. Dies Kleid vererbt ſich als koſtbare Reliquie von Vater auf Sohn.

Mein geräumiges Gemach ſtößt an einen kleinen Hof und an das Heiligthum. Letzteres enthält den Altar mit den üblichen Leuchtern und dem heiligen Spiegel, aber weder Ungeheuer noch Götzen. Edle Einfachheit herrſcht in dieſen Räumen die, einer abſtrakten Idee geweiht, die äußerlichen Attribute des buddhiſtiſchen Kultus verſchmähen. Der verworrene Straßenlärm, das Getöſe in der Küche und in den von Bewaffneten und Pilgern beſetzten Zimmern dringen, gedämpft durch die Entfernung, in mein entlegenes Gemach. Magiſche, unerklärliche Lichter irren da im Raume umher, kriechen am Holzgetäfel empor, ſchimmern durch die Papierwände, ſpiegeln ſich in den lackirten Rändern des Fußbodens, erſterben endlich in den finſtern Ecken des Saales.

Wie noch am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts in den italieniſchen Wallfahrtsorten üblich war, beſchenkt hier der Edelmann bei der Abreiſe die Herberge mit ſeinem auf Holz oder Leinwand gemalten Wappenſchilde. Dies wird dann neben den vielen Votivtafeln des Tempels aufgehängt. Letztere ſind höchſt intereſſant. Man ſieht da den Donatair mit Familie oder Gefährten, im Hintergrunde gewöhnlich den ſchneebedeckten Fujiyama, oder geheilte Kranke, ſiegreiche Krieger, Räuber die im Hinterhalte lauern und wunderbar gerettete Reiſende. Einige dieſer Tafeln mögen dem ſiebenzehnten, höchſtens dem ſechszehnten Jahrhundert angehören. Obgleich ſie keinen Anſpruch auf künſtleriſchen Werth machen können, ſo zeugen ſie doch meiſt von feinem Naturgefühl, und gewähren einen Einblick in die Wandelungen des Geſchmackes, in den Aufſchwung und Verfall japaniſcher Kunſt.

Der Wirth iſt, wie erwähnt wurde, Prieſter oder beſſer geſagt Tempelhüter; denn die Shintoreligion kennt, wie man behauptet, kein eigentliches Prieſterthum. Die heute am Ruder befindlichen Männer ſind ſyſtematiſche Gegner des Buddhismus, obgleich ſich die ungeheure Mehrzahl der Nation zu ihm bekennt. Die Glaubensſätze des Shintoïsm ſind beinahe vergeſſen. Die Gelehrten allein kennen ſie oder glauben ſie zu kennen. Die heutigen Träger der Gewalt wiſſen wenig oder nichts von ihnen, und verwechſeln ſie abſichtlich mit den Lehrſätzen des Konfucius die eigentlich nichts Anderes ſind als moraliſche Maximen. Bekanntlich antwortete der große chineſiſche Philoſoph auf eine Frage über die andere Welt: „Ich war nie dort; ich kenne ſie nicht.“ So oder ähnlich iſt das Glaubensbekenntniß der gegenwärtigen Miniſter des Mikado, und ſo verſtehen ſie den Shintoïsmus. Letzterer wird von ihnen begünſtigt und gewiſſermaßen dem Volke als Staatsreligion aufgezwungen.

Der Shintoïsmus war ohne Zweifel die alte Religion des Landes. Er mußte aber dem Buddhismus weichen der, gegen Ende des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, auf Veranlassung des Kaisers von China von Amtswegen im Reiche der Mitte eingeführt wurde, und fünf Jahrhunderte später in Japan eindrang. Die Mikado fuhren fort sich, der Form nach, zu der alten Religion zu bekennen, aber diese nahm thatsächlich die Glaubenssätze und Gebräuche des Buddhismus in sich auf. Die Shogun waren sämmtlich Buddhisten. Dies erklärt warum die über China aus Indien eingeführte Religion in Japan später so festen Fuß faßte, sowie auch warum die Dogmen der alten Religion zuerst in Mißachtung und endlich in Vergessenheit geriethen: weil nämlich die politische Macht und der Einfluß der buddhistischen Shogune bedeutender waren als die nominale Oberherrlichkeit der Mikado. Der officielle Shintoïsmus des Tages ist einfach die Verleugnung einer jeden Religion und die Abschaffung eines jeden Kultus; er ist die Zerstörung der Buddhatempel (man hat sie bereits begonnen mit der theilweisen Niederreißung des Heiligthums von Kamakura und durch die beabsichtigte Einziehung der Kirchengüter,) aber er ist offenbar nicht die alte Religion des Reiches. In vielen Tempeln war eine Art von Simultankultus eingeführt worden. In andern, die dem Namen nach shintoïsch blieben, wie zum Beispiel die von Yoshida und der Umgegend, wurden buddhistische Ceremonien, welche das Volk sehr liebt, innerhalb gewisser Grenzen angenommen. Nirgends haben sich die Lehr- und Glaubenssätze und der Ritus der alten Religion ohne buddhistischen Beisatz bewahrt. Hier und in dem ganzen Gebiete des Fujiyama bekennt sich die Bevölkerung zur alten Landesreligion, aber thatsächlich ist sie mehr oder minder buddhistisch.

Unser priesterlicher Wirth gehört einer adeligen Familie

an, trägt aber als geiſtlicher Herr keine Waffe. Jeden Nachmittag zieht er ſein amtliches Gewand an und begibt ſich nach dem großen Tempel. Seine Familie beſteht aus der Gemahlin, einer noch ſchönen Matrone der ich etwas mehr Würde wünſchen möchte (leider betrinkt ſie ſich jeden Abend) ſeinen beiden Töchtern, welche die Reiſenden bedienen, und ſeinem Sohne, einem fünfzehnjährigen Knaben. Der junge Samurai, ein hübſches Bübchen, zeigt ſich uns gerne in ſeinem Anzuge als Edelmann mit den beiden Schwertern im Gürtel. Seinen feinen Manieren entſpricht offenbar ein zartfühlendes Herz. Er gab uns hievon eine Probe. Einer meiner Gefährten wünſchte ein Votivbild als Andenken mitzunehmen. Die religiöſen Skrupel des Tempelwirthes wurden, nicht ohne Mühe, durch ein bedeutendes Angebot beſeitigt, und das Bild von der Wand genommen. Da brach der Knabe in Schluchzen aus. „Vater, ſagte er, du haſt nicht das Recht das Bild zu verkaufen. Es iſt Tempelgut, und eine Zierde unſeres Hauſes; es gehörte unſern Voreltern; jetzt gehört es Dir, einmal wird es mein ſein. Und dies ſoll verkauft werden, und noch dazu an Fremde! Welcher Schmerz, welche Schande!“ Es verſteht ſich daß die Tafel wieder an ihren Nagel zurückkehrte.

Der große Tempel liegt wenige Schritte vom Eingange der oberen Stadt in einem Haine von vielhundertjährigen Cedern und Kryptomerien. Eine lange Allee dieſer ehrwürdigen Bäume und eine doppelte Reihe von Steinlaternen führen von der Heerſtraße zur Gabel, d. h. zu dem freiſtehenden Thore welches aus zwei aufrechten, nach innen etwas geneigten und aus zwei über einander gelegten Querbalken zuſammengeſetzt iſt, und an einen Galgen erinnert. Solche Thore findet man in allen Shintotempeln. Unter der Furca durchgehend gelangen wir in den Tempelhof, der ein längliches Rechteck iſt. In der Mitte des Platzes,

gegenüber der Tempelhalle erhebt ſich fünf bis ſechs Fuß über den Boden eine Eſtrade deren ſchwerfälliges Dach einem aufgeſtülpten Filzhut gleicht. Für die heutige Ceremonie hat man die Eſtrade durch einen erhöhten Brettergang mit der Tempelhalle verbunden. Zu letzterer, welche das gleichfalls iſolirte Hauptgebäude iſt, führen Stufen empor. Längs der ganzen Faſſade läuft eine Gallerie. Dieſe durchſchreitend gelangt man in die eigentliche Halle und, jenſeits derſelben, in das Heiligthum. Es ſteht dem Blicke des Profanen offen und enthält wie alle Shinto-Tempel den Altar mit den Kandelabern, dem (buddhiſtiſchen) Weihrauchgefäß und dem heiligen Spiegel. Die Geſimſe des Gebäudes ſind reich geſchnitzt und tragen noch Spuren von Vergoldung. Im Hofe ſehen wir einige Prachtexemplare von Itchô (salisburia adimantifolia) und einen phantaſtiſchen Brunnen der durch ein Dach geſchützt iſt; die Rinne ſtellt einen Drachen vor; die Arbeit iſt offenbar von hohem Alter. Dies iſt der berühmte Tempel von Yoſhida, den wir täglich beſuchten.

Am Vorabende unſerer Abreiſe wurde dort ein großes Feſt begangen. Der Hof war mit Volk gefüllt. Auf der Eſtrade ſtand ein kleiner blumenbekränzter Altar mit dem heiligen Spiegel, und vor dem Altar tanzte ein Prieſter. Er war in einen weiten Talar von Seidenbrokat gekleidet, trug am Haupte den Helm des Kriegers, und hielt zwei Schwerter in den Händen. Sein Gegner iſt unſichtbar, aber der Kampf darum nicht minder erbittert. Bald greift der Prieſter an, bald weicht er zurück, dann dreht er ſich im Kreiſe auf den Abſätzen, dringt wieder vor, erlegt endlich den Dämon. Da der Kampfplatz kaum zwanzig Fuß im Geviert mißt, iſt der Kämpfer häufig genöthigt ſich umzuwenden, aber er thut dies mit Grazie und edlem Anſtande; dabei regelt er ſeine Bewegungen nach den klagenden Tönen einer Flöte und den dumpfen Schlägen auf einer Trommel. Die beiden

Muſiker, ein Greis und ein Knabe, kauern auf ihren Ferſen in einer Ecke der Eſtrade. Endlich zieht ſich der ſiegreiche Krieger über den Brettergang nach dem Innern des Tempels zurück. Auf den Stufen erſcheinen jetzt mehrere Prieſter die den Frauen und Kindern im Hofe kleine Kupfermünzen zuwerfen.

Nun beginnt die zweite Ceremonie.

Ein Bonze erſcheint auf der Schwelle des Tempels. Majeſtätiſch, mit dem ſchleppenden Gange des Tragöden ſchreitet er über den Bretterſteg nach der Eſtrade. Sein Anzug ähnelt unſern Kirchengewändern. Ueber einem weiten Talar trägt er eine reich geſtickte Stola. Sein ungeſchornes Haupt (er iſt Shintoïte und nicht Buddhiſt) umfängt ein geſteiftes rothes Band deſſen Ende ſich über ſeinen Scheitel erhebt. In der Hand trägt er einen Bogen, und am Rücken den Köcher. Tiefes Schweigen herrſcht in der, hier wie überall in Japan, dunkelblauen und bronzefarbigen Volksmenge. Nur das monotone Gezirpe der Cicaden und das leiſe Flüſtern der Cedern unterbricht die ſonſt lautloſe Stille. Tauſend Augen ſind auf den Prieſter geheftet; aber keine Rührung, keine Andacht oder Sammlung, ja ſelbſt keine Neugierde belebt die Geſichter. Mehr als der Gottesdienſt erregen die beiden Fremdlinge die Aufmerkſamkeit der ihnen zunächſt Stehenden. Sie betrachten uns mit dem Ausdruck des Erſtaunens, faſt des Schreckens. Zwei Weiße im Tempel von Yoſhida! Im Augenblicke wo der Prieſter auf der Eſtrade erſcheint beginnt die Muſik. Die Flöte läßt ſeltſame Weiſen vernehmen, oder beſſer geſagt Recitative deren Urſprung ſich offenbar in der grauen Vorzeit verliert. Zuweilen, entferntem Donner ähnlich, fällt die große Trommel ein. Der Bonze, die Augen gen Himmel gerichtet und immer wie am Kothurn einhergehend, bewegt ſich im Kreiſe, verneigt ſich dann plötzlich, holt einen Pfeil aus dem Köcher, richtet ſich

auf, zielt nach dem böſen Geiſte den er in der Luft entdeckt hat, und erlegt ihn. Da ſtimmt die Flöte eine Siegeshymne an. Der Prieſter beginnt einen neuen Rundgang, gewahrt und tödtet einen andern Geiſt, und das Orcheſter: die Flöte und die Trommel, malen in ſchrillen oder dumpfen Tönen die Wechſelfälle des Kampfes. Endlich iſt Yoſhida befreit von allen böſen Feinden; der Prieſter ſingt den Lobgeſang, wirft Bohnen in die Luft, ſtürzt vor dem heiligen Spiegel zu Boden und kehrt ſodann, feierlichen Schrittes wie er gekommen, nach dem Tempel zurück.

Ich finde keine Worte um den Ausdruck ſeiner Züge zu ſchildern, das Mienenſpiel, die klaſſiſche Schönheit ſeiner Stellungen, die ergreifende Wirkung der uralten Weiſen, die edle und geheimnißvolle Heiligkeit des Ortes. Die Stellungen des Celebranten waren, wie geſagt, klaſſiſch, aber ſie waren dies nicht nur im allgemeinen Sinne des Wortes; ſie erinnerten vielmehr entſchieden an gewiſſe wohlbekannte und hochberühmte Typen der griechiſchen Kunſt. Dagegen trug der Uebergang von einer Stellung zur andern das Gepräge des japaniſchen Geſchmackes. Es waren kurze, heftige, unnatürliche, beinahe verzerrte, aber niemals häßliche Bewegungen. Daß dieſe Ceremonien älter ſind als unſere Zeitrechnung unterliegt wohl keinem Zweifel. Daß gewiſſe rhythmiſche Bewegungen ſich wiederfinden in dem Schnitzwerk und den Andachtsbildern des Landes, kann nicht Wunder nehmen. Aber wie ſoll man ſich die klaſſiſche Reinheit der Stellungen und ihre auffallende Verwandtſchaft mit der griechiſchen Kunſt erklären, während dieſer Anflug von Klaſſicität den japaniſchen Kunſtprodukten ſo gänzlich fehlt? Man ſpreche mir nicht vom Zufall. Der Zufall erklärt Alles und Nichts. Ich frage mich: Iſt während des goldenen Zeitalters der griechiſchen Kunſt einer ihrer Strah-

len, für Jahrhunderte belebend, nach dem äußerſten Oſten gedrungen? Die Geſchichte gibt hierüber keinen Aufſchluß.

Nachdem die Jagd nach böſen Geiſtern zu Ende war, erſchienen die Prieſter abermals auf der Tempelſchwelle um Geld auszuwerfen. Ermuthigt durch die harmloſe Haltung des Volkes, faſſen die beiden Fremdlinge ein Herz, und ſteigen tapfer die Tempelſtufen hinan. Die Prieſter empfangen uns freundlich mit den üblichen Artigkeitsbezeugungen, nehmen eine beſcheidene Gabe an, und verſehen uns mit kleiner Kupfermünze die wir an ihrer Seite, nunmehr in Bonzen verwandelt, unter die Menge auswerfen. Einige Hunderte von Gläubigen balgen ſich um den kleinen Gewinn. Ein burlesker Auftritt der allerdings mit der Sanctitas loci wenig ſtimmte. Wir hielten uns die Seiten. Auch die Prieſter lachten herzlich mit. Unter ihnen erkenne ich den Krieger der den Schwerttanz aufführte und den Geiſterjäger. Sie haben ſich die Schminke abgewaſchen und ihre Waffen abgelegt und ſehen nun aus wie harmloſe, gemüthliche Schildbürger.

Auf den profanen Zwiſchenact folgt die Schlußceremonie Die Prieſter verſammeln ſich im Heiligthum, ſetzen ſich im Kreiſe nieder und trinken der Reihe nach aus einem Gefäße. Hierauf folgt ein Chorgeſang. Dann erheben ſie ſich, durchſchreiten die Halle, ziehen auf der Tempelſchwelle ihre Schuhe an und gehen nach Hauſe Alle tragen weiße oder blaue oder rothe Faltengewänder je nach ihrem Range. Die weiße Farbe bezeichnet den höchſten. Das Haupt hatten ſie unbedeckt und nur mit dem geſtreiften Bande geziert, oder ſie trugen den ſchwarzlackirten Papierhut der Höflinge.

Jetzt verſchwindet die Sonne hinter dem Fujiyama. Ihre elektriſchen Feuer vergolden die drei- oder vierfachen Bergreihen im Oſten welche wenige Europäer betraten und die

wir, Glückliche, morgen und übermorgen überſteigen werden. Der Himmel iſt roſenfarb mit lichtblauen Wolkenflocken wie ich dies nur in Yokohama, und auch da nur ſelten, ſah. Iſt dies Alles Wirklichkeit oder Traum, eine ideale Welt, ein Zaubermährchen? Noch im Schlafe verfolgen mich die geheimnißvollen Schauer des Tempels von Yoſhida.

(10. Auguſt.) Meine Gefährten ſind geſtern vom Fujiyama zurückgekehrt. Sie haben viel durch die Hitze gelitten, dafür aber die Nacht am Rande des Vulkans zubringen können. Sie beſtätigen was andere Reiſende erzählen. Sie konnten Yedo und Yokohama ausnehmen. Im Uebrigen ſahen ſie nur einen großen dunklen Teppich mit weißen Punkten und einen ungeheuren Meereshorizont. Gegen Nord verhinderte Gewölke die Ausſicht.

Unſer heutiger Tagesmarſch iſt ſehr klein. Abreiſe um zwei Uhr Nachmittags. Richtung Oſt-Nord-Oſt. Den Rücken fortwährend dem Fujiyama zugewandt durchwandern wir ein ſchönes, großes Thal. Die Berge ſind ganz grün. Eine einfache Reihe von Bäumen, zwiſchen denen der Himmel durchſieht, krönt und kennzeichnet die ſchmalen Bergkämme. Es iſt dies ein in japaniſchen Landſchaften ſich in das Unendliche wiederholendes Motiv. Wir kommen durch mehrere wohlhabende reinliche, ich möchte ſagen, kokette Dörfer. Ueberall der ſorgfältigſte Feldbau. In der Tiefe, wo eine ſchmale Ebene ſich zwiſchen den Thalwänden hinſchlängelt, Reisfelder und viele Maulbeerpflanzungen. Die Straße iſt eigentlich nur ein, ſehr wohl unterhaltener, Gehweg auf welchem ſich Reiſende, insbeſondere Pilger, auf dem Fuße folgen. Letztere ziehen in größeren oder kleineren Banden einher, ſind ſämmtlich weiß gekle-

det und laſſen ihr Glöcklein unabläſſig ertönen. Wenn Regen droht werfen ſie ihre dichten Strohmäntel um. Einige laſſen ſich von Dienern begleiten. Pilgerinnen ſehen wir nur wenige. Auf dem ganzen Wege ergötzt ſich das Auge an reizenden Einzelnheiten; wie zum Beiſpiele, am zweiten Ri, unweit eines Theehauſes: einige Stufen führen zu Gräbern hinab welche eine Gruppe von Kryptomerien beſchattet. Oder weiter unten, bei dem Dorfe Tôkaichiba: ein ſchöner Waſſerfall, umrahmt von der üppigſten Vegetation.

Um halb ſechs Uhr Ankunft in Yamura. Dieſe kleine Stadt liegt im Mittelpunkte eines der bedeutendſten Seidendiſtrikte. Man ſieht nichts als Maulbeerbäume. Der Fluß deſſen Ufern wir den ganzen Tag gefolgt ſind brauſt hier zwiſchen kleinen, blumenbedeckten Wieſengründen ſchäumend und toſend an Felſen vorüber deren Geſtein ſich verbirgt unter einer Decke von Moos, Raſen und Bäumen der verſchiedenſten Gattung. Hinter uns ein Wirrſaal grüner Bergzinken, überragt vom Kegel des Fujiyama.

Unſere Ankunft iſt ein Ereigniß. Die ganze Bevölkerung läuft herbei, bleibt jedoch in ehrerbietiger Entfernung. Dieſer Auftritt wiederholt ſich übrigens überall. Die Babies weinen, die Kinder verkriechen ſich hinter den Müttern, die jungen Mädchen fliehen; auch die Männer ſcheinen davon laufen zu wollen, nur die Matronen erweiſen ſich herzhaft. Mit ihnen wird das Geſpräch angeknüpft; bald iſt Jedermann beruhigt, und hat man ſich vom erſten Schreck erholt, ſo ſehen wir nur freundliche und lachende Geſichter. Man blickt uns wohlwollend an, man will ſich nützlich machen, man kichert, man ſchwätzt, man umgibt den Reiſenden, folgt ihm auf jedem Schritte, verläßt ihn nicht wieder, ſelbſt während er ſeine Mahlzeit einnimmt oder badet, er müßte denn die Grauſamkeit haben die

Papierwände ſeines Zimmers zu ſchließen. Das meiſte Intereſſe gewährt er während er ſich an- oder auszieht. Ich ſpreche hier von den Volksklaſſen und nicht vom Adel.

Meine jungen Freunde haben, unweit der Stadt, eine einſame Stelle am Ufer entdeckt, und ſind eben im Begriffe ſich in die kalte, kryſtallhelle Fluth zu ſtürzen, als die geſammte Bevölkerung erſcheint: Männer, Weiber, Mädchen, Kinder. Die Yakunin welche uns ſonſt nie verlaſſen ſind verſchwunden und ihrem Vergnügen nachgegangen. So werde ich denn über die öffentliche Sittſamkeit wachen. Mit einem langen Bambusrohre bewaffnet faſſe ich Stellung auf dem engen Damme der nach dem Badeplatze führt. Die Männer werden zugelaſſen, aber für das ſchöne Geſchlecht bin ich unerbittlich. Ein fruchtloſes Beginnen! Auf die Gefahr hin in den Fluß zu rollen, umgehen die Damen meine Poſition, und klettern, mehrere mit ihren Säuglingen am Rücken, über die ſteilen Abfälle des Dammes hinweg. Andere greifen mich von vorne an. Es gab ſehr hübſche Weſen unter ihnen, und an allen bemerkte ich die größte Reinlichkeit. Da ſtehen ſie vor mir auf ihren kleinen Holzſandalen, mit leicht gebeugten Knieen, die Arme vorgeſtreckt und die Hände nach rückwärts verdreht, wie dies nur dieſer Menſchenſtamm zu leiſten vermag. Den bloßen Kopf ein wenig zurückgeneigt, überſchütten ſie mich mit einem Wortſchwall; dazu verführeriſches Lächeln und bittende, ſanfte Blicke aus den großen, braunen, weit geſchlitzten Augen. Die Verdrehung der Gliedmaßen ſchadet vielleicht der Anmuth der Stellungen, aber Menſchen und Dinge dieſes Landes ſtreifen immer an das Groteske. Dieſe Scene erhöhte meine Bewunderung für die Gewiſſenhaftigkeit und die Nachahmungsgabe der japaniſchen Künſtler; denn die einzelnen Elemente deſſen was um mich vorging waren mir nicht neu; ich hatte ſie oft

geſehen nicht nur in Kunſtwerken, Elfenbein- und Holzſchnitzwerk, Lack und Gemälden, ſondern ſogar in den rohen Bilderbögen die überall um einige Pfennige feil geboten werden. Endlich des Widerſtandes müde, öffne ich den Zugang, und die neugierigen Geſchöpfe ſtürzen nach dem Badeplatz, nähern ſich den Schwimmern ſo viel als möglich, weiden ſich mit dem Ausdrucke der äußerſten Befriedigung an dem nie erlebten, ſeltſamen, phantaſtiſchen Anblicke fünf ganz weißer Männer.

Entfernung von Yoſhida nach Yamura vier ein halber Ri oder ungefähr zwölf Meilen.

(11. Auguſt.) Abreiſe um fünf Uhr. Richtung Oſt. Das Thal ſchlängelt ſich immer zwiſchen drei- und viertauſend Fuß hohen Bergen hin. Hinter uns erhebt ſich der Fujiyama in ſeiner ganzen wilden Majeſtät. Zwei Ri von Yamura kurzer Halt in einem heiligen Hain. Um halb neun Uhr Ankunft in dem großen und bedeutenden Marktflecken Saru-Haſhi. Hier führt eine höchſt eigenthümlich gebaute Brücke über ein Gebirgswaſſer das in einer tiefen Felsſpalte fließt. Sie beſteht aus über einander gelegten und an einander befeſtigten Balken welche allmälig von beiden Seiten des Ufers vorgeſchoben wurden bis ſie ſich über der Mitte des Fluſſes begegneten. Es iſt dies die berühmte Affenbrücke die wir in Yoſhida auf mehreren Votivtafeln abgebildet ſahen.

Die Gegend iſt fortwährend lieblich, bewahrt aber dabei den Charakter des Hochgebirges. Ohne die fremdartige Vegetation würden wir uns im Kanton Unterwalden glauben. Auch hier begegnen wir vielen kleinen Pilgerzügen. Ihre Glöckchen läutend und ſingend gehen ſie an uns vorüber. Von Andacht keine Spur. Herr Kempermann behauptet, kein religiöſes Gefühl

ſetze dieſe Tauſende von Wallfahrern in Bewegung. Es ſei eine Gewohnheit, Sache der Ueberlieferung, eine phyſiſche Bewegung, und gedankenloſes Plappern von Gebeten. Kopf und Herz blieben davon ganz unberührt. Vielleicht iſt es ſo, vielleicht auch nicht. Der Anſchein dieſer Leute gibt Herrn Kempermann Recht; aber wie wenig iſt Japan noch bekannt. Sind ja doch kaum einige Jahre verſtrichen ſeit ſechs oder ſieben Punkte des Reiches den Fremden zugänglich wurden. Noch iſt man der Sprache nicht vollkommen Meiſter geworden. Wie will man da in die Tiefen des Volkslebens hinabſteigen, die Herzen und Nieren prüfen und über die Seelenzuſtände der Nation ein endgültiges Urtheil fällen? Ich frage, wer hat alle dieſe unzähligen Tempel gebaut, wer hat ſie beſchenkt und mit ſo reichen Stiftungen bedacht? Gewiß nicht das Volk. Es gab alſo eine Zeit wo auch die Reichen und Vornehmen gläubig waren. In Folge welcher Umwälzungen haben ſie den Glauben verloren? Auf alle dieſe Fragen bleibt man mir die Antwort ſchuldig.

Schöne und große Dörfer folgen ſich in kurzen Zwiſchenräumen. Die reichliche Bevölkerung, das Leben in den Ortſchaften, auf den Feldern, am Wege bilden nicht den geringſten Reiz dieſer Gegend. Wir ſind hier im Hochgebirge von Kuanto, und dennoch begegnen wir auf jedem Schritte den Spuren der menſchlichen Thätigkeit und einer uralten Civiliſation. Die Dörfer bieten alle denſelben Anblick. Ein kryſtallreiner Bach fließt in der Mitte der Hauptſtraße, meiſt eingeſäumt von Blumenbeeten voll rieſiger Balſaminen. Die Häuſer ſind faſt alle neu, ein Beweis daß ſie vor Kurzem verheert wurden durch Typhon, Feuersbrunſt oder Erdbeben, dieſe drei Geißeln die, wie bei uns gewiſſe Epidemien, Japan periodiſch heimſuchen. Aber wenn die Natur in ihrem Zorne eine Reihe von Häuſern binnen

wenigen Minuten dem Erdboden gleich macht, so verstehen es die Menschen die Gebäude binnen wenigen Tagen wieder aus dem Schutte emporzuführen.

Allenthalben sind die Ortsvorstände von unserer Ankunft benachrichtigt worden. Sie empfangen uns am Eingange des Dorfes mit ihren Beiständen, machen die üblichen Fußfälle, stellen sich an die Spitze unserer Karavane und geleiten uns nach dem anderen Ende des Dorfes um dort mit demselben Ceremoniel Abschied zu nehmen. Ueberall lächelt das Volk uns zu ohne uns zu grüßen; aber die Leute werfen sich zu Boden vor dem Anführer unserer Eskorte weil er, in seiner gegenwärtigen Sendung, die souveräne Macht des Kaisers vertritt. Man frage in Europa einen Bauer, worin der repräsentative Charakter eines Gesandten bestehe. Hier weiß es jeder Kuli; er kennt auch die Gesetze der Etiquette, befolgt sie gewissenhaft gegen Jedermann, und erwartet daß man ihm gegenüber desgleichen thue.

In Saru-Hashi verlassen wir das große Thal das wir von Yoshida an durchzogen hatten. Es bildet das Bett eines Flusses der, ein Emissär des kleinen Sees Yamanonaka, sich zuerst nördlich wendet, sodann von Yoshida an gegen Ost, und bei Saru-Hashi gegen Süd-Ost fließt. Nach meiner großen japanischen Karte mündet er in das Meer bei dem Dorfe Oiso (zwischen Fujisawa und Odawara).

Ankunft in Torisawa um halb zehn Uhr. Abreise um ein Uhr.

Hier gelangen wir in ein Labyrinth von Bergen und zugleich in eine der schönsten Gegenden die ich je gesehen. Der Weg oder vielmehr der Pfad erklettert steile Abfälle bis er den schwindelnden Kamm erreicht der oft gerade breit genug daß ein Mann darauf gehen kann. An gewissen Stellen hätte ich nur auf Händen und Füßen kriechend mich vorbewegt; aber im

Kangho iſt mein Vertrauen grenzenlos. Allerdings ſetzt dies einen Köhlerglauben voraus in die Tüchtigkeit und Sicherheit der Füße meiner Träger. Da ſie alle drei oder vier Minuten die Schultern wechſeln ſo ſieht ſich der Reiſende abwechſelnd über dem Abgrunde zur Rechten und dem Abgrunde zur Linken ſchweben. Wer denkt da nicht an Blondin's Schwiegervater! Glücklicher Weiſe weichen etwaige Anwandlungen von Furcht beim Anblicke der Kuli. An den gefährlichſten Stellen lachen und ſchwätzen ſie und überhäufen ſich mit artigen Redensarten. Zu beiden Seiten des Kammes gähnt der Abgrund; Ein Fehltritt, und er iſt Dein Grab, allerdings ein ſchönes Grab, denn Du wirſt unter balſamiſch duftenden Büſchen ruhen, rieſigen Blumen, glänzendem Laubwerk und feinen Schlingpflanzen, Alles auf das Geſchmackvollſte geordnet, auf das Sorgfältigſte gepflanzt und gezogen von der großen Gärtnerin Natur. Aber wenn Du nicht ſchwindlig biſt, ſo wage es, während Dein ſchwankender Korb Dich über dem Abgrunde ſchaukelt, einen Blick in die Tiefe zu werfen und ihn dann allmälig wieder zu erheben. Es iſt eine Rundſicht ohne Gleichen. Nach allen Richtungen ſteigen Bergketten hintereinander empor. An einer Stelle zählte ich zwölf verſchiedene Hintergründe. Die Landſchaft gleicht dem vom Sturm gepeitſchten, plötzlich verſteinerten Meere; darüber als Decke die üppigſte Vegetation. Die große Mannigfaltigkeit der Ausſicht erklärt ſich durch die verhältnißmäßig kleinen Dimenſionen der Beſtandtheile der Landſchaft und durch die geringe Breite der Bergzüge die, ſchon ſchmal in ihren Grundfeſten, ſteil aufſteigen und in Kämmen von der Breite eines Meſſerrückens endigen. Die Gegend hat aber nichts Kleinliches; im Gegentheil der Charakter iſt großartig, wild, und doch anmuthig; die optiſche Wirkung ſchmeichelt dem Auge und erregt zugleich die Neugierde des Reiſenden.

Auch in den Hochthälern kommen wir durch zahlreiche Dörfer; doch ſcheinen ſie uns weniger wohlhabend als die von uns am Morgen geſehenen. In den meiſten iſt Jahrmarkt oder irgend ein religiöſes Feſt. Der Beweis, die blumengeſchmückten Stangen, Bilder, Papierſtreifen an Bindfäden, farbige Bänder, und die Maſſe von Pilgern.

Um halb Sieben Uhr erreichen wir Uyenohara.

Entfernung von Yamura neun ein halber Ri oder ungefähr fünfundzwanzig Meilen.

(12. Auguſt.) Es regnet, und die Luft hat ſich, Gott Lob, etwas abgekühlt. Um fünf Uhr aufgebrochen. Richtung Oſt. Wir ſetzen in einer Fähre über ein breites fließendes Waſſer; weiter unten mündet es in den Fluß der aus dem See Yamanonaka kommt, und deſſen Ufern wir in den letzten zwei Tagen beſtändig gefolgt ſind. Auf ſehr ſteilen Pfaden wird ſodann der hohe Engpaß erreicht der über den letzten Berggürtel des Fujiyama nach der Ebene von Yedo führt. Bei klarem Wetter iſt er in der Hauptſtadt ſichtbar. Noch immer bewahrt die Landſchaft die charakteriſtiſchen Merkmale des Hochgebirges.

Von vier bis eilf Uhr Raſt im Dorfe Komakino; das Theehaus allerliebſt. Die Kuli freuen ſich Hachôji zu ſehen, und tragen uns um die Wette laufend in weniger als einer Stunde dahin. Um fünf Uhr Abends halten wir bei ungeheurem Volksauflaufe unſern Einzug.

Hachôji hat als Stapelplatz für den Seidenhandel einige Bedeutung. Die Einwohner ſehen wohlhabend aus, und in der Hauptſtraße ſtehen viele ſtattliche und elegante Häuſer. Auch unſer geräumiges, reinliches Wirthshaus hat ein vornehmes Gepräge. Unglücklicher Weiſe iſt unſer Kerzenvorrath erſchöpft,

und wir müſſen uns mit landesüblicher Beleuchtung begnügen. Mehr Rauch als Licht, aber ſeht wie die hübſche Neſan die Kerze mit ihrer Haarnadel putzt. Welche Anmuth, welch' angeborner Adel in Bewegung und Haltung, welche (wahre oder gut vorgeſtellte) Beſcheidenheit! Meine jungen Reiſegefährten gerathen in Entzücken.

Auf der ganzen, jetzt zur Neige gehenden Reiſe fiel mir die Seltenheit der Thiere auf. Wir ſahen faſt keine Vögel, wenig Hunde, wenig Pferde, wenig Hornvieh; hier und da einige Hühner und Schweine.

Entfernung von Uyenohara nach Hachôji ſieben und ein halber Ri, ungefähr zwanzig Meilen.

(13. Auguſt.) Aufbruch um ein Viertel auf Sieben. Die Hauptſtraße iſt noch menſchenleer, aber ſchon haben die Bewohner ihre großen Regenſchirme von gelbem, geöltem Papier mit großen ſchwarzen Inſchriften auf der Gaſſe zum Trocknen ausgeſpannt. Die Sonne ſteht noch tief, ſie ſcheint uns in das Geſicht und verwandelt die Regenſchirme in leuchtende durchſichtige Scheiben. Von der Morgenluft bewegt beginnen ſie auf ihren Stielen zu tanzen. Kein Landſchaftsmaler dürfte wagen oder vermöchte die doppelte Wirkung des direkten und des durchgelaſſenen Lichtes wiederzugeben: die Tinten von mattem und gebräuntem Golde die am Boden flimmern, auf den erzbraunen Beinen unſerer Träger empor kriechen, das Holzgetäfel der noch geſchloſſenen Häuſer belecken.

Seit Yoſhida ſind wir der Hauptrichtung nach öſtlich gereiſt. Jetzt führt uns der Weg gegen Süden.

Wir haben die Ebene erreicht. Es iſt ein zerklüfteter Boden, hier von prachtvollen Bäumen beſchattet, dort mit dichtem

Bambusgehölze bedeckt. Ein Labyrinth von kleinen Pfaden führt zu den Dorfschaften die buchstäblich im Laube vergraben sind. Ich war in Begleitung eines unserer Gefährten früher als die Karavane aufgebrochen, meinend daß sie uns bald einholen würde. Sie nahm aber einen andern Weg. So setzten wir die Reise allein fort, uns mit der Gebehrdensprache behelfend, und auch bereit den Tag über mit landesüblicher Kost vorlieb zu nehmen. In einem vereinzelten Theehause wurde Halt gemacht Eine unangenehme Entdeckung erwartet uns im Vorsaale. Da liegen auf dem hiezu bestimmten Möbel mehrere große Schwerter. Ein Beweis daß Samurai im Hause sind. Eine fatale Begegnung; denn diese interessanten Wesen, welche das Ritterthum des Mittelalters so glänzend vertreten, haben bekanntlich die üble Gewohnheit Europäer bei günstiger Gelegenheit niederzusäbeln. Offenbar gibt es keine bessere. Wir haben uns vor dem Hause niedergelassen und mein Freund nimmt, wie gewöhnlich, bei den Nesan Sprachunterricht. Da erscheinen unsere Zweischwertmänner. Es sind ihrer drei; sämmtlich hochaufgeschossene Gesellen; am Kopfe tragen sie eine Kalotte von lichtblauer, weißgestreifter Seide. Ihr Leibrock ist von demselben Stoffe und derselben Farbe und mit dem Wappen ihres Daimio geschmückt. Die jungen Mädchen brechen die Sprachlektion in Eile ab, lassen sich unwillig genug von den Gesellen einen Kuß rauben, und fliehen in das Haus. Die drei Ritter halten sich mit den Armen umschlungen, wanken auf und nieder, messen uns mit herausfordernden Blicken, und rücken allmälig näher. Sie haben offenbar gezecht, und suchen Händel. Mit Entsetzen bemerke ich daß mein Gefährte die Rechte in seine Hosentasche steckt. Ich weiß was sie enthält: den furchtbaren Revolver der mir schon bei der Abreise von Yokohama die Gänsehaut gab. Wenn die drei jungen Herren der Waffe an-

sichtig werden, so ist dies unfehlbar das Zeichen zum Kampfe. Ueber den Ausgang hege ich keinen Zweifel. Glücklicher Weise erscheint im kritischen Augenblick der Herr des Hauses, nähert sich den Samurai mit unterwürfiger Gebehrde, und führt die Widerstrebenden, halb in Güte halb mit Gewalt, zurück. Unsere Kangho hatte er in Bereitschaft setzen lassen. In Eile besteigen wir sie. So rasch als die Beine der Kuli vermögen, ziehen wir von dannen.

Um zehn Uhr Ankunft in Tana. In der Nähe fließt ein schöner Fluß, der nach meiner Karte und wie mir später gesagt wurde, derselbe ist dem wir von seinem Ausflusse aus dem See Yamanonaka bis Saru-Hashi gefolgt waren. Eine Fähre bringt uns an das jenseitige Ufer. Dort bieten Schiffer ihren Nachen zur Fahrt nach Atsugi an. Es war eine schöne und erregende Fahrt. Der Fluß bildet eine Reihe von Schnellen. Die Ufer sind mit Schilf und Arbustus bewachsen. Am Rande sitzen große Wasservögel; unbeweglich und mit schläfrigen Augen betrachten sie uns. Mein Gefährte vertieft abermals seine Hand in die bewußte Tasche die sein Arsenal ist, zieht den berüchtigten Revolver hervor, richtet ihn gegen eine Gruppe von Pelikanen, zielt und schießt; aber der Revolver versagt. Wir untersuchen die Waffe. Sie erweist sich als vollkommen harmlos. Wie schade daß diese Entdeckung so spät kommt! Auf der ganzen Reise, jeden Morgen beim Aufbruche, in Mitten der Menge von Aufwärtern, Neugierigen und Dienern, glänzte dies Mordinstrument in der Hand meines Gefährten; nie, ich gestehe es, ohne in mir die schwärzesten Ahnungen zu erregen. Eine jener periodischen Gemüthsbewegungen, welche das Leben friedlicher Staatsbürger verbittern. Nunmehr bin ich beruhigt. Nein, auf dieser Reise vergießen wir kein unschuldiges Blut.

Gegen sechs Uhr Abends zeigte sich zwischen Baumwipfeln

eine Masse grauer Dächer. Dies ist Atsugi, eine nicht unbeträchtliche Stadt. Hier haben wir die doppelte Befriedigung unsere Karavane und ein unser harrendes Abendmahl zu finden.

Entfernung von Hachôji nach Atsugi sieben Ri oder achtzehn Meilen.

(14. August.) Wir brechen um halb acht Uhr auf und erreichen um Mittag Fujisawa. Die Gegend trägt denselben Charakter wie die gestern durchreiste. Ein Wagen bringt uns nach Yokohama wo wir, höchst befriedigt und nicht allzu müde, um sieben Uhr Abends eintreffen.

Entfernung zwölf Ri oder dreißig Meilen.*)

III.

Hakone.

Vom 22. August zum 1. September.

Das Theehaus in Hata. — Eine böse Nacht. — Der See Hakone. — Naturgefühl und Schönheitssinn im Volke. — Reisende Geister. — Die Heilquelle von Atami. — Die heilige Insel Enôshima. — Daibutsu. — Die alte Hauptstadt der Shogun. — Buddha in Ungnade. — Eine vornehme Dame. — Kanagawa.

(23. August.) Gestern verließen wir Yedo. Meine Reisegefährten sind der brittische Geschäftsträger Herr Adams und der Gesandtschaftsdolmetsch Herr Satow. Bis Yumoto führte

*) Da der Weg den wir von Subashiri ab verfolgten sehr selten gemacht, und nie beschrieben worden ist, so hielt ich es für nützlich die Zeit der Abreise und Ankunft genau anzugeben. Es ist dies eine unvollkommene Art die Entfernungen zu messen, wobei bemerkt werden muß daß unsere Kuli im Durchschnitte fünf Kilometer in der Stunde zurücklegten.

uns der Weg durch mir bekannte Gegenden. Dort wendet ſich der Pfad der nach Miyanôſhita führt gegen Nord-Oſt. Diesmal reiſen wir auf dem Tokaido in weſtlicher Richtung weiter. So erreichten wir heute Nachmittags, einem Waldbach entlang aufſteigend, das Dorf Hata, berühmt wegen ſeiner ſchönen Lage, ſeines guten Theehauſes und ſeiner reizenden Gärten. Es ſind eigentlich immer dieſelben Elemente und dieſelben Motive. Wer das Alles nur ſo recht anſchaulich machen könnte ohne den Leſer durch Wiederholungen zu ermüden! Wer es verſtünde mit der Feder die kleinen Abſtufungen zu malen, die feinen Tinten und Töne die ja eben der vorzüglichſte Reiz dieſer Landſchaften ſind. Die Photographie iſt ganz unvermögend. Da wäre das ſchöne Holzgetäfel des Theehauſes zu beſchreiben, dann die niedlichen, plätſchernden Miniaturwaſſerfälle; die Pfade die ſich über Wieſen, durch dunkelnde Haine, zwiſchen Felsblöcken, den hohen Berg hinaufſchlängeln; die hübſchen Goldfiſche und die Rieſenkarpfen mit bemoosten Häuptern, würdig ihrer Brüder in Fontainebleau, und die hübſchen Theehausmädchen, die Neſan. Alle Abende laufen ſie den Teichen entlang mit den kleinen Händen klatſchend. Die Fiſche wiſſen was das bedeutet, denn auf das Zeichen ſchlüpfen ſie in ihr Nachtquartier, eine Höhlung im Felſen, welche die Mädchen ſodann verſchließen. Eine nöthige Vorſicht gegen die vielen Füchſe und Schakale des nahen Waldes. All dies wurde in den letzten drei Jahren oftmals beſchrieben; aber wie geſagt, die Schilderungen ſind blaß und unähnlich und unvollſtändig, im Vergleiche mit der idylliſchen, poetiſchen, phantaſtiſchen Wirklichkeit.

Von Fujiſawa, wo wir die letzte Nacht zugebracht, nach Hata eilf Ri oder achtundzwanzig Meilen.

(24. Auguſt.) Da liegen wir ausgeſtreckt auf einer feinen, glatten, reinen Strohmatte, in einem gegen den Garten offenen Gemache, indeß reichlicher Regen den ganzen Tag über vom Himmel niederrieſelt. Mit Wolluſt pflegen wir der Ruhe, athmen wir die friſche, erquickende Bergluft. Dazu die ſympathiſche Geſellſchaft zweier hochgebildeter Männer die dies Land, ein noch ungelöſtes Räthſel, ſo gut kennen wie irgend ein Europäer. Da werden Fragen und Antworten gewechſelt, bis wir von Japan auf das ferne, liebe Europa zu ſprechen kommen. Ein anmuthiger Tag!

Unſere Diener, der Theewirth, ſeine Ehehälfte, die Neſan nahen uns nie ohne tiefe Verneigungen, kommen auf allen Vieren hereingekrochen, ſtrecken den Kopf vor, während ſie die Arme mit nach innen gekehrten Händen auf den Boden ſtemmen, nehmen am Ende in vertraulicher Weiſe auf ihren Ferſen Platz. Da die Herrſchaft auch am Boden liegt oder kauert, ſo befindet ſich Jedermann am ſelben Niveau. Es ſind eben die Formen einer uralten Etiquette. Aehnliche Ehrfurchtsbezeigungen waren in Europa noch bis gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts Sitte. Perſonen deſſelben Ranges verneigten ſich zur Erde ehe ſie ſich umarmten. Kinder knieten nieder um den Eltern guten Morgen zu wünſchen. Edelknaben bedienten knieend ihren Gebieter. Der Handkuß, bei ſehr feierlichen Gelegenheiten, hat ſich noch an mehreren europäiſchen Höfen bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber die fremden Kaufleute in Yokohama finden dieſe Gebräuche ſinnlos und entwürdigend, und haben ſie in ihren Häuſern verpönt. Die Folge iſt daß die eingebornen Diener grob und ungeſchlacht wurden. Gar leicht zerſtört man die Formen einer alten Civiliſation; ſchwer iſt es ſie durch andere zu erſetzen.

(25 Auguſt.) Wir waren geſtern Abends kaum zu Bette gegangen, als uns das Heulen des Sturmes und das unheimliche Knarren der Balken und der Holzverkleidung des Hauſes aus dem Schlafe weckten. Zwei hier zu Lande häufige Naturerſcheinungen haben zuſammengewirkt: einer der furchtbarſten Typhone welche je das Kuanto verwüſteten und ein etwas minder heftiges Erdbeben. Heute herrſcht Friede in der Natur. Hata welches auf feſtem Felsgrund gebaut iſt und in einem kleinen Bergkeſſel liegt hat nur wenig gelitten; aber nicht ſehr angenehm war der Gedanke von dem ſchweren Hausdache erſchlagen zu werden, ſowie die Unmöglichkeit zu entfliehen; denn die japaniſchen Häuſer werden Nachts durch eingeſetzte Bretterwände in eine verſchloſſene Schachtel verwandelt.

Das Wetter hat ſich aufgeklärt, und um acht Uhr Morgens ſetzen wir die Reiſe, zu Fuße, weiter fort. Der Aufbruch in einem Theehauſe iſt immer eine belebte Scene. Zwiſchen einer doppelten Hecke von Neugierigen ſchreitet man durch eine Reihe von Gemächern. Die Wirthsleute haben von Eurem Comprador die Bezahlung erhalten, und verfolgen Euch mit ihren Dankſagungen und Segenswünſchen; lachend und mit einem großen Aufwande von Worten und Geberden laufen die Neſan hinter Euch her, glückliche Reiſe und baldige Wiederkehr wünſchend. An der Schwelle des Hauſes angelangt, ſucht und findet Ihr Eure dort bei der Ankunft gelaſſenen Schuhe. Da ſtehen bereits die löblichen Ortsbehörden, werfen ſich zu Boden, und geleiten Euch ſodann bis an den Ausgang des Dorfes.

Wir reiſen noch immer am Tokaido der hier, ſehr ſchlecht, gepflaſtert und an manchen Stellen für Pferde beinahe ungangbar iſt. Die Landſchaft bleibt dieſelbe. Große Bäume der verſchiedenſten Gattungen beſchatten den zerklüfteten, mit einem Blumenteppiche bedeckten Boden. Nachdem wir einen

Gebirgskamm erklettert, ſteigen wir in das Seebecken von Hakone hinab. Am Ufer ſteht eine koloſſale Statue des Buddha. Hinter dem Götzen eröffnet ſich eine Allee von prachtvollen Kryptomerien. Bewaldete Vorgebirge und mit weiß und grünem Graſe bewachſene Höhen ſpringen in den See vor, und ſpiegeln ſich in ſeinen ſtillen, ſchwarzen Waſſern. Dieſer Baumgang führt uns nach dem Städtchen Hakone, dem Ziele der Reiſe.

Entfernung von Hata zwei Ri oder fünf Meilen.

(26. Auguſt.) Am öſtlichen Seeufer befindet ſich der hochberühmte, altersgraue Shintotempel Hakone-no-Jinja. Wie ſo viele andere Heiligthümer iſt er ſo eben „gereinigt" worden; mit andern Worten, zum großen Kummer des Volkes, welches jedoch in ſtillem Ingrimm geſchehen läßt, wurde er ausſchließlich dem Shintodienſte eingeräumt. Alle buddhiſtiſchen Vaſen, Statuen und Ornamente ſind entfernt oder zerſtört worden.

Hakone-no-Jinja liegt am Abfalle eines Berges. Zwei Steintreppen führen zu dem Tempel empor wo wir einige prachtvolle Bäume und mehrere ſeltſame, offenbar ſehr alte Gemälde auf Holz bewunderten. Die Halle iſt baufällig, der heilige Ort einſam und verlaſſen, denn das ſeiner Götzen beraubte Volk verſchmäht es die ihm von Amtswegen aufgedrungenen Gottheiten zu verehren. Ich enthalte mich jeden Urtheils. Ich bin weder Buddhiſt noch Shintoite, und kenne dieſe Frage nicht hinlänglich. Aber gewiſſe Dinge gleichen ſich überall. Eine weiſe Regierung vermeidet, ſo viel als möglich, die Gewiſſen zu beunruhigen. Sie vermag vielleicht die Landesreligion zu zerſtören (an ſich ein trauriger Erfolg); aber

ſchwerlich wird es ihr gelingen die Glaubensſätze ihrer Wahl dem Volke dauernd aufzudringen. Was hier geſchieht iſt einfach ein Werk der Zerſtörung.

(27. Auguſt.) Heute fuhr ich über den See. Da fiel mir die große Aehnlichkeit mit den ſchottiſchen Hochlanden auf. Allerdings Klima und Vegetation ſind verſchieden. Auch würde man vergebens nach den Dörfern, Cottages und Schlöſſern ſpähen welche die Ufer des Loch Lomond und Loch Catherin beleben. Der See Hakone entfaltet ſeine ſchwarzen Waſſer zwiſchen abgerundeten Berghalden deren einzige Bewohner die Thiere der Wildniß ſind. Mit Ausnahme der kleinen Stadt und des Tempels denen der See den Namen gab habe ich nicht Eine Hütte erblickt auf ſeinem einſamen Geſtade. Zuweilen verſcheucht ein Windſtoß die Wolkenhülle vom Krater des großen Vulkans. Dann erſcheint über den Bergen die den See einrahmen der Fujiyama: eine himmliſche aber flüchtige Viſion. Die Details der Landſchaft ſind heiter und lieblich, der Geſammteindruck ernſt, faſt finſter, aber großartig und erhaben.

(28. Auguſt.) Ein amerikaniſcher Miſſionär, Doktor B. beſucht mich. Er hat ein Jahr auf der Nordküſte von Niphon, in Niigata, einem der fünf Treaty-Ports, zugebracht. Dort iſt das Klima gänzlich verſchieden. Die von der Mandſchurei faſt das ganze Jahr herüber wehenden Winde erkälten die Luft. Im Winter iſt die Stadt im Schnee begraben, und, wie in Hammerfeſt oder den Loffoden, verkehren die Einwohner durch Tunnels. Aber unerachtet der lang anhaltenden Schneeperiode fällt der Thermometer ſelten unter den Gefrierpunkt. Auf

Null ist auch die Anzahl der europäischen und amerikanischen Residenten herabgesunken; denn Geschäfte werden dort wenig oder gar nicht gemacht. Der einzige Weiße der sich jetzt in Niigata befindet ist ein englischer Feldwebel, der Orderly des abwesenden brittischen Konsuls.

Ich bewundre meinen Reisegefährten Hrn. Satow. Er schwätzt mit Jedermann, immer mit dem Taschenbuch in der Hand. Da werden jedes Wort, jede Nüance in Sinn und Anwendung, jede ihm neue Redewendung sorgfältig verzeichnet. Indem er sodann seine Noten vergleicht, vermag er den Werth eines jeden Ausdruckes festzustellen. Es ist eine unabläßige Spannung des Geistes, ein fortwährendes Lösen von Räthseln und, bei der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der bestehenden Grammären und Wörterbücher, die beste Methode die japanische Sprache zu entdecken.

(29. August.) Die Regengüsse der letzten Tage haben die Flüsse geschwellt, die Brücken zerstört und die Verbindung mit Yedo unterbrochen. Der Versuch sich über die Odawara tragen zu lassen wäre thöricht. Bleibt also der Weg nach Atami, von wo wir zur See die Insel Enoshima und Yokohama zu erreichen gedenken. Dieser Weg steht den Europäern offen, wenn sie die Erlaubniß zur Reise nach Hakone und Atami erlangt haben. Wir ziehen einen andern westlicheren Pfad vor. Der Bürgermeister von Hakone und unser Wirth empfehlen ihn wegen der schönen Gegend, und in diesem Punkte kann man sich auf das Urtheil der Japaner, selbst wenn sie den unteren Klassen angehören, mit voller Beruhigung verlassen.

Um Mittag Abreise im Kangho. Zwischen einer doppelten Reihe von alten Kryptomerien ersteigen wir die Anhöhe welche

den See gegen Westen begrenzt. Nach halbstündigem Marsch erreichen wir den Kamm. Die Aussicht auf die Bai von Suruga ist feenhaft. Am höchsten Punkte liegt ein großes Theehaus, jetzt überfüllt mit Reisenden der verschiedensten Stände. Sie sind alle in Kiyôto zu Hause. Die hohe oder niedere Politik, persönliche Anliegen und Geldgeschäfte führen sie nach Yedo, denn leider, leider sagen sie, hat ihre uralte und eben noch so reiche und blühende Stadt aufgehört die Residenz des Kaisers zu sein. Alle bewundern die schöne Aussicht.

Der Japaner ist Freund der Natur. In Europa bedarf der Schönheitssinn der künstlichen Entwickelung und Ausbildung. Unsere Bauern sprechen von der Fruchtbarkeit ihrer Felder, von dem Ueberflusse an Wasser das ihre Mühlen treibt, von dem Erträgniß der Wälder, aber nicht von dem malerischen Reize der Gegend. Nicht als ob sie hiefür ganz unempfänglich wären; aber was sie empfinden ist eine dunkle, kaum bewußte Befriedigung. Nicht so beim japanischen Landmanne. Ihm ist der Schönheitssinn angeboren. Vielleicht hat er auch mehr Zeit ihn zu entwickeln. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Regen und die Sonne thun die Hälfte der Arbeit. Müßige Stunden bleiben ihm in Fülle. Da liegt er auf der Schwelle seiner Hütte ausgestreckt, raucht seine Pfeife, lauscht dem Gesange der Töchter, läßt seine Blicke über die Landschaft schweifen, und diese Landschaft ist überall schön. Wo möglich, baut er seine Kabane am Rande eines Baches. An gewisse Stellen legt er ein paar große Steine. So bildet er eine kleine Kaskade, denn er liebt das Plätschern des Wassers. Daneben steht eine junge Ceder. Er bindet einige Zweige zusammen, andere trennt er, wieder andere neigt er, mit Hilfe eines Brettchens, über seinen Wasserfall den sie beschatten sollen. Es ist dies ein Motiv das man auf den illuminirten Bilderbögen immer wieder findet. Daneben pflanzt

er einen Aprikoſenbaum. Zur Blüthezeit gerathen der Mann und die Familie in Entzücken.

Der Sinn für Naturſchönheit zeigt ſich beſonders in den Erzeugniſſen der japaniſchen Malerei. Weit mehr als in Europa ſind hier Kunſtgenuß und Kunſtgeſchmack bis in die unterſten Klaſſen verbreitet. Im ärmlichſten Haushalte findet man hievon die Spuren: eine künſtliche Blume, ſinnreiches Kinderſpielzeug, ein Weihrauchsgefäß, ein Idol, und auch andere Gegenſtände die nur den Zweck haben das Auge zu ergötzen. Bei uns iſt die Kunſt, außer inſofern ſie der Kirche dient, das ausſchließliche Eigenthum der Reichen und Wohlhabenden. In Japan gehört ſie Jedermann; und wer zu arm iſt um ſeine Hütte mit einem Bilde des beſchneiten Fujiyama und des obligaten Birnbaumes im Vordergrunde zu ſchmücken; mit der Statue einer Sängerin die auf einem Todtenkopf ſitzt; mit einem kleinen gen Himmel fliegenden Vogel, einem Schmetterling der auf einem Regenbogen ausruht; mit einer liebäugelnden Schnecke und einer die Huldigung verſchmähenden Schildkröte — ei, der betrachtet mit künſtleriſchem Auge ſeinen blühenden Aprikoſenbaum, ſeine kleine Ceder, und lauſcht mit Wolluſt dem leiſen Flüſtern ſeiner Kaskade.

Nur widerſtrebend entreißen wir uns dem Anblick der wunderbaren Fernſicht: ein' Labyrinth von Thälern und Hügeln die gegen eine kleine Ebene abfallen; dann der mit grünlichen Klippen beſäte Golf; jenſeits niedere, gegen Süd auslaufende Vorgebirge; über ihren phantaſtiſchen Umriſſen eine andere höhere Bergkette die ſich gegen Nord erſtreckt, dann jenſeits noch eine Felsgallerie, und über dieſer noch eine andere, aber alle ganz grün, alle vom Fuße zum Scheitel bewaldet, oben im Kamme mit landesüblichen Federbüſchen geziert, nämlich mit der Reihe von Bäumen zwiſchen denen der Himmel durchſchim-

mert. Inmitten des vielfach abgeſtuften Grün ſinken und ſchwellen die langen, flachen Wogen des Stillen Meeres.

Wir verlaſſen nunmehr den Tokaido, und wenden uns gegen Süd-Süd-Weſt. Der Pfad verliert ſich im Graſe, und die Halme ſtreicheln die Naſen und Schultern unſerer Kuli. Vergeblich ſuchen ſie den Weg; jede Fußſpur iſt verſchwunden. Allmälig trennen ſich die Reiſenden. Bald haben wir uns ganz aus dem Geſichte verloren. Umſonſt ſchreien die Träger mit aller Kraft ihrer Lungen; nur die Echo der Wildniß geben Antwort. Ich befinde mich mit meinen Leuten am Rande eines Abgrundes, oder beſſer geſagt eines beinahe ſenkrecht abfallenden Tiefgrabens der mit dichtem Graſe bewachſen iſt. Die Männer ſteigen muthig hinab. Zuweilen fallen ſie; mein Kangho entgleitet ihren Schultern und ſchießt, in einen Schlitten verwandelt, pfeilſchnell in die Tiefe; am Ende aber hält ihn das dichte Gras wieder auf. Zu fürchten iſt da nichts außer Schlangen; aber wenn ſich dieſe braven Burſche, in nacktem Zuſtande, in das Dickicht wagen, ſo kann die Gefahr nicht ſehr groß ſein. In wenigen Minuten ſind wir unten angelangt. Nun heißt es die andere Wand des Abgrundes erklimmen. Auf glattem Graſe zu gehen und zugleich eine ſehr ſteile Anhöhe hinanzuklettern überſteigt meine Kräfte. Beim erſten Verſuch rolle ich unter dem ſchallenden Gelächter der Kuli in den Graben zurück. Sie laden mich alſo auf ihre Schultern, ſchleppen mich den Berg hinan, finden auch wieder nach langem Suchen den Kangho, Alles mit unverwüſtlich guter Laune. Endlich haben wir dies Meer von Sargaß hinter uns gelaſſen, und zu meiner großen Befriedigung gewahre ich in der Ferne Herrn Adams, auf den Flanken eines Abhanges mit ähnlichen Mühſeligkeiten kämpfend. Endlich finden wir einen Pfad der uns auf den rechten Weg führt. Plötzlich brechen die Kuli in wildes Ge-

johle aus, ſtellen die Kangho auf den Boden, und laufen davon. Nach einigen Minuten kehren ſie zurück einen jungen Bären ſchleppend den ſie mit ihren Bambusſtöcken erlegt haben.

Um vier Uhr Ankunft in Karuizawa. Entfernung von Hakone ungefähr vier Ri oder zehn Meilen. Hier finden wir Satow der, ein tüchtiger Fußgänger, ſchon vor einer Stunde eingetroffen iſt. Der Ortsvorſtand hat ihm geſagt wir ſeien die erſten Europäer welche die Einwohner dieſes Dorfes zu ſehen bekamen. Ihr Benehmen beſtätigt dies. Es iſt die Wiederholung deſſelben Auftrittes: Weinende Babies, verſteckte Mädchen, die Männer in gehöriger Entfernung, und nur die alten Weiber beherzt genug um uns anzulächeln und ſich in ein Geſpräch einzulaſſen. Allmälig wird die Menge zutraulicher, aber auf den erſten Schritt den wir vorwärts thun zerſtiebt ſie in allen Richtungen. Wer in einem Karpfenteich ſchwamm kann ſich das vergegenwärtigen. Das ſchöne Dorf liegt halb verſteckt zwiſchen zwei bewaldeten Bergen. Ein Bach durchfließt es; an ſeinen beiden Ufern ſehen wir ſchöne Blumenbeete mit prachtvollen Balſaminen. Das Haus des Vorſtandes bei dem wir abgeſtiegen ſind iſt ein Juwel, desgleichen das Gärtchen. Im Hofe ſteht, auf einem bewimpelten und bekränzten Geſtelle, ein offenes Tempelchen, in Wahrheit ein Käfig. Er ſoll die morgen von einer Reiſe zurückerwarteten Geiſter der Abgeſchiedenen aufnehmen. Sie haben irgend eine ferne Region der Ewigkeit beſucht.

Abreiſe von Karuizawa etwas vor fünf Uhr. Richtung ſüdwärts. Wir erſteigen einen der beiden Berge zwiſchen denen das Dorf liegt. Bäume und Unterholz verſchlingen ſich zu einem Tunnel. Wir brauchen eine halbe Stunde um den Kamm und dann fünfzehn Minuten um den Rand des ſüdlichen Abfalles zu erreichen. Dieſe Berge ſind die Verlängerung der

unter dem Namen Hakonegebirge bekannten Kette. Sie ziehen von Oſt nach Weſt dem Stillen Meere entlang. Ihre Flanken, die oben ſehr ſteil abfallen, ſpringen langgeſtreckt in horizontalen Linien vor, und ſtürzen dann faſt ſenkrecht in die See. Von unſerem Standpunkte geſehen erſcheinen die Vorgebirge wie die Kouliſſen eines Theaters. Aber ich glaube nicht daß die Dekorationsmaler der großen Oper in Paris je ein phantaſtiſcheres Bild zu erſinnen vermochten. Im Hintergrunde einer kleinen Bucht, gerade zu unſern Füßen, gewahren wir eine weiße Linie. Dies iſt Atami. Es war längſt Nacht geworden als unſere braven Burſche, immer lachend und ſchwätzend, uns vor einem ſtattlichen Gaſthofe abſetzten.

Entfernung von Hakone ſechs ein halber Ri, oder etwas mehr als ſechszehn Meilen.

(30. Auguſt.) Atami iſt ſchön gelegen am Ufer einer kleinen Bucht, am Fuße der Berge, einer Felsinſel gegenüber. Die Gaſſen fallen ſo ſteil gegen das Meer ab daß ſie ſich an vielen Stellen in Treppen verwandeln. Eine Schwefelquelle zieht in der ſchönen Jahreszeit viele eingeborne und einige europäiſche Badegäſte aus Yokohama herbei. Alle vier Stunden quillt das heiße Waſſer mit großer Gewalt aus einer Oeffnung welche mit Felsblöcken umgeben wurde. Innerhalb der Umfriedung hatte ein Engländer den ſonderbaren Einfall ſeinem Hunde ein Grabmal zu errichten. Die Leute aus dem Orte hüten ſich es zu beſchädigen; einige bezeugen ihm ſogar ihre Verehrung. Vorſichtige Leute ſuchen eben mit den Geiſtern der Abgeſchiedenen, wären es auch Hundeſeelen, auf gutem Fuße zu leben. Hier wie in Hata verfertigen die Einwohner hübſche Köfferchen und

anderes Geräthe von Kampherholz. Die Preiſe ſind unglaublich niedrig

Um neun Uhr verlaſſen wir Atami in zwei ſechsrudrigen Booten. In dem einen befinden ſich die Reiſenden, in dem andern die Dienerſchaft. Die beiden Barken werden durch ein Seil zuſammengehalten, und ſteuern nebeneinander. Die Schiffsleute ſtehen auf den Querhölzern, entfalten ihre athletiſchen, ſchmiegſamen, elaſtiſchen Gliedmaßen, beugen ſich nach vorne, werfen dann den Oberkörper zurück, im Takte eines wilden, weithin hallenden Geſanges. Einige unter ihnen könnten für das Urbild männlicher Kraft und Schönheit gelten. Die meiſten haben allzu magere Beine, aber alle kleine, ſchön geformte Hände und Füße. Ich ſehe nur zweierlei Bewegungen die ſich immer wiederholen. Beide ſind klaſſiſch. Um die griechiſche Skulptur aus der goldenen Zeit zu begreifen muß man Japan im Sommer bereiſen. Die großen attiſchen und korinthiſchen Meiſter lebten unter wenig oder nicht bekleideten Menſchen, und hatten daher das Muskelſpiel des menſchlichen Körpers fortwährend vor Augen; unſere Bildhauer müſſen ſich mit Modellen begnügen deren Stellungen immer erzwungen ſind.

Zuweilen entfernt man das Seil, und die beiden Mannſchaften beginnen eine raſende Wettfahrt. Dann ſind ſie nicht mehr Menſchen ſondern Dämone; ſie ſingen nicht mehr, ſie heulen. Erſt noch klaſſiſchen Statuen ähnlich, ſind ſie plötzlich zu Wilden geworden. Zu beiden Seiten der Boote haben ſich die eben noch ſo friedlichen Fluthen in ſchäumende Gießbäche verwandelt. Endlich tritt die Natur in ihr Recht. Athemlos halten unſere Athleten inne, ſehen ſich an, und brechen in Gelächter aus. Da wird es mit Einem Male ſtille. Man ändert den Kurs, und ſteuert ſo geräuſchlos als möglich in der Richtung eines ſchwarzen Baumſtammes der im Waſſer zu trei-

ben ſcheint; in der That iſt es aber ein ungeheurer Hai den die ſchwache Meeresſchwellung hebt und ſenkt. Einer der Schiffer iſt nach dem Vordertheil geſprungen. Da ſteht er, den Körper leicht zurückgeworfen, die Linke auf das Herz gedrückt als wollte er der inneren Bewegung Halt gebieten. Jetzt erhebt er ſachte die rechte Hand über das Haupt, wiegt die Harpune in den feinen langen Fingern, holt zum Wurfe aus. Vor uns, in der Entfernung einiger Braſſen, ſchläft das Unthier. Welch' klaſſiſche, welch' erhabene Scene! Wo iſt Phidias um ſie wiederzugeben in pariſchem Marmor? Im entſcheidenden Augenblicke erwacht das Ungeheuer, und verſchwindet in der Tiefe.

Ungeachtet dieſer Epiſode haben wir ein gut Theil des Weges zurückgelegt. Anfangs ſteuern wir dem Ufer entlang, welches hier mit faſt tropiſcher Vegetation überwachſen iſt: Orangenbäume neben Kryptomerien, dazwiſchen hohe Mauern zum Schutze der Gärten gegen wilde Thiere, insbeſondere Bären.

Wir kommen an Idzuſan vorüber welches im Hintergrunde einer kleinen Bucht auf halber Höhe des Bergufers liegt, faſt verſteckt zwiſchen Orangen und Bambuswäldern; an Yoſhihama, auch einem bedeutenden Flecken, am Vorgebirge Madzu-no-hama und an der Mündung der Odawara. Um fünf Uhr Abends haben wir Oiſo in Sicht. Hier treten die Berge zurück, und das immer noch bewaldete Ufer verflacht ſich. Unſere Schiffer haben acht Stunden ohne Unterbrechung gearbeitet. Jetzt ziehen ſie die Ruder ein. Eine Hand voll Gerſte, denn Reis iſt das Vorrecht der Wohlhabenden, und ein Schluck friſchen Waſſers machen ihr Mahl aus. Aber wie ſie deſſen genießen! Arm, ja wohl, ſehr arm ſind ſie aber nicht unglücklich, denn ſie kennen weder Elend noch Sorge.

Die Sonne ſank bereits als die Inſel Enoſhima erſchien, ihre anmuthige jetzt im Abendrothe glühende Silhouette von dem dunklen Wolkenhimmel im Oſten ſcharf abreißend. Um acht Uhr Abends langen wir an. Da das Boot wegen der Ebbe dem Ufer nicht nahen kann, laden uns die Schiffer auf ihre Schultern. Ein nächtlicher Spaziergang im Waſſer der beinahe zehn Minuten währt aber unſeren Burſchen, die auch jetzt noch lachen können, nicht zu lange vorkommt. Endlich erreichen wir das japaniſche Paradies. Die Nacht iſt pechſchwarz; über den Hausthoren hängen große farbige Laternen die ihr ſanftes Licht in die enge Gaſſe werfen. Alle Häuſer ſtehen offen, und ſind mit Käufern und Verkäufern angefüllt. Hier werden Früchte feil geboten, dort ſieht man Weiber und Mädchen die Reis ſieden und den Fiſch auf die Pfanne legen. Pilger ziehen im Lande umher; andere ſuchen Unterkunft. Ueberall flattern Wimpel in der lauen Luft. Von Haus zu Haus ziehen ſich bunte Blumengewinde; denn Enoſhima iſt das heilige Eiland, und die Feſte und heiligen Ceremonien folgen ſich hier ohne Unterbrechung. Wir werden nach der beſten Herberge geleitet. Sie iſt voll Gäſte. Ueberall wird getrunken, geſungen und muſicirt. Der Wirth ſelbſt kündigt das Abendmahl an, wobei er die vorgeſchriebenen Ehrfurchtsbezeugungen nicht vergißt. Dann überreicht er uns ein kleines, ſorgfältig gefaltetes Stückchen Papier welches Zahnſtocher und, auf dem Umſchlage, folgende Inſchrift enthält: „Kaiſerliche Zahnſtocher; Schiraki Wirth; Hauptſtraße, fünftes Haus zur Linken; kaiſerliche Nachtherberge, reichliche Koſt, prompte Bedienung.“ Auf der Kehrſeite findet man die Entfernungen verzeichnet zwiſchen Enoſhima und Kamakura, Yedo und Kiyôto. Das Wort kaiſerlich verſinnbildlicht die Vortrefflichkeit von Menſchen und Dingen.

Von Atami nach Enoſhima ſechzehn Ri oder vierzig Meilen.

(31. Auguſt.) Leider war das Nachtlager keineswegs kaiſerlich. Die Pilger machten furchtbaren Lärm, und an Schlaf war nicht zu denken. Aber die herrliche Morgenfriſche erquickt uns, und bald iſt die ſchlechte Nacht vergeſſen. Wir ſteigen durch die kleinen Gäßchen den Berg hinan. Die Wallfahrer drängen ſich bereits vor den Läden wo Roſenkränze, Votivbilder und Muſcheln aller Art verkauft werden.

Enoſhima iſt mehrmals und zum Theil ſehr gut beſchrieben worden. Es iſt ein liebliches Eiland. Von Kapelle zu Kapelle, auf Felstreppen emporſteigend, erreichen wir die Kuppe. Dort bilden alte Bäume deren Wurzeln ſich an den ſenkrechten Wänden in irgend einer Spalte feſtklammern einen prachtvollen Baldachin. Die Tempel ſind klein und ohne beſonderes Intereſſe, doch fehlt es nicht an ſchönen Details. So kamen wir zum Beiſpiele an einem Brunnen vorüber der das Vor- oder Nachbild einer venetianiſchen Palaſtciſterne ſcheint. Er ſtellt einen cylinderförmigen Felsblock vor über den ein paar Schildkröten hinwegkriechen. Man ſollte meinen ſie entfliehen bei unſerem Anblicke. Darüber erhebt ſich der eigentliche Brunnen, unten aus ſtark bombirten Steinen gebildet welche ein breiter, glatter Reif zuſammenhält. In der oberen Hälfte verſchwindet das Ruſtico. Sie iſt ſorgfältig geglättet und mit Basreliefs und kleinen Kreisflächen geziert. Letztere ganz ſo wie man deren häufig in byzantiniſchen Bauten ſieht.

Nach Weſt und Süd fällt der Fels ſenkrecht in das Meer. In kleineren Verhältniſſen, der Salto di Tiberio auf Capri. Eine in die Wand gehauene Treppe führt nach dem Meeresrande herab. Wer als Pilger kam und über glatte wogenbeſpülte Granitblöcke zu ſpringen verſteht, beſucht die „ſchwarze Grotte.“

Ein natürlicher Damm, der aber nur bei Ebbe gangbar

iſt, verbindet Enoſhima mit dem Feſtlande. In dieſem Augenblicke bedecken ihn kommende und gehende Pilgerſchaaren. Wir ziehen den Seeweg vor, umſchiffen ein kleines Vorgebirge, und landen nach einſtündiger Fahrt bei dem Dorfe Sakanôſhita. Hier ſind wir wieder an der Vertragsgrenze angelangt. Es iſt eine der lieblichſten und maleriſcheſten Gegenden Niphons. Wir wollen heute drei berühmte den Reſidenten von Yokohama wohlbekannte Punkte beſuchen: den Daibutſu, Kamakura, die alte Hauptſtadt der Shogun, und Kanazawa, geprieſen wegen der ſchönen Lage und der reizenden Gärten.

Die koloſſale Statue Buddha's, der Daibutſu, erhebt ſich inmitten einer Baumgruppe unweit eines kleinen Dorfes. Den Gedanken zur Errichtung dieſes Werkes gab der große Shogun Yoritomo; aber erſt fünfzig Jahre nach ſeinem Tode, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ward die prachtvolle Statue vollendet und auf dem Platze aufgeſtellt den ſie noch heute einnimmt. Das Antlitz des Gottes athmet vollkommene Ruhe und unbeſchreibliche Sanftmuth. Ich frage mich, wie war es möglich mit ſo einfachen Mitteln eine ſo große Wirkung zu erzielen? Auch die techniſche Vollendung, welche eine für jene frühe Epoche merkwürdige Entwickelung der Erzgießerei beweiſt, iſt bewundernswerth. Das Fußgeſtell iſt vier Fuß hoch; die ſitzende Geſtalt des Gottes fünfzig; der Umfang des Kopfes mißt zweiunddreißig, die Länge der Naſe vier Fuß.

Die Luft iſt friſch und der Weg allenthalben beſchattet. Wir marſchiren alſo zu Fuße weiter, immer zwiſchen Reisfeldern und Wieſen. Ein einſames Theehaus an dem wir vorüber kommen war Zeuge der vor einigen Jahren an zwei engliſchen Officieren, Major Baldwin und Lieutenant Bird, verübten Mordthat. Sie kamen wie wir um den Daibutſu zu beſuchen,

als an dieſer Stelle ein Bonze und ein Zweiſchwertmann ſie plötzlich überfielen und niederhieben. Ihre Yakunin hatten nicht die Zeit oder fühlten in ſich nicht den Beruf ihnen zu Hilfe zu eilen.

Hier beginnt die lange und prachtvolle Allee die nach Kamakura führt, heute ein Dorf, einſt die blühende Reſidenz der Shogun. Dieſer Baumgang iſt Alles was blieb von der ehemaligen Herrlichkeit. Er allein deutet darauf hin daß die mit Ackerland bedeckte, auf zwei Seiten von Hügeln eingeſchloſſene Ebene die zweite Hauptſtadt des Reiches trug. Feuersbrünſte ſcheinen ſie zerſtört zu haben. Ihr Untergang begründete den Aufſchwung Yedo's. Das Hauptintereſſe dieſer verlaſſenen Stätte bildet der große Tempel von Hachiman den Yoritomo am Ende des zwölften Jahrhunderts gründete. Yoritomo und, nach ihm, Taiko-Sama ſind in der japaniſchen Geſchichte die hervorragendſten Geſtalten. Ihr Lob iſt noch in Aller Munde; ihre Thaten leben fort in den Volksſagen von Geſchlecht zu Geſchlecht. Aber wenn Yoritomo der Gründer dieſes Tempels war, ſo beweiſt dies nicht daß der Bau, welcher noch vor drei Monaten ſich hier in ungeſchmälerter Pracht erhob, jener fernen Epoche angehöre. Können überhaupt Holzbauten durch ſieben Jahrhunderte der zerſtörenden Wirkung des Wetters widerſtehen? Es darf bezweifelt werden. Heute liegen die ſchönſten Theile des Tempels, nämlich die dem Buddha geheiligten, in Trümmern. Die Miniſter des Tages ſind die Urheber der Zerſtörung. Nur die dem officiellen Gottesdienſte geweihten Gebäude wurden verſchont. Welche Verwüſtung! Da liegen geſtürzte Säulen, Trümmer von reich geſchnitzten und vergoldeten Pilaſtern, von Leuchtern, heiligen Gefäßen und Ornamenten in Vieux-Lack. Der Schmerz, die Wuth der Bevölkerung begreift ſich. Der Geſchichtsforſcher und Kunſtliebhaber beklagt die Zerſtörung ſo koſtbarer Reliquien;

der Chriſt bedauert daß an die Stelle der Götzenbilder der magiſche Spiegel trat und nicht das Zeichen der Erlöſung; der Staatsmann zuckt die Schultern, der Philoſoph ſagt ſich lächelnd: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Wir wandern weiter durch einen Hohlweg den wundervolle Kryptomerien beſchatten. Aus einem Engpaſſe tretend gewahren wir eine innere Meeresbucht. Sie iſt mit lachenden Eilanden beſät; ein grüner Gürtel von bewaldeten Hügeln umſchlingt ſie. Jenſeits liegt die Stadt Kanazawa. Hier finden wir Gelegenheit uns in japaniſchen Artigkeitsbezeigungen zu üben. Eine junge vornehme Dame aus Yedo — das Haupt ihrer Familie iſt mit Herrn Adams näher befreundet — befindet ſich hier zum Gebrauche der Seebäder. Kaum hat ſie die Ankunft des Letzteren erfahren als ſie, in Begleitung ihres alten Arztes, erſcheint. Sie iſt aus Kiyôto gebürtig, ungefähr achtzehn Jahre alt; eine edle Erſcheinung, auffallend ſchön, weiß wie eine Europäerin, etwas blaß da ſie leidend iſt, und mit der den Damen vom Stande eigenthümlichen eleganten Einfachheit gekleidet. Sie wirft ſich zu Boden, macht den Kowtow, das heißt ſie berührt die Matte mit ihrer ſchönen reinen Stirne; liegt dann einige Augenblicke auf den Knieen, vorwärts geneigt und die nach innen gewandten Hände auf den Boden ſtützend; hierauf erhebt ſie ſich, bleibt in gebückter Stellung ſtehen wobei ſie die Hände auf die Knie legt, läßt ſich ſodann auf ihre Ferſen nieder. Die Komplimente ſind vollendet; die Unterhaltnng beginnt. Mein Freund, als galanter Mann der zu leben weiß, hat dieſelben Evolutionen ausgeführt. Einen Anfall von Lachluſt mit Mühe unterdrückend, bewundere ich immerhin ſeine Behendigkeit. Aber wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Die junge Japanerin erhebt ſich, wirft mir einen verführeriſchen Blick zu, ſtürzt zu Boden und

vollzieht sämmtliche Pflichten landesüblicher Artigkeit. Nun kam die Reihe an mich. Die Dame und ihr Arzt, zu wohlerzogen um meine Ungeschicklichkeit zu bemerken, nahmen sodann die Unterhaltung wieder auf: ein Gemisch von banalen Redensarten, von freundlichen Blicken, von Kichern und Lachen. Später sandte uns die Dame zwei Körbe mit Früchten und Zuckerwerk.

(1. September.) Abreise um sechs Uhr. Als wir eben unsere Kangho besteigen wollen, erscheint die liebenswürdige Nachbarin mit dem Doktor. Sie wollte, sagt sie, uns glückliche Reise wünschen. Ihre ganze Toilette bestand aus einem Hemd von Tafft; an den bloßen Füßchen trug sie die landesüblichen Holzsandalen, und das Haar war aufgelöst, da sie in Eile ihr Lager verlassen hatte. Im Ganzen ein reizendes Negligé.

Der letzte Theil der Reise, fünf Stunden Weges, verging unter Ausrufen der Begeisterung über die Schönheit der Gegend und unter Schmerzenslauten welche uns die Kangho entrißen. Die Kuli liefen die ganze Zeit im Trabe, und wir wurden jammervoll geschüttelt. Dazu überwältigende Hitze. Um die Mittagsstunde setzen sie uns vor dem Hotel International in Yokohama ab.

Entfernung von Kanazawa fünf Ri oder zwölf eine halbe Meile.

IV.

Yedo.

Vom 26. zum 28. Juli; vom 18. zum 22. Auguſt; vom 3. zum 13. September.

Allgemeiner Anblick. — Die Umgegend. — Beſuch bei dem Miniſter des Aeußern, Sawa. — Die deutſche Schule. — Die Shiba und ihre Kunſtſchätze. Offenbarer aber unerklärlicher Einfluß des italieniſchen Barokism. — Geſpräche mit dem neuen Miniſter Iwakura. — Seine Reformpläne. — Kaufläden, Seidenſtoffe, Kurioſitäten. — Der Tempel von Meguro. — Saigo. — Die Heiligthümer von Ikegami. — Die ſiebenundvierzig Ronin. — Ein Abend bei Sawa. — Der Palaſt Hamagoten. — Diner bei Iwakura. — Der Erſte Miniſter Sanjo. — Im Tempel von Aſakuſa. Die dramatiſche Kunſt. Eine japaniſche Poſſe. Das Figurenkabinet. — Yedo zur Nachtzeit.

(26. bis 28. Juli.) Mein erſter Aufenthalt iſt einer allgemeinen Betrachtung Yedo's gewidmet. Erſt ſeit zwei Jahren den Fremden eröffnet, wurde die große, noch immer geheimnißvolle Hauptſtadt Japans früher von den Botſchaftern Lord Elgin und Baron Gros, und ſeither von mehreren Europäern beſucht. Die fremden Geſandtſchaften ſchlugen dort für einige Zeit ihren Sitz auf. Unter den verſchiedenen Beſchreibungen, deren Zahl ich nicht zu vermehren gedenke, iſt Richard Lindau's Schilderung*) die bekannteſte und, meiner Anſicht nach, die beſte. Es kommen darin zwar viele Lücken vor, denn zur Zeit ſeines Beſuches waren mehrere Tempel, namentlich die Gräber der Shogun, die Shiba, die Perle und das letzte Wort japaniſcher Kunſt, den Ausländern noch unzugänglich. Dies ſchmälert aber nicht das Verdienſt des deutſchen Schriftſtellers der auch noch mit andern jetzt beſeitigten Hinderniſſen zu kämpfen hatte.

*) Gerichtet an die Londoner Aſiatiſche Geſellſchaft; North China branche. December 1864.

Hier mögen nun einige an Ort und Stelle von mir gesammelte Notizen folgen.*)

Man stelle sich eine wellenförmige Ebene vor. Im Süden begrenzt sie der seichte Wasserspiegel des Golfes; im Osten und Norden ein schöner breiter Strom. Niedere Anhöhen durchziehen sie in ihrem südlichen Theile parallel mit dem Meere. Ungefähr im Mittelpunkte der Ebene, aber näher am Golf, erhebt sich ein isolirter Hügel der ungefähr drei bis vier Meilen im Umfange hat. Im Nord-Osten läuft eine andere Hügelkette, vom Strom ausgehend, gegen Westen.

So ist der Boden beschaffen auf welchem sich Yedo erhebt. Der Strom heißt Sumidagawa. Der isolirte Hügel im Centrum trägt das Schloß der Shogun, seit zwei Jahren die Residenz des Mikado. Der bewaldete Hügel im Nordost ist Ueno, der Tempelgrund und die Begräbnißstätte mehrerer Herrscher von Yedo. Der andere Hügel im Süden ist die Shiba mit den prachtvollen Gräbern anderer Shogun.

Zwischen den Anhöhen und rings um den niederen Kegel der das kaiserliche Schloß trägt dehnt sich die Stadt aus. Ihre Grenzen sind im Norden der Sumidagawa welcher nach einer scharfen Biegung südwärts in das Meer fließt; im Osten ein hügeliges Terrain; im Süden der Golf; gegen West kleine seichte mit Nadelholz, Bambus und Reisfeldern bedeckte Thäler und Hügel. Land und Stadt fließen da, sozusagen, ineinander. Oestlich vom Strome ist die große Vorstadt Hondjo; südwestlich von der Stadt das große Dorf Shinagawa, eigentlich nur eine Fortsetzung der Vorstadt Takanawa.

Yedo besteht aus vier Quartieren: dem Jiro, dem Sotojiro, dem Midzi und dem Hondjo.

*) Sie machen, ich wiederhole es, keinen Anspruch für eine Beschreibung zu gelten.

Der Jiro, das kaiſerliche Schloß. Nur die Ringmauern ſind ſichtbar. Die von dem großen Taiko-Sama vor nicht ganz dreihundert Jahren*) gepflanzten Bäume entziehen dem Blicke der Profanen den Ort welchen heute der Sohn der Götter bewohnt. Ein grüner Sammetteppich von immer friſchem Raſen bedeckt die Abhänge des Kegels; ein mit Waſſer gefüllter breiter und tiefer Burggraben, jetzt mit blühenden Lotusblumen gefüllt, umfängt ihn. Kein Sterblicher, außer den durch ihr Amt hiezu Berufenen, überſchreitet die Schwellen des Palaſtes. Nur bei den, ſeltenen, Audienzen haben die fremden Miniſter Zutritt.

Rings um den Jiro erſtreckt ſich der Sotojiro. Er enthält die Yaſhke (Paläſte) der großen Hofwürdenträger, der Staatsminiſter und Daimio, welche letztere unter den Shogunen ſechs Monate des Jahres in Yedo zubringen mußten. Seit dem Sturze ihres Gebieters zogen ſie ſich meiſt auf ihre Beſitzungen zurück. Ein breiter Kanal, ein unregelmäßiger Kreis, bildet die Grenze dieſes Quartiers. Nur oſtwärts erſtreckt es ſich bis an den Sumidagawa. Dieſen Theil vom Sotojiro durchziehen mehrere lange und, letztere im rechten Winkel kreuzend, eine Unzahl kleiner Gaſſen. Es iſt die Reſidenz der Handelswelt, die City wie ſie die Engländer mit Recht nennen. Die ſchönen und reichen Kaufläden, das Treiben in den Straßen, wo ſich die Menge von früh Morgens bis zu Sonnenuntergang drängt, bilden einen grellen Gegenſatz mit den meiſt geſchloſſenen Paläſten, mit der Stille und Einſamkeit des ariſtokratiſchen Quartiers.

Nördlich, weſtlich und ſüdlich am Sotojiro entfaltet ſich der Midzi oder die eigentliche Stadt. Mehrere hochbogige

*) 1598.

Brücken ſtellen die Verbindung mit dem Sotojiro her. Die berühmteſte iſt Niphonbaſhi, oder die „japaniſche Brücke", ſo genannt weil über ſie die große Kaiſerſtraße läuft, welche die Inſel Niphon von ihrem ſüdlichen Ende gegenüber der Inſel Kiuſhiu bis zur Nordſpitze, gegenüber von Hakodate auf Yezo durchzieht. Innerhalb Yedo heißt ſie Odori, große Straße; zwiſchen Yedo und Nagaſaki Tokaido, Weſtſtraße, von Yedo bis gegenüber von Hakodate, Oſhiukaido oder Nordſtraße. Der Tokaido iſt, ſei im Vorbeigehen bemerkt, faſt überall gut unterhalten, bis zum Fluſſe Odawara ſogar fahrbar, in den Bergen jedoch häufig durch Steintreppen unterbrochen und daher für Pferde kaum überall gangbar. Niphonbaſhi gilt für den geographiſchen Mittelpunkt des Reiches. Auf den amtlichen Tabellen werden die Entfernungen nach allen Punkten des Reiches von der Niphonbrücke aus berechnet. In ihrer Nähe wurde Hr. Heusken, Sekretär der Nordamerikaniſchen Geſandtſchaft, ermordet. Der Midzi iſt ein buntes Gemenge volkreicher und verlaſſener Straßen, von Gärten, Reisfeldern, Tempeln, deren vorzüglichſte die Aſakuſa, der Unno, und die Shiba ſind, von Luſtgärten und heiligen Hainen. Die belebteſten Theile des Midzi ſind Odori und die anderen mit dem Meere parallel laufenden Straßen, die Umgegend der Shiba und der Aſakuſa. An andern Stellen könnte man ſich am Lande glauben. Nördlich von Takanawa, gegen Meguro, geht die Stadt allmälig in Haine und Reisfelder über. Südlich, am Meeresufer, in geringer Entfernung an der Mündung des großen Stromes, entſtand in den letzten zwei Jahren Tſukiji, das Fremdenviertel. Von Kanälen umgeben und durchſchnitten, ohne Gärten und baumlos, ſieht es langweilig und traurig aus. Hier befindet ſich das neue, faſt immer leerſtehende ſogenannte amerikaniſche Aktienhotel, eine franzöſiſche Garküche mit dem pomphaften Na-

men Hotel de France, und die Konsulate und die Wohnhäuser von etwa dreißig bis vierzig Europäern und Amerikanern. Weiße Frauen fehlen derzeit noch. In der Nähe, am Gestade des Golfes, erhebt sich das kaiserliche Lustschloß Hamagoten mit seinem prachtvollen Parke. Im nördlichen Theile des Midzi befindet sich das berüchtigte Yoshiwara. Wer hat nicht die lügenhaften oder übertriebenen Schilderungen dieser Anstalten gelesen welche die Regierung überwacht und zum Theil selbst errichtet hat? Einige Reisende haben behauptet in Japan gelte das Gewerbe der Kourtisanen für ehrbar, anständige Männer wählen ihre Gattin in Yoshiwara und dergleichen mehr. Dagegen wird mir von glaubwürdiger Seite versichert, daß dies ganz falsch sei; es möge hier wie anderwärts vorkommen, daß ein Mann sich in eines dieser unglücklichen Wesen verliebe und sie heirathe, aber in Japan wie überall sind diese armen Geschöpfe ehrlos und die Orte, wo sie ihr Gewerbe treiben, Brutstätten von Krankheit, Laster und Selbstmord. Ein Staatsbeamter, der beim Besuche eines solchen Hauses betroffen würde, verlöre seine Anstellung.

Am linken Ufer des Sumidagawa liegt die große Vorstadt Hondjo, mit ihren vielen Theehäusern und Hatagoya, wörtlich übersetzt, Häusern der Ruhe, in der That aber verrufenen Orten welche hauptsächlich von Studenten besucht werden. Mehrere große Regierungsmagazine und die Paläste einiger Daimio befinden sich im Innern der Vorstadt. Im nördlichen Theile hausen die Eta, der verfluchte Stamm, die Parias von Japan.

So sieht Yedo im Allgemeinen aus. Vier Elemente wiederholen sich in das Unendliche. Sie sind: der Tempel, das Yashke, so heißen die Paläste der Daimio, das Bürgerhaus und der feuerfeste Waarenthurm.

Im Tempel waltet der buddhistische Charakter vor. Yedo

iſt weſentlich eine Schöpfung der Shogune. Sie haben die Stadt erbaut und zur Hauptſtadt gemacht, und waren von jeher Anhänger und Beſchützer des Buddhism.

Die Yaſhke haben mit dem Palaſt nur den Namen gemein. Es ſind Häuſergruppen umgeben von einſtöckigen, weißgetünchten Nebengebäuden deren Fenſter mit einem ſchwarzen Holzgitter verſehen ſind. Dieſe Nebengebäude bilden zugleich die Ringmauer, und werden von den adeligen Zweiſchwertmännern, den Reiſigen und Dienern bewohnt. Es ſind immer niedere, weitläufige Parallelogramme mit einem kaſernenartigen Ausſehen. Das Dach iſt mit ſchwarzen weißgeränderten Ziegeln bedeckt. Weiß und Schwarz ſind die beiden in Sotojiro vorherrſchenden Farben.

Hier wie überall in Japan iſt das Bürgerhaus ein auf Pfeilern ruhendes, ſchwerfälliges Dach. Gegen die Straße ſowie gegen den Hof ſteht die Behauſung bei Tage gänzlich offen; während der Nacht wird ſie durch verſchiebbare Bretterwände nach außen geſchloſſen. Die Zwiſchenwände im Innern ſind gleichfalls bewegliche mit weißem Papier beſpannte Holzrahmen. Von der Straße aus dringt alſo der Blick ungehindert in die Häuslichkeit der Inwohner. Der Japaner hat für Niemanden ein Geheimniß; zwei oder drei, in dieſer Jahreszeit vom Gürtel aufwärts unbekleidete, Weiber gehen ihren häuslichen Verrichtungen nach; ein oder mehrere nackte Männer liegen rauchend oder ſchlafend am Boden ausgeſtreckt; im Halbdunkel ſpielen die Kinder. In einer Ecke brennt das Feuer, in einer andern eine Lampe zu Ehren des Hausgötzen; ſeinen Altar ſchmücken weiße Papierſchnitzel und Blumen. Auf einem viereckigen lackirten Theebrett ſtehen die winzigen Taſſen von feinem Porzellan, am Heerde der Theekeſſel mit ſtets ſiedendem Waſſer. Keine Einrichtungsſtücke, außer der ſchönen am Boden

ausgebreiteten Matte. Alles äußerſt reinlich. Iſt das Haus zugleich Kaufladen, ſo beſitzt es meiſt ein Obergeſchoß das als Waarenlager dient.

Endlich der unverbrennbare Thurm, der aus Holz gebaut, meiſt ſehr niedrig, mit einer dicken Schichte Cement bekleidet und ſchwarz übertüncht iſt. Die ſehr kleinen Fenſter werden durch Läden von maſſivem Eiſen geſchloſſen. Dies iſt der Sicherheitsort. Wenn Feuersbrünſte, Erdbeben oder Thyphone wüthen, ſchafft der Eigenthümer ſeine werthvollen Gegenſtände eilends in den Thurm, verſchließt ihn, und rettet ſich ſodann wie er kann. Seine Habſeligkeiten ſind in Sicherheit; Sturm, Feuer, Erdbeben können ihnen nichts anhaben.

Dies ſind die vier Elemente welche der Phyſionomie von Yedo ihren eigenthümlichen Charakter verleihen. Man ſtelle ſich vor, daß die Tempel in der ganzen Stadt verſtreut ſind, die Yaſhke ſich hauptſächlich in der Nähe des kaiſerlichen Schloſſes zuſammendrängen, im Hondjo hie und da, im Südweſt der Stadt ſelten vorkommen; man ſtelle ſich ſodann ein Meer vor von unter einander vollkommen ähnlichen kleinen Häuſern und, in Sotojiro, neben den meiſten Kaufläden, den niederen ſchwarzen Thurm; in den langen und nicht breiten aber wegen der geringen Höhe der Häuſer breit ſcheinenden Straßen, eine Menge von Männern und Weibern aus den unteren und mittleren Klaſſen, denn die vornehme Dame zeigt ſich ſelten oder nie; von Kindern, von Blinden in entſetzlich großer Zahl, von Norimon, Kangho und Jinrikiſha. Bekanntlich iſt der Norimon ein geſchloſſener, der Kangho ein offener Korb welcher an einem dicken Bambusrohr hängend von Kuli getragen wird. Beide, der Norimon und der Kangho, erſetzen den indiſchen Palankin. Der Jinrikiſha beſteht erſt ſeit einem oder zwei Jahren, und zählt man deren in Yedo bereits über zwanzigtauſend. Er iſt

ein zweirädriges Fuhrwerk, mit lackirtem Kaſten und einem Oberdache von Segeltuch, nach Art unſerer Kaleſchen. Ein Mann vertritt die Stelle des Zugviehs. Der Name bezeichnet dies.*) Der Erfinder iſt ein reicher Mann geworden. Der Kuli legt im kleinen Trab drei bis vier Meilen die Stunde zurück. Wer ſich des Fuhrwerkes bedienen will, vermeide die Berührung mit dem dienſtbaren Geiſte der zugleich Kutſcher- und Pferdeſtelle vertritt, ſitze aufrecht und ziehe Füße und Kniee an ſich. Er ſei auch auf häufige kleine Unfälle gefaßt. Ein verlorenes Rad, ein zuſammenbrechender Sitz, der Verluſt des Daches wenn es an einem Aushängeſchilde hängen bleibt, gehören zu den gewöhnlichen Ereigniſſen. Alſo dieſe Fuhrwerke ſtelle man ſich vor, in ununterbrochener Reihe auf einander folgend und gefüllt mit Weibern, Bonzen, Tänzerinnen und Sängerinnen, — ſie ſind an dem übertriebenen Haarputze erkenntlich — kurz mit Japanern und Japanerinnen, genau wie ſie auf den tauſend Vaſen, Fächern und Bilderbögen die Jedermann geſehen hat vorkommen, und man bildet ſich, ohne allzu großen Aufwand von Phantaſie, eine ziemlich richtige Vorſtellung von der großen Hauptſtadt des Oſtens. In den reicheren Stadtvierteln, wo die mögliche Beute die Diebe anzieht, vervielfältigen ſich die Wachtpoſten und Straßengitter welche Nachts geſchloſſen werden zur großen Unbequemlichkeit der ehrlichen Leute und ohne allzu großen Nachtheil für die Strolche. Aber eine Schattenſeite des Gemäldes darf nicht unerwähnt bleiben: die Männer die den Dünger in großen Körben nach den Gärten und Feldern tragen. Raſch den Kopf gewandt und die Naſe zugehalten! Auch die Goſſen verbreiten keine Wohlgerüche; aber, dies ausgenommen, gibt es in Aſien keine, in Europa gewiß

*) Jin, Mann; riki, Kraft; ſha iſt das verdorbene engliſche Wort car Ein durch Menſchenkraft bewegter Karren.

nur wenige Städte die im Punkte der Reinlichkeit mit Yedo den Vergleich aushielten.

Es ist nicht nur eine reinliche, es ist auch eine heitere, wohlhabende Stadt. Kein Tag vergeht wo nicht in irgend einer Gasse dem Lokalgötzen gehuldigt würde. Vor den Häusern erheben sich Fahnen und hohe Bambusrohre an deren Spitze Wimpel flattern. An Bindfäden sind Papierschnitzel gebunden. Künstliche Blumen und natürliche im Ueberfluß. Vor dem Tempel beflaggte Stangen. Bonzen in Menge. Musik und Trommel. Die ehrsamen Bürger, an der Schwelle ihrer Buden die Procession erwartend. Für Jedermann eine treffliche Veranlassung den Tag über nichts zu thun. Was liegt auch daran! Reis oder mindestens Gerste hat man ja doch, und der Reis oder die Gerste genügt; im alten Japan gibt man sich mit Wenigem zufrieden. Ueberfluß und Elend sind unbekannt. Man hält die Mitte. Es ist dies das Loos der Glücklichen und, trügt der Anschein nicht, das Loos der Mehrzahl der Bewohner dieser Stadt. Nur wenige Bettler sah ich. Es gibt deren am Tokaido und gewiß auch in Yedo. Aber sie drängen sich nicht auf. Die welche mir vorkamen schienen eher ein Gewerbe auszuüben und sahen eigentlich nicht elend aus. In den Theehäusern kamen Kinder an uns heran um zu betteln. Sie waren dazu abgerichtet ihren großen rasirten Kopf zu schütteln, dazu die Händchen hin und her zu bewegen und das Lob des Reisenden zu singen. Die Wirkung war überaus komisch. Ist dies nicht seltsam? Das Elend, welches um Mitleid einzuflößen als Karikatur auftritt! In Europa will der Bettler rühren, hier will er heiter stimmen. Die Seufzer lassen uns kalt, denn wir halten sie für erkünstelt. Aber die Schwänke des armen Japaners rühren zuerst die Milz und dann das Herz. Der Gedanke ist nicht schlecht; er ist praktisch, ich möchte beinahe sagen tief.

Ich habe umſonſt nach einem Höhepunkte geforſcht von welchem man die ganze ungeheure Stadt überſehen könnte. Die Beſchaffenheit des Bodens und der Mangel an Thürmen machen dies unmöglich. Vom Dache des großen Hotels im Fremdenviertel ſieht man ein Dreieck deſſen Scheitel das Schloß iſt. Gegen Nord und Südweſt begrenzen der Ueno und die Shiba den Horizont. Südlicher zeigen ſich die Seeforts welche bei Annäherung des amerikaniſchen Geſchwaders in Eile errichtet wurden*), das Vorgebirge von Kanagawa und der Golf. Jenſeits deſſelben fließen Luft, Erde und Waſſer in einander.

Im Sotojiro, in unmittelbarer Nähe des Schloſſes, erhebt ſich zu ungefähr gleicher Höhe mit letzterem ein Hügel den ein ärmliches Theehaus krönt. Von da überſieht man denſelben Theil von Yedo, aber in entgegengeſetzter Richtung. Blicken wir um uns: von Nord nach Süd, zu unſerer Rechten iſt die Ausſicht durch eines der Schloßthore und eine Baumgruppe beſchränkt; links durch die Anhöhen von Ueno; vor uns zu unſern Füßen entrollt ſich ein Bild das einzig iſt in ſeiner Art. Ich habe ſchönere Fernſichten geſehen aber keine ſo ſeltſam eigenthümliche. Auch die Verhältniſſe ſind überwältigend, eine Beſchreibung kaum möglich: in einen ungeheuren grünen Teppich ſind weiße Linien, graue und weiße Punkte eingewebt. Je mehr ſie ſich dem Horizonte nähern je dichter erſcheinen ſie dem Auge. Eine natürliche Wirkung der optiſchen Geſetze. Kein Anfang, kein Ende. Ich weiß daß hinter dem Ueno zu meiner Linken, hinter dem Schloſſe zu meiner Rechten, ſich ein Gemiſche von niedern Häuſern, Bäumen, Gärten, Feldern ausdehnt. Ich ſehe es nicht, aber ich weiß es. Vor mir rollt

*) 1854.

ſich daſſelbe Bild auf. Nichts was den Blick beſonders feſſelte. Hie und da ein ragendes ſchwerfälliges Tempeldach; viele Fahnenſtangen und Holzpfeiler an welchen die Verordnungen, darunter die das Chriſtenthum verpöhnenden Dekrete, angeſchlagen werden. Die kleinen unverbrennbaren Thürme ſind zu niedrig um bemerkt zu werden. Nur zwei Gebäude erheben ſich über das allgemeine Niveau: das Aktienhotel und das Zollhaus welches ein engliſcher Architekt für die japaniſche Regierung eben aufführt. Die Entfernung mildert die ungefällige Wirkung dieſer beiden fremdartigen Elemente. Nichts ſtört alſo den Eindruck des Geſammtbildes. Ueber der Stadt herrſcht tiefes Schweigen. Der Geſang der Laſtträger und Veto verhallt ungehört. Kaum daß ich das dumpfe Dröhnen der Tempelgong vernehme. Vögel, ſoviel ich weiß, gibt es nicht. Einzelne ſchwache, verworrene Töne dringen zwar zuweilen an mein Ohr, aber ſie ſind ſo verſchieden von dem Straßenlärm unſerer Städte daß ſie in dem Europäer die Empfindung des nie Dageweſenen nur erhöhen. Das Ganze hat etwas Unerklärliches, Geheimnißvolles, beinahe Unheimliches! Ich verzichte auf den Verſuch dies Etwas zu beſchreiben.

Im Nord-Oſten der Stadt gewährt die Anhöhe Atagoyama den Blick nach einem andern Theile Yedo's. Zwei ſteinerne Treppen führen zu ihr hinan. Prachtvolle Kryptomerien krönen den Scheitel, und werfen ihre breiten Schatten über ein elegantes Theehaus. Man muß gegen Sonnenuntergang hingehen. Südwärts dehnt ſich der weſtliche Theil des Midzi aus. Nach der entgegengeſetzten Richtung gewandt, erfreut ſich das Auge, in unmittelbarer Nähe, an niedern Waldhügeln, kleinen mit Raſen bekleideten Schluchten, ſchönen Baumgruppen und ſaftgrünen Reisfeldern. Ein überraſchender und unbeſchreib-

lich reizender Gegenſatz. Hier eine unermeßliche Stadt, dort, hart daneben, eine Gebirgslandſchaft. Beides iſt Yedo.*)

Niemand unterlaſſe Oji zu beſuchen. So heißt ein kleiner Beluſtigungsort außerhalb und im Nord-Weſten der Stadt. Kleine Hügel, ehrwürdige Kryptomerien, kühle Schatten, ein rieſelnder Bach, Waſſer in Menge, hübſche, zierliche Theemädchen die die Gäſte anlächeln, ihnen Thee, Tabak und köſtlichen Fiſch ſerviren, im Kreiſe ſitzend Unterricht ertheilen in der ſchwierigen Kunſt, ſtatt Meſſer und Gabel, die kleinen Elfenbeinſtäbe zu handhaben; die nach vollendetem Mahle niedere, ſchmale Schemmel bringen. Ein jeder iſt mit einer kleinen Rolle von Baumwolle verſehen die, in ein friſches Blatt Papier gewickelt, als Kopfkiſſen dient. So ſtrecken wir uns auf der leuchtenden, glatten, reinen Strohmatte aus. Die Neſan ſchieben die Papierwände zuſammen, und entfernen ſich die Reiſenden der Ruhe überlaſſend. Nur die dem Garten zugewendete Seite des Gemaches iſt offen geblieben. Da entſchlummern wir. Ein friſches Lüftchen iſt in die Schlucht gedrungen, ſpielt mit den Waſſerfällen, mit den rieſigen Blättern der Lotusblume, mit den flüſternden Zweigen uralter Zwergeichen, fächelt und kühlt unſere brennenden Wangen. All dies iſt reizend und hundertmal beſchrieben worden. Die Neſan ſind, wie geſagt, Aufwärterinnen die ſich wie vornehme Damen kleiden, und die Formen der großen Welt angenommen haben. Nicht mehr und nicht weniger. Was man ſonſt von ihnen erzählt beruht auf Vermuthungen, vielleicht auf Verleumdungen. Wer an ſolchen Geheimniſſen Gefallen findet möge die Wahrheit ergründen.

---

*) Ich gebe abſichtlich keine ſtatiſtiſchen Einzelnheiten, weil ich den vorhandenen nur wenig Glauben ſchenke. Gewöhnlich wird der Flächenraum Yedo's auf 85 Quadrat-Kilometer, die Bevölkerung ſehr verſchieden auf zwei, anderthalb Millionen, ja nur auf 800,000 Einwohner berechnet. Ich verbürge keine dieſer Zahlen.

In geringer Entfernung von Oji, etwa zwanzig Minuten Weges, befinden ſich Theepflanzungen. Ich vergaß den Namen des Ortes. Ein gewaltiger Bach ſtürzt von einem Fels herab. Alte Pinien haben mit ihren Aeſten über den ſchäumenden Waſſern eine immergrüne Kuppel gebaut. Hier werden Douchebäder genommen. Daneben ſah ich ein mir neues Spielzeug *), wie es nur der Genius dieſer Nation zu erfinden vermochte. Ein ausgehöhlter, kugelförmiger, rothlackirter Kürbis wird in den Waſſerſtrahl eines Springbrunnens gebracht. Die Kugel dreht ſich um ſich ſelbſt, ſteigt durch die Waſſerkraft in die Höhe, ſinkt am Scheitel des Strahles angelangt durch ihr eigenes Gewicht herab bis wo ſie, überwältigt durch letzteren, wieder nach oben getrieben wird.

Der Rückweg führt uns durch eine Allee von Zwergbäumen mit künſtlich verſchränkten Aeſten. Eine ſchöne junge Frau, mit einem Kinde auf dem Rücken, einem anderen an der Hand, tritt uns lächelnd entgegen. Plötzlich ſtößt ſie einen Schrei aus. Tödtliche Bläſſe übergießt ihr Antlitz. Wir eilen herbei, und gewahren auf einem nahen Baum eine Schlange. Den Schweif hat ſie um einen Aſt geſchlagen, den flachen Kopf und den ſchwarzgeſprenkelten Oberleib ſtreckt ſie gegen die junge Mutter aus. Dieſe ſteht wie feſtgebannt, zitternd und unfähig zu entfliehen. Unſere Wächter entfernen ſie mit den Kindern, und verneigen ſich bis auf den Boden vor dem Thiere welches die Nähe ſo vieler Menſchen nicht zu beirren ſcheint In der That es hat nichts zu befürchten. Schlangen ſind heilig und zwar aus guten Gründen. Weiß man nicht daß Drachen zuweilen die Geſtalt von Schlangen annehmen, und Götter in Geſtalt von Drachen zu uns irdiſchen Weſen herabſteigen? Wer eine Schlange tödtet begeht vielleicht einen Göttermord. Darum

*) Ich höre daß es vor einigen Jahren nach Europa gebracht wurde.

befinden ſich dieſe Thiere ſo wohl im Reiche der aufgehenden Sonne.

(18. Auguſt.) Ich genieße hier der liebenswürdigen Gaſtfreundſchaft des Herrn Adams, und kehre von meinen verſchiedenen Ausflügen mit immer neuem Vergnügen nach der brittiſchen Geſandtſchaft zurück. Heute Morgens hier angekommen, fand ich den engliſchen Richter Herrn Hannen und ſeine liebenswürdige Gemahlin, die andern Glieder der Legation und Doktor Wheeler. Welcher Abſtand zwiſchen dieſem Kreiſe angenehmer und unterrichteter Menſchen und dem wilden Treiben im Gaſthaus zu Yokohama!

(19. Auguſt.) Langer Spaziergang in der Umgegend. Ein engliſcher Park mit japaniſcher Vegetation. Alles iſt hier anders als in der übrigen Welt. Zum Beiſpiel: wir verlaſſen den in einer ſehr belebten Straße gelegenen Geſandtſchaftspalaſt; wir treten in die nächſte Nebengaſſe. Allmälig gewinnt ſie das Anſehen eines Dorfes. Noch einige Schritte und ländliche, ſchweigſame Abgeſchiedenheit umfängt uns. Wieder einige Schritte weiter, und wir befinden uns mitten in einer volkreichen Stadt. Uebrigens hört man wenig Lärm, ſelbſt in den bevölkertſten Stadttheilen: denn es gibt kein Pflaſter, keine Wagen, faſt keine Pferde. Die Strohſandalen der Fußgänger dämpfen den Schall des Trittes. Eigentliches Gedränge iſt ſelten, und wo es vorkommt, gleiten die Menſchen ſanft an einander vorüber. Sie ſind nicht ſchweigſam; im Gegentheil, es wird fortwährend geſchwätzt, aber nicht überlaut, und man vernimmt mehr Gelächter als Worte.

(20. Auguſt.) Heute iſt Sonntag. Im Tſukiji, dem europäiſchen Quartier, gibt es weder Prieſter noch Prediger, weder Kirchen noch Kapellen. Dagegen lieſt man an allen Orten wo die Regierungserlaſſe angeſchlagen ſind das Verbot gegen die Ausübung der chriſtlichen Religion. Die gegenwärtigen Träger der Gewalt, obgleich Männer des Fortſchrittes, ſind inſofern Konſervative, als ſie die chriſtliche, beſonders die katholiſche Religion haſſen. Die Ausübung ihres Kultus iſt den fremden Reſidenten in den Treaty-Ports gewährleiſtet. Aber wie verhält es ſich mit Yedo und Oſaka? Dieſe Frage wird bei der bevorſtehenden Reviſion der Verträge wohl eine befriedigende Löſung erhalten.

Heute Nachmittag war ich bei Sawa Nabuyoſhi, dem Erſten Miniſter des Aeußeren. Er iſt nur fünfzig Jahre alt, ſieht aber wie ein Greis aus. In Japan wird raſch gelebt. Sein Geſicht gefällt mir; offen, wenn er ſcherzt, ein wenig ſatiriſch aber wohlwollend und gemüthlich. Man kann den alten Herrn nicht anſehen, ohne ihm gut zu ſein. Er und ſein Sohn tragen eine einfache Tunika von leichtem Seidenſtoffe. Ihr Benehmen iſt würdevoll und ungezwungen. Das Gemach, in dem wir uns befinden, entbehrt aller Einrichtungsſtücke, den Tiſch ausgenommen den der Miniſter für die fremden Diplomaten aufſchlagen ließ. In einer Niſche ſteht eine Vaſe von böhmiſchem Kryſtall, ein Andenken der öſterreichiſchen Geſandtſchaft welche Japan im vorigen Jahre beſucht hat. Auf Befehl ſeines Vaters bringt der Sohn die Gallakleider ſeiner Mutter herbei und legt ſie unter vielem Lachen an. Es ſind reiche ſchwere Gold- und Seidenſtoffe. Sawa iſt Gelehrter und erzählt uns viele intereſſante Dinge. In den alten Gebräuchen, in Geſchichte und Archäologie gilt er für ſehr bewandert. Seine Liebhaberei für Alterthümer benutzend bringe ich meinen Wunſch

an Kiyôto (Miako) zu beſuchen. „Was wollen Sie in Kiyôto machen?“ ſagte er mit verlegener Miene. „Es iſt eine alte Stadt; ein wenig herabgekommen ſeit der Kaiſer ſeine Reſidenz nach Yedo verlegt hat, und überdies unlängſt durch Feuersbrünſte theilweiſe zerſtört. Wenn Sie nach Kiyôto gehen, werden andere Europäer daſſelbe thun wollen. In Kiyôto gibt es böſe Leute. Es könnte Ihnen ein Leid geſchehen. Gehen Sie nicht hin. Sind ja doch gerade die neuen, die ſchönſten Häuſer abgebrannt.“ — „Ich bin überraſcht, antwortete ich, Sie ſo ſprechen zu hören. Nicht der neuen Häuſer wegen will ich nach Kiyôto reiſen; die alten Gebäude und Tempel, die ſchönſten und berühmteſten in Japan, möchte ich beſichtigen. Sawa, ein ſo großer Kenner der Alterthümer, ein ſo feiner Würdiger der Architektur, könnte er ernſthaft behaupten daß Kiyôto nicht die älteſte Stadt des Reiches iſt?“ Die Bemerkung wirkte. Der Miniſter lächelte, gab mir Recht, und erbat ſich nur einige Tage, um „die nöthigen Gründe zu finden mit denen er im Miniſterrath meinen Wunſch zu unterſtützen“ gedenke.

Sawa iſt ein aufgeklärter Geiſt, er begünſtigt die Reformen und huldigt dem Fortſchritt, wenn er gleich zu verſtändig iſt um die Ueberſtürzungen der gegenwärtigen Rathgeber des Mikado zu billigen. Dennoch iſt ihm der Gedanke unangenehm daß ein Europäer die heilige Stadt betrete, und nicht ohne Schwierigkeit wird es ihm gelingen die Zuſtimmung ſeiner Kollegen zu erhalten. So tief wurzelten hier, während der letzten drei Jahrhunderte, die Furcht vor den Fremden und der Grundſatz ihrer Ausſchließung. Dies hindert aber die neuerungsſüchtigen Miniſter keineswegs junge Leute maſſenhaft nach Europa zu ſchicken, unſere Tracht anzunehmen und den Eingebornen aufzudrängen, und das Studium unſerer Sprachen zu begünſtigen. Soeben haben ſie in Yedo eine deutſche Schule errichtet.

Ich beſuchte ſie unlängſt und fand ein Dutzend Knaben und Jünglinge, welche folgende zwei Sätze im Chor wiederholten: „Der arme Mann will ſein wie der reiche Mann“ und „Der reiche Mann will nicht ſein wie der arme Mann.“ Zuweilen irrten ſie ſich und ſagten, der Reiche will ſein wie der Arme. Der Lehrer, das Urbild des deutſchen Schulmeiſters, gerieth in Entrüſtung: „Arimazen“, rief er mit ſtrengem Tone, „arimazen, nicht, nicht!“ Und die Knaben fielen wieder im Chore ein: „Der — ar — me — Mann — will — nicht — ſein — wie — der — reiche“. Hierauf neuer Zornesausbruch des Schulmeiſters. Das Wort reich bereitete den japaniſchen Kehlköpfen unüberwindliche Schwierigkeit. Ich glaube in meinem Leben nicht herzlicher gelacht zu haben. Das Komiſchſte war aber der Herr Lehrer. Dieſe Jungen werden wahrſcheinlich das Deutſche wieder vergeſſen; noch wahrſcheinlicher werden ſie es nie erlernen; aber der Grundſatz wird in ihren Gemüthern eingeprägt bleiben — es ſteht nicht im Evangelium — daß Reichthum mehr werth iſt als Armuth.

(21. Auguſt.) Ich war heute zum dritten Male in der Shiba und habe dort den ganzen Morgen zugebracht.

Die Shiba enthält mehrere Shogungräber, Tempel und reiche Klöſter. In dieſem Augenblicke werden die Bonzen der letzteren, theilweiſe, ihres Beſitzthums beraubt: Mit ein wenig Geld und der Aufhebung des Cölibats findet man ſie ab. Die mit Beſchlag belegten Klöſter werden in Kaſernen verwandelt. Dies iſt die neueſte Maßregel, ſchwerlich die letzte ihrer Art. Im Miniſterrathe erheben ſich Stimmen welche die Abſchaffung des Buddhism von Amtswegen, die Aufhebung aller Klöſter und die Abtragung der Shibatempel verlangen. Letztere ent-

halten bekanntlich, mit denen von Kiyôto, die äußerſten Leiſtungen japaniſcher Kunſt. Heute beſtehen ſie noch in all' ihrer zauberhaften Pracht.

In der Mitte des Hofes erhebt ſich die große Tempelhalle, neben ihr die mit einem ſchweren Dache bedeckte Eſtrade; zwiſchen alten Bäumen ein mehrſtöckiger, vierſeitiger Thurm. Dieſe Gebäude ſind im gewöhnlichen Style der Buddhatempel aufgeführt, aber alle andern übertreffen ſie durch die Vollendung des Schnitzwerkes, durch den Reichthum im Einzelnen, durch den verſchwenderiſchen Aufwand an Vergoldung. Die unbeſchreibliche Harmonie der Farben läßt das Barbariſche der Architektur, das Groteske der Bildhauerei überſehen. Gewiß, die Gottheit herrſcht hier, aber umweht von Hofluft. Unwillkürlich denkt man an die Kapelle Ludwigs XIV. in Verſailles.

Die wahren Schätze der Shiba ſind die Gräber. Von einander durch niedere Mauern getrennt, folgen ſie ſich eine breite Allee entlang. Die Bäume, Koniferen verſchiedener Art, wurden zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts von Taiko-Sama gepflanzt.

Die älteſten Gräber reichen nicht über das erſte Drittel des ſiebenzehnten Jahrhunderts zurück. Ich habe ſie alle zu wiederholten Malen beſucht und aufmerkſam beſichtigt. Sie zeugen von einer allmäligen Entartung der Kunſt. Dies iſt wenigſtens mein Eindruck. Erſt nach dem Beſuche der gleichfalls von Taiko-Sama herrührenden großen Tempel und des Schloſſes von Kiyôto werde ich mir ein Urtheil bilden können.

Die Mauſoleen der Shiba beſtehen aus drei verſchiedenen Elementen: dieſe ſind der Hof, die Tempelhalle und, hinter dem Tempel, das Grabmal.

Der Hof iſt von dem großen ſoeben erwähnten Baumgange durch eine Mauer getrennt, die nach innen eine bedeckte Gallerie

bildet. Die Fenſtergitter dieſer Mauer ſind durchbrochene Hautreliefs in Holz geſchnitzt, Pfauen, auf Wolken ſitzende Faſanen, ſchwimmende Waſſervögel vorſtellend. Das Vor- und Zurücktreten der Glieder verräth eine ſeltene techniſche Fertigkeit. Die Farbenpracht und die reiche Vergoldung erhöhen den wundervollen Eindruck dieſer kleinen Meiſterſtücke in denen die Naturwahrheit der ſchuldigen Rückſicht für den idealen und ſymboliſchen Charakter des Gegenſtandes mit merkwürdigem Zartgefühl bis zu einem gewiſſen Grade geopfert wird.

Im Hofe ſind hohe Steinlaternen, wie ſie in keinem Tempel fehlen und in den meiſten Gärten vorkommen, in doppelter Reihe aufgeſtellt. Bei jedem Schritte, neues Erſtaunen über die Verſchwendung des Materials, den Reichthum an Ornamenten, die Vollendung im Einzelnen, die feierliche Pracht des Ganzen.

Gegenüber dem Eingange ſteht der eigentliche Tempel. Hier erinnert Alles an die Größe des verblichenen Potentaten, an ſeine Macht, ſeinen Reichthum, ſeinen myſtiſchen Glauben. Zu beiden Seiten der Thüre gewahrt man die, in Buddhatempeln ſelten fehlenden, zwei Götzen in Lebensgröße Der eine, mit roth lackirtem Geſichte und zornigem Ausdruck, ermahnt den Eintretenden zur Gottesfurcht oder zu anſtändigem Benehmen; der andere, gewöhnlich grün lackirten Antlitzes und mit verhältnißmäßig minder ſcheußlichen Zügen, heißt ihn willkommen. Dieſe Erklärung gab mir ein Bonze. Wenn irrig, bitte ich Fachgelehrte um Berichtigung. Eine reich geſchnitzte und mit Goldbronzen eingelegte Thüre führt in das Innere. Bei meinem erſten Beſuche ſtand die Sonne bereits tief, und mein Auge bedurfte einiger Zeit um ſich an das geheimnißvolle Dunkel zu gewöhnen; dann aber gewahrte ich in ſeiner vollen Majeſtät, unter den goldkantigen Balken und Geſimſen des Heiligthums, hinter

dem blumengeſchmückten Altartiſch, Gott Buddah, das Symbol der äußerſten Unempfindlichkeit, der abſoluten und ewigen Ruhe.

Grato m'è il sonno e l'esser di sasso.

Von der Decke hängen Kronleuchter herab. Feine Strohmatten bedecken den Boden; ein Rahmen von rothbraunem Lack grenzt ihn gegen die Wände ab.

Der Geſchmack am Grotesken und das Suchen nach dem Schönen, techniſche Vollendung, eine ſchöpferiſche Phantaſie und das zarteſte Naturgefühl, beide beſchränkt und zurückgehalten durch die Anſprüche der indiſchen Theogonie und der Heiligkeit des Ortes: dies ſind die charakteriſtiſchen Merkmale der wunderbaren Schöpfungen mit welchen die Shogune ihre letzte Wohnſtätte verherrlichten. Wie kommt es, daß hier gewiſſe Skulpturen ein offenbares Gepräge des italieniſchen Barokism tragen? So lange der Künſtler mit heiligen Vorwürfen zu thun hat, hält er ſich ſtrenge an die Ueberlieferung; aber mit Vögeln, Blumen, Wolken, Meereswogen legt er ſich weniger Zwang auf, verläßt er gerne die alten Pfade, bewegt er ſich, wenn er es wagen darf, mit aller Freiheit, und ſchafft Werke die aus Borromini's oder Bernini's Studien zu ſtammen ſcheinen. Erkläre das wer kann!

Hinter dem Tempel iſt das Grab: eine Steinſäule die in einen Federbuſch ausläuft. Zwei concentriſche mit Schnitzwerk verzierte Steingeländer umgeben ſie. Einige Stufen führen hinan. Das Ganze großartig, einfach, barbariſch. Taiko Sama's ehrwürdige Bäume bilden die Einfriedung. Von ihnen tönt unabläſſig der monotone, eigentlich zweitönige Triller der Cikaden herab. Er erhöht den Eindruck der Verlaſſenheit und der Trauer an den Gräbern der Helden.

(3. September.) Während unſeres Ausfluges nach Hakone verloren die Neuerer ihre Zeit nicht. Durch das Dekret vom 29. Auguſt haben ſie mit einem Federſtrich die Han abgeſchafft. Bekanntlich theilen ſich die japaniſchen Städte in drei Klaſſen: die Fu, deren es nur drei gibt: Kiyôto (Miako) bis zum vorigen Jahre die Reſidenz des Mikado; Yedo bis zur Aufhebung des Shogunats Haupt- und Reſidenzſtadt des Shogun; endlich Ôſaka, die Perle der japaniſchen Städte und das große Emporium des Binnenhandels. Die übrigen Städte ſind entweder Han, d. h. Lehenſtädte der Daimio, oder Ken, welche unter der unmittelbaren Landeshoheit des Mikado ſtehen. Die Verordnung durch welche die Miniſter die Lehensherrlichkeit der Daimio aufheben iſt ein Gewaltſtreich von äußerſter Tragweite, denn ſie zerſtört Zuſtände deren Urſprung in das graue Alterthum zurückreicht, ſie eröffnet eine Epoche der radikalſten, ſocialen und politiſchen Umwälzungen. Auch in den oberſten Kreiſen der Regierungen ſind Veränderungen eingetreten. Unter Anderem wurde der alte Sawa ſeines Poſtens enthoben.

Dieſer große Herr von altem Schlage, Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaft, Kenner der Kunſt und ſelbſt Künſtler, trägt ſeine Ungnade mit edler Ergebung. Heute kam er mit ſeinem Sohne auf die Geſandtſchaft, und blieb zu Tiſche. Er war ſehr gut aufgelegt, ſchwätzte und lachte viel, und ſagte, von ſeinem Rücktritt ſprechend: „Nun, ſo wären wir denn wieder zu unſern Büchern zurückgekehrt.“

(4. September.) Heute erſchien Iwakura Tomomi im Geſandtſchaftshotel. Es war ſein erſter Beſuch ſeit er Sawa im Miniſterium des Aeußeren erſetzt hat, und derlei Antrittsviſiten dauern, nach Landesgebrauch, mindeſtens ein paar Stunden. Dies bot mir Gelegenheit die Bekanntſchaft dieſer einflußreichen Perſönlichkeit zu machen.

Iwakura gehört der Klaſſe der Kuge an, d. h. dem alten und hohen Hofadel der Mikado. Dem ungeachtet lebte er zu Kiyôto in freiwilliger Zurückgezogenheit. Erſt die Revolution von 1868 führte ihn auf die politiſche Schaubühne. Seither ſpielte er eine große Rolle, und heute gilt er für den bedeutendſten Mann im Miniſterium. Er iſt, wie er mir ſagte, achtundvierzig Jahre alt. In Japan wie in China iſt es Artigkeitspflicht nach dem Alter einer neuen Bekanntſchaft zu fragen. Sein Geſicht hat nichts Ausgezeichnetes, doch beleben es die, wenn er ſpricht, feurigen Augen und zuweilen ein ſarkaſtiſches Lächeln. Seine Art zu reden iſt kurz und trocken, ſeine Manieren die des Mannes der großen Welt: einfach, ungezwungen, natürlich. *)

Eine Unterhaltung entſpann ſich ſofort über die neueſten Vorgänge. Was mir Iwakura ſagte iſt kein Geheimniß.

Ich ſprach ihm zuerſt von meinem Wunſche Kiyôto zu beſuchen. Kiyôto, die „Hauptſtadt des Oſtens", iſt die heilige Stadt, und als ſolche Fremden ganz beſonders unzugänglich. Als der engliſche Geſandte, Sir Rutherford Alcock, Niphon bereiſte von Nagaſaki bis Oſaka und von Ôſaka nach Yedo, ließ man ihn bitten Kiyôto nicht zu berühren, und er hat es nicht geſehen. Baron Richthofen, der bekannte Chinareiſende welcher ſich auch in Japan viel bewegte, war nicht glücklicher, und als vor drei Jahren die Geſandten Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande ſich, auf den Wunſch des Mikado, dahin begaben, ereignete ſich der bekannte blutige Mordanfall auf den brittiſchen Miniſter Sir Harry Parkes. Die Legationen eilten nach Ôſaka zurück. Die heilige Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu beſehen hatte man weder Luſt

*) Iwakura hat ſeither als Botſchafter die meiſten Höfe Europa's beſucht.

noch Zeit. Herr von Brants und einige andere Diplomaten haben dort unlängſt eine kurze Erſcheinung gemacht, aber außer dieſen officiellen Perſönlichkeiten und zwei Europäern im Dienſte der japaniſchen Regierung ſcheint bisher kein weißer Fremdling nach Kiyôto gedrungen zu ſein. Jedenfalls hat Niemand eine Schilderung geſchrieben oder veröffentlicht, ausgenommen Doktor Kämpffer der die Stadt am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts beſuchte und ihr in ſeinem ſchätzbaren Werke über Japan einige Zeilen widmete. Bekanntlich war er Arzt der holländiſchen Faktorei auf Detſima, und begleitete eine der Botſchaften welche die Kolonie, alle vier Jahre, nach Yedo ſchicken mußte. Unter Weges wurden die Delegirten als Staatsgefangene behandelt; ſie mußten im geſchloſſenen Norimon reiſen, durften die Herberge nicht verlaſſen, und wurden Tag und Nacht bewacht. Kiyôto iſt alſo bis zur Stunde eine Terra incognita und ich wünſche lebhaft ſie zu beſichtigen. Ich brachte alſo dies Anliegen zur Sprache, und Iwakura bereits hievon verſtändigt, ſagte ſeine Unterſtützung im Miniſterrathe zu.

Noch einen andern Gegenſtand hatte ich mit ihm zu verhandeln: meine Audienz beim Mikado. Als allgemeiner Grundſatz, iſt der Sohn der Götter Sterblichen unzugänglich. Ausnahmen werden nur gemacht für ſeine Diener und, ſeit Amerikaner und Europäer an der Küſte Fuß faßten, für die fremden Geſandten. Bei ſolchen Gelegenheiten wurden auch die fremden Admiräle empfangen. Herr Seward, ehemaliger Miniſter des Aeußern der Vereinigten Staaten, iſt der einzige Ausländer ohne amtlichen Charakter welcher dem Kaiſer vorgeſtellt ward. Dank der indirekten aber einflußreichen Unterſtützung des engliſchen Vertreters, wird mir dieſelbe Gunſt zu Theil werden.

Wir kamen ſodann auf die brennende Tagesfrage zu reden, die Aufhebung der Lehensrechte.

„Die Daimio, ſagte Iwakura, wurden durch den Shogun im Zaum gehalten. Mehrere von ihnen ſtanden unter ſeiner unmittelbaren Herrſchaft, die andern unter der des Mikado. Nach der Aufhebung des Shogunat wähnten ſich die einen wie die anderen vollſtändig unabhängig. Sie thaten was ſie wollten. Dies durfte nicht geduldet werden. Man mußte das Anſehen und die Macht des Mikado wieder herſtellen. Dies Werk haben wir unternommen. In drei Jahren wird es vollendet ſein. Die Han wurden abgeſchafft. Die ehemaligen Daimio werden nicht einmal unter dem Titel von Statthaltern in ihren Dominien gelaſſen werden. Wir werden ſie zwingen mit ihren Familien nach Yedo zu kommen. Fähige Leute, ohne Rückſicht auf ihre Kaſte, ſollen zu Statthaltern ernannt werden. Nur unter der Bedingung daß ſie die nöthigen Fähigkeiten beſitzen können auch Daimio in Zukunft ſolche Poſten bekleiden. Die kleinen Klane werden mit größeren verſchmolzen; auch wollen wir eine kaiſerliche Armee bilden, und zwar aus den Kriegsmännern und Rittern der ehemaligen Daimio.

„Unſere Gegner beſchuldigen uns Feinde der Volksreligion zu ſein. Dies iſt unrichtig. Wir beabſichtigen nicht den Buddhismus auszurotten. Aber die ehemaligen Shintotempel müſſen gereinigt werden. Die Shogune hatten nicht das Recht ſie in Buddhatempel zu verwandeln oder den Buddhadienſt neben dem Shintokultus einzuführen. Letzterer war von Altersher Religion des Mikado, alſo Staatsreligion.“

„Die Steuern betreffend, gebe ich zu daß die Daimio ſie dem Bauer in Mißjahren erließen, was die kaiſerliche Regierung nicht thun kann, weil die Verwaltungskoſten in guten wie in ſchlechten Jahren dieſelben ſind. Aber wir werden die Laſt die auf den Bauer drückt zu erleichtern ſuchen, indem wir

den bisher abgabenfreien Kaufmann und Handwerker an der Steuerlaſt betheiligen."

(5. September.) Morgenbeſuch in mehreren großen Kaufläden. In Yokohama findet man vorzugsweiſe Waaren für den europäiſchen Markt. In Yedo richten ſich die Producenten nach dem Geſchmacke der Eingebornen. Wozu all' dies Geräthe deſſen Zweck und Beſtimmung ſich nicht errathen laſſen? Welcher Widerſpruch mit der Einfachheit eines japaniſchen Haushaltes! Wiſſen doch Reich und Arm nicht was Möbel ſind. Aber nichts iſt intereſſanter als eine eingehende Betrachtung all' dieſer Gegenſtände. Da findet man eine ſeltene Erfindungsgabe die ſich aber in Phantaſtereien gefällt; ein Schönheitsgefühl das fortwährend mit dem Hange zur Karikatur zu kämpfen hat; ein augenſcheinliches Beſtreben große Wirkungen mit kleinen Mitteln hervorzubringen; den Kultus der unbelebten Natur mit abſichtlicher Uebertreibung; dabei eine große Freiheit der Bewegung vereint mit einer noch größeren Ehrfurcht für die überlieferten Vorbilder und die ererbte Routine. Vergleicht man die Kunſtwerke, von denen ich an einem andern Orte ſprechen werde, mit den Induſtrieerzeugniſſen, ſo findet man eine gewiſſe Analogie mit unſeren mittelalterlichen Zuſtänden: der Künſtler hat hier viel vom Handwerker, und der Handwerker iſt, binnen gewiſſer Grenzen, weſentlich Künſtler.

Nichts unterhaltender als ein Beſuch der vielen Spielzeugbuden. Ich frage wie iſt es möglich ſo viel Geiſt, Erfindung, Geſchmack und Wiſſen zu verſchwenden für Kinder welche dieſe kleinen Wunderwerke ja nicht zu ſchätzen vermögen. Darauf wird geantwortet: In dieſem Lande iſt Jedermann Kind; in jedem Alter unterhält man ſich mit Spielzeug. Ich ſah Großvater, Vater und Sohn mit einem fliegenden Drachen beſchäftigt. Damen von Stand, welche ihre Wohnung ſelten verlaſ-

ſen, verbringen ihre Tage ſpielend wie Kinder. Gegenwärtig iſt der Tôſenkio, das Fächerſpiel ſehr in der Mode.*) Eine kleine Schachtel von leichtem Holz wird auf den Boden geſtellt, und auf die Schachtel ein Figürchen von Rohr welches mit Seide überzogen iſt und einen Schmetterling vorſtellt. Die Spieler, gewöhnlich Damen, liegen oder kauern in einer gewiſſen Entfernung auf der Matte, und ſchleudern ihre Fächer nach dem Schmetterling. Die Aufgabe iſt dieſen zu treffen ohne die Schachtel umzuwerfen. Gewinn und Verluſt werden durch eine Tabelle geregelt welche die verſchiedenen Lagen des Fächers und des Schmetterlings bildlich darſtellt. Den Gemahlinnen und den Hofdamen des Mikado hat dies Spiel ſeine große Beliebtheit zu verdanken. Für unglaublich wenig Geld kaufte ich eine Menge kleiner Gegenſtände deren einige wirklichen Kunſtwerth beſitzen, wie zum Beiſpiele kleine Thiere, Gruppen von Schildkröten und dergleichen in Bronze. Die Abſicht iſt augenſcheinlich eine komiſche Wirkung hervorzubringen. Aehnliche Arbeiten fand ich in andern Butiken. Die Motive waren dieſelben, aber es waren doch keine Kopien. Nicht daſſelbe Modell wird mechaniſch wiederholt, wohl aber derſelbe Gedanke verwerthet. Dabei bleibt dem Arbeiter, ich möchte beinahe ſagen dem Künſtler, ein gewiſſer Spielraum. Er bildet nach, aber zugleich komponirt er.

Vergeſſen wir nicht die feinen reinen Hände mit den langen zarten Fingern der Weiber die die gekauften Gegenſtände mit großer Sorgfalt in weiches Reispapier wickeln.

Wir ſind auch in den zwei berühmteſten Seidenhandlungen geweſen. Man führt uns in einen geräumigen niederen Saal im Obergeſchoß. Er iſt überfüllt mit Kunden, darunter meh-

*) Tô heißt ſchlagen oder treffen; ſen Fächer, kio Spiel.

rere vornehme Damen. Alles, Herren und Frauen, ſitzt auf den Ferſen um einen niederen kaum einen Fuß hohen Tiſch auf welchem die Waare gezeigt wird: feine Krepe und ſehr ſchwere Stoffe, ohne oder mit Deſſein. Die Farben ſchienen mir ſehr lebhaft Die Brokate könnten, wenn ſie nicht ſo theuer wären, als Möbelüberzüge oder für Kirchengewänder gebraucht werden. Hier macht man aus ihnen Prachtanzüge für beiderlei Geſchlecht.

Uebrigens iſt die Seidenkultur in Verfall gerathen, und auch dies Uebel kommt von Europa. Die vorzüglichſte Seidenzucht wird in den Provinzen Oſhiu und Shinſhiu getrieben. Die Städte Yoneſawa, Uyeda, Choſiu und Shimamura dienen als Magazine. Nirgend iſt das Klima günſtiger für die Eierzeugung, welche eine trockene Luft erheiſcht wie ſie ſich, hier zu Lande, nur auf den ſeltenen und wenig ausgedehnten Hochebenen findet. Noch bis vor Kurzem holten die Seidenproducenten aus anderen Gegenden Japans ihren Bedarf an Eiern in dieſen beiden Provinzen. Aber ſeit die italieniſchen Graineuré, in Folge der Krankheit des lombardiſchen Seidenwurmes, die Eier von Oſhiu und Shinſhiu um fabelhafte Preiſe aufkaufen, haben die Fabrikanten im Süden und in anderen Theilen des Reiches aufgehört ihren Eiervorrath aus dieſen zwei Provinzen zu beziehen. Man begnügt ſich mit den an Ort und Stelle erzeugten Eiern von mittelmäßiger Qualität. Daher kommt es daß die japaniſchen Stoffe ſo ſehr an Gehalt und Werth verloren haben.*)

Nach dem Tiffin langer reizender Spaziergang nach Meguro. Dies Dörfchen liegt nordweſtlich von Yedo und verdankt

*) Siehe hierüber die Berichte des Herrn Adams, der die Frage an Ort und Stelle ſtudierte, im engliſchen Blueboot, Japan 1870 und 1871.

ſeine Berühmtheit einem großen Tempel und mehreren von der eleganten Jugend vielbeſuchten Theehäuſern. Herr Mitford gibt in ſeinen Tales of old Japan eine gute Schilderung. Dies Buch iſt ſoeben in London erſchienen, und ein Exemplar macht auf der Geſandtſchaft die Runde. Die Beſucher der achtundvierzig Ronin und die ſchauerliche Scene des Harakiri, welcher der Verfaſſer im Auftrage ſeines Geſandten beiwohnte, wird man auch in Europa mit Intereſſe leſen. Die übrigen Erzählungen ſetzen einige Ortskenntniß und beſonderes Gefallen an japaniſchen Dingen voraus. Sehr gelungen ſind die kleinen Feenmährchen des zweiten Theiles.

Meguro verlaſſend ſuchen und finden wir einen iſolirten Hügel der Shinfuji heißt und einen Rundblick über die idylliſche Umgegend von Yedo gewährt. Es ſind am Ende immer dieſelben Elemente: ein längliches flaches Thal; die es begrenzenden Hügel wellenförmig und bewaldet; im Thalgrund Reisfelder; weiter hinauf und rings um die Tempel die, im Laube verſteckt, immer auf halber Höhe ſtehen, ungeheure Kryptomerien und Pinus maſſericana und retiniſpora; anderwärts Rieſen-Zwetſchkenbäume, letztere wegen ihrer Blüthe hochgeſchätzt, dann Lorbeer- und Lerchenbäume. Weſentlich geiſtlichen Charakters ſind die Acer japonica und die Salisburia adimantifolia, in Japan Itchô genannt. Man findet ſie faſt in allen Tempelhainen. Hiezu denke man ſich eine Ueberfülle von Kamelien und Azalien und, als Abwechſelung, die blaßgrünen federigen Blätter des Bambus. Gewiß dieſe Landſchaft wiederholt ſich, aber es gibt keine reizendere, keine ſanftere, keine poetiſchere Monotonie.

Heute dürfte in den Theehäuſern von Tôkei viel geſchwätzt werden. Tôkei iſt der neue Name für Yedo.*) Er iſt eine Erfindung der

*) To heißt Oſt und kei Hauptſtadt

jungen Elegants und der Männer des Fortſchrittes. Das Ereigniß des Tages iſt in der That geeignet Aufſehen zu erregen. Eine hohe Dame ſpeiſt heute Abends auf der engliſchen Geſandtſchaft. Herr Adams hat dieſen revolutionären Akt am Gewiſſen. Er wußte mit einigen der großen Familien des Landes in näheren Verkehr zu treten, und ſo weit iſt die Vertraulichkeit gediehen daß er Matſune und ſeine Gemahlin, eine Tochter des jetzt in China als Botſchafter verweilenden Uwajima, zu Tiſche laden konnte. Eine unerhörte That! Die junge Dame zählt vierzehn Jahre, iſt ſehr klein, hat große braune, nur wenig geſchlitzte Augen, köſtliche zarte Händchen und Füßchen. Vielleicht iſt der Kopf etwas zu groß für die winzige niedliche Perſon, aber daran trägt wohl der überreiche Haarwuchs die Schuld; und wie dies Haar ſchön iſt, wie zierlich in glatte Bänder gelegt welche zwei große Nadeln von Schildkrot zuſammenhalten. Ueber dem weißen Hemde trägt ſie ein eng anſchließendes Kleid von lichtgrauer Seide. Ein breiter Gürtel von der Farbe der Theeroſe umſchlingt ihren Leib, und endet am Rücken in einem bauſchigen Knoten der faſt bis an die Schultern hinanſteigt. Ein Porzellanfigürchen von Vieux-Saxe in der Tracht des erſten Kaiſerreiches. Beim Diner ſitze ich neben dem Gemahl, ihr gegenüber. Nichts iſt ergötzlicher als ſie zu beobachten. Wie ſie heimlich ihre leuchtenden, geſcheidten Augen über den Tiſch ſchweifen läßt; wie ſie uns beobachtet, wie raſch und gut ſie, ein echtes Kind ihres Landes, uns nachzuahmen weiß. Als der Braten ſervirt wurde hatte ſie uns bereits abgelernt wie man Meſſer und Gabel handhabt. Allmälig ward ſie zutraulich; nach Tiſch im Salon wo ihr Alles neu war lief ſie wie ein Kind umher, beſah und betaſtete die verſchiedenen ſonderbaren Gegenſtände, ſetzte ſich dann auf ein Taburet zu Füßen des Gemahls, rauchte ein Cherut, vergaß gewiſſermaßen unſere Gegenwart.

Matsune, ungeachtet seiner unregelmäßigen Züge ein schöner Mann, ist, wie heute so viele seiner Landsleute, in einem Umgestaltungsprocesse begriffen. An den Endpunkten seiner Persönlichkeit ist er bereits zum Europäer geworden. Er trägt Pariser Stiefletten, und hat sein Zöpfchen am Scheitel abgeschnitten. Dafür läßt er, gegen die Landessitte, sein Haar wachsen; es ist dicht, kraus und struppig, und gibt ihm ein ordinäres Aussehen. Ich frug ihn, warum er nicht die japanische Mode beibehalte. Die Antwort war, er leide häufig an Schnupfen. Die Wahrheit ist daß der junge Herr den Ideen der Neuzeit huldigen möchte, aber noch nicht wagt es zu gestehen. Er schwimmt zwischen zwei Wassern. Wie so viele seiner Landsleute ist er nicht mehr Codino und noch nicht Mann des Fortschrittes. So viel steht fest: wer hier zu Lande sein Zöpfchen abschneidet ist Progressist, und die Zahl derselben nimmt zu. Japan bewegt sich.

(6. September.) Heute Abends machte ich die Bekanntschaft Saigo's. Von Geburt einfacher Samurai (Zweischwertmann) des Fürsten von Satsuma, ist er auf der Insel Kiushiu der einflußreichste Mann geworden. Seine Mitwirkung schien den Männern der Bewegung unentbehrlich. Daher begab sich Iwakura zu ihm, beredete ihn für die Reform Partei zu nehmen und nach Yedo zu kommen.

Saigo ist ein Herkules. Seine Augen verrathen Geist, seine Züge Thatkraft. Er hat eine kriegerische Haltung und die Manieren eines Landedelmannes. Sein Anzug schien mir mehr als vernachlässigt. Dieser, jetzt sehr wichtige und einflußreiche, Herr langweilt sich bei Hofe und leidet am Heimweh.

---

7. September. Die Religion ſcheint ſo ziemlich ein überwundener Standpunkt zu ſein. Nur Weiber und Greiſe ſieht man Morgens und Abends aus den Häuſern treten, um ſich vor der auf- oder untergehenden Sonne zu verneigen. Sonſt wird nur gebetet um eine beſondere Gunſt zu erhalten. Die Weiber flehen die Götter an, auf daß ihr Mann die eheliche Treue bewahre; Kranke beten um Geſundheit; junge Mädchen um ein neues Kleid, einen Schmuck, einen Freier oder Gatten. Wer in den Tempel geht, ruft den Gott deſſen er bedarf indem er auf den Gong ſchlägt oder mit den Händen klatſcht und ſich dabei tief verneigt. Auf den dritten Ruf erſcheint die Gottheit, der Betende ſtürzt auf ſein Antlitz, bleibt einige Augenblicke in Anbetung verſunken, und wirft ſodann eine Hand voll kleiner Kupfermünzen in den Sammelkaſten. Hiemit hat die Sache ein Ende. Im Tempel von Aſakuſa befindet ſich ein eherner Gott den die Kranken beſuchen. Sie reiben die Hand an dem Gliede des Götzen welches ihrem kranken Theile entſpricht. Kurz, viele Ceremonien, viel Aberglaube, aber in den höheren Klaſſen und bei den Literaten häufiges Erlöſchen aller religiöſen Ueberzeugungen. So wird mir hier geſagt, und daſſelbe hörte ich in Yokohama behaupten. Mehrmals befragte ich vornehme Japaner über dieſen Gegenſtand. Sie antworteten immer lachend, das ſei dummes Zeug. Nur der alte Sawa machte eine Ausnahme. Er lächelte ſtill vor ſich hin und ſprach mit einer gewiſſen Zurückhaltung.

Die Heiligthümer von Ikegami, unweit Yedo, im Weſten der Stadt, reichen in ein hohes Alterthum zurück. Wir fuhren heute Nachmittags hinaus. Ich verzichte ſie zu beſchreiben. Erkläre mir wer kann den eigenthümlichen Reiz japaniſcher Tempel. Es iſt immer dieſelbe Sache und doch immer neu und anziehend: prachtvolle alte Bäume umgeben mehrere Holzpfei-

ler, die ein hohes, ſchwerfälliges, breitgekrämptes Dach tragen. Von Architektur keine Spur. Es ſind im Grunde rieſige Hütten, ein Giebeldach auf Stangen. Was ich aber bewundere iſt das richtige Gefühl des Baumeiſters der genau wußte, was mit Holz zu leiſten ſei, und der in den Bedürfniſſen der Holzkonſtruktion die Elemente der Ornamentirung fand. Man betrachte nur dies Geſimſe. Es verbindet die Pfeiler, dient den Balken die den Plafond bilden als Unterlage und iſt zugleich der natürliche Uebergang zu den vorſpringenden Dachrändern. Die immer in doppelter Schichte übereinander liegenden Horizontalbalken ſind verſchränkt und verhindern, indem ſie eine feſt zuſammenhängende Maſſe bilden, die Tragpfeiler unter der Laſt des Daches zu weichen. Ihre Enden ſind mit einfachem, ſchönem Schnitzwerk geziert; ſie brechen, in einer dem Auge wohlthuenden Weiſe, die Einförmigkeit des Frieſes.

Wir ſchlendern im Tempelgrunde umher und gelangen zu einem iſolirten Tempietto. Es enthält die koloſſale Statue eines Götzen, iſt kreisrund und ſehr zierlich gezeichnet. Seine Farben, matt roth, matt grau, matt grün, ſtimmen wundervoll zu dem kräftigen Schwarzgrün der alten Cedern, zum ſaftigen Grün der Itchô die es umgeben. Als wir ankamen, ſang eben der alte Tempelbonze eine Hymne. Mehrere Gläubige lagen vor dem Götzen auf den Knieen. Eine ſo recht eigentlich japaniſche Scene. Um ſie zu vervollſtändigen drangen unſere Yakunin, die Pfeife im Munde, in das Heiligthum, ſchwätzen und lachen laut, verhöhnen den Bonzen und ſeinen Gott.

(8. September.) Die Sage von den ſiebenundvierzig Ronin lebt noch immer im Volke fort.*) Sie wirft auf die feudalen Sitten des Landes ein merkwürdiges Streiflicht.

Der Ronin iſt, in der Regel, ein verkommener Menſch. Meiſt ſind es Leute aus der Militärkaſte die ihr Daimio entlaſſen hat. Zuweilen ſind ſie Ronin geworden weil ſich ihr Gebieter zu Grunde gerichtet hat. Nun gab es einen Daimio, Takumi-no-Kami, der mit einer Botſchaft des Mikado an den Shogun betraut nach Yedo gekommen und dort von einem der Großwürdenträger des letzteren, Namens Kotſuke, eine ſchwere Beleidigung erfahren hatte. Da wer immer im Palaſte das Schwert zieht den Tod und Verluſt ſeiner Güter erleidet, ſo ertrug Takumi lange Zeit ſchweigend die geringſchätzige Behandlung ſeines Gegners. Aber eines Tages riß ihm die Geduld. Er zog vom Leder, ſtürzte auf Kotſuke der, die Flucht ergreifend, mit einer leichten Wunde davon kam. Takumi aber wurde verhaftet, vor Gericht geſtellt und zum Tode verurtheilt. Er ſchlitzte ſich alſo dem Geſetz gemäß den Leib auf. Sein Vermögen wurde eingezogen, ſeine Familie in das Elend geſchickt; ſeine Vaſallen und Ritter zu Ronin herabgeſetzt. Es geſchah mit ihnen was gewöhnlich in ſolchen Fällen geſchieht. Die Einen ſtiegen in die Kaſte der Kaufleute herab; die meiſten nahmen Dienſt bei anderen Daimio. Aber Kuranoſuke, Takumi's erſter Rath, und ſechsundvierzig Ritter des unglücklichen Fürſten ſchworen ihren Gebieter zu rächen. Davon erhielt Kotſuke Kunde; er verdoppelte daher ſeine Leibwache. Sollte das Unternehmen gelingen, ſo mußte vorerſt ſein Argwohn beſchwichtigt werden. Die ſiebenundvierzig Ronin wußten daß ſie Kotſuke in Kiyôto bewachen ließ; ſie trenn-

*) Der Vorfall hat ſich um das Jahr 1727 zugetragen.

ten ſich alſo als Handwerker oder Kaufleute verkleidet. Kuranoſuke ergab ſich, ſcheinbar, einem laſterhaften Lebenswandel. Man ſah ihn nur mehr in Weinhäuſern oder an andern verrufenen Orten. Eines Tags wurde er in trunkenem Zuſtande auf offener Straße in einer Goſſe liegend gefunden. Ein Mann aus dem Klan der Satſuma der vorüberging rief aus: „Iſt das nicht Kuranoſuke, einſt der Rathgeber des unglücklichen Takumi? Statt ſeinen Herrn zu rächen, kennt er nur Wein und Weib! Oh, Elender, der Du den Namen eines Samurai entehreſt!“ Hiemit ſtieß er ihn mit dem Fuße, und ſpie ihm in das Geſicht. Der Vorfall ward ruchbar und wurde Kotſuke von ſeinen Spähern gemeldet. Letzterer begann ſich für ſicher zu halten, aber der treue und kluge Miniſter Takumi's ſpielte ſeine Rolle weiter; überhäufte ſein Eheweib mit Unbilden und verſtieß ſie am Ende mitſammt den Kindern; nur den älteſten Sohn, der damals kaum ſechzehn Jahre zählte, behielt er bei ſich. Als Kotſuke dies hörte, wähnte er jede Gefahr ſei verſchwunden, und entließ den größten Theil ſeiner Leibwache. So nahte denn der Tag der Rache. Der Rath entwich heimlich aus Kiyôto und ſchlich nach Yedo wo die Gefährten ſeiner bereits harrten.

Es war tiefer Winter, und in einer kalten finſtern Nacht, bei heftigem Schneegeſtöber, ſchritten die Verſchwornen an das Werk. In zwei Schaaren getheilt, deren eine Kuranoſuke, die andere ſein Sohn befehligte, zogen ſie ſchweigend und ohne bemerkt zu werden durch die menſchenleeren Gaſſen nach dem Yaſhke des Fürſten. Sie waren übereingekommen in den Palaſt zu bringen, kein unſchuldiges Blut zu vergießen, die Diener welche keinen Widerſtand leiſteten zu verſchonen, endlich Kotſuke zu tödten, und ſein Haupt auf das Grab ihres Gebieters zu legen. Nach vollendeter That würden ſie ſich ſelbſt

den Gerichten überliefern und das Urtheil, welches nur auf Tod lauten konnte, in Ergebung abwarten. Dies waren die letzten Gebote ihres Führers, und alle schworen sie treu zu erfüllen. Die hohe Ringmauer des Yashke wurde rasch überstiegen das innere Palastthor mit Hammerschlägen gesprengt. Um einen Angriff der Nachbarleute zu vermeiden, sandte ihnen Kuranosuke folgende Botschaft: „Wir, die Ronin, einst im Dienste Takumi-no-Kami's, gedenken diese Nacht in den Palast Kotsuke-no-Suke's zu dringen um unsern Herrn zu rächen. Wir sind weder Diebe noch Wegelagerer. Den Nachbarn soll kein Leid widerfahren. Haltet Euch ruhig." Dies ließen sich die Nachbarn nicht zweimal sagen; der dem Tode geweihte Herr war wenig beliebt in seinem Stadtviertel; daher störte Niemand die Ronin in ihrem blutigen Werk. Letztere drangen nun auch in das Innere des Palastes. Hier entspann sich ein erbitterter Kampf mit den Samurai des Hausherrn. In wenigen Minuten bedeckten Todte und Sterbende den Boden. Kein Ronin war um das Leben gekommen. Der Sohn ihres Anführers, der sechzehnjährige Knabe, hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet. Aber wo ist Kotsuke? Umsonst ward er gesucht in dem Labyrinthe von Zimmern, Gängen, Kabinetten, abgesonderten Pavillonen und Häusern des Yashke. Schon fürchtete man er sei entkommen, schon wollten sich die Ronin verzweifelnd den Bauch aufschlitzen, als man bemerkte daß die Bettdecke des Fürsten noch warm sei. Letzterer konnte also nicht ferne sein. Endlich wurde in einem Wandschranke ein Greis entdeckt. Er war in einen Ueberwurf von weißer Seide gehüllt und von edlem Ansehen. An der Narbe der Wunde welche ihm Takumi beigebracht wurde in ihm Kotsuke erkannt. Da ließ sich der Anführer der Verschwornen vor ihm auf die Knie nieder, vollzog die einem Greise von so hohem

Range ſchuldigen Ehrfurchtsbezeigungen und ſprach: „Herr, wir ſind die Männer Takumi-no-Kami's. Im vorigen Jahre hatten Eure Hoheit Streit mit ihm. Er mußte ſterben, und ſeine Familie gerieth in Elend. Als gute und getreue Vaſallen ſind wir heute Nacht gekommen um ihn zu rächen. Ihr müßt die Gerechtigkeit unſeres Unternehmens anerkennen. Und nun, o Herr, beſchwören wir Euch den Harakiri an Euch zu vollziehen. Ich werde die Ehre haben Euch hiebei als Beiſtand zu dienen*), und Euer Haupt mit der ſchuldigen Ehrfurcht nach dem Grabmale des Herrn Takumi zu übertragen.“ Aber Kotſuke begann zu zittern; er war zu feige um den Tod eines Edelmannes zu ſterben.

Da die Zeit drängte, und jeden Augenblick Hilfe kommen konnte, ſchnitt ihm Kuranoſuke den Kopf mit dem Dolche ab mit dem ſich ſein Gebieter den Leib geöffnet hatte. Bevor die Ronin abzogen löſchten ſie, um eine zufällige Feuersbrunſt zu vermeiden, alle Lichter und Feuer im Palaſte. Sodann legten ſie den Kopf in einen Korb und traten den Rückmarſch an. Der Morgen graute, und bereits hatte ſich die Kunde von dem nächtlichen Ereigniß in Yedo verbreitet. Das Volk ſtrömte herbei und begrüßte mit lauten Zurufen die ſiebenundvierzig Männer die, mit blutigen, zerriſſenen Kleidern, in feierlichem Aufzuge, nach dem Tempel Sengakuji in der Vorſtadt Takanawa gingen. Jeden Augenblick erwarteten ſie der Schwiegervater ihres Opfers würde ſie angreifen laſſen; aber einer der achtzehn großen Fürſten des Reiches, ein Freund und Verwandter Takumi's, hatte ſeine Samurai in Eile geſammelt um

*) Das heißt: um die Todesqual zu verkürzen, werde ich Euch den Kopf abhauen im Augenblicke wo Ihr Euch den Dolch in den Leib ſtoßt, ein Dienſt den in der Regel ein naher Verwandter oder ſein beſter Freund dem Sterbenden leiſtet.

nöthigen Falles die Siebenundvierzig zu ſchützen. Als ſie vor dem Yaſhke des Fürſten von Sandai vorüberzogen, bat ſie ſein Haushofmeiſter einzutreten; und ſie wurden mit Reis und Wein bewirthet. Im Tempel wo Takumi ruht angekommen, wuſchen ſie ihre blutige Trophäe in einem noch heute beſtehenden Brunnen und legten ſie ſodann auf dem Grabe ihres Herrn nieder. Kuranoſuke übergab ſeine ganze Baarſchaft dem Prieſter, ſagte daß ſie Harakiri machen würden, und bat ihn ſie in der Nähe ihres Gebieters zu begraben. Der Bonze brach in Thränen aus. Die Ronin erwarteten die Beſchlüſſe der Behörden. Vor den oberſten Rath beſchieden, vernahmen ſie ihr Urtheil. Sie hätten die der Stadt und Regierung ſchuldige Ehrfurcht verletzt, daher müßten ſie ſterben, als Edelleute durch Harakiri. Sie wurden, in vier Gruppen getheilt, vier Daimio zur Aufſicht überwieſen. In den Häuſern der letzteren und in Gegenwart von Regierungskommiſſären des Shogun, gaben ſie ſich den Tod. Sie hatten ihr Leben im Vorhinein geopfert, und ſtarben muthig. Ihre Leichen wurden nach Sengakuji gebracht und neben der irdiſchen Hülle des Herrn Takumi begraben. Seit dieſer Zeit bis auf den heutigen Tag verehrt und beſucht das Volk dieſen Ort, verbrennt Weihrauch an den Gräbern und ſchmückt ſie mit grünen Zweigen. Einer der erſten Beſucher war der Satſumamann der Kuranoſuke mißhandelt hatte als jener, ſcheinbar betrunken, in einer Goſſe lag. Er erklärte, er ſei gekommen um dem heiligen Martyrer Abbitte und für ſein eigenes Benehmen Buße zu thun. Bei dieſen Worten zog er ſein Kurzſchwert und öffnete ſich den Leib. Er ward in derſelben Umfriedung begraben.

So lautet die Tragödie von den treuen Ronin, gemeinhin die Siebenundvierzig genannt. In Yedo und, wie man behauptet, in einem großen Theile von Japan iſt die Sage allgemein

bekannt; sie lebt noch heute im Volke fort. Aus ihr hat wahrscheinlich Herr Mitford die Einzelnheiten seiner einfachen und rührenden Erzählung geschöpft.*) Aber die wesentlichen Thatsachen begründen sich auf Schriften von unzweifelhafter Echtheit. Im Tempel Sengakuji werden die Waffen und Kleider der Siebenundvierzig als Reliquien aufbewahrt. In ihren vermodernden Gewändern entdeckte Herr Mitford beschriebene Blätter, darunter eine kurze aber vollständige Darlegung des Thatbestandes sowie der die Thäter bestimmenden Motive. Abschriften dieses Memoirs fanden sich in den Taschen eines jeden der siebenundvierzig Ronin. Es ist dies übrigens eine hier zu Lande übliche Vorsicht. Wer sich in ein lebensgefährliches Abentheuer einläßt, trägt zur Wahrung seiner Ehre eine Schrift bei sich in welcher er seine Beweggründe darlegt. Verschiedene Schriftsteller haben dieser blutigen Episode erwähnt; der junge englische Japanologe hatte, der Erste, das Verdienst sie zu beschreiben und in ihrer ganzen Bedeutung bekannt zu machen. Gegen meine Gewohnheit in diesem Tagebuche Anderes als was ich sah und erlebte zu verzeichnen, gab ich hier einen Auszug aus Herrn Mitfords Erzählung.

Ueber den Gedankenkreis der Nation, über die Sitten des Landes so wie sie vor noch nicht langer Zeit bestanden, so wie sie bei der ungeheuren Mehrheit des Volkes gewiß noch heute bestehen, verbreiten die Geschichte der Siebenundvierzig und die Verehrung deren sie genießen reichliches Licht. „Wir haben", sagen sie in ihrer an die Manen Takumi's gerichteten auf ihren Leichen gefundenen Rechtfertigung, „wir haben dein Brot gegessen." Dies ist ihr Beweggrund. Als treue Diener und als lehenspflichtige Ritter mußten sie den Tod des Herrn rächen.

*) Tales of old Japan, bereits oben citirt.

Dann kommt die Rechtfertigung. Sie entlehnen ſie einer der Maximen des Konfucius: Du ſollſt nicht leben unter demſelben Himmel noch betreten denſelben Boden mit dem Feinde Deines Vaters oder Deines Herrn. „Wie hätten wir, fragen ſie, dieſen Vers ſprechen können ohne zu erröthen?“ Die öffentliche Meinung billigt ihr Verhalten. Das Volk und die Daimio bewundern dieſe an die äußerſte Grenze getriebene Treue. Vor drei Jahren kam ein Mann nach Sengakuji, betete am Grabe des jungen Chikara, ſo hieß der ſechzehnjährige Sohn Kuranoſuke's, und öffnete ſich den Bauch. Da die Wunde nicht tödtlich ſchien, ſchnitt er ſich die Kehle ab. Ein in ſeiner Taſche gefundenes Blatt Papier beſagte, er ſei Ronin, habe im Klan der Fürſten von Chôſhiu vergeblich Aufnahme geſucht, wolle keinem andern Herrn dienen, und ſei daher gekommen um bei den Gräbern dieſer Tapfern zu ſterben. Dies trug ſich im Jahre 1868 zu. Wie kann man, im Angeſichte ſolcher unbeſtrittener Thatſachen, behaupten daß die geſchichtliche, im Verlaufe von Jahrtauſenden entſtandene Verfaſſung des Landes in Trümmer gefallen ſei? daß die Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen welche ihre Grundlage bilden mit Einem Male erſtorben und erloſchen ſeien, und daß man, wie der Arzt des Molière, „das Alles geändert habe“ mit einigen Dekreten auf Reispapier?

Heute waren wir an Ort und Stelle. Von der Geſandtſchaft ſind es nur wenige Schritte. Als wir die Anhöhe hinanſtiegen, kamen wir an dem Brunnen vorüber, in welchem Takumi's Kopf gewaſchen wurde. Eine Inſchrift erinnert daran. Weiter oben befindet ſich der Kirchhof der Getreuen, ein kleiner durch ein Gitter abgeſchloſſener, ſehr ſorgfältig gehaltener Raum den ſchöne Bäume umgeben. Dort ſieht man achtundvierzig*)

*) Im achtundvierzigſten Grab ruht der Satſumamann.

kleine längs dem Gitter ſenkrecht aufgeſtellte Grabſteine. Vor einem jedem ſteht eine mit Waſſer gefüllte Schale. In ihr wird auch der Weihrauch verbrannt. Bei dem Eingange erhebt ſich das etwas reichere Grabmal Takumi's. Grüne Baumzweige welche die häufigen Beſucher mitbringen zierten die letzte Ruheſtätte der Siebenundvierzig.

In einer Art von Kapelle bewahrt man die Bildſäulen dieſer volksthümlichen Helden und ihres Gebieters. Sie ſind in voller Rüſtung und kämpfend dargeſtellt. Als farbiges Holzſchnitzwerk ausgezeichnet. Einige der Statuen ſind ſogar wahre Meiſterſtücke. Sie erinnern an die wunderbar realiſtiſchen, gemalten Holzſtatuen*) der ſpaniſchen Bildhauer des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

(9. September.) Heute Abend Diner bei Sawa. Es iſt ſchon erwähnt worden, daß dieſer Staatsmann, ſeines hohen Poſtens enthoben, als Philoſoph, Gelehrter und Künſtler in der Zurückgezogenheit lebt. Sein ſchöner Yaſhke iſt vier Meilen von der brittiſchen Geſandtſchaft, in der Nähe des europäiſchen Viertels gelegen.

Die Einladung war für fünf Uhr, und wenig ſpäter ſtiegen wir am Hauptthore des Palaſtes ab. Wie in allen Behauſungen der Großen, iſt der Hof mit Steingerölle beſchottert auf dem es unmöglich iſt geräuſchlos zu gehen und ohne die Aufmerkſamkeit der Wachen auf ſich zu ziehen. Ein kleiner Pfad führt zwiſchen dem Gerölle nach dem Hauptgebäude. Wir betreten es durch ein breites Thor ſchreitend. Unbeweglich wie Statuen ſitzen dort drei oder vier Diener auf ihren Ferſen. Ein großer

*) Die beſten ſind in Valladolid und Sevilla zu ſehen.

Schirm hinter ihnen, hemmt den Blick nach innen. Hier empfangen uns zwei Zweiſchwertmänner und führen uns durch verſchiedene Korridore, gleichſam wie durch die Zugänge einer Feſtung, nach demſelben Gemache im Obergeſchoß wo mich Sawa das erſte Mal empfangen hatte. Es iſt auf der Gartenſeite vollkommen offen, der Garten ſelbſt eigentlich nichts als ein von Bäumen umgebener Teich. Man hat da kleine Buchten und Vorgebirge angebracht. Auf einem der letztern ſteht eine prachtvolle Ceder. Vom Dache des Palaſtes iſt ein gutes Stück Yedo zu überſehen; aber am meiſten überraſcht mich die Anſicht des Yaſhke in Vogelperſpektive. Es iſt ein Labyrinth von verſchiedenen unter ſich durch enge Gaſſen getrennten Gebäuden. Die Verbindung wird durch gedeckte Gänge hergeſtellt deren niedere Dächer ſich zwiſchen den großen Häuſern hinſchlängeln. Dem Auge ſtellt ſich das Ganze wie ein verworrener aus ſchwarzen, ſchweren Blöcken geſchürzter Knoten dar. Mehr oder minder iſt dies landesüblicher Palaſtſtyl. Die Bauart gewährt, wenn nicht volle Sicherheit, ſo doch eine letzte Möglichkeit bei einem plötzlichen Angriffe ſich zu verſtecken oder zu entfliehen. Noch bis ganz kürzlich ereigneten ſich derlei Vorfälle. Vendetta oder politiſche Nebenbuhlerſchaft ſind die gewöhnliche Veranlaſſung.

Sawa führte uns in ein an den Gartenſalon ſtoßendes Zimmer. Ein niedrer Tiſch war hier aufgeſchlagen, und auf ihm lagen in abſichtlicher und geſchmackvoller Unordnung Schälchen mit aufgelöſten Farben, chineſiſche Tuſche und große Papierſtreifen. Eine junge Frau, die Gattin eines Samurai, macht ſich alsbald an das Werk. Ein Blatt Papier wird mittelſt eines ſchweren Blockes von Bergkryſtall auf dem Tiſche befeſtigt. Die junge Frau zeichnet und malt zugleich darauf, mit ſicherer und kühner Hand, Knospen, Blumen, Blätter; dann verbindet ſie die getrennten Glieder, indem ſie mit dem Stengel und den Zweigen

endigt. Indem ſie den Pinſel mehr oder minder auf das Papier drückt, und dadurch die Farbe die ſich an ſeiner Spitze befindet mit dem in ſeinem oberen Theile enthaltenen Waſſer mehr oder minder miſcht, wirft ſie mit demſelben Strich zwei, auch drei verſchiedene Töne auf das Papier. Auffallend iſt die Sicherheit und Schnelligkeit mit welcher ſie zugleich zeichnet und malt. Binnen zehn, fünf, drei Minuten iſt die hübſche Skizze begonnen und vollendet. Allerdings ſpielen da Handgriffe eine große Rolle. Der Künſtler, wenn er dieſen Namen verdient, hat offenbar eine gewiſſe Anzahl Motive auswendig gelernt und reproducirt ſie mechaniſch aber, in Folge fortwährender Uebung, mit merkwürdiger Korrektheit. Dieſe Motive bilden die Beſtandtheile ſeiner Zeichnung. Die Weiſe in der er ſie anbringt hängt von ihm ab. Es iſt eine Art jeu d'esprit, welches aber eine bedeutende techniſche Fertigkeit vorausſetzt. Der Maler ſucht den Zuſeher, während er arbeitet, ſo lange als möglich in Unwiſſenheit über den Gegenſtand des Gemäldes zu laſſen, ſeine Neugierde zu reizen ohne ſie zu befriedigen, ihn auf falſche Fährte zu führen und durch den letzten Pinſelſtrich zu überraſchen. Zum Nachdenken darf dem Zuſeher keine Zeit bleiben; daher die Eilfertigkeit bei der Ausführung beſonders gewürdigt wird.

Die junge Frau löſt der gute alte Sawa ab. Unter fortwährendem Lächeln und Lachen arbeitet er mit großer Schnelligkeit. Die Pinſel deren man ſich bedient ſtehen, an Feinheit und Feſtigkeit der Spitze, den Cheriaut nicht nach. Unſer Gaſtfreund ſenkt den ſeinigen abwechſelnd in die Farbentöpfchen und in ſeinen Mund, und vollendet binnen wenigen Minuten eine ſehr ſchöne Skizze die eine Gruppe von Reitern vorſtellt. Er hat zuerſt einen Pferdekopf gemalt, dann das Antlitz eines Menſchen, dann die Füße der Pferde und ſo fort. Am Ende, mit einem Paar

kühnen Strichen, verbindet er die getrennten Theile. Jetzt erst ist der Gegenstand klar, und zugleich auch das Bild vollendet.

Die Dunkelheit machte diesem Spiel — ich finde keinen andern Namen — ein Ende. Unser Wirth führte uns nach dem Gartensalon zurück. Wir setzten uns zu Tische und das Diner wurde aufgetragen. An dem Holzgetäfel waren Laternen aufgehangen, im Garten auf verschiedenen sorgfältig gewählten Punkten Leuchter in der Art angebracht daß sie sich im Teiche spiegelten. In derlei Dingen ist man in Japan Meister. Es war eine schöne, sonderbare Dekoration.

Wir sind sechs: der Amphitryon, ein Beamter des Ministeriums des Aeußern, ein Hausfreund, Hr. Adams, Hr. Satow und ich. Sawa's Sohn ist durch Krankheit verhindert. Das Mahl bestand aus einer Menge Gerichte welche in kleinen Porzellanschalen von der Dicke eines Blattes Papier servirt wurden: schmackhafte Hühnersuppe, Eierspeisen die unsern Gaumen mehr überraschen als befriedigen, gekochter Fisch, gebratener Fisch, gerösteter Fisch, dann eine Reihe anderer Schüsseln deren Substanz mir ein Räthsel blieb; dazu eine starke, aromatische Fischsauce. Man ist zu wohlerzogen um uns zum Essen zu nöthigen, aber die vorkommenden Bemerkungen der Fremdlinge über diese oder jene Speise verursachen dem Hausherrn und seinen japanischen Gästen sichtliches Vergnügen und werden von ihnen wiederholt und besprochen. Der Wein, Sake, ein fades und berauschendes Getränk, wird in Porzellanfläschchen auf den Tisch gestellt und in kleine Tassen gegossen. Wir sind zwei volle Stunden gesessen; dies ist der Augenblick wo Gäste die zu leben wissen den Reis verlangen, das heißt den Wunsch ausdrücken daß die Tafel aufgehoben werde. Der Reis wird uns auf schönen rothlackirten Theebrettern servirt, zugleich mit verschiedenen Suppen und dem köstlichen Tay, dem schmackhaf-

teſten Fiſch der japaniſchen Gewäſſer. Es iſt der Glanzpunkt des Feſtes. Auch ſprachen die zwei japaniſchen Gäſte ihre Bewunderung aus.

Während des Diners muſicirten fünf Blinde in einem Nebenzimmer welches ſich der ganzen Breite nach in den Gartenſalon öffnet. Einige weiße Papierlaternen werfen ihr ſanftes Licht über das kleine Orcheſter. Die Inſtrumente ähneln unſerer ſteyerſchen Zither und der Geige. Zuweilen begleiten ſich die Virtuoſen mit einem monotonen aber anmuthigen Geſang. Es iſt eine Reihe von Recitativen; gleichſam ein fruchtloſes Suchen nach Melodie. Der Flötenſpieler zeichnet ſich vor allen aus. Später erſchien eine weibliche Geſtalt. Lautlos glitt ſie in das Gemach und ließ ſich auf den Fußboden nieder. Obgleich ſie uns den Rücken kehrte, erkannten wir in ihr die vornehme Dame. Sie iſt, in der That, Sawa's Schwiegertochter und war vermuthlich nicht ohne Widerſtreben vermocht worden ihre Kunſt vor Fremden zu zeigen. Sie ſpielte auf einer Laute einem Inſtrumente welches ich bereits mit unſerer Zither verglich, und zwar mit merkwürdiger Kraft und Reinheit des Anſchlages. Zugleich dirigirte ſie das Orcheſter. Der alte Sawa gerieth in Entzücken über die Maeſtria der jungen Frau und brach wiederholt in begeiſtertes Lob aus. Leider ließ ſie uns nur ihr Kunſtſpiel und nicht ihre Schönheit bewundern; denn als das Stück zu Ende geſpielt war, verſchwand ſie ohne den Speiſeſaal durch ihre Gegenwart beehrt, ja ohne uns eines Blickes gewürdigt zu haben. Es war aber doch ein reizendes Bild. Da ſaß die junge Frau in anmuthiger Stellung den vier Blinden gegenüber, in ihrem lichtgrauen Seidenkleid mit dem hochrothen breiten Gürtelbande, den Kopf leicht geneigt über ihre Laute. Wir konnten die ſanften Linien einer ſchwellenden Wange, ein kleines zierlich gezeichnetes Ohr ſehen,

während ihre weißen Händchen über die Saiten dahin glitten.

Nach Tiſche wurden wieder Farben und Pinſel gebracht und der Hausherr und die junge Gattin des Samurai vollendeten und vermehrten die vor Tiſche begonnenen Skizzen. Sie wurden uns zum Geſchenke gemacht, und wir theilten die koſtbaren Andenken.

Doch es iſt halb zehn Uhr, nach hieſigen Begriffen wenigſtens Mitternacht. Wir nehmen alſo Abſchied, durchſchreiten die Vorzimmer und Gänge, die jetzt durch dicke Kerzen in Bronzeleuchtern erhellt ſind, und finden im Hofe Herrn Adams Ponychaiſe, ſeinen Orderly, die japaniſchen Wachen und die Beto der Geſandtſchaft.

Ein beträchtlicher Theil der Stadt muß durchfahren werden. Ich ſehe Yedo zum erſten Male bei Nacht, denn nächtliche Spaziergänge vermeidet man möglichſt. Außer mit beſonderer Erlaubniß und wichtiger Urſachen halber, dürfen die Europäer in Tſukiji ihr Viertel nach Sonnenuntergang nicht verlaſſen. Die Regierung hat dieſe Anordnung im Intereſſe der Fremden getroffen. Auch auf der engliſchen Geſandtſchaft bleibt man während der dunklen Stunden zu Hauſe. Noch im Beginn dieſes Jahres wurden, wie bereits erwähnt, zwei Engländer im Dienſte der japaniſchen Regierung hier bei Nacht ſchwer verwundet und für Lebenszeit verſtümmelt. Raubanfälle ſind nicht zu beſorgen, aber ein paar vom Sake erhitzte Samurai können ſich berufen fühlen den erſten Europäer dem ſie begegnen niederzuhauen. Wir bewerkſtelligen alſo die Rückfahrt mit der nöthigen Vorſicht. Der engliſche Feldwebel, hoch zu Roß und ſelbſt ein Rieſe, reitet unmittelbar hinter dem Wagen. Fünf japaniſche Ritter bilden die Nachhut. Ein anderer reitet an der Spitze. Von drei zu drei Minuten wird er von einem

ſeiner Kameraden abgelöſt. Dieſe Edelleute ſpaßen nicht im Punkte der Ehre. Ein jeder will den Poſten einnehmen wo die Gefahr am größten iſt, und dieſer Platz befindet ſich an der Spitze und nicht am Schweif der Karavane; denn greift man uns an, ſo geſchieht es von vorne. Es iſt etwas Ritterliches in dieſer japaniſchen Geſellſchaft. Zuweilen glaubt man ſich in die Kreuzzüge verſetzt. Zu beiden Seiten des Wagens laufen Hai, hai! rufend die Beto oder Reitknechte. Sie wie die Männer zu Pferde tragen kugelförmige Laternen von gefärbtem Papier. Die Luft iſt lau, der Himmel ſchwarz, doch funkelt hie und da ein einſamer Stern. Faſt alle Häuſer ſind geſchloſſen. Vor wenigen noch offenen Thüren brennt eine farbige Laterne deren unſicheres Licht die einzige Straßenbeleuchtung bildet. An den Ausgängen der verſchiedenen Stadtviertel ſitzen Bewaffnete vor ihren Wachthäuſern. Ueberall anders, tiefes Dunkel. Herr Adams fährt tapfer in die Finſterniß hinein, hat das Glück keine der verſpäteten Paſſanten, Männer und Weiber zu Fuß und im Jinrikiſha, zu rädern und ſetzt uns endlich glücklich und ohne Unfall an der Schwelle der Geſandtſchaft ab.

(10. September.) Das Wetter iſt kühl geworden. Wir benutzen es zu einem Beſuche von Hamagoten, wörtlich überſetzt „der Palaſt am Strande.“ Das ehemalige Luſtſchloß der Shogune erhebt ſich am Meeresufer, in der Mitte eines ſchönen, von hohen Mauern umfangenen Parks. Ein befeſtigtes Thor geſtattet den Zugang. In Japan iſt eben die Burg noch nicht zum Palaſt geworden. Für den Herzog von Edinburg, der hier wohnte, wurde das Schloß in europäiſchem Style eingerichtet. Es iſt nur ein Jahr her; aber damals wehte noch ein andrer Wind. Niemand dachte an Reformen und Nachahmung der Europäer. Man fragte ſich noch, ob die weißen Eindringlinge zu dulden

oder auszurotten seien. Der Wahlspruch der Revolution von 1868 war Restauration des Mikado und Vertreibung der Fremden. Aber die Klugheit gebot den Sohn der Königin von England mit Artigkeit zu empfangen, und zu seinen Ehren erhielt das Schloß Hamagoten seine plumpen Mahagonimöbel aus Hongkong, seine Glasservice, Silbergeschirre und Tafelaufsätze. Wenn der Minister des Aeußeren die zuweilen von Yokohama nach Yedo kommenden Gesandten bewirthet, so liefert Hamagoten die gastronomischen Geräthschaften und der französische Garkoch in Tsukiji das Diner. Diesem Künstler und dem Besuche des englischen Prinzen verdanken die hohen Würdenträger des Mikado ihre Kenntniß der Mysterien europäischer Kochkunst. In Hamagoten lernten sie Messer und Gabel handhaben und auf einem Stuhle sitzend das Gleichgewicht bewahren. Das Hotel de France und Hamagoten sind die Wiege der Neucivilisation von Jung-Japan.

(11. September.) Diner bei Iwakura. Wir kommen gegen sieben Uhr vor seinem Palaste im Sotojiro an, fahren — auch eine Neuerung — in den großen Hof, schreiten an einer Gruppe von etwa zwölf am Boden kauernden Dienern vorüber und werden von Zweischwertmännern nach den Wohngemächern des Ministers geführt. Ein runder Tisch und vier Stühle, zu Ehren der fremden Gäste aufgestellt, sodann die gewöhnliche Konsole auf welche die Besucher ihre Schwerter legen, bilden das Mobiliar. Das Diner kam aus dem Hotel de France und wurde von eingeborenen Dienern aufgetragen. Ich bewunderte die Geschicklichkeit mit welcher sie die Teller und Bestecke wechselten: behend, geräuschlos und voll zärtlicher Sorgfalt, wie barmherzige Schwestern die einen Verband anlegen.

Diner und Gespräche verlängerten sich bis tief in die Nacht. Aber diese fünf Stunden vergingen wie eben so viele Minuten. Iwakura drückt sich mit Leichtigkeit, kurz und klar aus. Er war bei sehr guter Laune und sagte unter Anderem:

„Mein Zweck ist gute Verhältnisse zum Auslande zu unterhalten und große Reformen im Innern zu erzielen.

„Es ist unwahr daß Japan immer verschlossen war. Zwei Ursachen haben die freiwillige Isolirung des Reiches herbeigeführt: zuerst die Usurpation der Shogune welche ihre Macht durch die Berührung mit dem Auslande zu gefährden glaubten; sodann die Rebellion der Christen.*) Der in seine alte Macht wieder eingesetzte Mikado hat nicht, wie die Shogune, die Neugierde der Fremden zu scheuen. Es steht ihnen frei seine Rechte zu prüfen, denn diese sind unangreifbar, und Niemand wird sie in Frage stellen.

„Der glückliche Erfolg der Revolution von 1868 und die Opferwilligkeit der beiden großen Klane Satsuma und Chiōshiu erklären sich durch die allgemeine Verehrung deren der Mikado genießt. Sie besteht in Aller Herzen. Eine mehrhundertjährige Usurpation war unvermögend sie zu vertilgen."

Von den Reisen der jungen Japaner nach Europa und Amerika sprechend, erlaubte ich mir die Bemerkung daß es vielleicht nützlicher wäre unterrichtete und reife Männer dahinzusenden, statt der jungen Leute denen es an Vorkenntnissen und Erfahrung gebreche, die daher die europäischen Zustände nicht aufzufassen vermögen, dagegen den Gefahren und Verführungen unserer Großstädte um so mehr ausgesetzt seien.

*) Anspielung auf den Aufstand der Christen von Arima und Shimabara (östlich von Nagasaki 1638). Die Veranlassung gab die Grausamkeit des Gouverneurs.

Iwakura entgegnete: „Dies ſind die Worte eines Weiſen. Aber die jungen Leute greifen neue Ideen auf, bringen ſie nach Hauſe und verbreiten ſie im Lande. Darum ſind ihre Reiſen immerhin von Nutzen.“

Dann unter fortwährendem Gelächter, dem eigenthümlichen Gelächter der Japaner, fuhr er fort:

„Wir ſind als Lügner verſchrieen. Lügner waren die Shogune indem ſie ſich für Souveräne ausgaben.“

Nicht nur uns hat Iwakura ſeine Reformpläne mitgetheilt. Gegen Alle die ihm nahen ſpricht er ſich hierüber ohne Rückhalt aus. „Ihr fürchtet“, ſagt er ihnen, „oder einige von Euch befürchten daß wir zu viel unternehmen, zu viel für unſere Kräfte, und daß, wenn das Werk mißlingt, es den Fremden übel ergehen könnte. Beruhigt Euch. In Europa wählen die Völker ihre Könige; in Japan glaubt Jedermann daß der Kaiſer vom Himmel herabſtieg, und daß die Menſchen ſeine Diener ſind. Daher haben Fürſten und Samurai den Mikado von jeher als ihren Herrn betrachtet dem ſie blinden Gehorſam ſchulden. Dieſe Ueberzeugung iſt die Grundlage unſeres öffentlichen Rechtes. Meine Freunde und ich haben ſeit Langem die Abſchaffung der Daimiate im Sinn geführt; doch ſchien es gefährlich mit Einem Schlage zweihundertſechzig große Herren ihrer Würde zu berauben. Sie waren aber ein fortwährendes Hinderniß für unſere Reformpläne im Innern und wollten von einem näheren Verkehr mit dem Auslande nichts wiſſen. Daher bin ich, wie Jedermann bekannt, zu den Satſuma und Chiôſhiu gegangen und habe ihre einflußreichſten Männer dazu beredet zur unmittelbaren und gänzlichen Auflöſung der Klane ihre Zuſtimmung zu geben. Die Toſa traten bei. Nun wollen wir zehntauſend Mann Gardetruppen und eine kaiſerliche Armee bilden. Die drei Klane haben bereits ihre Kriegsleute geſchickt. Die

anderen werden gezwungen werden dem Beiſpiel zu folgen. Derart haben wir uns in den Stand geſetzt jeden Widerſtand zu brechen.

„Die kaiſerliche Regierung hat Yedo zu ihrem Sitze gewählt und in Yedo ſollen alle Zweige der Staatsverwaltung zuſammenlaufen. Einfuhrzölle und Steuern fließen fortan allein in die Kaſſen der Regierung. Unſer Einkommen beträgt zwölf Millionen Riv. Die in den Häfen erhobenen Zölle ſind unbedeutend. Unſere Aufgabe iſt ſchwierig aber wir werden ſie löſen. Die Shogune mußten lügen, wir können die Wahrheit ſagen.“

Die beiden Söhne Iwakura's ſtudieren in New-York. Dies iſt jetzt die große Mode. Vornehme Leute ſchicken ihre Kinder nach Europa oder nach den Vereinigten Staaten. Die Zurückkehrenden tragen europäiſche Tracht die, nichts für ungut, ihnen ſo wie den armen Soldaten einen affenartigen Anſtrich verleiht. Wir würden eben ſo lächerlich ausſehen, wenn wir uns den Scheitel raſiren ließen, das kleine Vertikalzöpfchen trügen und im Sommer in landesüblicher Weiſe einhergingen, das heißt mit Lendengürtel und Fächer als einziger Bekleidung. In den Gaſſen von Yedo ſieht man Leute im Cylinderhut, andere mit elaſtiſchen Stiefletten oder im Frack aber ohne Beinkleider. Einige haben die europäiſche Tracht vollkommen angenommen, nur unſere Kopf- und Fußbekleidung widerſtrebt ihrem Geſchmack. Sie bleiben alſo bei der lackirten Papiermütze und den Holzſandalen. Am meiſten entſtellt ſie das auf europäiſche Art getragene Haar welches von Natur ſteif und ſtruppig iſt. Bis jetzt bilden die Neuerer noch eine ſehr kleine Minderzahl. Das Volk macht ſich über ſie luſtig, aber ſie haben von ſich ſelbſt eine hohe Meinung, und die Regierung gibt ihnen den möglichſten Vorſchub. Gewiß, nichts iſt löblicher als der Wunſch

fortzuſchreiten, das eigene Daſein zu verbeſſern, die Errungenſchaften anderer weiter gediehener Nationen ſich anzueignen: aber dieſe edlen Beſtrebungen ermangeln der richtigen Leitung, erzeugen eine bedenkliche Verwirrung der Begriffe und führen vielleicht zu einer gewaltigen und blutigen Reaktion.

(12. September.) Beſuch bei dem Premier-Miniſter Sanjo. Sein Yaſhke gleicht den Paläſten Sawa's und Iwakura's. In den Gemächern fallen mir einige prachtvolle große Schirme von Vieux-Lack auf. Sie ſind vor den Thüren aufgeſtellt, eigentlich vor den Oeffnungen zwiſchen den verſchiebbaren Wänden. Zwei Edelknaben führen uns ein. Alle großen Herren, Kuge und Daimio, laſſen ſich von Kindern bedienen. Auf ein Zeichen des Gebieters erſcheinen die Kleinen, gleiten hurtig und geräuſchlos zu ſeinen Füßen, erhalten ſeine Befehle und entfernen ſich in vollem Laufe. Die Ehrfurcht, die Treue, der Eifer, die Ergebenheit malen ſich im Antlitz und den Bewegungen der Pagen.

Sanjo empfing uns in großem Hofkoſtüme: eine reich geſtickte Tunika von ſchwerem Seidenſtoffe mit ſteifen, ſehr weiten Aermeln die wie Flügel ausſehen. Er trug den officiellen ſchwarzen lackirten Papierhut der nur den raſirten Theil des Kopfes bedeckt und nach rückwärts ſich aufbiegt. Der Miniſter iſt, wie er mir ſagte, einunddreißig Jahre alt. Er gehört einer der älteſten Familien von Kiyôto an und verdankt die hohe Stellung welche er einnimmt ſeinem Antheil an der Revolution von 1868 indem er ſich, einer der Erſten, gegen den Shogun erklärte. So wie Saigo, durch ſeine Anweſenheit in Yedo, den Klan von Kiuſhiu in reformfreundlicher Stimmung erhält, ſo wirkt in ähnlichem Sinne Sanjo durch ſeine Theilnahme an

den Regierungsgeſchäften auf den alten Hofadel. Die Bedeutung dieſes Herrn liegt weniger in ſeiner Perſönlichkeit als in ſeiner ſocialen Stellung und in dem alten, erlauchten Namen ſeiner Familie.

Unſere Unterredung wurde durch die Pagen unterbrochen welche Erfriſchungen auftrugen; ſie kamen und gingen ſchwebend und ſchienen die Matten kaum mit den Fußſpitzen zu berühren. Nach dem Imbiß ward das, wenig intereſſante, Geſpräch wieder aufgenommen. Nur ein für die Zuſtände des Tages bezeichnendes Wort verdient erwähnt zu werden. Sanjo ſagte mir: „Geben Sie mir Ihren Rath über die Kunſt zu regieren; denn ich nehme einen hohen Poſten ein und beſitze noch wenig Erfahrung.“ Eine Artigkeitsphraſe die aber nicht ohne Bedeutung iſt weil ſie der herrſchenden Stimmung entſpricht. Denſelben Gedanken wird mir der Mikado bei meiner Audienz ausdrücken. Ich weiß es weil mir die Anſprache Seiner Majeſtät bereits mitgetheilt wurde. Man will von den Europäern lernen, und man macht deſſen kein Hehl.

(13. September.) Wieder einmal den Tempel von Aſakuſa beſucht. Wir verlaſſen das Geſandtſchaftshotel, ſteigen nach dem Strande hinab und miethen eines der für Luſtfahrten üblichen Boote. Junge Elegants benutzen dieſe Barken zu ihren nächtlichen Ausflügen, gewöhnlich in Begleitung von Sängerinnen oder anderen Dämchen dieſes Gelichters. Wäre nur die Decke nicht ſo niedrig! Nur kriechend gelangt man in die Kabine; dann muß man auf den Ferſen kauern, was die Geſchmeidigkeit japaniſcher Beine vorausſetzt. Wir Europäer ſtrecken uns der Länge nach auf der reinen Matte aus. Bei Nacht wird eine Laterne am Plafond aufgehängt. Vom Ufer

aus betrachtet, ſehen dann die ſchwankenden Boote wie fliegende Leuchtkäfer aus.

Ein friſcher Wind kräuſelt die Waſſerfläche des Golfes. Zu unſerer Linken niedere in das Meer vorſpringende Anhöhen, bedeckt mit üppiger Vegetation, Cedern und Pinien, Feldern und Gartenanlagen. Darunter der prachtvolle Schloßpark von Hamagoten. Von Häuſern keine Spur. Zu unſerer Rechten, im Süden der weite Golf. Hinter uns, gegen Weſten, entweichen die grünen Hügel von Takanawa; oben weht die engliſche Flagge. Weiter ſüdlich ſteigen die gegen die Amerikaner errichteten Baſtionen aus dem Meer, und im Hintergrunde, Grau in Grau, die Anhöhen von Kanagawa. Wolken verhüllen gewöhnlich den Fujiyama; doch haben ſie zuweilen die Gefälligkeit den Krater oder die Seiten des rieſigen Kegels durchſchimmern zu laſſen. Unſer Kurs iſt fortwährend Oſt bis wir, hart am amerikaniſchen Aktienhotel vorüberſegelnd, uns gegen Norden wenden und in die Mündung des großen Stromes von Yedo einlaufen.

Man vergleicht den Sumidagawa mit der Themſe, und wegen der geringen Höhe der Häuſer am Ufer ſieht er ſogar breiter aus. Die Einfahrt gewährt ein heitres und großartiges Schauſpiel. Den Ufern entlang reiht ſich Haus an Haus. Daneben hie und da prachtvolle Bäume. Im Strome ſelbſt, zu beiden Seiten, eine drei-, zuweilen vierfache Reihe von Schiffen aller Art. Große Djonken mit Waaren und Mundvorräthen beladen, die ungeheuren Rohrſegel von der Süd-Weſt-Briſe gebläht, fahren den Fluß hinan; andere, auf die Ruder angewieſen, treiben ſtromabwärts. Die große Bewegung erinnert in der That an die Themſe; weiter hinauf verliert ſie ſich allmälig. Der Strom ſieht da aus wie ein ſtiller See. Auf den beiden Ufern ſieht man nur Gärten, einige wenige fürſt-

liche Paläſte und mehrere Theehäuſer. Dazu das tiefe Schweigen ländlicher Einſamkeit. Während wir raſch ſtromaufwärts ſegeln, paſſiren wir unter den vier großen Holzbrücken welche die eigentliche Stadt mit der Vorſtadt Hondjo verbinden und deren eine der letzte Typhon zerſtört hat.

Wir haben in kaum fünf Viertelſtunden ungefähr zehn Meilen zurückgelegt. Jetzt landen wir am rechten Ufer, im nördlichen Theile des Midzi. Einige Stufen führen uns in ein Seitengäßchen, dieſes in eine lange, ſchmale Gaſſe, und letzteren, zwiſchen Kaufläden und Theehäuſern, zum Hauptthore des Tempels. Nur mit Mühe können wir vordringen. Hier werden Votivbilder, Heiligenbilder und Roſenkränze verkauft, daneben aber auch profane Gegenſtände, insbeſondere Photographien; denn dieſe Kunſt, in welcher die Japaner binnen kurzen Meiſter geworden, iſt im ganzen Reich verbreitet und wird in Gegenden geübt welche nie der Fuß eines Europäers betrat.

Wir laſſen uns von der Menge fortſchieben und überſchreiten mit ihr die Schwelle des Großen Portals, gemeinhin das Prinzenthor genannt. Dieſe Prinzen ſind eigentlich Götter, und heißen Niô. Ihre Geſichter ſind rothlackirt, und die Züge ſcheußlich. Gegenüber dem Haupteingange ſteht der der Göttin Kwanon gewidmete Tempel. Herr Beato in Yokohama hat ihn photographirt und mehrere Reiſende haben ihn beſchrieben, aber weder die ſehr ſchönen Photographien Beato's, noch die beſten Schilderungen geben einen Begriff von dem myſtiſchen Zauber dieſes Ortes. Im Heiligthume herrſcht Zwielicht. Goldflimmer kriecht im Halbdunkel am Altar hinan, koſt mit der Göttin, erliſcht allmälig im Hintergrunde. In der Halle ſehn wir rieſige Blumen und bizarre Ornamente, groteske ſchauerliche Götzenbilder. Auf einigen kleben kleine Papierſchnitzel. Gläubige haben ſie gegen die Statue geſpieen. Bleibt das Papier an dem Gotte hängen,

ſo iſt die Bitte erhört. Zwei Farbentöne herrſchen in der Halle vor: die rothen und braunen. Die reiche Vergoldung erhöht die Wirkung. Vor dem Altare der Kwanon drängen ſich Andächtige. Die Kniee ein wenig gebeugt, den Kopf nach vorne geneigt, den ſtieren Blick auf das Heiligthum gerichtet, klatſchen ſie dreimal mit den Händen. Sie verlangen Buddha zu ſehen. Auf den dritten Ruf erſcheint er. In ihren Mienen hat die Erwartung plötzlich der Verehrung, der inneren Sammlung Platz gemacht. Sie ſtürzen auf das Antlitz oder neigen es bis auf den Boden; ſagen ein kurzes Gebet, werfen einige Kupfermünzen in den in Fächer getheilten Almoſenſchrank und ziehen ſich zurück. Andere nehmen ſogleich ihren Platz ein. Man bleibe während einer halben Stunde in der Nähe der Gläubigen, man beobachte den Ausdruck ihrer Phyſionomie, die Inbrunſt ihrer Gebete, und man wird dann ſchwerlich behaupten daß dieſe Leute irreligiös ſeien. Gewiß ihr Glaube iſt Aberglaube, aber ſie glauben, und indem ſie beten, erheben ſie ſich zu Gott. Sie bitten um irdiſche Vortheile, aber das ändert nichts an der Sache. Sie beten, alſo glauben ſie. Im Volke, bei Allen die man beten ſieht, lebt offenbar, wenn auch in dunklem, verworrenem Zuſtande, ein religiöſes Gefühl. Anders mag es ſich mit den höheren Ständen verhalten. Adelige Herren zeigen ſich ſelten im Tempel, vornehme Damen niemals.

Auf die Sammlung folgt die Zerſtreuung. Man hat ſich zu Gott erhoben, beſſer geſagt, zu den falſchen Göttern, aber man hat ſich erhoben. Jetzt beeilt ſich ein jeder wieder in das Alltagsleben herabzuſteigen. Aus dem Heiligthume der Göttin ſchreitend, eilt man in die Theehäuſer, in die Trinkſtuben wo Sake ausgeſchenkt wird, in andere der Luſt gewidmete Orte, in das Theater oder in das Figurenkabinet. Alle dieſe Anſtalten befinden ſich am Tempelgrunde.

Bei meinem erſten Beſuche in der Aſakuſa wohnte ich einer theatraliſchen Aufführung bei. Eine galante Dame genießt des Schutzes eines kahlköpfigen hinfälligen Greiſes. Ein junger Herr ſteht gleichzeitig in Gunſt bei der Gemahlin und der Geliebten des Greiſes. Die Geliebte iſt eiferſüchtig auf die Dame, die Dame auf ihren Gemahl, der junge Elegant auf den Greis und der Greis auf den jungen Elegant. Der Stoff gehört, wie man ſieht, zu den leichteſten dieſer Art, die Handlung könnte nicht ungebundener ſein; aber der Knoten iſt gut geſchürzt, und die Aufführung trefflich. Ich ſah im Palais Royal eben ſo ſchlüpfrige, nur weniger geiſtreiche Vaudeville; aber wenn in unſern Theatern heut zu Tage Alles geſagt werden darf, ſo geſchieht hier Alles auf der Bühne. Das Publikum gehörte den Volksklaſſen an und beſtand hauptſächlich aus Weibern und Mädchen welche die anſtößigen Scenen laut belachten.

Wir ſehen uns nun auch die ſogenannten Wachsfiguren an. Eigentlich ſind dieſe lebensgroßen Geſtalten nicht von Wachs ſondern von Holz und Papiermaché gefertigt, mit Seidenſtoffen bekleidet, und zu hübſchen Gruppen vereinigt. Da werden Göttererſcheinungen vorgeſtellt, Kämpfe, wunderbare Rettungen, Anfälle von Räubern, und andere wohlbekannte, in der Volksſage noch fortlebende Ereigniſſe. Jede ſolche Gruppe nimmt eine Niſche ein; die Dekorationen entſprechen dem Gegenſtande. Das Verdienſt des Künſtlers beſteht in dem Beſtreben die Natur ſo getreu als möglich nachzubilden, in einer merkwürdigen Kenntniß des menſchlichen Körpers, in einer erſtaunlichen Fertigkeit mit geringem Aufwand von Mitteln die Bewegungen der Seele, die Affekte und Leidenſchaften, Zorn, Schreck, Ungeduld, ſinnliche Liebe in realiſtiſcher Weiſe darzuſtellen. Auch hier tritt die Neigung zur

Karikatur hervor. Der Künſtler beabſichtigt das Gemüth des Betrachtenden zu erſchüttern, weit mehr als ihn zu unterhalten. Aber unwillkürlich überträgt er den ihm angebornen Humor, Humor im engliſchen Sinne des Wortes, ſeinen humour, auch auf das tragiſche Gebiet; gleichſam als wollte er ſagen: Nehmt Euch die Sache nicht zu Herzen. Ihr braucht nicht Alles zu glauben was ich Euch erzähle.

Um den ſehr bewegten Golf möglichſt zu vermeiden, nehmen wir auf der Heimkehr den Weg durch die innern Kanäle deren Netz ſich über die ganze Stadt verbreitet. Unſere Schiffsleute laſſen ihre Ruder wacker ſpielen; wir liegen auf der Matte; die Fenſter der Kabine ſind geöffnet, und raſch entfliehen die Ufer.

Schon ſteht die Sonne tief. Ein mattes gelbliches Licht übergießt die Dächer der Häuſer, ſenkt ſich in die Gaſſen, flimmert über der leicht bewegten, bald ſchmalen, bald breiten Waſſerfläche der Kanäle. Zwiſchen endloſen Häuſerreihen gleiten wir dahin, an elenden Hütten vorüber — viele hat der letzte Typhon*) umgeworfen —, an gewaltigen Daimiopaläſten, deren ſchwarzen Unterbau der Kanal badet, deren weiße Obermauern das ſchwerfällige Dach zu erdrücken ſcheint. In dieſen äußeren Gebäuden wohnen, wie bereits erwähnt, die Ritter und Diener des Fürſten. Die Fenſter ſind viereckige, breite und niedere, mit ſchwarzen Holzgittern verſehene Oeffnungen. Bei Tage vermag das Auge nicht in das dunkle Innere zu dringen. Aber Nachts, wenn die dicken rauchenden Kerzen angezündet ſind, ſieht man da Scenen die eines Hobbema oder Meiſſonnier würdig wären. Das Hauptthor dieſer Burgen iſt

*) Der von mir in Hata erlebte Typhon vom 24. Auguſt verwüſtete mehrere Stadtviertel Yedo's und verwandelte ganze Gaſſen in Trümmerhaufen.

in einer Mauervertiefung angebracht. Die beiden Thürflügel ſind aus ſchwerem, hartem Holz gezimmert und mit Eiſen- oder Erzplatten und vielen Nägeln beſchlagen und durch ein kleines Dach von Ziegeln oder Schieferſteinen überragt. Aehnliche kleine Schutzdächer ſpringen im rechten Winkel gegen die Mauer nach innen vor um die Thorflügel, wenn ſie offen ſtehen, gegen den Regen zu ſchützen. Die einförmigen weißen Gebäude haben ein kaſernenartiges Anſehen, aber das große Portal mit den ſchönen maſſiven Metallbeſchlägen und dem fein gemeißelten Wappen verleiht ihnen einen palaſtähnlichen Anſtrich. Das Ganze entſpricht der geſelligen und politiſchen Stellung des Daimio, das heißt eines großen Feudalherrn, den die Umſtände in einen Höfling verwandelt haben und der für alle Fälle ſeine Vorſichtsmaßregeln trifft.*)

Wir haben nun ein minder ariſtokratiſches, aber belebteres Stadtviertel, den vom Handelsſtande bewohnten Theil des Sotojiro, erreicht. Allenthalben Bürgerhäuſer mit gegen den Kanal gerichteter Rückſeite: ihre Faſſade mit den Kaufläden wenden ſie der Gaſſe zu. Auf den Quais, längs denen wir hinfahren, in den ſich auf die Kanäle öffnenden Querſtraßen, herrſcht große Bewegung, aber nirgend ein eigentliches Gedränge. Da ſieht man in ununterbrochener Reihe Jinrikiſha, Kangho welche Kuli unter dem fortwährenden Geſchrei Hai hai im Eilſchritte tragen; Frauen und Mädchen, auf ihren ſtelzenartigen Holzſandalen, immer ein wenig vorgeneigt einherwandelnd; glattköpfige Bonzen im weiten Talar von violettem oder gelbem Krep; viele europäiſch uniformirte Soldaten der neuen kaiſerlichen Armee; Samurai die, mit ihren zwei Schwertern im Gürtel, ſich keck

*) Es wurde bereits erwähnt daß die dem Shogun lehenpflichtigen Daimio ſechs Monate des Jahres in Yedo wohnen mußten.

auf den Hüften wiegen, wohl wissend, daß ihnen Jedermann Platz macht.

Die Luft ist lau und fieberhaft bewegt. Sanft gewiegt, lassen wir uns vorwärtstragen; fast zwei Stunden plätschern die Ruder in beschleunigtem Takte, und noch haben wir Takanawa nicht erreicht. Die Sonne ist dem Untergang nahe und verschwindet jetzt hinter einem schwarzen, goldgeränderten Wolkenstreifen. Vor uns rollt sich der Kanal auf wie ein breites perlfarbiges Band von Moire antique. Die schwarzen Silhouetten andrer Barken mit den, am Hintertheil stehenden, Gondolieren fliehen vor uns einher wie Schatten. Zu unserer Linken senkt sich ein durchsichtiger, schwärzlicher Spitzenschleier herab. Schwacher Purpurschein flimmert im Dunkel. Zu unserer Rechten verschwimmen Häuser und Bäume, unter dem magischen Dämmerlichte dieses Himmelsstriches, in einem Glanzmeere von unbeschreiblichen Tönen.

Mittlerweile sind die Boote verschwunden. Einsamkeit herrscht über dem Wasser. Auf den unzähligen Brücken sehen wir noch einige verspätete Fußgänger. Sie verdoppeln den Schritt; sie scheinen Eile zu haben; sie wollen vor Einbruch der Nacht ihren sichern Herd erreichen. In den gegen die Kanäle geöffneten Gassen werden die Papierlaternen über den Hausthüren angezündet. Die Gehwege und die Quais haben sich geleert. Wir sind allein. Endlich kommen die Gartenmauern von Hamagoten und gleich darauf der Golf in Sicht. Vom Südwest gepeitscht, läßt er die kleine Barke weiblich tanzen; aber sie hält sich tapfer. Von Krik zu Krik, von Vorgebirge zu Vorgebirge rudernd, erreichen wir endlich den Landungsplatz und, eine Viertelstunde später, den brittischen Gesandtschaftspalast.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.

Ein

Spaziergang um die Welt.

Ein

Spaziergang um die Welt

von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Deutſche Ausgabe

vom Verfaſſer.

Zweiter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1874.

Inhalt.

Zweiter Theil. — Japan.

(Fortſetzung und Schluß.)

		Seite
IV.	Yedo	3
V.	Ôſaka	20
VI.	Kiyôto	35
VII.	Der Bivaſee	67
VIII.	Nagaſaki	91

Dritter Theil. — China.

I.	Shanghai	163
II.	Peking	197
III.	Tien-tſin	270
IV.	Hongkong	335
V.	Die Chriſtengemeinden des Se-non	340
VI.	Kanton	345
VII.	Makao	373
VIII.	Auf der Heimreiſe	381

Zweiter Theil.

Japan.

Fortsetzung und Schluß.

IV.

Yedo.

Vom 14. bis 18. September.

(Schluß.) — Im Theehauſe des Yaozen. — Audienz beim Mikado. — Die britiſche Geſandtſchaft. — Abreiſe.

(14. September.) Es regnet in Strömen. Alſo der Herbſt im Anzug. Eine ſchlimme Zeit für die Bewohner japaniſcher Häuſer. Die Feuchtigkeit dringt ein und beſchädigt die Papierwände. Dieſe halten den Wind nicht mehr ab, und in den kalten Zimmern fühlt man ſich unheimlich. Im Sommer gewähren dieſe Bauten keinen Schutz gegen Hitze, im Winter keinen gegen Kälte. Aber während des kurzen Frühlings und im Spätherbſte, wenn die erſten Regen vorüber ſind, gibt es keine angenehmere Behauſung.

Ich habe mich heute in verſchiedenen Buchhandlungen umhergetrieben. In den letzten Jahren iſt der Preis der Bücher von japaniſchen Schriftſtellern bedeutend gefallen. Man kauft nur mehr Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen oder Deutſchen; meiſt Encyklopädien. Ich zahlte für eine illuſtrirte Beſchreibung der Stadt Kiyôto in elf Bänden vier Bu, etwas mehr als fünf Franken. Noch im vorigen Jahre koſtete dies Buch ſechs Rio oder achtunddreißig Franken.

(15. September.) Wir haben heute ſchönes Wetter und benutzen es zu einer Luſtpartie bei Yaozen. Yaozen iſt der Eigenthümer des berühmteſten Theehauſes in Yedo, und ſein Etabliſſement liegt unweit der Aſakuſa. Die Entfernung von der Geſandtſchaft beträgt alſo elf oder zwölf Meilen.

Die Wirthin führt die drei Europäer in ein ſchönes Gemach des Obergeſchoſſes und fordert ſie, in allen Ehren, auf, ihre Toilette nach Belieben zu vereinfachen. Der Japaner macht es ſich bei Tiſche bequem. Nur der Gürtel gilt für unentbehrlich; die übrigen Kleidungsſtücke ſind mehr oder minder Luxusſache, man entledigt ſich ihrer, je nach Jahreszeit oder Wetter. Der Genius der Nation erheiſcht möglichſte Einfachheit. Man liebt zwar zu ſpielen, und umgibt ſich daher mit Spielzeug, mit tauſenderlei nutzloſen Kleinigkeiten; aber man bedarf ihrer nicht und verſagt ſie ſich wenn es ſein muß ohne Leidweſen. Das Nöthige fehlt ſelten, denn in guten wie in böſen Zeiten iſt Jedermann an die möglichſte Einſchränkung gewöhnt.

Das Diner läßt nichts zu wünſchen übrig: mehrere Gerichte von Fiſchen, theils roh in Scheiben geſchnitten, theils gekocht oder gebraten, eine köſtliche Fiſchſuppe, verſchiedene Konfitüren und zum Schluß aus einer, mir unbekannten, Wurzel bereitete Macaroni, Alles in Porzellanſchalen vor jedem Gaſte auf einem lackirten niederen Tiſchchen aufgetragen. Vier junge Mädchen laſſen ſich neben uns auf der feinen Matte nieder. Sie ſind in reiche Seidenſtoffe gekleidet und ſingen oder ſpielen auf der Laute. In den Zwiſchenakten des Koncerts wird geſchwätzt und, beſonders, viel gelacht, Alles in Ehren. Dieſe jungen Mädchen, ſagt man mir, benehmen ſich immer ſehr anſtändig wenn man ihnen nicht zu viel Sake vorſetzt und ſündigen auch dann nur durch eine etwas zu laute, mit der kurzen Wirkung des Weines raſch vorübergehende Heiterkeit. Arme Weſen!

Blumenknospen am Rande eines Düngerhaufens! Zwei andre Mädchen tanzen. Ihre Aufgabe scheint durch Gebehrden und Stellungen die Worte der Sängerinnen zu versinnlichen. Der Tanz begleitet gewissermaßen die Musik und vervollständigt den Gesang. Es wurden natürlich Liebesscenen vorgestellt. Ein junger Mann schleicht zu seiner Schönen. Das Geheimnißvolle der Zusammenkunft und den Widerstand gegen das Flehen ihres Geliebten drückt die Tänzerin aus indem sie sich zurückneigt und Antlitz und Oberleib hinter ihrem großen Fächer verbirgt. Am Ende wird der Jüngling erhört. Dann ahmt das Mädchen die Bewegungen des scheidenden Samurai nach der seine beiden Schwerter in den Gürtel steckt und den Hut aufsetzt. Ihr Glück beschreibt die Schöne indem sie die Anzahl der Rendezvous auf den Fingern abzählt. Die Tänzerin konnte kaum vierzehn Jahre alt sein, war aber bereits vollständig gerei ft Sie hatte sehr schöne Augen, ein zartes Aussehen und, soweit dies der mongolische Typus gestattet, regelmäßige Züge. Dazu ein sanfter, melancholischer Ausdruck, und ein äußerst sittsames Benehmen. Die Stellungen, obgleich nicht ganz frei von der Verzerrung welche uns in japanischen Kunstwerken zuweilen unangenehm berührt, waren von unbeschreiblicher Anmuth. Ihr Anzug bestand aus einem eng anschließenden Kleide von blaugrauer Seide und einem breiten Scharlachgürtel. Sie und ihre Gefährtinnen zogen sich während des Abends mehrmal zurück und erschienen immer wieder in neuen Toiletten.

Keinen Augenblick geräth das Gespräch in Stockung. Den Hauptantheil nahm die erste Sängerin. Sie war etwas älter als die anderen, sehr hübsch und entschieden elegant. Dabei das ungezwungene Benehmen der vornehmen Welt! Wir erfuhren durch sie das große Ereigniß des Tages. Ein Schauspieler hat eine in diesem Stadtviertel lebende verheirathete Frau ent-

führt. Das Pärchen wurde verhaftet und eingesperrt. Nun weiß man was Gefangenschaft in Japan bedeutet. Meistens den Tod, immer das äußerste Elend. Zwar läßt die Regierung in diesem Augenblicke das englische Pönitentiarsystem in Hongkong studieren, aber bis jetzt sind ihre Gefängnisse scheußliche Höhlen wo die Sträflinge dem Hunger, der Kälte oder den Krankheiten erliegen.*) Ein Gefangener ist also mit Recht der Gegenstand des allgemeinen Bedauerns. Auch unsere Sängerinnen beklagten das Loos des Schauspielers; aber, und dies ist das Bezeichnende für ihren Ideenkreis, sie billigten die Bestrafung der Frau; „denn", sagten sie, „wenn eine Dame einem Herrn sagt daß sie ihn liebt, was kann der Aermste thun, als sich ihrem Wunsche fügen? Anders handeln wäre ungalant, gemein und feige." Eine eigenthümliche Moral.

Noch ein anderer Zug, als charakteristisch für die Bewegung welche jetzt die Jugend der höhern Stände ergriffen hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Der unermüdliche Satow schrieb den Text der Gesänge die wir hörten in sein Taschenbuch. „Warum", heißt es in einem derselben, „kann ich nicht mit dem Telegraphen reisen? Denn wie langsam kriecht der Jinrikischa! Er schleppt mich mühselig einher; er verletzt meine Glieder, und wenn er fällt, so erschlägt er mich." Ein Echo aus Jung-Japan: Fortschritt, Nachäffung Europa's, Verachtung der heimatlichen Zustände.

Am Heimwege kamen wir nahe an dem Hause vorüber welches der Häuptling der Eta bewohnt. Es steht unweit der Asakusa am jenseitigen Ufer des Sumidagawa und sieht, im Widerspruche mit der gesellschaftlichen Stellung des Besitzers, nett und freundlich aus. Unmöglich die Schwelle zu überschreiten.

*) Seither wurden im großen Bagno zu Yedo bedeutende Verbesserungen eingeführt.

Wir wären verunreinigt für das Leben. Unſere Beto hätten uns auf der Stelle verlaſſen. Die Eta ſind die japaniſchen Paria. Sie leben unter einander, verdingen ſich als Todtengräber und verrichten die für unehrlich geltenden Dienſte.

(16. September.) Meine für heute feſtgeſetzte Audienz beim Mikado hat Herrn Satow und Iwakura viele Mühe verurſacht. Die Anrede welche der Kaiſer an mich richten würde wurde mir mitgetheilt, und ich mußte meine Antwort ſchriftlich liefern. Auch ein Plan des Pavillon in welchem die Audienz ſtattfinden ſollte wurde mir geſchickt; darauf waren der Thron und die Plätze der Anweſenden verzeichnet. Im Uebrigen wurde ausgemacht daß ich mit derſelben Feierlichkeit empfangen werden ſollte wie Herr Sewart, ehemaliger Miniſter des Aeußern der Vereinigten Staaten.

Dieſen Morgen wurden wir von einem Kammerherrn in einem in Hongkong gebauten Phaeton abgeholt, ich vermuthe dem einzigen Fuhrwerke welches der Kaiſer beſitzt, denn an ſeinem Hofe bedient man ſich keiner Wagen, und der Mikado geht nie aus.*)

Am Mittag verließen wir, Herr Adams, Herr Satow und ich, das Geſandtſchaftshotel. Die engliſchen Ordonnanzen und einige zwanzig japaniſche Reiter umgaben den Wagen. Die Beto liefen zu Fuße neben her. Wir hatten ungefähr vier Meilen zurückzulegen. Auf der ganzen Strecke waren die Querſtraßen durch Seile abgeſperrt, und Schildwachen in kurzen Zwiſchenräumen aufgeſtellt. Das Militär präſentirte das Gewehr; eine ungeheure Volksmenge, zugleich neugierig und gleichgültig, drängte ſich hinter den Seilen.

---

*) Dies iſt im vorigen Jahre anders geworden (1873).

Am Thore der ersten Ringmauer fanden wir die Truppen unter den Waffen. Ebenso am Eingange der zweiten, und an den Zugängen des Schlosses. Die Soldaten waren mit europäischen Waffen versehen und theilweise europäisch gekleidet; sie sahen, obgleich offenbar noch nicht an die neue Tracht gewöhnt, im Ganzen ziemlich gut aus. Dagegen boten die Yakunin und andere Reiter aus dem Militär- und Civilstande mit ihren landesüblichen Waffen und Anzügen einen malerischen und wahrhaft prachtvollen Anblick. Als wir über die letzte Brücke gefahren, stiegen wir am jenseitigen Ufer des großen Schloßgrabens aus, und wurden in den Privatgarten des Mikado geführt. Bekanntlich ist hier der Zutritt, sehr seltene Gelegenheiten ausgenommen, dem Sterblichen versagt.

Dieser Garten oder Park bildet zwischen dem Schloß und dem es umgebenden Graben einen schmalen Ring. Aber weder Schloß noch Graben sind sichtbar. Sie verschwinden hinter einem doppelten Vorhange von Bambus und prachtvollen, von Taiko-Sama gepflanzten Bäumen. Da sieht man gewaltige Koniferen mit rothen Stämmen und krampfhaft gekrümmten Aesten; dazwischen die feinen sternförmigen Blätter des Ahorn, immergrüne Eichen, Kryptomerien, Lorbeer und Obstbäume, letztere wegen ihren Blüthen hochgeschätzt. Andere Blumen sah ich in diesem Feengarten nicht. Nur Ein Pfad schlängelt sich auf dem weichen, grünen Rasen dahin. Er führt an Wald und Felsen, an Kiosken und Sennhütten vorüber. Die japanische Gartenkunst feiert hier ihre höchsten Triumphe. Nachdem wir an fünf Minuten gegangen waren, kamen uns die Großwürdenträger entgegen: der Minister-Präsident Sanjo, Iwakura, die drei Geheimräthe Kido, Okuma, Itagaki, welche zugleich die Abgeordneten der Klane von Chôshiu, Hizen und Tosa sind und die, mit dem jetzt abwesenden Verordneten der

Satſuma, Saigo, als die Haupturheber der Revolution von 1868 betrachtet werden.

So befanden wir uns den Männern gegenüber welche, je nach dem Standpunkte des Beurtheilenden, die Neubegründer Japans ſein werden oder ſeine Zerſtörer. Von Iwakura und Sanjo habe ich bereits geſprochen. Beide ſcheinen was ſie ſind, große Herren. Okuma, noch am Vorabende der Revolution ein armer Student in Nagaſaki, iſt, mit Kido, einer der wichtigſten Männer des Tages geworden. Dieſe beiden und ihre Genoſſen waren, ehe ſie ſo hoch ſtiegen, einfache Samurai oder Kôto, und die neue Größe hat ihre Manieren noch nicht geſchliffen. Aber aus ihren Geſichtszügen ſprechen Verſtand und Verwegenheit, ich möchte beinahe ſagen die ruhige Tollkühnheit des Spielers der, ſich im Glücke fühlend, ſein Alles auf Einen Wurf geſetzt hat. Ihre Nägel ſind nicht gepflegt, ihre Bewegungen etwas holperig und ungeſchlacht. Die natürliche ungezwungene Anmuth des Japaners von Rang fehlt ihnen. Darum ſind ſie aber doch die Herren der Lage. Von ihnen hängt, zum großen Theile, der Ausgang des Kampfes ab, des dermalen noch nicht offen ausgebrochenen Kampfes zwiſchen denen welche die Reform ausnutzen und denen die ſie bezahlen. Ich werde hierauf an einem andern Orte zurückkommen. Für jetzt genüge die Bemerkung daß die vier Klandeputirten, deren drei mir gegenüber ſitzen, ihre Klane beredet haben die Waffen zu ergreifen und bis heute das Werk der Reform zu unterſtützen, welche Reform nichts Anderes iſt als der Umſturz alles Beſtehenden in Japan.

Nach einem kurzen Geſpräche wurde gemeldet daß der Mikado bereit ſei uns zu empfangen. Wir ſetzten uns alſo wieder in Bewegung, diesmal von all dieſen Würdenträgern im Hofkleide begleitet, und langten alsbald vor dem „Pavillon

beim Waſſerfalle" an. Obgleich ſehr geſpannt die Majeſtät zu ſehen warf ich doch einen Blick auf die Gegend. Ein reizendes, poetiſches Landſchaftsbild. Der Pavillon ſteht am Rande einer kreisrunden, kleinen Ebene welche niedere Hügel und gigantiſche Bäume einſchließen. Gegenüber thürmen ſich Granitblöcke zu einem ſteilen Felſen auf. Ein waſſerreicher Gießbach ſtürzt von ſeinem Scheitel herab. Daher der Name des Kiosk.

Wir betreten ihn, und ſiehe, vor uns iſt der Sohn der Götter! Das Gemach kann höchſtens vierundzwanzig Fuß lang und ſechszehn bis achtzehn breit ſein; den Boden bedeckt eine überaus feine Matte. Kein Möbel außer ein zwei Fuß hohes Piedeſtal auf welchem der Mikado Platz nimmt. Als wir eintraten war das Zimmer dunkel; aber jetzt dringt ein gefälliger Sonnenſtrahl durch eine Ritze der Jalouſien oder der Papierwände und wirft ſein helles Licht gerade auf den Kaiſer. Bei den, ſehr ſeltenen, Audienzen die immer im Schloſſe ſtattfinden, verhüllt ein halb geſenkter Vorhang das Antlitz des Souverains. Hier gab es keinen Vorhang. Der Mikado ſaß wie geſagt auf dem Piedeſtal und zwar mit gekreuzten Beinen auf ſeinen Ferſen; die Arme ruhten in ſeinem Schooße; die Hände waren gegen einander geſtemmt. Genau die Stellung des Gottes Buddha.

Er iſt zwanzig Jahre alt, ſieht aber älter aus. Sein Privatname iſt Mutſuhito. Niemand konnte mir ihn nennen außer Hr. Satow. Das Publikum bezeichnet den Herrſcher immer mit dem allgemeinen Ausdrucke Mikado. Erſt nach ſeinem Tode wird ihm der Name ertheilt den er in der Geſchichte fortan tragen ſoll. Mutſuhito iſt echter Japane: breite etwas platte Naſe, gelbliche Hautfarbe, lebhafte und glänzende Augen unerachtet des durch die Etiquette vorgeſchriebenen, ſtarren Blickes. Mir ſchien als hätte ich den hohen Herrn

hundertmal in Yedo begegnet. So sehr gleicht er seinen Unterthanen. Der Anzug äußerst einfach: ein dunkelblauer, fast schwarzer Leibrock und scharlachrothe Pumphosen. Die Haare nach Landessitte gekämmt; am rechten Ohre senkrecht aufsteigend ein dritthalb Fuß langer Bambuszweig der bei der geringsten Bewegung des Hauptes in heftige Schwingungen geräth. Er ist das Zeichen der souverainen Macht. Weder der Mikado noch seine Minister trugen Schmuck. Außer wenn er das Wort an uns richtete, blieb Mutsuhito unbeweglich wie eine Statue.

Hinter dem Gebieter trug ein Würdenträger das Reichsschwert, nicht gezückt sondern in der Scheide. Wehe dem der es nackt erblickte. Er wäre ein Mann des Todes. Zur Rechten des Thrones hatten sich gegen die Wand gelehnt Sanjo und die drei Räthe; zur Linken Iwakura. Hr. Adams und ich, in Begleitung des Hrn. Satow und des Hofdollmetschers, standen in der Mitte des Gemaches, gegenüber dem Kaiser, in der Entfernung einiger Schritte. Während der ersten Minuten herrschte tiefes Stillschweigen in dem kleinen Pavillon der in diesem Augenblicke den Beherrscher und die Lenker eines großen Reiches in sich schloß. Nur das Summen der Fliegen und der Gesang der Cikaden unterbrachen das feierliche Schweigen.

Hr. Adams wurde von Iwakura ersucht zur Vorstellung zu schreiten und führte mich demgemäß, in Abwesenheit des österreichischen Vertreters, bei Seiner Majestät ein. Der Mikado entgegnete einige verbindliche Worte und begrüßte mich sodann. Ich antwortete in kurzer Rede worauf der Monarch noch einmal das Wort ergriff.

„Ich höre", sagte er, „daß Sie während langer Zeit in Ihrem Vaterlande wichtige Posten einnahmen und in großen Staaten als Botschafter fungirt haben. Ich kann mir von

Ihrem Wirkungskreiſe keine genaue Vorſtellung machen; aber wenn Sie in den Früchten Ihrer Erfahrung etwas finden was mir zu kennen nützlich wäre, ſo theilen Sie es ohne Rückhalt meinen erſten Räthen mit.“

Der Etiquette gemäß, ſprach der Kaiſer nicht; er murmelte zwiſchen den Zähnen unartikulirte und unfaßbare Töne. Sanjo wiederholte ſie mit lauter Stimme, und der Hofdollmetſch überſetzte ſie in das Engliſche. Unſere Antworten wurden durch Hrn. Satow in die japaniſche Sprache übertragen. Wenn der Kaiſer ſprach wendete er ſich gegen uns, ſah uns feſt in die Augen, und ein gnädiges Lächeln, ein Ausdruck des Wohlwollens belebten plötzlich und vorübergehend ſeine Züge. Dann nahmen ſie alsbald wieder den vorgeſchriebenen Hofausdruck an, ſie wurden ernſt und nichtsſagend.

Als wir uns zurückzogen, heftete der Kaiſer den Blick auf uns, verharrte aber in ſeiner Unbeweglichkeit. Auch beim Eintritte hatte er uns nicht gegrüßt. Die Miniſter begleiteten uns nun durch den Garten. Wir kamen an einer kleinen Landwirthſchaft vorüber; ſie ſoll dem Souverain zeigen wie ſeine Unterthanen die Erde bebauen. Auch wurde mir geſtattet nach dem Rande des großen Schloßgrabens empor zu klettern und und von dort einer prächtigen Ausſicht über einen Theil von Yedo zu genießen. Hierauf wurde in einem der Pavillons das Frühſtück aufgetragen. Wir bewunderten die Symmetrie und die edle Einfachheit mit der der Tiſch gedeckt war.

Ehe wir uns erhoben, bat mich Sanjo, den Befehlen ſeines Gebieters gemäß, ihm meine Ideen über Japan mitzutheilen. Ich entſchuldigte mich mit meiner Unkenntniß der hieſigen Zuſtände, rühmte die reformatoriſchen Beſtrebungen der Miniſter mit einigen nüchternen Worten, und erlaubte mir zum Schluß den Rath nicht allzu raſch voranzugehen. „Die

Miniſter", ſagte ich, „werden den Sitten und Ideen des Landes Rechnung tragen; ſie werden begreifen, daß Manches was in Europa angeht nicht für Japan paßt; ſie werden plötzliche Umwälzungen vermeiden und mit Vorſicht zu Werke gehen."

So endigte meine Audienz. Die Würdenträger begleiteten uns bis zum Wagen, und um drei Uhr erreichten wir die Geſandtſchaft.

Abends ſchickte uns der Mikado Konfitüren und Zuckerwerk; die Schachteln waren der alten Hofſitte gemäß von unlackirtem Holz.

Dieſer Beſuch im kaiſerlichen Schloſſe wird mir unvergeßlich bleiben: der Zaubergarten mit ſeinen geheimnißvollen Kiosken, die Würdenträger im Flügelkleid aus Goldbrokat, der Potentat der ſich als Götze zeigt und als ein Gott fühlt! Dagegen erblaſſen die Wunder der Tauſend und Einen Nacht.

(17. September.) Heute Morgens begegnete ich einem der vier Räthe die ich geſtern im Schloſſe kennen gelernt, und wir ſprachen von den politiſchen Zuſtänden. „Die Leiter der Bewegung", ſagte er, „ſind des Erfolges vollkommen ſicher. Sie ſagen und glauben es, und ich theile ihre Anſicht. Wir fürchten keinen ernſten Widerſtand. In drei Jahren wird das Werk vollbracht ſein (gerade ſo ſpricht Iwakura). Vielleicht können wir nicht ganz auf den Süden zählen, noch auf die Satſuma auf der Inſel Kiuſhiu. Dort dürfte es Gegner geben. Aber wir werden mit ihnen leicht fertig werden. Ein Hauptpunkt unſerer Pläne iſt, die Vereinigung mehrerer kleinen Klane in einen einzigen, und die Zerlegung allzu großer und daher allzu mächtiger Klane."

Wem fällt da nicht die Aehnlichkeit auf mit den in Europa gang und gäben Mitteln? Provinzen werden in Departements

aufgelöst, die Wahldistrikte je nach dem Bedürfnisse der herrschenden Tagesminister umgeändert. In Japan steht den Klanen, den historischen Elementen der Nation, ein ähnliches Loos bevor.

„Bereits", fuhr der Mann fort, „haben wir die Daimiate, die fürstlichen Lehensherrschaften, aufgehoben. Noch bleibt uns die schwierige Frage der Samurai zu lösen. (Die Samurai oder Edelleute der Klans dienen ihrem Daimio und leben hauptsächlich wenn nicht ausschließlich von den Reis-Rationen die er ihnen zu geben verpflichtet ist.) Unser Plan ist, ihnen ein Drittel ihres Einkommens zu nehmen und die andern zwei Drittel während zehn Jahren als Pension zu bezahlen. Das dritte Drittel welches man ihnen entzieht wird, mit den Zinsen als öffentlicher Fond umgestaltet, zur Amortisirung der Pension verwandt werden.*)

„Alle Daimio müssen fortan sich mit ihren Familien in Yedo niederlassen. Doch soll ihnen gestattet sein ihre Güter oder das Ausland von Zeit zu Zeit zu besuchen.

„Unsere Reformen entsprechen dem Volkswillen. Häufig erhalten wir Petitionen die gerade das von uns verlangen was wir eben im Begriffe sind zu thun."

Mit diesen Petitionen hat es folgende Bewandtniß. Die Leiter der Bewegung in Yedo schicken das Losungswort an die mit ihnen einverstandenen Leiter der Klane. In dieser Weise kommen die Petitionen zu Stande, welche sie für den freien Ausdruck der Gesinnungen jener Klane ausgeben und für ihre weiteren Zwecke benutzen. Welche Analogie mit dem Verfahren unserer Radikalen deren Zeitungsartikel immer der Aus-

*) Diese Finanzoperation wurde in der That sehr vereinfacht. Die Regierung zog die Vermögen der Daimio ein und gibt den Samurai gar nichts. Daher, nach den neuesten Nachrichten (August 1873) die vielen partiellen Aufstände.

druck der öffentlichen Meinung ſind! Ich frage mich ob dieſes Zuſammentreffen ein zufälliges iſt. Wahrſcheinlich bringen ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen hervor. Vielleicht fehlt es auch nicht ganz an Einmiſchung ausländiſcher Rathgeber. Doch bin ich überzeugt daß die fremde Diplomatie ſich jeder Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten enthält. Es kann ihr nicht entgehen daß, wenn das Reformwerk mißlingt, ein für die Europäer höchſt gefahrvoller Rückſchlag zu befürchten iſt.

Wie dem auch ſei, europäiſche und amerikaniſche Einflüſſe ſind unverkennbar; hiezu tritt die Wirkung der erſten Reiſefrüchte der japaniſchen Studenten. Noch größer wird ſie ſein, ſind erſt alle die jungen Solone aus Europa und Amerika zurückgekehrt.

Heute Abends ſpeiſt Kido auf der Geſandtſchaft. Wie bereits erwähnt, iſt er der leitende Mann im Klan von Chôſhiu, einer der Führer während der Revolution von 1868 und der Verfaſſer der Petition mit welcher die Daimio ihre Mediatiſirung verlangten. Er war ſehr geſprächig und ſchien an dem Gelingen der Reform nicht zu zweifeln. Auch er iſt überzeugt daß drei Jahre hinreichen werden um Alles umzuwerfen und wieder neu aufzubauen: erworbene Rechte, tauſendjährige Sitten, ererbte Ueberzeugungen.

Das brittiſche Geſandtſchaftsperſonal beſteht dermalen aus Hrn. F. O. Adams, Geſchäftsträger, dem Stellvertreter des zweiten Sekretärs, Hrn. Dohmen, Hrn. E. Satow erſtem Dollmetſch oder japanese secretary of Legation, der, obgleich kaum dreißig Jahre alt, für einen der ausgezeichnetſten Japanologen gilt, endlich aus vier „Studenten" oder Eleven für den Dollmetſch- und Konſulardienſt. Letztere bewohnen niedliche Cot-

tages innerhalb der Ringmauer der Gesandtschaft, beziehen während ihrer Studien jährlich zweihundert Pfund Sterling und helfen an Posttagen in der Kanzlei aus. Sie übernehmen die Verpflichtung ausschließlich in Japan zu dienen. Dies System erweist sich als sehr praktisch. Die jungen Männer machen rasche Fortschritte, lieben das Land in welchem sie den größten Theil ihres Lebens zubringen werden, und sind offenbar berufen zur Kenntniß des noch immer verschleierten Reiches der Mitte wesentlich beizutragen. Aber nicht nur sie, alle Glieder der Gesandtschaft nehmen den lebhaftesten Antheil an den Geschicken dieses Volkes. Japan, Japaner und Japanerinnen sind fortwährend Gegenstand ihrer Unterhaltung. Japan reizt eben die Neugierde, denn noch ist es ein ungelöstes Räthsel.

Außer dem diplomatischen Personal sind ein Arzt, ein Hausintendant und vier Ordonnanzen, Orderlies, der Gesandtschaft zugetheilt. Letztere begleiten den Gesandten zu Pferde bei feierlichen Gelegenheiten oder zu seinem Schutze, sorgen für Sicherheit innerhalb der Ringmauer des Palastes und beziehen Nachts, abwechselnd, die Wache.

Die englische Regierung beabsichtigt ein Gesandtschaftshotel in Sotojiro erbauen zu lassen. Gegenwärtig bewohnt die Legation ein Yashke in der Vorstadt Takanawa, nahe am Westthore von Yedo. Wie alle Wohnungen der Großen ist es eine Gruppe von hölzernen Häuschen mit Papierwänden, die durch Gänge verbunden und zwei bis drei Fuß über den Boden erhoben, sich theils nach kleinen Höfen öffnen, theils nach einem großen und schönen Garten. Eine feste Mauer umfängt das Terrain. Allerdings hat sie längs dem benachbarten Tempelhaine einige Breschen; aber die Orderlies halten die schwachen Stellen scharf im Auge. Den Mittelraum nimmt das

Hauptgebäude ein. Ringsum erheben ſich prachtvolle Bäume. Alles trägt eine ausgeſprochene Lokalfarbe. Neben den Häuſern ſteht die rieſige Fahnenſtange. Außerhalb der Ringmauer, dem impoſanten Hauptportale gegenüber, befindet ſich die japaniſche Wachſtube wo gegen dreißig Yakunin, zu Pferd und zu Fuß, Tag und Nacht für die Sicherheit der Geſandtſchaft zu ſorgen haben. Geht einer der engliſchen Herren aus, ſo ſchließen ſich ihm ein paar Bewaffnete an. Mehrere Male verſuchte ich ungeſehen aus dem Thore zu ſchlüpfen, aber immer vergebens. Drei oder vier Wächter warfen Pfeife und Karten weg, griffen nach Helm und Schwert und folgten mir auf den Ferſen. Ich ſpringe in ein Jinrikiſha und ſage dem Kuli: Raſch, nach der Shiba! Aber kaum bei den Gräbern der Shogune angelangt, treffen dort drei andere Jinrikiſha ein. Aus einem jeden ſteigt ein Yakunin. Die drei Männer verneigen ſich tief, lächeln boshaft und verlaſſen mich erſt an der Schwelle der Geſandtſchaft.

Der Zugang zu dieſem Palaſte iſt ziemlich beſchwerlich. Eine lange ſteile Gaſſe führt zu ihm hinan. An manchen Stellen ſind Stufen angebracht. Aber Pferde und Wagen gewöhnen ſich daran und leiſten das Unglaubliche. Der Garten, obgleich blumenlos und einfach gehalten, gefällt mir ungemein. Nie werde ich die dunklen, friſchen Schatten eines großen Baumganges vergeſſen und die reizende Ausſicht über den Golf, nach den Seefeſten und den bläulichen Höhen von Kanagawa. Gerne ſitze ich dort während der heißen Stunden des Tages, laſſe mich von der Seebriſe fächeln, lauſche dem dumpfen Dröhnen des Gong der in den Tempeln die Götter ruft, dem verworrenen Geräuſche das, durch die Entfernung gedämpft, aus den belebten Straßen der untern Stadt in dieſe luftigen Höhen emportönt.

Es ſind meine letzten Stunden in Yedo, und wir alle ſind über das bevorſtehende Scheiden etwas betrübt. Durch mehr als einen Monat Gaſt oder Reiſegefährte des Herrn Adams, immer im anregenden Verkehr mit ihm, mit Herrn Satow und den übrigen Herren der Geſandtſchaft, ſehe ich mit Leidweſen dieſen intereſſanten und anmuthigen Aufenthalt zu Ende gehen. Ich bin, glaube ich, nicht der Einzige der es bedauert. In dieſem glänzenden aber fernen Exile ſieht man nicht alle Tage Menſchen mit denen man von Europa plaudern kann. Die ſehr großen Entfernungen wirken auf den Geiſt wie ein Schleier auf das Auge. Die Nachrichten aus der Heimath kommen zuerſt verkürzt und zuweilen entſtellt durch den Telegraphen und, zwei Monate ſpäter, durch die Poſt. Mittlerweile haben ſich wahrſcheinlich die Dinge in Europa wieder geändert. Kaum findet man der Mühe werth die Zeitungen zu leſen.

Dies erzeugt bei den Reſidenten im fernſten Oſten eine eigenthümliche Seelenſtimmung. Die Nachrichten aus dem Vaterlande kommen ihnen zu, etwa wie die Töne eines Koncerts aus dem Innern eines Hauſes durch verſchloſſene Fenſter an das Ohr des Vorübergehenden gelangen. Er hört die große Trommel, aber der Zuſammenhang der Kompoſition entgeht ihm. Das Herz bleibt treu; es hängt an dem Land wo Deine Wiege ſtand, aber Du vermagſt nicht ſeine Geſchicke im Einzelnen zu verfolgen. Wahrhaftig das Leben dieſer muthigen Männer iſt nicht in Allem beneidenswerth. Der Kaufmann kommt um reich zu werden; der Miſſionär, ſeinem Berufe folgend, gehoben und getröſtet durch die innere Befriedigung welche der Lohn der Selbſtentſagung iſt. Die Diplomaten und Konſuln haben keine Schätze zu erwerben, durch ihre amtliche Thätigkeit keinen beſonderen Anſpruch auf die ewigen Kränze welche der Apoſtel und Martyrer harren. Es iſt ihr Lebensberuf der ſie hieher

führte, und Pflichtgefühl hält sie fest auf dem Posten der Gefahr. Ja der Gefahr! Betrachtet diese englische Gesandtschaft, die einzige welche ihren Sitz in Yedo genommen hat. Der Golf ist für Kriegsschiffe zu seicht. Aber angenommen daß ein paar Kanonenboote auf der Rhede lägen, bereit Euch aufzunehmen, so müßtet Ihr, um den Strand zu erreichen, durch enge Gäßchen hinabsteigen und ein sehr bevölkertes Stadtviertel durchschreiten. Ein Wunder ausgenommen, glaube ich nicht daß, im Falle eines plötzlichen Angriffes, die Mitglieder der englischen Gesandtschaft sich retten würden. Ihr Leben liegt in der Hand des japanischen Ministeriums, hängt von seiner Ehrenhaftigkeit ab und von den Mitteln über die es verfügt oder nicht verfügt um die Gesandtschaft zu schützen, von den unberechenbaren oft geheimnißvollen Irrgängen seiner Politik, von der Haltung und den Entwürfen der Opposition welche, heute niedergeschlagen und scheinbar in ihr Loos ergeben, mit Einem Male und wenn dies am wenigsten erwartet wird, sich zum Kampfe gegen die Neuerer erheben kann.*) Zur Stunde gibt es keine Gefahr. Man versichert mich dessen, und ich zweifle also nicht daran. Aber mehr als anderwärts folgen sich in Japan die Dinge im raschen Wechsel. Yokohama bietet mehr Gewähr für Sicherheit des Eigenthums und des Lebens. Im Falle eines Angriffes würden die europäischen Truppen wahrscheinlich sich so lange halten können bis die Residenten an Bord der europäischen Schiffe geflohen wären. Im Vergleiche mit Yedo mag dies für Sicherheit gelten. Uebrigens hat das diplomatische Korps seine Opfer geliefert.

*) Im Frühlinge (1872), acht Monate nach meiner Abreise, drangen Bewaffnete in den Palast des Mikado, griffen die Wache an und wurden, nach erbittertem Kampfe, in den Vorzimmern des Kaisers niedergemacht. Ein Akt der Verzweiflung, aber im Geiste dieses Volkes, und bedeutsam als politisches Symptom.

Herr Heusken, Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft, wurde bei hellem Tage mitten in Yedo ermordet. Sir Rutherford Alcock, der letzte englische Gesandte, wurde zu Yedo im Tempel den die Gesandtschaft bewohnte Nachts überfallen, einer der Orderlies und sein Koch getödtet, Herr Oliphant der bekannte Schriftsteller, damals Legationssekretär, schwer verwundet. Sir Harry Parkes, der gegenwärtige Gesandte Englands, entging bei dem Mordanfall in Kiyôto nur durch einen glücklichen Zufall dem Tode. Also, ehren wir die Männer welche vor so gefahrvollen Stellungen nicht zurückscheuen, welche sie mit Hingebung ausfüllen, die Interessen ihrer Landsleute mit Eifer und Einsicht vertreten, die Kenntniß der Sitten und der Sprache Japans erweitern und verbreiten, der Wissenschaft neue Bahnen brechen und die Fahne des Vaterlandes hoch tragen im fernsten Osten.

V.

Ôsaka.

Vom 19. zum 22. September.

Kobe und Hiogo. — Die Barre des Yodogawa. — Ôsaka. Seine Bedeutung als Handelsstadt. Seine Physionomie. — Die Theaterstraße. — Das Schloß Taiko-Sama's. — Der Chi-fu-ji.

(19. September.) Um vier Uhr Nachmittag begebe ich mich an Bord der Costarica, eines der schönsten Boote der „Pacific-Steamship-Company" welche zwischen Yokohama und Shanghai einen regelmäßigen Dienst unterhalten und Hiogo (Kobe) und Nagasaki anlaufen. Diese Schiffe gehen ab und kommen an

viermal, die Boote der Peninsular-Gesellschaft zweimal im Monat zwischen Yokohama und Hongkong. Man findet also jede Woche Gelegenheit nach Nord- und Süd-China. Sie wird nur von wenigen Japanern benutzt, die Studenten und Touristen ausgenommen welche die hiesige Regierung im Auslande reisen läßt. Aber viele Chinesen kommen auf diesen Schiffen nach Japan. Daher die stetige Zunahme des chinesischen Elementes in den Treaty-Ports, besonders in Yokohama und Nagasaki. Wenn die beabsichtigten Reformen nicht zu Katastrophen führen und das Innere des Landes den Fremden erschlossen wird, so dürften die Europäer in den Chinesen bedeutende Konkurrenten finden.

Einige Freunde kommen an Bord. Wie sie mich beneiden! Aber der Scheidende ist nicht sehr heiter gestimmt. Der Abschied von Orten welche man gewiß nicht wieder sieht hat immer etwas Peinliches. Man blickt zurück und fühlt daß diese Epoche oder Episode unseres Lebens abgeschlossen ist für immer. Ein Vorgeschmack des Todes; ein feierlicher Augenblick der zu Betrachtungen anregt und zu Gefühlen des Dankes, wenn man wie ich mit Freundlichkeit überhäuft wurde.

Als die Nacht hereinbrach waren wir bereits aus dem Golf gesegelt. Bei dem unsichern Dämmerlichte erkenne ich die Umrisse des Eilandes Enoshima und die beiden Hörner des Hakonegebirges. Olympische Klarheit umfluthet den Fujiyama.

(20. September.) Die japanischen Meere haben einen üblen Leumund, besonders in dieser Jahreszeit des Monsoonwechsels, der gefährlichsten wegen der häufigen Typhone. Heute aber ist das Meer spiegelglatt. Eine andere Gefahr entspringt aus dem Mangel an nautischen Karten. Die Kapitäne suchen

einen gewiſſen bekannten Kurs einzuhalten; wird aber ein Schiff durch die wechſelnden und noch wenig bekannten Strömungen oder durch ſchlechtes Wetter von dem beaten track verdrängt, ſo liegt ſein Geſchick in der Hand des Zufalls. Gegenwärtig laſſen die franzöſiſche und die engliſche Regierung hydrographiſche Meſſungen in dem „inneren Meere“ vornehmen. Mit Ungeduld erwarten die Seefahrer die Veröffentlichung der Karten.

Wir ſind an Bord wenig zahlreich und ſehr unintereſſant. Dagegen iſt das Vorderdeck mit Japanern überladen. Auch am erſten Platz haben wir deren einige. Alle begeben ſich nach Kiyôto oder nach der Inſel Kiuſhiu. Auf fremden Schiffen pflegen die Japaner ſich ihres Ceremoniels zu entledigen, woran ſie ohne Zweifel ſehr recht thun; aber wenn ſie die europäiſchen Manieren nachäffen, werden ſie, einfach geſagt, ungeſchlacht und unerträglich.*) Ausnahmen gebe ich natürlich zu.

Gegen drei Uhr Nachmittags nähern wir uns der Küſte welche hier den Charakter der Gegend um Yokohama beibehält: zerklüftetes Felsgebirge, ganz bewachſen und auf den Kämmen mit den gewöhnlichen grünen Federbüſchen geſchmückt.

(21. September.) Um zwei Uhr Morgens geht die Coſtarica vor der europäiſchen Niederlaſſung Kobe, eine Meile öſtlich von dem japaniſchen Ken Hiogo, vor Anker.

---

*) Hr. Medhurſt, engliſcher Konſul in Shanghai, ſagt daſſelbe von den (ſehr ſeltenen) europäiſirten Chineſen. Er nennt ſie most insufferable creatures. Siehe The foreigner in far Cathay, London 1872. S. 176.

Entfernung von Yokohama dreihundertzweiundvierzig Seemeilen (sechzig auf den Grad).

Kobe ist einer der fünf Vertragshäfen. Thatsächlich wurde er erst vor drei Jahren eröffnet, und schon bedeckt sich die „Konzession" mit schönen Häusern und großen Waarenlagern. Die Anzahl der Residenten mit Inbegriff der flottirenden Bevölkerung dürfte sich kaum auf dreihundert Seelen belaufen; aber als Hafen von Ôsaka hat Kobe Zukunft.

Ich bin bei dem englischen Konsul Herrn Gower abgestiegen. Sein Haus ist ein kleines Juwel. Am Abhange des Berges ließ er sich als Landwohnung ein in Ôsaka gekauftes japanisches Haus aufstellen. Ringsherum dehnt sich der Garten aus, und das Auge schweift mit Wonne über den weiten Golf und seine reizenden Gestade. Hinter dem kleinen Tuskulanum führt eine Treppe zu einem im Laube versteckten Tempel hinan.

In Kobe machte ich die Bekanntschaft des P. Monico von den Missions étrangères de Paris. Er ist Vorstand der hiesigen Mission und gab mir über die gegenwärtige entsetzliche Lage der eingebornen Christen interessante Aufschlüsse. Dieser würdige Priester ist aus Tarbes im südlichen Frankreich gebürtig. Blasse, edle Züge; darauf der Ausdruck der Sanftmuth und der Entsagung. Der Typ des Apostels. Wenn er spricht belebt sich sein Antlitz, und ein feines Lächeln spielt auf den vertrockneten Lippen des Ascheten. Bei den Residenten von Kobe, obgleich die meisten Protestanten sind, steht er in großem Ansehen. Er gilt für einen vorzüglichen Kenner der japanischen Sprache.*)

*) P. Monico starb, allgemein betrauert, wenige Wochen nach meiner Durchreise in Kobe.

Der Golf von Ôsaka dringt von Süd gegen Nord in das Land ein. Im Osten breitet sich der Fu, d. h. die Großstadt Ôsaka auf beiden Ufern des Yodogawa aus. Dieser Strom fließt von Nord nach Süd, und mündet, ein wenig unterhalb der Stadt, in den Golf. Mehrere kleine Steamer welche, das Eigenthum japanischer Gesellschaften, von englischen Kapitänen befehligt werden, laufen zwischen den beiden Häfen. In einem dieser Boote, dessen Bestandtheile aus Deutschland gebracht wurden, erreichen wir nach anderthalbstündiger Fahrt die immer schwierige und oft gefährliche Barre des Yodogawa, gleich darauf die ersten Häuser von Ôsaka, und eine halbe Stunde später, um eilf Uhr Vormittags, die sehr kleine „Koncession". Innerhalb der Barre, in der Nähe und etwas unterhalb seiner Mündung, ist der Strom enge, tief und reißend; die Häuser haben, wie fast alle dieser Stadt, nur ein Erdgeschoß. Den Ufern entlang liegen, in zwei-, drei- und vierfachen Reihen, Djonken aller Art vor Anker. Sie verengen das Flußbett und erhöhen die Schwierigkeiten der Schiffahrt.

Ôsaka, einer der drei Fu, zählt, wie man mir sagt, vier- bis fünfhunderttausend Einwohner. Sein Flächenraum ist bedeutend kleiner als der von Yedo; aber es gibt hier weniger Yashke, weniger Tempel und Tempelgründe, weniger Privatgärten und Felder. Wahrscheinlich bleibt die eben genannte Zahl einer halben Million Einwohner unter der Wahrheit zurück. Drei Arme des Yodogawa und ein kleinerer Fluß durchströmen die Stadt. Ein Netz von Kanälen setzt sie unter einander in Verbindung. Man zählt über zweihundertsechzig Brücken, darunter einige von beträchtlicher Länge.

Ôsaka ist die bedeutendste Handelsstadt in Japan. Alle für die Mittelgegenden des Reiches bestimmten Waaren kommen hier durch. Daher die ungeheure Anzahl der vor Anker liegen-

den Schiffe. Die Bewegung im Fluſſe von Yedo ſteht hinter dem was ich hier ſehe weit zurück. Der Dampf beginnt eine Rolle zu ſpielen, und in dieſem Punkte haben die Japaner den Chineſen den Rang abgelaufen. Letztere ſind noch nicht im Stande eine Maſchine zu bedienen und einen Steamer zu lenken, aber die Japaner haben uns das bereits abgelernt. Der Fürſt von Toſa (Inſel Shikoku) beſitzt mehrere große Dampfſchiffe; Kapitän und Maſchiniſten ſind Eingeborene. Drei prachtvolle Dampfer die außerhalb der Barre vor Anker lagen gehören dieſen Daimio. Sie treiben zwiſchen Yokohama und den kleineren Häfen des „inneren Meeres" Handel, und ſind im Gegenſatze mit den amerikaniſchen Steamern, wegen der niederen Preiſe, immer mit Paſſagieren überfüllt. Von Ôſaka gehen die zur See gekommenen Güter auf dem Yodogawa bis Fujimi, von wo ſie zu Lande nach Kiyôto gebracht werden. Andere Djonken ſegeln den Strom hinauf bis zu ſeinem Ausfluſſe aus dem See Biwa oder Omi.

Ich wohne hier bei dem engliſchen Vice-Konſul, Hrn. J. J. Enslie. Obgleich noch jung, gehört er ſchon zu den Veteranen des brittiſchen Konſularſtabes, lebt in dem Lande ſeit zehn Jahren, verſteht und ſpricht die Sprache, und kennt insbeſondere die Menſchen und Dinge in dieſem Theile von Japan. Er wird die Güte haben mich auf der Reiſe nach Kiyôto zu begleiten. Ein unſchätzbarer Vortheil; denn hier zu Lande gibt es nicht wie in der Levante gute oder ſchlechte Dollmetſcher deren Dienſte man miethen kann. Ueberhaupt ohne einen ſehr wirkſamen und ſehr weit ausgedehnten Schutz der diplomatiſchen und Konſularbehörden ſcheint es mir unmöglich in Japan mit Nutzen zu reiſen.

Das Fremdenviertel liegt am Südende der Stadt, iſt durch den Strom und durch Kanäle nach allen Seiten ab- und ein-

geſchloſſen und wird von einer gehörigen Anzahl Yakunin und Spionen beſchützt und überwacht. Es enthält zwei oder drei europäiſche Häuſer, das in einem hübſchen kleinen Yaſhke untergebrachte brittiſche Konſulat und einige japaniſche Kaſen welche weiße Barbaren ihren Bedürfniſſen angepaßt haben. Ein Paar ſchöne Bäume ſind die einzige Zierde dieſes Verbannungsortes der vorwiegend den Stempel des jungen England trägt, das heißt ein wenig amerikaniſirt ausſieht. Man zählt an zwanzig Weiße, Europäer und Yankee, ebenſoviele unter den Beamten der Münze, und vier oder fünf franzöſiſche Militärerzieher die im Schloſſe wohnen, im Ganzen an fünfzig Ausländer. Frauen von unſerer Hautfarbe fehlen dermalen noch. Weder Kirchen, noch Prieſter, noch Prediger. Die eingeborne Bevölkerung würde, ſagt man, die Ausübung des chriſtlichen Gottesdienſtes nicht dulden. Auch ſteht das Recht hier Kirchen zu errichten, vertragsmäßig nicht feſt, da Ôſaka kein Treaty-Port iſt, ſondern nur eine den Fremden geöffnete Stadt. In dieſer Faktorei iſt Alles unſicher und proviſoriſch. Die Geſchäfte geben wenig Gewinn. Die beſten Kunden der Europäer waren die Daimio welche früher einige Monate des Jahres hier zubrachten, aber, ſeit dem Sturze des Shogun, nicht wieder erſchienen ſind. Die eingebornen Kaufleute haſſen die Fremden; die Behörden, allerdings mit Vermeidung des Anſcheins, legen ihnen möglichſt viele Hinderniſſe in den Weg. Die kleine Kolonie kann alſo nicht raſch gedeihen, und die meiſten Reſidenten beabſichtigen nach Kobe überzuſiedeln. Die Bevölkerung iſt entſchieden feindſelig. Wenn man in den Straßen geht, ſieht man die Eltern ihren Kindern in das Ohr flüſtern; es ſind Schimpfworte welche die Kleinen hinter den Fremden herlaufend laut wiederholen. Die Soldaten der neuen Armee — man vermeide ihre Begegnung — zeichnen ſich durch Frechheit aus. Die Beamten un-

terhielten früher dieſe Stimmung im Publikum. In Folge energiſcher Vorſtellungen der Geſandten in Yokohama, haben ſich die feindſeligen Demonſtrationen in den letzten Monaten etwas vermindert.

Kaum im Konſulat angelangt, ließ ſich der Gouverneur der Stadt melden. Ein Kourier Iwakura's hatte ihm meine bevorſtehende Ankunft angezeigt. Einige Minuten ſpäter erſchien er in Begleitung des Vice-Gouverneurs und eines Dollmetſchers. Er iſt das Urbild der japaniſchen hohen Staatsbeamten, artig, würdevoll, ein wenig verlegen, was ihm gar nicht übel ſteht; die Stirne für die Gelegenheit gefaltet, die Geſichtsmuskeln zuſammengezogen, der Ausdruck des Geſichts nichtsſagend, beinahe etwas dümmlich. Die Etiquette erheiſcht dies eben. Etwa wie bei uns der Kanzleiſtyl, der weder ſchwungvoll noch hochtrabend iſt, den Charakter des Individuums den Erforderniſſen des Dienſtes unterordnet. Uebrigens, ſobald die banalen Redensarten gewechſelt worden, verſchwindet die Spannung der Muskeln, und das angeborne Naturell, gewöhnlich ein freundliches, tritt in ſein Recht. Die Artigkeitsmaske wird abgelegt und erſt beim Fortgehen wieder vorgeſteckt.

Der Chi-fu-ji, das heißt Gouverneur eines Fu, trug den ſchwarz lackirten Ceremonienhut, ſein großes Galakleid: ein faltenreiches weites Gewand mit ſehr breiten und ſteifen Aermeln aus ſchwerſtem goldgeſtickten Seidenbrokat. Seine beiden Schwerter, deren eines über die Maßen lang, das andere von gewöhnlicher Dimenſion war, zeichneten ſich durch kunſtreich gemeißelte Griffe aus. Sein Gefährte, der Vice-Chi, hatte ein offenes Geſicht, eine Stentorſtimme und eine herzliche Art laut zu lachen, ich möchte beinahe ſagen, zu wiehern. Dies gefiel mir ſo ſehr daß ich gerne die ſeltene Unregelmäßigkeit ſeiner Züge überſah. Seine Kopfbedeckung war eine papierne phry-

giſche Mütze von koloſſalem Umfange, ſein Leibrock von violetter Seide mit blaßrothen Blumen. Der Gouverneur beglückwünſchte mich zu meiner Audienz beim Mikado, einer unerhörten Ehre, ſagte er; zugleich theilte er mir mit daß er Auftrag habe mich auf der Reiſe in ſeinem Gouvernement als Gaſt des Kaiſers zu behandeln.

Kaum waren dieſe hohen Herren abgezogen als wir zwei Jinrikiſha beſteigen. Herr Enslie hatte auf meinen Wunſch, nicht ohne Mühe, die Yakunin vermocht uns unſerem Schickſale zu überlaſſen. In Yedo wäre dies unmöglich. So treten wir denn allein unſere Fahrt durch die Stadt an.

Oſaka macht Geſchäfte und Oſaka unterhält ſich. Auf den erſten Blick gibt ſich dies kund. Die Geſichtszüge ſind langweilig, aber der Ausdruck iſt intereſſant. Ueber dem lebhaften Treiben in den Gaſſen vergißt man die Häßlichkeit der Häuſer. Die Gaſſen ſind gerade, ſehr eng — vier bis acht Fuß breit — ſehr rein gehalten, ſehr lang und kreuzen ſich im rechten Winkel. Es gibt ganze Stadtviertel die nur Kaufläden enthalten. Das Häuſermeer iſt in lange Parallelogramme getheilt. Die Häuſer gleichen ſich alle. Oben ragt ein ſchwarzes Vordach in die Gaſſe. Ueber demſelben dient eine niedere Attica als Magazin und trägt das gleichfalls ſehr niedere Hausdach. Dem Auge erſcheint ein ſolches Stadtviertel wie ein ungeheurer ſchwarzer, von dem Straßennetze durchfurchter Block. Schwarz und Grau ſind die herrſchenden Farben. Nichts iſt trauriger als eine ſolche Straßenanſicht, aber man hat nicht Zeit ſich bei ihr aufzuhalten. Man wünſchte hundert Augen zu beſitzen um den Reichthum, die Abwechslung, die Sonderbarkeit der Gegenſtände zu betrachten welche feilgeboten werden, ſowie die bunte mannigfaltige Menge der Kaufluſtigen. In dieſer Doppelſtrömung menſchlicher Weſen, welche ſich begegnen ohne ſich

zu berühren, ſieht man einige wenige Jinrikiſha und ſehr wenige Reiter. Eine der Gaſſen, die von Nord nach Süd läuft und über mehrere Brücken führt, durchſchneidet den größern Theil der Stadt. Es iſt Ôſaka's Oxford-Street. In einer Parallel-Gaſſe ſtehen zwei große alte Buddhatempel welche der Monto-ſekte angehören und daher von den neuerungsſüchtigen Staats-männern in Yedo geſchont werden, „denn", ſagte mir ein Mi-niſter des Mikado, „es ſind mächtige, einflußreiche Leute." In dieſen beiden Tempeln herrſcht und regiert Shaka*) noch un-geſtört. Niemand behelligt weder ihn noch ſeine Untergötzen, Heiligthümer und Prieſter. Dieſe beiden Tempel reichen weit in das Alterthum zurück. Wie die meiſten Gebäude ihrer Gat-tung ſind ſie weder gemalt noch mit Lack verziert. Das Holz behielt ſeine natürliche einſt rothbraune, jetzt im Laufe der Jahrhunderte lichtgrau gewordene Farbe. Am Eingange und im Innern ſieht man reiches Schnitzwerk welches aber, älter als Taiko-Sama, keine Spuren des ſpäteren Barokismus ver-räth. Die hohen Dächer der beiden Tempel, aufgeſtülpte breit-gekrämpte Filzhüte, überragen die Stadt und bringen einige Abwechslung in das einförmige Bild.

Wir haben unſere Jinrikiſha verlaſſen, ſind auf Stufen in die obere Stadt hinaufgeſtiegen und betreten nunmehr die Theatergaſſe. Mehrere Schauſpielhäuſer ziehen dort die Menge an. Der obere Theil ihrer Faſſaden iſt mit großen Guache-gemälden bedeckt; letztere, in ſehr kräftigen ja grellen Tönen gehalten, ſtellen Scenen aus den beliebteſten Stücken dar, be-ſonders aus hiſtoriſchen Dramen. An den Eingängen großes Gedränge. Da ſehen wir athemloſe Greiſe, hagere Geſtalten mit blaſſen Geſichtern in fieberhafter Aufregung; Frauen und

*) Shaka, der japaniſche Name für Buddha.

Mädchen; Tänzerinnen und Sängerinnen die in reichem Anzuge, ſtark geſchminkt, drei oder vier Nadeln im Haar, immer in kleinen Banden zuſammengehen. Das Publikum betrachtet ſie mit wohlwollender Neugierde und macht ihnen gerne Platz. Wir ſelbſt laſſen uns ſanft vorwärts ſchieben. Eine ungeheure Menſchenmaſſe füllt die Gaſſe. Alles ſtrömt den Theatern zu, aber Keiner ſtößt den Andern. Wie überall in Japan, iſt die Menge blau und fleiſch-, eigentlich bronzefarbig. Viele Herren von Rang gewahren wir, aber keine Damen. Erſtere machen ſich nicht durch ihren Anzug kenntlich, denn Jedermann trägt hier zu Lande dieſelbe Tracht, ſondern durch ihre hellere Geſichtsfarbe, die reinen wohlgepflegten Nägel, durch ihre ganze Haltung. Auch Zweiſchwertmänner ſchwellen die Reihen der Theaterfreunde. Ueber dieſem Menſchenknäuel und über den erwähnten Bildern erhebt ſich ein Wald von bewimpelten Maſten. Blumengewinde, Seile mit Flaggen und Papierſchnitzeln behängt, verbinden ſie untereinander, Alles bewegt von der lauen Abendluft. Man ſieht den Menſchen an daß ſie nur Eines im Sinne haben: ſie lechzen nach Vergnügen. Ein ſonderbares Schauſpiel. Ein Gemiſch von Eleganz und grotesker Verzerrung; aber, im Ganzen wie im Einzelnen, feiner Geſchmack und ein gewiſſes vornehmes Salonweſen.

Wir haben nun die Theatergaſſe in ihrer ganzen Länge glücklich durchſchritten und ſteigen auf einer breiten Steintreppe zur Tempelſtraße hinan. Im Stadtviertel der Vergnüglinge die äußerſte Belebtheit; tiefe Einſamkeit am Wohnſitze der Götter. Auf beiden Seiten niedere Mauern. Durch die großen Portale ſieht man den kleinen Vorhof, im Hintergrunde den Tempel. Da iſt immer für ein paar prachtvolle Jchô, für eine Ceder oder einige Kryptomerien Platz. Mit ihren gekrümmten, verſchlungenen Aeſten reichen ſie über die Mauer

in die Gaſſe hinaus und ſpenden den wenigen Vorübergehenden ihre wohlthätigen Schatten. Auf der Schwelle ſitzen die kahlgeſchorenen Bonzen in ſchmutzigen abgenutzten Talaren von gelbem oder violettem Tafft, ſchmauchen ihre Pfeife, werfen den beiden Fremdlingen neugierige boshafte ſtechende Blicke zu. In einigen dieſer Tempel wohnten die diplomatiſchen Vertreter Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande, als die Ereigniſſe des Jahres 1868 ſie in dieſe, früher von keinem Europäer betretenen, Gegenden gerufen hatten.*)

Wir haben nun das nordöſtliche Ende und zugleich den höchſten Punkt der Stadt erreicht. Hier erhebt ſich das von Taiko-Sama**) erbaute Schloß das in der Geſchichte Japans ſo häufig und, zum letzten Male während des Sturzes des Shogun, eine ſo wichtige Rolle ſpielte. Die Umfriedung könnte beinahe eine Cyklopenmauer genannt werden. Die rieſigen Steine ſind im Ruſtikoſtyle roh gemeißelt und in abſichtlich gekrümmten Linien aneinander gefügt. (Auch ein barokes Motiv.) Zwei tiefe, breite, in ähnlicher Weiſe gemauerte Graben umgeben ſie; aber zwei breite, ſolide Steinbrücken erleichtern den Belagerern den Zugang. Im Mittelpunkte der zweiten Ringmauer ſtand der Palaſt. Der Shogun ließ ihn im Jahre 1868, als er das Schloß räumte, verbrennen. Auf ſeinen Befehl wurde auch das große Yaſhke des Fürſten von Satſuma, eines der Urheber ſeines Sturzes, in Brand geſteckt und faſt gänzlich vernichtet. Die Trümmer des Schloß-Palaſtes ſind weggeräumt worden, aber die zweite Ringmauer mit ihren vier Eckthürmen iſt erhalten. Von einem derſelben über-

*) Einige Jahre früher war Sir Rutherford Alcock durch Ôſaka gekommen ohne ſich aufzuhalten.

**) 1590.

ſieht man Ôſaka und ſeine Umgegend. Eine wundervolle Rundſicht. Zu unſern Füßen dehnt ſich die Stadt aus. Vier breite, ſilberweiße Bänder und eine zahllos ſcheinende Menge kleiner Waſſerfäden ziehen ſich wie ein Netz durch die Häuſermaſſe. Ueber die niederen Hausdächer und die Filzhüte der beiden großen Tempel hinweg blickend, ſieht man den Golf, zu dieſer Stunde ein glänzender Metallſpiegel. Jenſeits hohe Berge, jetzt von der untergehenden Sonne vergoldet, aber ſchwarz geſprenkelt durch die Schatten leichter Wölkchen welche die Abendluft über den Golf treibt. Der Himmel roſa und ultramarin! Dies iſt die Ausſicht nach Süd, Weſt und Nord-Weſt. Gegen Norden öffnet ſich das flache Thal des Yodogawa den wir morgen hinauf dampfen werden. Im Oſten ſchieben ſich, grün vom Fuße zum Scheitel, anmuthige Höhen bis in die Nähe der Stadt vor. Felder und Gärten füllen den ſchmalen Zwiſchenraum aus.

Dem Schloſſe gegenüber, jenſeits des Stromes und etwas weiter hinauf, erhebt ſich die neue Münze, ein anſpruchsvolles europäiſches Prachtgebäude das, für Rechnung der Regierung, von einem engliſchen Architekten gebaut und von engliſchen Beamten geleitet, Millionen verſchlungen hat. Die Einrichtung des für japaniſche Würdenträger beſtimmten Warteſaales allein koſtete zehntauſend Dollar! Die Kanapés und Lehnſtühle ſind mit Lyoner (!) Seidenſtoffen beſpannt. Nicht ohne Kopfzerbrechen werden die Herren lernen darauf zu ſitzen. Alles Uebrige zeigt ähnlichen Luxus. Die Münze hat ſo eben ihre Thätigkeit begonnen indem ſie den erſten Rio prägte.

Zum Schluſſe erwidern wir den Beſuch des Gouverneurs. Er empfängt uns in ſeiner im Centrum der Stadt gelegenen Amtswohnung. Hier wird uns einer jener Lichteffekte zu Theil wie ſie nur in dieſem Himmelsſtriche und in japaniſchen Häu-

sern vorkommen. Das in den Hof führende große Portal, das für uns weit geöffnet wurde denn Standespersonen treten nie durch Seitenthüren ein, dies große Thor ist schwarz übertüncht und mit schwarzen Ziegeln eingerahmt. Im Hofe herrscht Halbdunkel. Dem Portal gegenüber steht das gleichfalls durch eine schwarze Holzverkleidung eingefaßte Vorzimmer seiner ganzen Breite nach offen. Im Innern sieht man die schöne lichte Strohmatte am Boden, und die weißen Papierwände. In diesem Augenblicke wird die Sonne durch eine Häuserspalte dem Yashke gegenüber sichtbar; dem Untergange nahe, sendet sie ihre fast horizontalen Strahlen durch das Portal, über den im Schatten bleibenden Boden des Hofes hinweg, in das Innere des Vorgemaches. Die Wirkung ist unbeschreiblich. Eine Masse von Licht. Kaum erträglich für das Auge. Eine leuchtende Scheibe von mattem, von glänzendem Golde, umgeben von durchsichtigen aber tiefschwarzen Schatten.

Man führt uns durch die um diese Stunde verlassenen Bureaux, ein Labyrinth von Sälen und Zimmern wo soeben, zum Gebrauche der Beamten, Tische und Stühle aufgestellt wurden. Das allein ist eine Revolution. Der Japaner schreibt stehend oder auf den Fersen kauernd, mit weit vorgeneigtem Kopfe. Den Pinsel hält er senkrecht in der Hand, damit die chinesische Tusche deren er sich bedient und die er wenig verdünnt durch ihr Gewicht leichter abläuft. Sitzt der Schreibende an einem Tische, so neigt er die Feder natürlich nach rückwärts. Man wird also die Tusche durch unsere Tinte ersetzen oder verdünnen müssen. Wie sollen dann aber die abwechselnd sehr breiten und feinen chinesischen Schriftzeichen hervorgebracht werden? Daher, als Folge der Stühle und Tische, die Nothwendigkeit die europäischen Buchstaben anzunehmen, in welchen sich jedoch die Laute der mongolischen Sprachen nicht ausdrücken

laſſen. Ein Beiſpiel, im Kleinen, auf welche faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten die Nachahmer Europa's in Japan ſtoßen.*)

Der Chi-fu-ji empfängt uns in ſeinem Gartenſalon. Auch er iſt im Beſitze eines Tiſches um welchen wir Platz nehmen. Ein höherer Beamter ſetzt ſich zu uns, nicht ohne früher den vorſchriftmäßigen Fußfall verrichtet zu haben. Zwei Pagen — ſie fehlen, wie bereits bemerkt, in keinem vornehmen Haushalte — und drei Zweiſchwertritter kauern in demſelben Gemache, in ehrerbietiger Entfernung, auf ihren Ferſen. Es wird vom Theebau geſprochen, und der Chi gibt uns intereſſante Aufſchlüſſe. Die beſten Gattungen erzeugt die Provinz Udji, nach ihr die von Kiyôto. Er will uns ſelbſt zeigen wie der Thee bereitet wird. Der Tiſch iſt ihm aber unbequem, darum werden Theemaſchinen und Schalen auf den Boden geſtellt; er kauert daneben und ſervirt uns mit eigenen Händen den feinſt parfümirten Thee der mir je vorgekommen. Folgendes ſind die Regeln. Man ſiede das Waſſer in einem irdenen Geſchirr, ja nicht in einem metallenen. Man berechne genau die Menge des Waſſers und die Anzahl der Blätter nach der Anzahl und Größe der Taſſen; man trinke den Thee ſehr heiß, und gieße nie ein zweites Mal Waſſer auf. Sodann wurde verzuckertes Obſt von verſchiedener Farbe ſervirt. Es ſchien mir Anfangs etwas fade, hatte aber doch einen ſehr feinen Geſchmack der dem Geruche verſchiedener Blumen entſprach. Die Japaner ſind große Feinſchmecker und, weil ihr Gaumen viel weniger über-

*) Die Regierung des Mikado hat im September des folgenden Jahres (1872) hundert Lehrer aus Nordamerika verſchrieben und die engliſche zur Gelehrten-Sprache erhoben, zugleich verordnet daß in Zukunft die Landesſprache mit lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben ſei!!

reizt iſt als der unſrige, im Stande Nüancen zu würdigen welche uns entgehen.

Wir kehrten in einer Barke nach der Niederlaſſung zurück. Obgleich der Palaſt des Gouverneurs ſich im Mittelpunkte der Stadt befindet, brauchten wir doch, ſehr ſchnell rudernd, mehr als eine Stunde um das Fremdenviertel zu erreichen. Viele Theeboote, an den farbigen Laternen kennbar und gefüllt mit jungen Herren und Sängerinnen, große ſchwerfällige Djonken, beladen mit Reiſenden nach und von Kiyôto, glitten an unſerem Kahne vorüber. An den Ecken, wo ſich die Kanäle kreuzen, ſtehen meiſt Theehäuſer, um dieſe Stunde im Innern glänzend erleuchtet, und heute Nacht mit dem magiſchen Lichte des Vollmondes übergoſſen. Allenthalben Gejauchze, Lachen, Geſang, Flötentöne und zu zarten Gefühlen ſtimmender Lautenklang!

VI.

Kiyôto.*)

Vom 22. zum 25. September.

Am Yodogawa. — Fujimi. — Die Hauptſtadt des Weſtens. — Der kaiſerliche Palaſt. — Das Schloß des Shogun. — Die Tempel. — Blick auf Kiyôto. — Guion-machi.

(22. September.) Außer den großen Segel- und Ruderbooten welche Paſſagiere befördern, verlaſſen kleine Dampfer Ôſaka am Morgen und erreichen Fujimi, je nach der veränderlichen Beſchaffenheit des Flußbettes, gegen Abend oder in der

*) Das Miako unſerer europäiſchen Karten. In Japan geräth dieſer Name außer Gebrauch.

Nacht. Kapitän, Maſchiniſten und Matroſen ſind Landeskinder. Daher die ſehr zahlreichen Unfälle. Zu unſerem Troſte ſagt man uns daß in letzterer Zeit keines der Boote in die Luft flog. Auf einem dieſer kleinen Steamer ſchifften wir uns heute Morgens um ſieben Uhr ein, und zwar mit einer ſehr beſchränkten Ehrenwache. Den energiſchen Vorſtellungen Hrn. Enslie's nachgebend hat ſie der Gouverneur auf zwei höhere Beamte, zwei Officiere und vier Soldaten vermindert. Der Koch des Konſuls und unſere Diener, ſämtlich Eingeborene, vervollſtändigen unſer Gefolge. Der Chi-fu-ji ließ uns das ganze Hinterdeck und die Hauptkajüte vorbehalten; wir ſind alſo ſehr bequem untergebracht.

Das Schiff dampft an mehreren Paläſten vorüber; der größte iſt das vom Shogun verbrannte Yaſhke des Fürſten von Satſuma. Nur die Außengebäude, die zugleich die Ringmauern bilden, blieben ſtehen. Weiter oben bewundern wir die neue Münze. Dann weichen die Häuſer allmälig den Gärten und Feldern. Die Uferdämme verhindern uns viel vom Lande zu ſehen, aber was man ſieht zeugt von ſorgfältigem Anbau und einem fruchtbaren Boden. Allmälig verflachen ſich die Ufer des Yodogawa, und wir ſteuern fortwährend zwiſchen Bambushainen und ſchönen Baumgruppen: Ahorn, Lerchenbäume und Trauerweiden. In kurzer Unterbrechung folgen ſich bedeutende Marktflecken, kleine und größere volkreiche Dörfer. Alles ſieht blühend und wohlhabend aus. Während an den Halteſtellen Paſſagiere abgeſetzt und aufgenommen werden, können wir ſehen wie japaniſche Artigkeit am Dorfe geübt wird. Die Abreiſenden geleitet, die Ankommenden empfängt man am Landungsplatze mit Bezeugungen der Freundſchaft oder der Ehrfurcht. Kleine Gruppen bilden ſich; man plaudert, wie es Leuten von Erziehung zukömmt, in gebückter Stellung, mit gebeugten Knieen, die Hände

auf die Schenkel geſtützt. Einſame unbewohnte Stellen ſind ſelten und haben, wo ſie vorkommen, einen idylliſchen Anſtrich. Auf dem Strome ſelbſt herrſcht allenthalben ein bewegtes Leben. Die Schiffe haben ein einziges ungeheures viereckiges ganz eigenthümliches Segel. Es beſteht aus mehreren langen ſenkrechten Streifen von Schilf welche durch dünne Stricke mit einander verbunden ſind. Zwiſchen den Streifen haben Auge und Wind freien Durchgang. Ein ſonderbarer Anblick! Aber wir ſind eben im Herzen von Japan. Alles ſcheint dem Europäer neu, weil ihm Alles unbekannt iſt.

Der Flußgott begünſtigt die beiden Reiſenden; denn bereits um vier Uhr Nachmittags langen ſie bei Fujimi an. Dort wird ihnen ein glänzender Empfang zu Theil. Die Behörden, in Flügelkleidern, erwarten ſie am Strande und führen ſie in ein ſchönes, feſtlich geſchmücktes Haus. Den Tiſch und die zwei Stühle die wir dort finden hat der Gouverneur geſchickt. Dieſe nützlichen Möbel werden uns auf der ganzen Reiſe folgen.

Fujimi wird in der japaniſchen Geſchichte oftmals genannt. Die hier vor drei Jahren gelieferte Schlacht entſchied über das Schickſal des Shogun. Auch Andenken anderer Art knüpfen ſich an dieſe Stadt. Hier verweilte der heilige Franciskus Xaverius als er, das Kruciſix in der Hand, den Bettelſack auf den Schultern, mit erfrornen Füßen und Wundmalen an ſeinem Körper, nur von zwei Katechumenen begleitet, nach dem Hoflager des Mikado zog.

Zwiſchen Fujimi und Kiyôto hebt ſich der Boden allmälig. Zu beiden Seiten der ſich oft krümmenden Straße folgen, ohne Unterbrechung, Haus auf Haus. Man hat Fujimi verlaſſen, man hat Kiyôto erreicht ohne es zu merken. Die ganze Straße iſt eine einzige drei Ri oder ungefähr acht Meilen lange Gaſſe.

Die Landſchaft bewahrt den idylliſchen Charakter der Ufer des Yodogawa.

Unter Weges beſuchen wir zwei ſehr alte Tempel. In dem einen, Inari-no-Yâjiro, ein kleines Shinto-Tempelchen, wiederholt ſich der Fuchs in den Skulpturen der Balken, der Geſimſe, der Baluſtraden.

Einen Ri weiter öſtlich befindet ſich der große Buddhatempel Tô-fu-Kuji, nach Angabe unſerer japaniſchen Freunde vom Shogun Yoritomo im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gegründet. Die meiſten Tempel Japans wurden mehrere Male neu aufgebaut. Daß dieſer aber ſehr alt ſei, laſſen die Beſchaffenheit des Schnitzwerkes und die lichtgraue Holzfarbe vermuthen.

Leider kommen wir, Herr Enslie im Norimon getragen, ich auf ſeinem ſchönen Pony reitend, nur äußerſt langſam vorwärts; denn wir ſchleppen mehrere Oberbeamte, Officiere und an dreißig Soldaten mit uns. Der Chi-fu-ji von Kiyôto hat dieſe Leute geſchickt als Ehrengarde. In Wahrheit ſind wir ihre Gefangenen. Dazu die Neugierigen! Sie ſtürzen aus den Häuſern, verſperren uns den Weg, betrachten uns mit offenem Munde, weiden ſich, ein jeder nach ſeiner Art, an dem ſeltenen für die meiſten ganz neuen Anblicke der beiden Europäer. Um ſechs Uhr betreten wir die Hauptſtadt des Weſtens, und beſchließen eine halbe Stunde ſpäter die intereſſante Tagereiſe an der Schwelle einer großen Herberge. Unter unſerem Balkon fließt der Kamagawa auf dem jetzt eine Menge kleiner beleuchteter Luſtboote ſchwanken. Der Dai-Sanji oder Vice-Gouverneur erſcheint um uns im Namen des Chi-fu-ji zu begrüßen. Letzterer läßt ſich für morgen ſieben Uhr anſagen, mit dem artigen Beiſatze, er habe dieſe frühe Stunde gewählt damit wir die Stadt in der Morgenkühle beſehen könnten.

Entfernung von Ôsaka nach Fujimi zehn Ri; von Fujimi nach Kiyôto drei Ri, zusammen etwas über dreißig Meilen.

(23. September.) Die beiden Oberbeamten von Ôsaka verlassen uns hier. An ihre Stelle treten der Vice-Dai-Sanji und eine andere Notabilität. Sie werden uns beschützen, überwachen und auf den Spaziergängen begleiten. Heute Morgens erschienen sie bereits bei Sonnenaufgang mit einer ungeheuren Rolle, einem acht Fuß langen Papier, auf welchem die Namen der zu besuchenden Tempel in großer Schrift verzeichnet sind. Nicht ohne Mühe erlangt Herr Enslie daß einige derselben gestrichen werden. Der Vice-Dai-Sanji ist ein kleiner Herr mit einem gewöhnlichen durch die Pocken entstellten Gesichte, aber lebhaften verständigen Augen. Sein tellerförmiger Hut von lackirtem Papier läuft in eine Spitze aus an welche der Eigenthümer, nach Sitte der Anglo-Indier, einen weißen Musselinschleier befestigt hat. Er trägt einen weißgeränderten, violettfarbigen Leibrock von Tafft, europäische Beinkleider und Stiefletten. Seine beiden Schwerter hat er nicht in den landesüblichen Gürtel, sondern in die kunstvoll durchlöcherte Westentasche gesteckt. Das Kurzschwert, dessen Griff ein Meisterstück von Bronzearbeit ist, befindet sich seit Taiko-Sama's Tagen im Besitze seiner Familie. Die ganze Erscheinung macht einen unbeschreiblich komischen Eindruck. Uebrigens der Typus des höheren Bureaukraten wie er sein soll. Aeußerst respectvoll gegen die Vorgesetzten, sehr artig mit uns, kurz angebunden und steif gegen die Untergebenen, schlürft er mit sichtlichem Wohlbehagen die Ehrfurchtsbezeigungen des Volkes ein. Sein Gefährte hat es im Fortschritte noch weiter gebracht. Sein struppiges, unlenksames und wenig gekämmtes Haar ist in

europäiſchem Style geſchnitten. Morgenrock und Pantalon ſtehen ihm entſchieden übel. Hemd und Halsbinde kennt er noch nicht, und die glänzend lackirten Stiefel ſcheinen ihn zu beläſtigen, denn er entledigt ſich ihrer von Zeit zu Zeit und erſetzt ſie durch die landesüblichen Sandalen. Der junge Mann hat übrigens offene, einnehmende Züge; in japaniſcher Tracht ſähe er gewiß ganz hübſch aus, aber die der Barbaren gibt ihm ein ungeſchlachtes und gemeines Ausſehen.

Genau um ſieben Uhr erſcheint der Chi-fu-ji im Gaſthauſe. Während er durch die verſchiedenen Vorhäuſer ſchreitet wirft ſich Alles zu Boden; deutlich vernehmen wir das Klappern der Köpfe auf dem Fußboden. Der große Mann überhäuft uns mit Artigkeit. Ein Schützling der leitenden Männer in Yedo, hat er ſeinen Poſten erſt kürzlich angetreten, aber für den öffentlichen Unterricht, namentlich den der Mädchen, bereits viel geleiſtet. Bisher, einige wenige Damen der höhern Stände ausgenommen, lernten die Frauen weder leſen noch ſchreiben. Wie Iwakura, wie Kido, verſichert der Gouverneur, die große Reform werde in drei Jahren vollendet ſein. Dieſer feſte Glaube an die eigenen Ideen gefällt mir. Er iſt eine Gewähr des Erfolges wo der Erfolg möglich iſt.

Um von unſerer Herberge die im ſüdöſtlichen Theile der Stadt liegt nach dem Schloſſe des Mikado, nahe am nordöſtlichen Ende, zu gelangen, muß man Kiyôto in ſeiner ganzen Länge durchſchreiten. An der Spitze des Zuges kapriolirt ein Samurai, in der bei den Zweiſchwertmännern beliebten Weiſe, auf ſeinem großen Rappen; ſechs Wachmänner reiten unmittelbar vor, der Sanji und ſein Gefährte ſo nahe als möglich neben den beiden Europäern. Die Beto laufen zu Fuße; nur mit Mühe verhindern wir ſie in die Zügel unſerer Pferde zu greifen. Sechs berittene Zweiſchwertmänner und Fußvolk bilden

die Nachhut. Im Ganzen etwa vierzig Perſonen. Unſer Erſcheinen erregt ungeheures Aufſehen. Die Vorübergehenden bleiben ſtehen; die Kaufleute, ihre Lehrlinge, Weiber und Kinder ſtürzen aus den Läden auf die Gaſſe; Alles fällt beim Anblicke des Sanji auf die Kniee. Die anderen Officiere werden mit tiefen Bücklingen beehrt. Für die zwei Barbaren hat man nur neugierige, kalte Blicke, aber keinen Gruß. In den Stadtvierteln der Konſervativen, oder, wie der Sanji ſagt, der Schlechtgeſinnten, ſahen wir nur unfreundliche Geſichter. Wo wir hielten wurde mein Augenglas bewundert. Einige Herren entlehnten es von mir, und das ſonderbare Inſtrument wanderte dann von Hand zu Hand, verſetzte Hunderte von Menſchen in Erſtaunen und kehrte immer wieder in meine Hände zurück.

Der Palaſt des Mikado nimmt ein weitläufiges Terrain ein. Außerhalb der erſten Ringmauer befindet ſich das von den Dienern, niedern Beamten und Samurai bewohnte Quartier. Von den andern Stadtvierteln unterſcheidet es nur eine gewiſſe feierliche Stille, jene eigenthümliche Hofluft die man in allen königlichen Reſidenzſchlöſſern athmet. Auch hier fühlt ein jeder ſeine Wichtigkeit und beanſprucht ſeinen Antheil an dem Glanze des Gebieters der aber, leider, für immer geſchieden iſt.

Den Raum zwiſchen der erſten und zweiten Ringmauer, letztere die der „neun Thore“ genannt, nehmen die Paläſte des hohen Hofadels, der Kuge, ein. Ihre Yaſhke gleichen denen der Daimio und liegen meiſt in kleinen Gärten, wo Lorbeerbäume mit Zwergcedern und den ſchönſten und größten Trauerweiden wechſeln die ich jemals ſah.

Auf dieſer Reiſe nach Kiyôto legte ich beſonderen Werth darauf das kaiſerliche Schloß zu ſehen, das Abſteigequartier des geheimnißvollen Weſens das ein Sohn der Götter, deſſen wahrer

Wohnſitz der Olymp iſt. Ich wollte ſeine irdiſche Behauſung vergleichen mit den drei prachtvollen Reſidenzen der Shogune in Yedo, in Ôſaka und hier in Kiyôto. Ich hoffte hiedurch, wenn auch nur in geringem Maße, einen Einblick zu erlangen in das ſo wenig gekannte Verhältniß zwiſchen Mikado und Shogun. Aber in Yedo und Yokohama hatte man mir geſagt: „Unmöglich! Denken Sie nicht daran! Kein Sterblicher hat Zutritt am Sitze des Gottes.“ Ich dachte aber doch daran, und erlangte auch, in Folge der warmen Verwendung des britiſchen Geſchäftsträgers und längerer Verhandlungen Hrn. Satow's mit den japaniſchen Miniſtern, ein Schreiben Iwakura's an den Palaſtintendanten. Es enthielt, als letztes und äußerſtes Zugeſtändniß, den Befehl mir die „neun Pforten“ der zweiten Ringmauer zu zeigen, mit andern Worten, mich in das Quartier der Kuge einzulaſſen. Von dort, ſagte man mir, könne man den Palaſt ſehen.

Aber an Ort und Stelle angelangt, gewahrte ich durch die glücklicher Weiſe offenen Thore nur eine andere Mauer, vom Schloſſe aber nicht die geringſte Spur. Ich beſtand alſo auf Einlaß in den zweiten, zwiſchen der zweiten und dritten Ringmauer liegenden Hof. Der Sanji verhehlte nicht ſein Befremden, faſt möchte ich ſagen ſeine Entrüſtung über die unerhörte Zumuthung. Er zog eine Depeſche des Miniſteriums aus der Taſche und bewies daß ein weiteres Vordringen unſtatthaft ſei. Ich blieb aber bei meiner Forderung. Man habe mir verſprochen daß ich das Schloß von außen ſehen würde, und ſehen wolle ich es. Dagegen lärmende Proteſte. Faſt ſchien die Sache eine ernſte Wendung zu nehmen. Je feſter ich mich aber zeigte, je mehr ſtimmte mein Sanji den Ton herab. Auf die barſche Weigerung folgen Bitten, Lachen, zuletzt ein verlegenes Schweigen: offenbare Symptome von Unentſchloſſenheit.

Ich gebe alſo meinem Pferde beide Sporen; es ſetzt über die Schwelle der geheimnißvollen Pforte. Einen Augenblick darauf iſt Hr. Enslie an meiner Seite. Wir ſind im zweiten Hof. Die beiden Würdenträger, die Samurai, und der übrige Troß folgen uns. Man ſieht ſich an, aber man ſpricht nicht. Das Ungeheure iſt geſchehen. Auf allen Geſichtern leſe ich den Ausdruck der Beſtürzung. Ein großes Verbrechen iſt verübt, das Heiligthum entweiht. Darüber herrſchte wohl kein Zweifel. Aber in Japan, wie anderwärts, fügt man ſich zuweilen den vollendeten Thatſachen. Wir reiten alſo um die letzte, innerſte Ringmauer, die Mauer „der ſechs Pforten" genannt. Man geſtattet uns dieſe Thore mit Muße zu betrachten Es ſind das „Südthor", das nach Oſten gewandte „Sonnenthor", das „Gartenthor", das „Thor der Frauen des Mikado", das „Küchenthor", endlich das „Thor der Würdenträger", welche nach Nord-Oſt, Oſt, Weſt und Süd-Weſt ſchauen. Sie ſind ſämmtlich Holzkonſtruktionen im Style der Tempelportale. Die blaßgraue Farbe des Holzes zeigt von hohem Alter. Wenig Schnitzwerk und einige kaum ſichtbare Spuren von Vergoldung. Weder Lack noch Malerei. Die innerſte Ringmauer beſteht aus einem ſteinernen Unterbau auf dem der eigentliche Wall ſteht. Er iſt aus leicht zurückgeneigten Pfählen gebildet, mit grauem Cäment belegt und durch Holzpilaſter in Felder getheilt. Ein kleines Dach von ſchwarzen Ziegeln ſchützt ihn gegen den Regen. Vom Schloſſe war, ein paar Giebel und die Bäume des Gartens ausgenommen, nichts zu ſehen. Einige der „ſechs Pforten" ſtanden halb offen, andere waren geſchloſſen. Als ich Miene machte in das Heiligthum einzudringen, ſah mich der Sanji mit ſo flehenden Blicken an daß ich mein Pferd anhielt. Umſonſt verſchwendete Hr. Enslie die Künſte ſeiner Beredſamkeit. Wir erhielten immer dieſelbe Antwort: „Die Schloßverwaltung iſt un-

abhängig vom Gouverneur; der Schloßverwalter gehört der alten Hofpartei an; er haßt die Miniſter, den Fortſchritt und, über Alles, die Europäer.“ Als letztes Zugeſtändniß führt uns der Sanji zum „Küchenthor“ von wo aus man über die Dächer einiger Nebengebäude hinweg den Giebel der großen Palaſthalle gewahrt. „Nun,“ rief er mit erzwungenem Gekicher, „ſeid Ihr zufrieden? Wenn Ihr nach Europa zurückkehrt, könnt Ihr Euch rühmen geſehen zu haben was Niemand ſah, den Palaſt des Kaiſers.“ Bei dieſen Worten warf er ſein Pferd herum. Es ſei ſpät, ſagte er, der Chi-fu-ji erwarte uns im Schloß; der Weg ſei weit, der Tag heiß; auch an das Frühſtück müſſe man denken. — „Nein,“ antwortete ich, „ich bin nicht zufrieden. Wie, Ihr ahmt unſere Sitten nach, nehmt unſere Tracht an; Ihr wähnt Euch auf beſtem Wege zur Civiliſation, und verweigert uns, aus Aberglauben, den Eintritt in die Wohnung Eures Kaiſers. Ja, ich werde von Euch in Europa erzählen. Wie wird man da lachen wenn man erfährt, die Erlaubniß den Palaſt des Mikado durch die Küchenthüre zu betrachten, ſei das Aeußerſte was Eure neue Aufklärung zu leiſten vermag.“ Ich hatte Hrn. Enslie gebeten dieſe Worte langſam und mit lauter Stimme zu verdollmetſchen, ſo daß alle Anweſenden ſie hören könnten. Dies geſchah. Als mein Gefährte geendigt hatte, entſtand tiefes Stillſchweigen. Soweit dies ſein mongoliſcher Teint geſtattete erröthete der Sanji. Nach einer kurzen Berathung mit leiſer Stimme zwiſchen ihm und ſeinem Amtsbruder, wandte er ſich an mich. „Sie haben Recht, ſagte er, man würde über uns lachen.“ Er wolle ſogleich den Intendanten ſehen, verſpreche ſich aber keinen Erfolg, denn außer Sir Harry Parkes und ſeinen drei Kollegen, deren kurze Anweſenheit in Kiyôto eine ſo große Aufregung erzeugt und zu einem Blutbade geführt habe, ſei nie ein Europäer hier eingedrungen. Damit ver-

ſchwanden er und ſein Kollege im Innern des Palaſtes. Mittlerweile ruhten wir im Schatten einer prachtvollen Linde, umringt von einer Gruppe Neugieriger, meiſt Diener und Dienerinnen der Kuge, die uns aber nicht beläſtigten. Die Weiber und Mädchen fielen uns weniger durch ihre perſönlichen Reize als durch den eigenthümlichen und hübſchen Kopfputz auf. Im Uebrigen, nichts was das Auge feſſelte: ein öder Hofraum, die unförmigen Ringmauern, über ihnen grüne Baumwipfel und in der Ferne dämmernde Berge.

Nach einer halben Stunde kommen unſere Unterhändler mit freudiger Miene gelaufen. Der Zweck ihrer Miſſion iſt erreicht. Der Schloßintendant und der Unterinſpektor legen bereits ihre Amtstracht an; alsbald werden ſie erſcheinen. Da kommen ſie. Lange, verdrüßliche Geſichter! Thut nichts. Man fügt ſich; das genügt. Von den beiden Intendanten geleitet, überſchreiten wir alſo, durch die Pforte „der Würdenträger", die verbotene Schwelle. Unerachtet der ſengenden Sonnenhitze entblößen hier Alle das Haupt. Die Zumuthung daſſelbe zu thun weiſen wir zurück, ſchließen aber unſere Sonnenſchirme, womit man ſich zufrieden gibt. Die Leute unſeres Gefolges werfen ſich auf den Boden und füllen ihre Taſchen mit kleinen Kieſeln indem ſie uns rathen daſſelbe zu thun, denn dieſe Steine ſchützen gegen Krankheiten aller Art.

Wir ſind in einen geräumigen verödeten Hof getreten. Tiefe Stille herrſcht hier. Bewegungslos wie Bildſäulen, für die ich ſie zuerſt hielt, kauern drei Wächter im Schatten eines geräumigen Thorweges. Ein hinter ihnen aufgeſtellter Schirm, mit der üblichen Malerei auf Goldgrund, hemmt den Blick nach dem Innern des Palaſtes. In dieſem Augenblicke erſcheint ein Kuge in voller Amtstracht aus Goldbrokat, mit breiten, geſteiften, flügelartigen Aermeln. Gemeſſenen Schrittes geht

er durch den Hof, an den drei unbeweglichen Wächtern vorüber, verſchwindet ſodann hinter dem Schirm. Dieſer Hof wie alle andern die wir noch ſehen ſollten ſind von gedeckten Gallerien umgeben deren Säulen weiß und roth, das heißt mit den Shintofarben übertüncht ſind. Am Ende der Gallerie angelangt biegt der Intendant kurz um und macht Miene uns auf dem Wege den wir gekommen vor die Thüre zu ſetzen. Das wird ſelbſt dem Sanji zu viel. Er proteſtirt, ſchreit, geſtikulirt. Herr Enslie bringt wo er kann ein Wort an. Die üble Laune und Verlegenheit des Intendanten ſteigen ſichtlich, aber, am Ende, zum großen Aerger des Adjunkten, gibt er nach. Derſelbe Auftritt wiederholt ſich an allen Thüren die glücklicherweiſe offen ſtehen, und durch die ich ohne Weiteres eindringe ſobald ich bemerke daß die ſtrenge Amtsmiene der Beamten dem Ausdrucke der Aengſtlichkeit oder Unentſchloſſenheit Platz macht. Die japaniſchen Büreaukraten, ſagte man mir in Yedo, ſind ſchwerfällig, pedantiſch und gefallen ſich in Schwierigkeiten, aber mit Artigkeit, Geduld und Feſtigkeit erlangt man in der Regel von ihnen was man will. Dies hat ſich heute bewährt.

Wir ſind im großen Hofe. Hier ſteht, der „Südpforte" gegenüber, ein iſolirtes Gebäude, die Halle oder der Saal wo der Mikado ſeine ſeltenen Audienzen ertheilt. Zwiſchen dem Thore und der Halle wehrt ein gemauerter Schirm die indiskreten Blicke der Vorübergehenden ab. In dieſem Saale hatten Sir Harry Parkes und ſeine drei Kollegen mit ihrem Gefolge vor zwei Jahren die Ehre den Sohn der Götter von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Es war das erſte und bis heute Morgen das letzte Mal daß Europäer den Fuß auf dieſen geheiligten Boden ſetzten. Die Geſandten wurden durch das große Portal eingelaſſen und auf demſelben Wege hinaus-

geführt. Die übrigen Theile des Palaſtes blieben ihnen unſichtbar.

Das Audienzhaus iſt ein gewöhnlicher vier Fuß über den Boden erhöhter Holzbau zu welchem eine breite Treppe führt, ein Rechteck deſſen eine Langſeite die dem Hofe zugekehrte Faſſade bildet. Das gedoppelte breitkrämpige Dach iſt hoch ſchwer häßlich, die Querbalken welche es tragen an ihren Enden mit Schnitzwerk und Vergoldung geziert. Sowohl Balken als Getäfel haben, einer Hoftradition gemäß, ihre natürliche Holzfarbe bewahrt. Im Innern nackte Wände, am Boden eine feine Matte. Es war zu dunkel um etwaige Verzierungen auszunehmen. Dies Audienzhaus iſt vor ungefähr zwanzig Jahren erbaut worden. Die Säulengänge im Haupthof ſind roth und weiß angeſtrichen.

In der Nähe befindet ſich ein kleiner iſolirter Kiosk in welchem die Reichskleinodien, die myſtiſchen Inſignien der kaiſerlichen Würde, das Schwert, der Koffer, der Spiegel, ſeit undenklichen Zeiten aufbewahrt wurden. Im vergangenen Jahre mußten dieſe Schätze nach Yedo wandern.

Nach neuen Kämpfen und neuen Siegen dringen wir in den öſtlichen Hof wo ſich die „Sonnenpforte" befindet.

Kurz geſagt, nimmt der eigentliche Palaſt des Mikado, ohne die beiden Quartiere der Kuge und der Diener, einen verhältnißmäßig kleinen Flächenraum ein und unterſcheidet ſich von den Yaſhke der Daimio nur durch größere Dimenſionen der Zimmer und durch den ihm entſchieden eigenthümlichen Tempelſtyl. Es iſt ein Wirrſal von Höfen, kleinen iſolirten durch Gänge und Holzwände verbundenen oder durch Gäßchen getrennten Häuſern und Kiosken. Die Dächer ruhen wie in den Shintotempeln auf horizontalen Querbalken welche

theils weiß lackirt, theils die natürliche Holzfarbe bewahrend, an den Enden vergoldet und mit kleinem Schnitzwerk geſchmückt ſind. Einige dieſer Skulpturen halte ich für Meiſterſtücke. Die Ecken der Häuſer ſind gemauert oder, wenn aus Balken beſtehend, mit Stuck überzogen. Wie in allen Privathäuſern beſtehen die Wände aus mit weißem Papier beſpannten Holzrahmen. Zuweilen ſchützt ſie ein leichtes Holzgitter von feiner, anmuthiger und ſinnreicher Zeichnung. Die Bretterverſchalung bewahrt durchwegs ihre natürliche Holzfarbe, je nach dem Alter, lichtgrau oder mahagonibraun. Hie und da ſind Stäbe in ſchwarzem Lack angebracht. Der Geſammteindruck läßt ſich nicht wohl beſchreiben. Der ſanfte Farbenſchmelz, die Schönheit der Einzelheiten, die Vollendung der ſich nirgend vordrängenden Ornamente, der feine Geſchmack, die Einfachheit, welche in dieſem geheimnißvollen und unzugänglichen Labyrinthe herrſchen, beruhigen und erquicken das Auge. Man überſieht dabei ganz die primitive und barbariſche Anlage des Baues. Von den prachtvollen Skulpturen, von den durchbrochenen Hautreliefs wie ſie in der Shiba und in allen Gebäuden Taiko-Sama's vorkommen, und welche der Geſchmack und die Shinto-Traditionen der Mikado vielleicht verſchmähten, fand ich hier nicht die geringſte Spur.

„Aber wo iſt die Wohnung, das Schlafgemach des Kaiſers? — Im Garten. — Alſo in den Garten! — Unmöglich. Nur zwei Thüren führen dahin. Die eine, die äußere, iſt die große „Gartenpforte". Der Eintritt von Fremdlingen würde bemerkt werden und das Volk erbittern. Die andere iſt vernagelt. Alſo unmöglich. — Wir beanſpruchen nicht den Eintritt durch das große Portal. Wir ſind beſcheidene Menſchen. Das kleine Pförtchen genügt uns. Nichts iſt leichter, als durch eine vernagelte Thüre zu gehen. Es bedarf nur des guten Willens und einer Zange." Der Sanji und der Intendant ſind in

Verzweiflung, der Vice-Intendant verbirgt ſeinen Ingrimm nicht länger, wirft wüthende Blicke auf uns, ziſchelt ſeinem Vorgeſetzten in das Ohr, muntert ihn offenbar zum Widerſtande auf. Ich geſtehe, daß mich das nachdenklich machte. Schon ſinne ich auf den Rückzug, als Herr Enslie ſich in das Geſpräch der Cerberuſſe miſcht. Am Ende gelingt es ihm ſie umzuſtimmen. Wir gehen alſo in den Garten und zwar durch eine kleine aber unvernagelte Thüre. Die Nägel erweiſen ſich als eine Erfindung der Herren Intendanten.

Der Garten des Mikado iſt ein Teich mit künſtlichen Vorgebirgen und Buchten. Ein See im Kleinen. Auf zwei Seiten beſchatten ihn ſchöne hohe Bäume, auf der dritten ſchließt ihn die Ringmauer ab, und gegenüber ſtehen zwei unanſehnliche Häuſer auf Piloten. Ein Gang verbindet ſie. Sie waren die Wohnung des Mikado und ſeiner Frauen. Das Innere haben wir nicht geſehen. Die Matten und koſtbaren Gegenſtände welche ſie enthielten wurden nach Yedo gebracht. Ueber den kleinen See führt eine Brücke im Zickzack. Dies barok ſcheinende Motiv, welches in China ſehr häufig vorkommt, hat eine ſymboliſche Bedeutung. Es ſoll die Windungen der Schlange vorſtellen. Die Schlange iſt der Repräſentant des Drachen, und der Drache das Sinnbild der oberſten Gewalt. Der Garten des Götterſohnes iſt äußerſt vernachläſſigt. Ich begreife nun, abgeſehen von den myſtiſchen Gründen, warum uns der Intendant nicht zulaſſen wollte. Alles erinnert hier an die Abweſenheit des Eigenthümers. Der Teich iſt mit dürren Blättern, Schlingpflanzen und Schlamm bedeckt, Gras wächſt auf den Gehwegen und Unkraut zwiſchen den Büſchen. Vor den Häuſern ſtehen einige Blumentöpfe, der einzige Beweis von dem Daſein eines Gärtners. Aber ganz abgeſehen von dem Verfalle, welcher Unterſchied zwiſchen dem wahrhaft kaiſerlichen

Schloßpark des Shogun in Yedo und dem elenden Theehausgarten des Sohnes der Götter!

Vom Palaſte gehen wir nach dem Schloſſe. Es liegt im weſtlichen Theile der Stadt. Wir haben alſo bei furchtbarer Hitze Kiyôto in ſeiner ganzen Breite zu durchreiten.

Das Schloß, ein höchſt merkwürdiges und prachtvolles Gebäude, wurde von Taiko-Sama vom Grunde aus neu erbaut und trägt das Gepräge des Genius und der Macht dieſes großen Mannes. Es liegt auf einer geräumigen, auf einer Seite von einer Baumreihe begrenzten Eſplanade. Die Ringmauer unterſcheidet ſich von denen des Palaſtes nur durch größere Feſtigkeit. Durch das aus altersgrauen Balken und Brettern gezimmerte große Thor betritt man einen geräumigen Hof. Gegenüber gibt das Ehrenportal Einlaß in das Hauptgebäude. Ich bewundere die Sopraporta, eine überaus reiche Skulptur: Vögel und Blumen in Hautrelief, vergoldet, gemalt, lackirt; ganz im Style der Shiba.

Die Gemächer ſind bedeutend höher als die, gewöhnlich, niederen Zimmer der Daimiohäuſer. Alles athmet hier die Pracht jener Epoche. Es war das goldene Zeitalter der Künſte und der Macht des Shogun.*) Auf dem Plafond, in mattem Gold, kreuzen ſich geſchnitzte Balken in Schachbrettform. An den Punkten wo ſie ſich durchſchneiden, Scheiben in Goldbronze; die Zeichnung letzterer von unbeſchreiblicher Eleganz. Wir ſind durch mehrere Gemächer dieſer Art geſchritten und haben nun den großen Saal betreten. Er iſt ungefähr achtzig Fuß lang, dreißig breit und zwanzig hoch. Ueberaus ſchön iſt der in dem oben beſchriebenen Style gehaltene Plafond; die beweglichen

*) Dieſe Epoche umfaßte ungefähr ein halbes Jahrhundert, von 1580 bis 1630.

Papierwände und die Mauern sind mit Gemälden auf Goldgrund bedeckt: große Bäume mit kühnen Strichen gezeichnet, aber nicht frei von der landesüblichen Verzerrung.*). Längs dem Prunkgemache läuft ein Gang dessen Fenster, durch Reichthum und Abwechslung in der Zeichnung und durch Pracht der Ausführung, dem Schönsten das man in der Shiba sieht zur Seite stehen. Etwas weniger reich aber in demselben Style sind die Gastzimmer gehalten. Die Wohnungen des Shogun zeigen schönes Getäfel mit Wandstäben in Vieux-Lack und einige wundervolle Staffeleibilder. Letztere liefern den schlagenden Beweis daß, im Widerspruche mit der allgemeinen Annahme, die Gesetze der Perspektive den japanischen Künstlern nicht unbekannt waren. Das Kleeblatt, das Wahrzeichen der Shogune, von einem Ringe umgeben, wiederholt sich hier in das Unendliche.

Der Gouverneur bewirthete die fremden Gäste im großen Saale und führte sie dann in die Büreaux. Auch dort, wie in Osaka, waren vor einigen Tagen Tische und Stühle aufgestellt worden. Die Beamten schienen sich in der neuen Lage nicht bequem zu fühlen und schrieben, ohne aufzublicken, mit großem Eifer; denn so will es die Etiquette bei Anwesenheit des Vorgesetzten. In jedem Zimmer steht eine Konsole auf welcher die Schwerter niedergelegt werden. Dies Möbel hat seine Wichtigkeit. Keiner der hier schreibenden Beamten, sofern er

*) Der Gouverneur ließ uns einen Augenblick allein. Ich benutzte die Gelegenheit um in Eile eine Skizze des Saales zu entwerfen. Später verglich ich sie mit einer, ganz ähnlichen, Zeichnung Engelbert Kämpfers (1691). Vielleicht fand die Audienz der holländischen Abgeordneten, deren Kämpfer einer war, in diesem selben Saale statt. Bekanntlich bewohnten die Mikado zuweilen das Schloß, besonders während der Anwesenheit der Shogune welche dies Gebäude bis zur Abschaffung ihrer Würde (1868) besessen haben S. Kämpfer's Geschichte von Japan gedruckt im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

der Militärklaſſe angehört, hat vergeſſen, daß er vor Allem Edelmann iſt. Ihm iſt das Schwert Haupt-, der Schreibepinſel Nebenſache. Mit dieſen Zweiſchwertmännern iſt nicht zu ſpaßen. Kürzlich unternahmen die Vertreter zweier fremder Mächte in Yokohama eine Reiſe nach Kiyôto. In einem nicht weit von hier gelegenen Städtchen geſchah es daß einer von ihnen, während der Raſt in einem Theehauſe, zufällig mit dem Fuße das am Boden liegende Schwert eines Yakunins berührte. Der Mann hielt ſich für entehrt. Seine Gefährten jammerten über die ihm widerfahrene Schmach; die zahlreichen Neugierigen und Müßiggänger fielen in das Jammergeſchrei ein; am Ende geſellte ſich auch das Volk hinzu. Alles beklagte das Loos des Unglücklichen dem nichts übrig bleibe als Harakiri zu machen. Die Lage der Europäer begann kritiſch zu werden, als einer der japaniſchen Dollmetſche dem Yakunin ſagte: „Du haſt Dein Schwert auf den Boden gelegt und nicht, wie es die Vorſchrift erheiſcht, auf die Konſole. Der fremde Herr hat alſo Deine Waffe aus Zufall berührt und nicht abſichtlich. Deine Ehre iſt nicht gekränkt worden.“ Dieſe Auslegung befriedigte Jedermann, beſonders den Officier, den ſie der unangenehmen Pflicht enthob ſich den Bauch aufzuſchlitzen, und die beiden Reiſenden welche der im Ehrenpunkte ſo kitzlichen Einwohnerſchaft mit Vergnügen und eilends Lebewohl ſagten.

Auf Befehl des Gouverneurs war unſer Mittagsmahl im Gemeindehaus eines entlegenen Stadtviertels bereitet worden. Der Speiſetiſch wurde in einem ſchönen Saale aufgeſtellt, mit einem Seidenteppich bedeckt und als Tafelaufſatz mit einem wenigſtens fünf bis ſechs Fuß hohen Blumenſtrauß geſchmückt, wie man deren in den Tempeln findet; auch ſah unſer Tiſch wie ein Altar aus. Ueber die Stühle hatte man Shawle geworfen und am Boden einen engliſchen Teppich ausgebreitet.

An dieſem Tiſche nahmen nur die beiden Europäer und die zwei Sanji Platz. Die Officiere des Gefolges ſpeiſten im ſelben Saale aber am Boden ſitzend. Die übrigen Begleiter wurden in den anſtoßenden Zimmern bewirthet. Das Mahl war überreichlich und die Gerichte von großer Abwechslung. Den Glanzpunkt bildete wie gewöhnlich der berühmte Tay. Dieſer Fiſch wird lebend mit ſehr ſcharfen und dünnen Meſſern in Scheiben geſchnitten die man jedoch nicht von einander trennt. Die Operation verlangt große Geſchicklichkeit und Eile. Hierauf wird der Fiſch, wie man behauptet, noch lebend aufgetragen, man gießt etwas Eſſig in ſeine Augen. Es folgt darauf eine konvulſiviſche Bewegung; die Scheiben fallen aus einander, das Thier verendet. In dieſem Augenblicke verzehrt man es. Ekelhaft, grauſam, aber raffinirt! Diesmal mißlang der Verſuch. Mehrere Europäer verſichern mich dieſem abſcheulichen Experimente mit vollſtändigem Erfolge beigewohnt zu haben.

Ma io nol viddi, nè credo che sia.

Neben dem Saale iſt die Schule; wo eine große Anzahl kleiner und erwachſener Mädchen, Knaben und Jünglinge ſich im Schreiben üben, das heißt ökonomiſcher Weiſe daſſelbe Blatt Papier immer wieder mit Tuſche beſchmieren. Der Gouverneur hat dieſe ſo wie viele andere Schulen in den letzten Monaten improviſirt.

Nach Tiſche wird der Shinto-Tempel Kitano-ten-jin beſucht. Er iſt dem Andenken eines großen Feldherrn aus dem fünfzehnten Jahrhundert geweiht. Sodann durchziehen wir die unabſehbaren Gaſſen der weſtlichen Stadt. Am Ende gehen ſie in lange Baumgänge über. Daneben fließen Bäche. Vor uns im Weſten thürmen ſich hohe Berge auf.

Das Ziel dieſes Rittes iſt der dem Helden Tojimizu ge-

heiligte, ſehr reiche Buddha-Tempel Kin-kaku-ji. *) Er unterſcheidet ſich von den übrigen Vor-Taiko-Sama'ſchen Tempeln hauptſächlich durch die Schönheit und Ausdehnung des heiligen Haines. Japaniſche Gartenkunſt feiert hier ihre höchſten Triumphe und erreicht zugleich, im Lächerlichen und Grotesken, die äußerſten Grenzen des Möglichen. Da ſieht man, zum Beiſpiel, eine rieſige Pinie lebendigen Leibes in ein Schiff umgeſtaltet. Der Stamm ſtellt den Maſt vor; die höhern Aeſte die Raaen, die niedrigen die Ruder. Der poetiſche Reiz dieſer geweihten Stätte liegt in ihrer Abgeſchiedenheit und in den unbeſchreiblich ſchönen Fern- und Durchblicken. Die Stadt ſelbſt bleibt übrigens unſichtbar; ein dichter Laubvorhang verhüllt ſie.

In der Nähe erhebt ſich ein iſolirter Hügel von deſſen Scheitel Kiyôto ohne Zweifel zu ſehen wäre; aber unglücklicher Weiſe ſteht dieſer Punkt nicht auf dem Programm des Gouverneurs. Der gute Sanji gibt ſich die Mühe es mir zu beweiſen, indem er das lange Papier mit der Marſchroute aufrollt. Aber meine Erfahrungen von heute Morgen ſind nicht verloren. Flugs ſpringe ich vom Pferde und ſteige allein den Berg hinan. Hr. Enslie beſchwichtigt alle Skrupel. Nicht ſehr willig folgen uns die Würdenträger, die Officiere, die Soldaten, nachdem ſie ihre Pferde, unehrerbietig genug, am Gitter eines kleinen Tempels feſtgebunden haben. Der Weg iſt ſteil aber die Mühe lohnend. Zu unſern Füßen breitet ſich Kiyôto aus. Ein dunkles Häuſermeer, umgeben von einem Meere grüner Baumwipfel. Das Ganze eingerahmt durch Berge. Darüber durchſichtige, perlgraue und roſige Tinten von unbeſchreiblicher Zartheit!

Am Heimwege beſchleunigen wir den Schritt unſrer Pferde und brauchen doch eine Stunde und zwanzig Minuten um die

*) Erbaut um 1420.

Herberge zu erreichen. Als wir ankamen war es bereits vollkommen dunkel. Am Fluſſe, wie geſtern, ein venetianiſches Feſt: erleuchtete Luſtboote, fröhliches Geſchrei, Geſang, Muſik. Darüber die ſchwarzen Schleier einer lauen Sommernacht.

(24. September.) Es gibt hier ausgezeichnete Verfertiger von ſogenannten Kurioſitäten. Ich nenne ſie abſichtlich nicht Fabrikanten, eher noch Künſtler. Sie bringen uns ihre Produkte, darunter ein paar wahre Meiſterſtücke. Leider finden die reichen und vornehmen Leute des Landes Behagen an derlei Gegenſtänden und geben zuweilen ſehr hohe Preiſe. Lack und Schnitzwerk in Elfenbein ſcheinen mir hier vorzüglicher als Alles was man in dieſer Gattung in Yokohama und ſelbſt in Yedo ſieht. Die Bronzearbeiten ſind reizend. Ich kaufte eine Schale und eine Schachtel, eine Art von Bonbonnière, beide aus Kupfer, mit Gold und Silber eingelegt. Der Name Goroza, der mit dem Beiſatze „Neunte Generation" auf den beiden kleinen Kunſtwerken eingegraben iſt, erhöht ihren Werth in den Augen der Kenner. Der erſte Goroza war der Cellini Japans; ſeine Nachkommen zeigten ſich bis jetzt des Ahnherrn würdig.

Um ſieben Uhr Morgens wieder zu Pferde. Wir beginnen mit dem größten Buddhatempel (von der Montoſekte) in Kiyôto, Niſhi-hon-guan-ji. Er ſtammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, wurde Ende des ſechszehnten von Taiko-Sama faſt vollſtändig umgebaut und beſteht aus zwei Tempeln oder Tempelhallen welche ein Korridor verbindet. Sie nehmen die hintere Langſeite des großen oblongen Hofes ein. In der Mitte ein mehrhundertjähriger Baum. Zwei Portale führen in den Hof.

Die beiden Tempel tragen das Gepräge des Zeitalters Taiko-Sama's. Der eine iſt dem Gründer der Montoſekte, Shinran-

ſhozo, der andere der Göttin Amida geweiht. Der Tempel des Gottes iſt eine hundertachtzig Fuß lange, und ſechsundfünfzig Fuß breite Halle; die dem Haupteingange gegenüberliegende Seite nehmen fünf Kapellen ein deren mittlere und größte das Heiligthum iſt. Dieſe Anordnung erinnert an die gothiſchen Kirchen in Toskana. Zwiſchen den Kapellen und dem Saale läuft, von letzterem durch ein niederes Geländer getrennt, ein enger Gang hin. Die Säulen welche die Decke tragen ſind geglättete Baumſtämme ohne Kapitäler denen man die Holzfarbe ließ. Wir fanden den Tempel mit weißgekleideten Männern und Weibern angefüllt. Burſche deren Toiletten nur aus dem Lendengürtel beſtand, hatten ſich ein Stückchen weißen Papiers in das Haar geſteckt. Weiß iſt die Farbe der Trauer. Sie wurden nach einander in den Gangweg gelaſſen, verneigten ſich vor dem Heiligthum, ſagten ein kurzes Stoßgebetlein für ihre Todten und verliefen ſich dann rechts und links unter Geſchwätz und Lachen. Obgleich die Menge ſehr groß war, ſah ich nirgend Gedränge noch Unordnung. Unſer Sanji lachte viel über den Köhlerglauben dieſer braven Leute. Gerne benutzte er die Gelegenheit vor uns als Freigeiſt zu glänzen. Wie die meiſten ſeiner Standesgenoſſen hat er ſich zu dem Standpunkte der Konfeſſionsloſigkeit emporgeſchwungen.

Die Wände der Kapellen und die jetzt offenſtehenden Thürflügel ſind ſo wie die ſchön geſchnitzten Sopraporten vergoldet. Außerordentliche Pracht entwickelt die Hauptkapelle. Dort ſteht der ſchwarz lackirte Altar; auf ihm ein verſchloſſener Tempietto, wahrſcheinlich das Götzenbild enthaltend, von überreich ciſelirter Bronze; vor dem Altar ein länglicher Tiſch mit den üblichen Gegenſtänden, dem Weihrauchgefäße, den zwei aufrechtſtehenden Tafeln und den zwei Porzellanvaſen deren eine einen rieſigen Strauß von natürlichen Blumen enthält. Die Tiſch-

decke ist reich gestickt; die Zeichnungen hiezu byzantinisch! Zu beiden Seiten des Altars sieht man niedere Schemmel in symmetrischer Ordnung aufgestellt. Ich erfreue mich an ihren reizenden Arabesken in Gold auf schwarzem Lackgrund. Die Wände der Hauptkapelle sind matt vergoldet und mit leicht hingeworfenen, farbigen Ornamenten geschmückt. Von dem gleichfalls vergoldeten Plafond hängen vier große Lampen tief herab. Ihr Licht verschmilzt in magischer Weise mit der von außen eindringenden Tageshelle: Sonnenstrahlen welche, vom Fußboden des Hofes zurückgeworfen, sich im Säulenwalde der Halle verloren haben und nun im Heiligthume wiederfinden. Die Residenz der Göttin Amida ist nach demselben Plane gebaut.

Dieser hochberühmte Tempel, der Stolz der alten Hauptstadt und zugleich eines der verehrtesten Heiligthümer, besaß ein sehr bedeutendes Stiftungsvermögen, und groß war noch vor ganz Kurzem die Anzahl seiner Priester. Aber unerachtet der Absicht der Regierung die Montosekte aus politischen Rücksichten zu schonen, haben sich die finanziellen Verlegenheiten des Staatsschatzes stärker erwiesen als die Regeln der Klugheit und die Achtung vor dem Recht. Das Ministerium hat also die Anzahl der Priester vermindert, einen Theil des Stiftungsvermögens eingezogen und von den schönsten Gebäuden am Tempelgrunde Besitz ergriffen. Letztere läßt sie für den Empfang ihrer (eingeborenen) Gäste einrichten. In einem dieser Häuser sah ich ein wundervolles Gemälde: drei Frauen am Eingange eines Palastes. Die Perspektive läßt nichts zu wünschen übrig.

Alle Gebäude, Hallen und Häuser zeigen, mit Ausnahme eines offenbar viel älteren kleinen Portals, soweit es sich um Skulptur und Malerei handelt, die charakteristischen Kennzeichen des Taiko-Sama'schen Barokstyles. Das Emblem des großen Re-

genten*) findet sich auch hier vor, diesmal in etwas veränderter Gestalt: drei Kleeblätter, die sich an dem Mittelblatte berühren, von Einem Ringe umfangen. Die Blätter sind im heraldischen Style gezeichnet, mit absichtlicher Verschmähung der Naturwahrheit welche die japanischen Künstler, wenn sie wollen, so trefflich nachahmen.

Hinter dem Tempel dehnt sich der heilige Hain aus; er gilt für einen der größten und schönsten in Japan. Die vielen Palmen und Bananenbäume geben ihm einen tropischen Anstrich. Hier häufen sich die Erinnerungen an Taiko-Sama. Unter diesem Baume pflegte er um die Mitte des Tages seine Siesta zu halten; dort den Vollmond zu betrachten. Diese beiden Vögel hat Er an die Gartenmauer gemalt.

Ich übergehe die Beschreibung anderer Tempel die wir, pflichtschuldig, besuchen mußten. Der bedeutendste ist Higashi, ein Seitenstück des Nishi, und ebenfalls von Taiko-Sama neu erbaut. Eine Feuersbrunst hat ihn unlängst theilweise zerstört. Hr. Enslie besitzt eine alte japanische Handschrift in welcher die Gründungsjahre der vornehmsten Heiligthümer von Kiyôto verzeichnet sind. Kann man ihr Glauben schenken, so reichen die ältesten nicht über das neunte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zurück.**)

Gewiß, der Besuch dieser Oertlichkeiten bietet das lebhafteste Interesse; aber bald erkaltet es. Eine Masse von Fragen drängen sich auf, aber Niemand weiß sie zu beantworten. Un-

---

*) Taiko-Sama war nie Shogun. Sein Name war Toyotomi Hidiyoshi; sein Titel Kuambaku d. i. Regent. Als er zu Gunsten seines Sohnes abdankte, nannte er sich Taiko, d. i Regent im Ruhestand.

**) Die ältesten sind aus den Jahren 839, 870, 950, 1162, 1185 und 1240. Der Wiederbau der beiden so eben erwähnten Tempel Nishi und Higashi durch Taiko-Sama fand 1578 und 1592 statt.

ſere Kenntniß der japaniſchen Mythologie iſt noch ſehr lückenhaft. Dagegen führen die unermüdlichen Bonzen den Beſucher bei drückender Hitze durch die weiten Gründe, zwingen ihn faſt ſenkrecht ſtehende morſche Leitern auf- und niederzuklettern, ſchleppen ihn in unterirdiſche, finſtere Räume um ihn, am Ende, einen Kiosk, eine Bretterhütte, einen Stein ſehen zu laſſen, weil ſie Zeuge irgend eines lächerlichen Wunders waren oder Gegenſtand einer widerſinnigen Legende.

Die Tempel in und um Kiyôto ſcheinen unzählig. Einige beſitzen ein Stiftungsvermögen in liegenden Gründen auf welches die Regierung jetzt mit unbarmherziger Hand Beſchlag legt. Andere genießen oder vielmehr genoſſen eine Subvention des Staates. Viele ſind für ihren Unterhalt auf Almoſen angewieſen.

Die Thatſache, daß Kiyôto noch heute mehr als dreitauſend Buddhatempel zählt, zeugt von der überwältigenden Macht welche die, buddhiſtiſchen, Shogune in der Reſidenz und unter den Augen der, dem Shintokultus zugethanen, Mikado beſaßen.*)

Im Süden der Stadt, am linken Ufer des Kamagawa und bereits am Abhange der Berge welche das Kiyôtothal im Oſten begrenzen, liegen die Luſtorte Guion-machi und Shima-barra. Dort ſteht Theehaus an Theehaus. Die elegante Welt, die jungen Herren vom Adel ſind ihre Kunden. Wir richten unſere Schritte gegen Guion-machi wo beſtändig Feſttag iſt. Ueberall bewimpelte Maibäume, Blumengewinde, Schnüre mit Papierſchnitzeln die von Dach zu Dach geſpannt ſind; überall Geſang, Flötentöne und Lautenſpiel, dazwiſchen das ſchallende Gelächter der fröhlichen Gäſte. Auf einem ſehr ſteilen Fußpfade erreichen

*) Die Mikado waren immer äußerlich Shintoiten, doch konnten oder wollten ſie das Ueberhandnehmen des Buddhism nicht verhindern.

wir eines der elegantesten Theehäuser, berühmt auch wegen seiner prachtvollen Aussicht über die Stadt.

Kiyôto, ein ungeheures Parallelogramm, liegt in einem von Nord gegen Süd sanft abfallenden Thalgrunde. Zwei Flüsse begrenzen es: im Osten der Kamagawa, im Westen der Katsuragawa. Beide vereinigen sich südlich und in geringer Entfernung von der Stadt um weiter unten in den Yodogawa zu fallen. Das Kiyôtothal ist auf drei Seiten von Bergen umschlossen; gegen Süden geht es in dem flacheren und breiteren Thale des Yodogawa auf. Die Berge im Osten der Stadt von welcher sie nur der Kamagawa trennt, erheben sich wohl kaum über tausend Fuß, aber die jenseitige etwa acht englische Meilen entfernte Bergkette des Atagoyama erreicht mindestens eine dreifache Höhe.

Die Stadt Kiyôto zeigt sich dem Auge als eine verschwommene Häusermasse. Nur die schwarzen Dächer sind sichtbar. Zu unserer Linken, in weiter Ferne, machen sich die Giebel und weißen Ringmauern des Schlosses bemerkbar. Vor uns, etwas zur Rechten, sehen wir ein Labyrinth von Gebäuden und einige hohe alte Bäume: den Palast des Mikado. Das Häusermeer überragen, in Form aufgestülpter Filzhüte, unzählige Tempeldächer; doch erscheinen sie niedrig im Vergleiche mit den beiden Heiligthümern Taiko-Sama's deren dunkle Massen den Blick immer wieder an sich ziehen.

Wir befinden uns in den ersten Stunden des Nachmittags. Man stelle sich einen ungeheuren Strom vor der gewaltige Kohlenblöcke führt: schwarz, glatt, glänzend an den Kanten. Ueber diese dunkle und doch leuchtende Fläche, denn sie wirft das Tageslicht zurück wie ein schwarzer Spiegel, sind zahllose grüne Eilande, die Gärten und Tempelhaine, ausgesäet. Rings um die Stadt ein Ocean von Baumwipfeln und

von eben noch saftgrünen, jetzt im vorgerückten Herbste, bereits gelblichen Reisfeldern. So stellt sich Kiyôto dar, wenn man es von dieser Anhöhe und mit der Sonne im Gesicht betrachtet. Bis auf halbe Höhe mit zahllosen Tempeln und dichtem Gehölze bedeckt, springen, zu unserer Rechten, die Bergrippen in das Thal vor. Gegenüber und etwas zur Linken, im Nord-West und West, entwickelt der Atagoyama seine dämmernden Massen. Wer könnte den wunderbaren Farbenschmelz beschreiben? Schwarze, silberne, goldige, ultramarinblaue Töne! Dazu die überaus sanfte Klarheit der Luft.

Die gastronomischen Genüsse welche wir der Gastfreundschaft des Chi-fu-ji und der Kunst des Theewirthes verdanken, mögen ungeschildert bleiben, ebenso auch die Komplimente und zahllosen Kow-tow mit welchen dieser Grand Vatel die Gäste seines Kaisers beehrt.

Endlich wird die Tafel aufgehoben. Wir gehen an einem nahen Tempelchen vorüber, wo ein Dutzend Bonzen in verlumpten Talaren den Gottesdienst verrichten. Sie sitzen auf der Schwelle in Reih' und Glied und singen Litaneien; dazu paukt ein jeder aus Leibeskräften auf einer vor ihm stehenden Trommel. Dicht neben ihnen spielen Erwachsene und Kinder im Grase. Von den Bonzen nehmen sie keine Notiz. Unter einem Bretterdach bietet ein Greis Photographien feil. Er hat nie einen Europäer gesehen und seine Kunst von einem japanischen Photographen erlernt. In technischer Beziehung ließe sich an seinen Erzeugnissen Manches ausstellen; aber er besitzt eine andere Kunst welche der Himmel allein verleiht, die Kunst den Dingen ihre schöne und malerische Seite abzusehen.

Nahebei liegt der Tempel Chionin welchen Sir Harry Parkes während seiner kurzen und denkwürdigen Erscheinung am Hoflager des Mikado bewohnte.

Auf der Heimkehr nehmen wir den Weg den dieſer Geſandte mit ſeinem Gefolge einſchlug als er ſich an dem verhängnißvollen 23. März 1869 in feierlichem Aufzuge zur kaiſerlichen Audienz begab. Hr. Enslie zeigt mir die Stelle wo der Mordanfall ſtattfand. *) Sir Harry, wie alle ſeine Sekretäre die ihn umgaben, war zu Pferde und in großer Uniform, ließ ſich aber, nach Landesſitte und um die friedlichen Abſichten der Geſandtſchaft auszudrücken, den Degen durch einen Diener nachtragen. Dreizehn engliſche Ordonnanzen ritten vor ihm, fünfzig Mann Linientruppen der engliſchen Garniſon von Yokohama folgten zu Fuße. Sir Harry hatte ſie mitgebracht um für die Sicherheit der Miſſion zu ſorgen und ihren Glanz zu erhöhen. Sie bildeten die Nachhut. Japaniſche Oberbeamte und Zweiſchwertmänner, Reiter und Fußvolk, im Ganzen an Zwölfhundert Mann, ſchloſſen den Zug. Eine ungeheure Menſchenmenge drängte ſich längs den Häuſern. Die erſte Hälfte der Kolonne bog eben um die Ecke eines engen Gäßchens welches in eine der großen Querſtraßen mündet, als die Spitze des Zuges plötzlich in Unordnung gerieth. Man ſah zwei große Schwerter in der Luft glänzen. Im Nu lagen von den dreizehn Ordonnanzen neun, ſchwer aber nicht tödtlich verwundet, am Boden. Einer der Mörder, ein Samurai, drang mit gezücktem Schwert auf den Geſandten ein welchen hier, wie in der furchtbaren chineſiſchen Gefangenſchaft, Geiſtesgegenwart und Unerſchrockenheit nicht verließen. Schon war der Mann bei ihm angelangt, ſchon erhob er den Arm zum Todesſtoße, als er über einen der verwundeten Reiter ſtrauchelte und fiel. Mit Wunden bedeckt, raffte er ſich auf, flüchtete in einen Kauf-

*) Ich erzähle dies blutige Ereigniß nach den mündlichen Mittheilungen der Herren Satow und Enslie. Beide waren Augenzeugen.

laden und wurde dort von japaniſchen Soldaten niedergemacht. Der andere Angreifer, ein Bonze, ward auf Verwendung eines der Geſandtſchaftsſekretäre nicht getödtet ſondern verhaftet, den Landestribunalen übergeben und ſpäter hingerichtet. Hr. Enslie, der ſich im Gefolge des Miniſters befand, war noch nicht um die Ecke geritten; er hörte verworrenes Geſchrei, Waffengeklirr, das Stöhnen der Verwundeten. Vergebens ſuchte er ſeinem Chef zu Hülfe zu eilen; auch die engliſchen Soldaten vermochten nicht vorzudringen; das Gedränge in dem engen Gäßchen, die am Boden liegenden Menſchen und Pferde verſperrten den Weg. Herr Enslie blickte zurück, und, ſiehe da, Würdenträger, Hofbeamte, Samurai und das erſt noch ſo zahlreiche Publikum waren verſchwunden, die Gaſſe wie ausgeſtorben, die Europäer allein. Sie eilten nach ihrer Wohnung im Tempel Chionin zurück. Während eines der volkreichſten Stadtviertel Zeuge dieſer Blutthat war, ſaß der Mikado den Geſandten erwartend auf ſeinem Thron. In der Stadt herrſchte die größte Gährung. Eine Wiederholung des Anfalles ſchien nicht unwahrſcheinlich. Dennoch fanden die Audienzen am folgenden Tage ſtatt, worauf die vier Geſandtſchaften ſo raſch als möglich nach Ôſaka zurückkehrten.

Die gerichtliche Unterſuchung und andere Erhebungen laſſen keinen Zweifel darüber daß dies Attentat ſo wie die meiſten bei Yokohama und in Yedo verübten Angriffe auf Europäer das Werk politiſcher Fanatiker war. Eine augenblickliche Stimmung, zuweilen erzeugt unter dem Einfluſſe des Sake, leitet den Arm der Mörder die ſich ſelbſt im Vorhinein dem Tode weihen. In der That zwei Männer die mehr als tauſend Bewaffnete angreifen wiſſen daß ſie verloren ſind. Die Anweſenheit der Geſandtſchaften hatte den Haß gegen die Fremden neu angefacht. Man weiß wie tief er in den höhern Klaſſen wurzelt, und zwar

nirgend mehr als in der alten Hauptſtadt der Mikado. Ein Samurai und ein Bonze gaben ihm Ausdruck. Mit Blitzesſchnelle warfen ſie ſich auf die Engländer. Es waren keine Verzweifelte, keine Trunkenbolde; es waren Männer die das Unglaubliche, die Alles wagten, weil ſie Alles zu geben, weil ſie ihr Leben zu opfern im Vorhinein feſt entſchloſſen waren. Es iſt immer dieſelbe Geſchichte. Samurai ſitzen in einem Theehauſe beiſammen. Das Geſpräch kommt auf die Ausländer. Man erhitzt ſich. Ein Ritter ſagt: Ich will einen von ihnen umbringen. Ein anderer ſteht auf und erklärt ſich bereit ihm beizuſtehen. Sie prüfen ihre Schwerter die wie Raſiermeſſer geſchliffen ſind, verlaſſen das Theehaus und ſäbeln den erſten Europäer nieder dem ſie begegnen. Sie wiſſen ſehr wohl daß ihr Leben verwirkt iſt. Sie ſind bereit zu ſterben. Sie wiſſen daß ſie unter Henkershand enden; wenn Adelige, den Harakiri vollziehen müſſen. In beiden Fällen harrt ihrer der Tod. Aber ihr Name wird fortleben; auf ihren Gräbern werden Weihrauch und grüne Zweige niemals fehlen, und die Verehrung der kommenden Geſchlechter wird ihr Andenken mit dem Glanze des Helden und des Martyrers umgeben. Dieſer, ſeinem innerſten Weſen nach, politiſche nicht religiöſe Fanatismus wurzelt im Herzen der Nation, äußert ſich im Adel als ein ritterliches Gefühl, trifft ſeine Opfer mit der Raſchheit des Blitzes und ſucht die Sühnung der That in der Hingebung des eigenen Lebens. Dieſe Seelenſtimmung erzeugt für europäiſche Reiſende im Innern eine wirkliche, vielleicht die einzig wirkliche Gefahr.

Kiyôto liegt in der Provinz Yamaſhiro *) und iſt, nach der Angabe eingeborener Geſchichtsſchreiber, ſeit dem Ende des

*) Dieſer Theil von Mitteljapan heißt Gôkinai und umfaßt die fünf Provinzen Yamaſhiro, Yamato, Idſumi, Kawaji und Satſu.

achten Jahrhunderts *) der Sitz des Mikado. Aber, mehrmals durch Feuer zerstört, verschwand allmälig das alte Kiyôto. Vor Uebersiedlung des Hofes nach Yedo zählte die Stadt etwa vierhunderttausend Einwohner. In den letzten zwei Jahren wäre die Bevölkerung auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Doch, wie bereits gesagt, entbehren derlei Angaben einer festen Grundlage.

Sämmtliche Straßen sind schnurgerade. Sie durchziehen die Stadt von Nord gegen Süd, von Ost nach West und kreuzen sich im rechten Winkel. Die ersteren, deren sieben zu den bestbewohnten gehören, sind numerirt. Die zum kaiserlichen Palaste führende ist Nummer Eins. Ihre Breite wechselt von zwölf zu zwanzig Fuß, ihre Länge von zwei zu fünf englischen Meilen. Die viel schmäleren Quergassen, deren Länge etwa dritthalb Meilen beträgt, werden durch Namen bezeichnet. Die Häuser haben durchwegs nur ein Erdgeschoß, gleichen denen aller andern Städte und enthalten meistens Kaufläden. Seit der Umsiedlung des Hofes sind viele Hauseigenthümer nach Yedo gezogen; ihre Wohnsitze sind verödet aber noch nicht verfallen. Ich sprach bereits von dem zweiten Ringe des Kaiserpalastes, dem Viertel der Kuge. Hundertzwanzig dieser großen Herren sind mit ihren Familien hier geblieben; die übrigen ließen sich in Yedo nieder. Mit Ausnahme von zwei oder drei Hauptstraßen ist Kiyôto eine todte Stadt. Die Hauptquelle des Wohlstandes ist versiecht. Das Leben ebbt nur mehr schwach in dem großen Körper. Man sieht nur Fußgänger; keine Jinrikisha, keine Wagen, keine Reiter; zuweilen, aber selten, ein schwarzes Ochsengespann. Die Menschen unterscheiden sich von den Yedoern durch eine hellere Hautfarbe; die Frauen scheinen mir den Ruf der Schönheit zu verdienen. Seit eini-

*) Im J. 798.

gen Wochen halten ſich hier zwei in japaniſchen Dienſten ſtehende Europäer auf, ein engliſcher Ingenieur, der die Vorſtudien zu einer Eiſenbahn nach Oſaka macht, und ein deutſcher Schullehrer! Ich bedauere dieſe beiden Pioniere der Civiliſation nicht geſehen zu haben.

In den höhern Ständen ſollen die Anſichten über die Reform des Miniſteriums ſehr getheilt ſein. Die Männer des Fortſchritts geben natürlich den Altkonſervativen viel Aergerniß. Man denke nur, ſie beſudeln ſich ſogar indem ſie Fleiſch genießen. Es iſt unerhört. Jetzt wird, wie kürzlich in Yedo, auch hier eine Schlächterei errichtet. Einmal die Woche können die Neuerer friſches Rindfleiſch eſſen. Nichts iſt dem Japaner widerwärtiger. Er ißt Gerſte, Reis und Fiſche; äußerſt ſelten Schweinefleiſch und Geflügel. Den Orthodoxen gilt auch dies für Sünde. Brot kennt man nur dem Namen nach. Es heißt Pan, das portugieſiſche pão. Dies Wort iſt, wie ich höre, die einzige Spur welche die Portugieſen des ſechszehnten Jahrhunderts hier zurück gelaſſen haben. Zu den Reformatoren zählen auch die Fürſten von Toſa und Chiôſhiu. Letzterer hat ſoeben ein Edikt publicirt durch welches er ſeinen Soldaten auferlegt Fleiſch zu eſſen. Als Grund wird die ſtärkende Kraft dieſes Nahrungsmittels angegeben. Die Neuerung begegnete Anfangs hartnäckigem Widerſtand und konnte nur mit Gewalt eingeführt werden.

Der Fürſt von Toſa wollte die Strohſandalen ſeiner Soldaten durch Lederſchuhe erſetzen. Die Schwierigkeit war Schuſter zu finden; denn die Berührung todter Thiere beſudelt. Nur Eta gaben ſich dazu her. Am Ende verſprach der Fürſt den Adel jenen welche ſich herbeilaſſen würden Schuhe aus Leder zu verfertigen. Das Schuſterhandwerk verleiht fortan in ſeinen Staaten den Adel.

Während dieſer zwei ſehr fleißig benutzten Tage haben wir zu Fuß und zu Pferde vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht die Stadt durchzogen und ihre vorzüglichſten Monumente beſichtigt, allerdings ohne das Programm des Gouverneurs zu erſchöpfen. Der Sanji iſt hierüber untröſtlich. Er fürchtet die Unzufriedenheit ſeines Vorgeſetzten und hätte uns auch gerne gewiſſe wunderthätige Steine mit myſtiſchen Inſchriften ſehen laſſen; denn, ſonderbar genug, oder vielmehr gar nicht ſonderbar, glaubt dieſer Freigeiſt an Wunder, und je abgeſchmackter ſie ſind, deſto feſter glaubt er ſie. Er bedauert alſo lebhaft daß wir nicht Alles ſahen, doch hütet er ſich uns zu längerem Verweilen zu ermuntern. Und daran thut er wohl. Wenn Kiyôto mit Recht für den Mittelpunkt der Europa feindlichen Geſinnung gilt, ſo haben die beiden Fremdlinge von Glück zu ſagen. Sie drangen allein und ohne verläßlichen Schutz in das Innere des Reiches; ſie beſichtigten die geheimnißvolle Stadt in all ihren Theilen, und kein unangenehmes Abenteuer ſtörte ſie im Genuſſe dieſer unvergeßlichen Tage.

VII.

Der Biwaſee.

Vom 25. zum 27. September.

Otſu. — Der See. — Der Gouverneur und ſeine Dai-Sanji. — Ôwaku. — Udji. — Rückkehr nach Ôſaka. — Die Künſte in Japan.

(25. September.) Bei Tagesanbruch dringen der Sanji und ſein Adjunkt in mein Schlafzimmer. Sie kommen um uns Lebewohl zu ſagen und tragen die Landestracht. Kaum hätte ich ſie erkannt, ſo ſtattlich ſahen ſie aus; ſo ganz anders

als in unſerem Koſtüme. Ich verhehle es ihnen nicht, aber die Bemerkung ſcheint ihnen wenig zu munden. Sie wollen es eben den Europäern gleichthun.

Um acht Uhr Abreiſe. Umgeben von einer Maſſe Wächter, Spione und Soldaten überſchreiten wir die Kanagawa-Brücke und gelangen ſogleich in die Bergſchluchten im Oſten der Stadt. In weniger als vierzig Minuten haben wir den Höhenpunkt des Engpaſſes erreicht; wir wenden uns dann nördlich und ſteigen in ein kleines Keſſelthal hinab. Da ſind wir wieder am Tokaido der hier der Hauptgaſſe einer volkreichen Stadt gleicht. Da folgen ſich ohne Unterbrechung Reiſende, Briefboten die mich immer an Gott Merkur erinnern, in vollem Trabe laufende Burſche welche Fiſche vom Bivaſee oder aus dem Nordmeere bringen, Laſtträger mit langen Bambusſtangen, Frauen und Pilger; auch ſehr viele mit Ochſen beſpannte Karren. Der Tokaido iſt gut unterhalten. Große Steinblöcke ſind in kleinen Entfernungen quer über die Straße gelegt; dadurch wird ſie gegen die Wirkung der periodiſchen Regengüſſe geſchützt und den Karren ermöglicht auch in der naſſen Jahreszeit zu verkehren.

Der bedeutende Flecken Yamaſhina liegt in einem kleinen Gebirgsſattel zwiſchen den beiden Kämmen der Kette welche, von Süd-Oſt nach Nord-Weſt ziehend, das Kiyôtothal von dem Seebecken trennt. Hier verlaſſen wir den Tokaido um auf einem ſteilern Gebirgspfade die Reiſe zu verkürzen. Richtung Nord-Nord-Weſt. Die Gegend, obgleich weniger lachend, bewahrt den allgemeinen japaniſchen Charakter. Ueberall ſieht man bebaute Felder. Wir ſteigen in einer engen Schlucht empor. Die Abfälle ſind in Terraſſen getheilt und dadurch bis zum Scheitel hinauf für die Kultur gewonnen. Kleine Reisfelder hängen an den Felswänden, daneben Bambusgehölz,

Lorbeer- und Ahornbäume. Gegen halb zehn Uhr haben wir den Kamm erreicht. Ein kurzer, sehr abschüssiger Pfad führt uns an den untersten Stufen des großen Tempels vorüber zu den ersten Häusern der Stadt Otsu.

Entfernung von Kiyôto drei Ri oder nicht ganz acht Meilen.

Der tendaitische Tempel Midera wurde im neunten Jahrhundert gegründet und gilt für eine der reichsten Buddhastiftungen in Japan. Seine Einkünfte werden durchschnittlich auf fünfzigtausend Koku Reis berechnet. Der entsprechende Geldwerth ist vierzigtausend Rio, etwa achttausend Pfund Sterling, bei dem hohen Werthe des Geldes eine ungeheure Summe. Die gegenwärtige Regierung unterließ auch nicht das Kloster bedeutend zu brandschatzen. Ueberdies setzte sie die Zahl der Bonzen auf dreihundert herab. Eine lange steile Steintreppe führt zum Tempel empor. Die Heiligthümer, kleine und große Tempelhallen, die Wohngebäude der Priester, die Gastzimmer für Pilger befinden sich im besten Zustande. Ringsum breitet sich der schattige, baumreiche Tempelhain aus. Unsere Yakunin erzählen uns lachend daß, um die Priester nicht in ihrem beschaulichen Leben zu stören, das schöne Geschlecht nur einmal im Jahre im Garten Zutritt hat. Die berühmteste Sehenswürdigkeit, der Stolz und die Freude der Mönche, ist die große Glocke die, mit Schriftzeichen bedeckt, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gegossen wurde. Wie alle Tempelglocken, ruht sie auf einem hohen Gerüste. Ein in der Nähe der Glocke horizontal aufgehängter Balken oder Widder ersetzt den Glockenschwengel. Während wir uns in den dunklen kühlen Schatten des Tempelgrundes ergehen, dringen aus der Ferne dumpfe Trauertöne an unser Ohr. Es sind Posaunenklänge. Tendaitische Priester irren in den Bergen, suchen und rufen die Götter.

Aber unſere Neugier feſſelt der See, der große, geheimnißvolle, von den Europäern faſt nie geſehene See. Otſu, die Hauptſtadt der Provinz, ein Ken, liegt am Abhange eines in den See ſteil abfallenden Berges. Die untere Stadt breitet ſich am Ufer aus. Von unſerem hohen Standpunkte aus geſehen, bietet die Stadt den Anblick einer verſchwommenen Maſſe von ſchwarzen und grauen Dächern. Im Oſten und Süden erheben ſich, unmittelbar hinter den letzten Häuſern, die prachtvoll bewaldeten Berge durch deren enge Schluchten der Tokaido und der Weg auf dem wir kamen nach Otſu führen. Vor uns, gegen Weſt und Nord, über den dunklen Dächern hinweg, zeigt ſich der See: glatt, ſtill, einſam. Kein Segel bedeckt ihn, aber in der Ferne gewahren wir die ſenkrecht aufſteigende Rauchſäule eines nahenden Dampfers. Mit Feldern und Baumgruppen bedeckt und niedliche kleine Buchten zwiſchen ſich einlaſſend, laufen, zu unſerer Linken, niedere Vorgebirge bis an den Waſſerrand. Sie ſind die Rippen des Rückgrates der großen Inſel (Niphon). Hier verhindern ſie uns leider das nördliche Seeende zu gewahren. Uns gegenüber, alſo der Hauptrichtung nach gegen Oſten, dehnen ſich niedere Hügel aus, überragt von dem Kamme einer langgeſtreckten und hohen Bergkette die Shigarakidane heißt, von Süd nach Nord läuft, und die öſtliche Einfaſſung des Seebeckens bildet. Ihre phantaſtiſch gezeichneten und — in Japan eine Seltenheit — unbewaldeten, mit Gras und Lichen bedeckten Strebepfeiler ſpringen in vertikaler Richtung auf die Achſe des Waſſerſpiegels vor, und ſtürzen dort plötzlich, gekuppte oder zackige Vorgebirge bildend, faſt ſenkrecht in den See. Alſo am weſtlichen Ufer eine liebliche idylliſche Landſchaft, am öſtlichen die Einöde in ihrer wilden Pracht.

In Nord-Nord-Oſt ſchließt eine Bergkette den Geſichtskreis

ab. Ungeachtet der großen Entfernung, können wir die wellenförmigen Umriſſe ausnehmen; ihre lichtblaue Färbung unterſcheidet ſich kaum von den nur wenig zarteren Tinten des Himmels. Dies iſt der ſteinerne Damm an dem ſich die wüthenden Wogen des Nordmeeres brechen.

Der Bivaſee, wörtlich überſetzt „die vierſaitige Laute", welcher auf den alten Jeſuitenkarten vom ſechszehnten Jahrhundert mit den Namen Oits (Otſu) bezeichnet wird, und auf einigen modernen Karten als Omiſee erſcheint, bildet ein unregelmäßiges Quadrat; Länge und Breite betragen zwiſchen achtzehn und neunzehn Ri oder fünfundvierzig bis achtundvierzig Meilen. Die Seeufer ſind nicht ſtark bevölkert. Die kleinen Städte oder Flecken Hadjemanje am öſtlichen Ufer, Hikoneno-Mayebara und Kaitſu am nördlichen, ſind die wichtigſten Punkte. Die Entfernung von den beiden letzteren nach Tſuruga, dem nächſten Hafen des Nordmeeres, beträgt nur ſieben Ri, ungefähr ſiebenzehn Meilen. Der Reiſende der Otſu am frühen Morgen mit dem Dampfboote verläßt und von Hikoneno aus zu Fuße 'geht kann Tſuruga leicht vor der Nacht erreichen. Von Ôſaka nach Kiyôto zählt man zwölf Ri; von Kiyôto nach Otſu drei; von Otſu nach Hikoneno achtzehn; von Hikoneno nach Tſuruga ſieben; im Ganzen vierzig Ri oder hundert engliſche Meilen. Hievon muß man, um die Länge der Luftlinie zu meſſen, die bedeutenden Krümmungen der Straße in den Bergen, ſowie die des Kanagawa abrechnen, wodurch ſich die Entfernung zwiſchen Ôſaka und Tſuruga nicht unbeträchtlich vermindert. Alſo das Centrum der japaniſchen Hauptinſel (das Niphon der europäiſchen Geographen), welche ſich in ihrer Diagonale vom vierunddreißigſten zum zweiundvierzigſten Grade nördlicher Breite erſtreckt, beſteht aus einem großen Binnenſee welchen zwei ſchmale Felsketten von den beiden Meeren tren-

nen. Eine eigenthümliche, und ich glaube, wenn überhaupt, nur höchst selten vorkommende Gestaltung.

Die Bewohner des nördlichen Gestades treiben Seidenzucht. Die „Kartone" (mit den Eiern) werden nach Otsu und, von dort, nach Ôsaka und Hiogo ausgeführt. Vor Kurzem hat eine Gesellschaft eingeborener Kapitalisten einen Dampfschiffsverkehr am See eingerichtet. Sie besitzt drei Boote welche Morgens von Otsu abgehen und, nach vollendeter Rundfahrt, Abends zurückkehren. Dadurch rissen sie den ganzen Seehandel an sich. Segelschiffe sind seither verschwunden. In Yokohama fehlt es nicht an Residenten welche den kühnsten Spekulationsgeist mit einer nicht minder schwunghaften Einbildungskraft vereinigen. Sie sprechen mit Begeisterung von der Fruchtbarkeit des Bodens, von der merkwürdigen Entwickelung der Industrie, von der Uebervölkerung dieser Seegegenden die sie selbst nie besucht haben. Wenn man sie hört, so sollte man meinen die Bewohner des Biwasee's harren mit Ungeduld der Kommunikationsmittel um sich der Schätze ihrer Betriebsamkeit und ihres Bodens zu entledigen. Es ist ein gelobtes Land. Man eröffne es, so rasch als möglich, europäischer Gesittung und europäischer Spekulation. Die neue Regierung in Yedo hat sich diese Anschauung angeeignet und, wie bereits erwähnt, einen englischen Ingenieur nach Kiyôto geschickt mit dem Auftrage den Plan einer Eisenbahn zwischen der alten Hauptstadt und Ôsaka zu entwerfen. Später solle der Schienenweg bis Tsuruga verlängert werden. Es gebührt mir nicht ein Urtheil abzugeben über den möglichen Aufschwung der Industrie, des Handels, der Volkswirthschaft in diesem Theile von Japan; aber ich gestehe, die einsame Wasserfläche welche Felsen umgeben, mit einigen Reisfeldern und, im Norden, mit einigen Maulbeerpflanzungen, dies vielbesungene und wenig gekannte Seebecken, dessen Handelsbe-

dürfnissen drei kleine Steamer genügen, entspricht nur wenig dem glänzenden Ideale der Projektenmacher in Yokohama; und rechtfertigte kaum die schweren Geldopfer welche sie dem bereits erschöpften Staatsschatze zumuthen wollen.*)

Ein Kahn bringt uns nach dem jenseitigen Ufer. Während wir längs dem südlichen Gestade hinrudern, kommen wir an dem Unterbau eines großen Daimioschlosses vorüber. Der Eigenthümer, einer der reichsten und vornehmsten Herren dieser Provinz, zugleich ein begeisterter Fortschrittsmann, erbat sich und erhielt natürlich die Erlaubniß, den Wohnsitz seiner Ahnen dem Erdboden gleich zu machen und das gewonnene Terrain in Ackerland zu verwandeln. Ueberall stoße ich auf die Symptome der Bewegung welche sich der Geister bemächtigt hat.

Wir nahen dem Ausflusse des Yodogawa aus dem See. Er heißt hier Setogawa, nimmt seinen Lauf zuerst nach Osten, bespült den Fuß der Berge welche das Bivabecken vom Kiyôtothal trennen, durchströmt sodann die Provinz Udji, nach der er sich dort Udjigawa nennt, biegt hierauf wieder gegen Westen ein, heißt von Fujimi ab Yodogawa und ergießt sich endlich bei Ósaka in das Stille Weltmeer. Ein wenig unterhalb seines Austrittes aus dem See bildet er eine kleine Insel und wird dort von dem Tokaido auf zwei Brücken überschritten. Der Ort und diese Brücken entsprechen sehr genau der Beschreibung Kämpffer's.**) Wir fahren unter einer der letzteren durch, gleiten den reizenden Ufern des Setogawa entlang, halten endlich bei einem kleinen Dorfe. Es liegt, halb im Laube ver-

*) Die Auskünfte über den Bivasee wurden mir von den Bonzen des Midera, vom Vice-Gouverneur von Otsu und von einigen Notabeln dieser Stadt gegeben. Sie stimmen überein mit dem was ich in Kiyôto und Ishiyama hierüber gehört habe.

**) In seinem oben citirten Werke. Kämpffer passirte die beiden Brücken im Jahre 1691.

ſteckt, am Fuße einer Felswand, hart am Rande des Waſſers. Der Felſen iſt mit prachtvollen rieſigen Bäumen gekrönt. Auf ſeiner Kuppe trägt er den uralten und hochberühmten Tempel Iſhiyama, wörtlich überſetzt der „Granitberg".

Entfernung von Otſu zwei Ri oder fünf Meilen.

Wie die Aſakuſa in Yedo iſt der Tempel der Göttin Kwanon geweiht. Wann wurde er gegründet? Niemand weiß es. Man weiß nur daß er von jeher beſtand. Für das hohe Alter des gegenwärtigen Baues ſprechen die höchſt einfache Konſtruktion, die lichtgraue Holzfarbe, die Abweſenheit jeder Spur von Verzierung an den das Dach tragenden Säulen. Dennoch, nach meinen bisherigen Wahrnehmungen zu urtheilen, glaube ich nicht daß dieſe Gebäude älter als das zwölfte Jahrhundert ſeien. Ein Tempietto mit zwei über einander geſtellten, paraſolförmigen Dächern, deren unteres in einer Flachkuppel ausgeht, fallen mir auf durch die geſchmackvolle Zeichnung und die ſinnreiche Geſchicklichkeit des Architekten der es ſo wohl verſtand die Verſchränkung der Balken als Verzierung zu benutzen. Sein Verdienſt iſt vom Holze nur zu verlangen was es geben kann. In einem auf Pfeilern hoch über dem Boden erhobenen Häuschen werden die heiligen Schriften aufbewahrt. Die Konſtruktion iſt einfach, ſinnreich und mir ganz neu. Herr Enslie, welcher die Mandſchurei und die ruſſiſchen Niederlaſſungen im Stillen Weltmeer beſucht hat, glaubt in dem kleinen Gebäude die Bauart der ſibiriſchen Bauernhäuſer zu erkennen. Wenn dem ſo iſt, welch neues, ungelöſtes Räthſel!

Wir ſtehen auf dem höchſten Punkte des „Granitberges" und unſere Blicke können hier das Nordende des See's erreichen. Wie in Kiyôto bewundern wir die durchſichtigen, klaren, ſanften Lufttöne.

Vor dem Tempel begegnen wir drei jungen Damen vom

Adel. Sie ſind einfach aber elegant gekleidet und wenden bei unſerem Anblicke das Geſicht ab, ſich ſo viel als möglich hinter ihren Fächern verſteckend. Und hieran thun ſie ſehr weiſe. Sie haben ihre Zähne noch nicht ſchwarz gefärbt, ihre Augenbrauen noch nicht ausgeriſſen. Ihre Schönheit iſt alſo unwiderſtehlich, und die weißen Teufel, wenn ſie lieben, zudringlich und kühn. So erzählen wenigſtens die Beamten. Alſo man verſtecke ſich!

Das kleine Dorf Iſhiyama iſt der Typus eines Wallfahrtsortes. Es beſteht aus einer einzigen Reihe von Häuſern welche, an die Felswand gelehnt, ſich dem Fluſſe zuwenden. Faſt alle ſind Hotels. Vor ihnen läuft eine Allee hin, durchwegs winzige Koniferen mit krampfhaft gekrümmten Aeſten. Steinerne Laternen und ein paar kleine Altäre erhöhen den geiſtlichen Anſtrich des Ortes. Hie und da ſind Bretterbuden aufgeſchlagen in denen Roſenkränze und Bildchen verkauft werden. Letztere ſtellen die Göttin und ihre Wunder dar. Kinder ſpielen auf der Gaſſe, Männer genießen im Schatten der kleinen Pinien der Wolluſt des Nichtsthuns. Pilger kommen und gehen. Jedermann betrachtet mit ſtummem Erſtaunen aber ohne alle Feindſeligkeit die beiden ſonderbaren Weſen die auf der Veranda eines Theehauſes, und zwar nicht auf den Ferſen, ſondern auf Stühlen und an einem Tiſche ſitzen! Dieſelben Stühle und derſelbe Tiſch deren Bekanntſchaft wir in Fujimi gemacht, und die uns ſeither zu unſerer großen Bequemlichkeit gefolgt ſind. Tiefe Ruhe herrſcht in der Luft, auf der Erde und über dem Waſſer. Alles athmet die Sanctitas Loci.

Vor Anbruch der Nacht ſind wir in Otſu zurück, und erhalten ſofort den Beſuch des Chi-ken-ji, das heißt des Gouverneurs des Ken. Er iſt ein ſchweigſamer, ſchüchterner junger Herr. Bevor er ſpricht oder auf unſere Fragen antwortet,

ſieht er immer mit einiger Aengſtlichkeit den Dai-Sanji an der ſein rechter Arm, wahrſcheinlich ſein Faktotum, ſein Mentor und Aufſeher iſt, das Weſen welches er ſucht und flieht, am meiſten fürchtet und am meiſten haßt, der Mann der ſeine Tage vergiftet, aber ohne den die Tage ſeiner Statthalterſchaft wahrſcheinlich gezählt wären. Ein Prachtſtück eines hohen Würdenträgers. Dagegen beſitzt der Dai-Sanji eine merkwürdige Ungenirtheit und eine nicht geringere Mundfertigkeit. Die beiden ergänzen ſich alſo. Alles in Allem, glaube ich, wird in Otſu gewirkt und gewaltet wie anderwärts. Wem Gott das Amt gibt dem gibt er den Verſtand. Regierung und Regierte befinden ſich dabei den Umſtänden gemäß.

(26. September.) Um ſieben Uhr Morgens erwidern wir den Beſuch des Chi-ken-ji. Er bewohnt, im Tempel Midera, die Gemächer des Oberprieſters. Auch hier hat ſich die Regierung einen Theil der Kloſtergebäude angeeignet. Die Gründe ſind die gewöhnlichen: „man braucht Räumlichkeiten für die Büreaux, die Mönche beſitzen deren mehr als ſie benöthigen. Ueberdies reiſt der Pontifex häufig umher. Er iſt ein Abſentiſt.“ Ich erkühnte mich den Gouverneur über dieſen heiklichen Gegenſtand zu befragen, und der Dai-Sanji hatte die Güte zu antworten, ungefähr ſo wie man in andern Ländern ähnliche Fragen erwidert, nur mit größerer Aufrichtigkeit. „Nun“, fragte ich den Gouverneur, „was ſagt der Oberprieſter? Freut es ihn Eure Excellenz in ſeiner Wohnung hauſen zu ſehen?“ Der Ken-ji ſah ſeinen Sanji mit ängſtlicher Miene an. Dieſer antwortete lachend: „Nein, aber wir ſind die Stärkeren.“

Unſere heutige Tagereiſe führt uns durch Gegenden welche, wie man mir ſagt, kein Europäer je beſucht hat.

Abreiſe von Otſu um acht Uhr zwanzig Minuten. Richtung Süd-Oſt. Ankunft im Dorfe Oiwaki um neun Uhr. Hier verlaſſen wir den Tokaido um uns öſtlich zu wenden. Unſer Ziel iſt der Udjidiſtrikt der den beſten Thee in Japan erzeugt. Ich reiſe zu Pferde, und es regnet in Strömen, aber die Luft iſt lau und balſamiſch. Der Weg führt uns durch den beträchtlichen Flecken Daijingoji. Sein großer Tempel liegt in einem ſehr ausgedehnten Hain den eine weißgetünchte Mauer einfriedet. Die Straße zieht fortwährend durch Dörfer an ummauerten Tempelgründen vorüber. Alles trägt das Gepräge des Wohlſtandes und einer alten weit gediehenen Civiliſation.

Um eilf Uhr Ankunft und Halt in dem gleichfalls ausgedehnten Flecken Tiſſômura. Weiterreiſe um Mittag. Eine halbe Stunde ſpäter erreichen wir Ôwaku. Wir ſteigen am Thore dieſes hochberühmten Buddhatempels ab und beſehen uns mit Muße ſeine verſchiedenen durch Mauern getrennten Höfe, die Heiligthümer, das Kloſter und die Pilgerhäuſer. In einer der großen Hallen ſtehen auf dem Altartiſche die gewöhnlichen Gegenſtände: in der Mitte eine große Vaſe mit einem Baumzweige; vor der Vaſe das Weihrauchgefäß, zu beiden Seiten ein hoher und ein niedriger Leuchter und an den beiden Enden des Tiſches Blumenvaſen deren Zeichnung von entſchieden klaſſiſcher Schönheit iſt. Hinter dem Altar erheben ſich auf drei iſolirten Fußgeſtellen im italieniſchen Barokſtyle des ſiebenzehnten Jahrhunderts drei hölzerne vergoldete Statuen. Die mittlere iſt koloſſal und ſtellt Shaka dar, den japaniſchen Buddha; die beiden anderen, von Naturgröße, ſeine beiden vornehmſten Jünger, Anan und Kaſhu. Buddha iſt ſitzend dargeſtellt, aber nicht in der traditionellen Stellung der abſoluten Ruhe; denn hier ertheilt er mit der rechten Hand den Segen. Hinter dem Gotte iſt eine elliptiſche Niſche in Form einer Muſchel ange-

bracht. Sie geht von dem Fußgeſtelle aus und entſpricht der Glorie unſerer Heiligenbilder. Die beiden Jünger ſind in Anbetung verſunken. Anan blickt zum Meiſter empor mit erhobenen gegen einander gelegten nicht gefalteten Händen. Kaſhu faltet die Hände und neigt den Kopf vorwärts. Ausdruck und Stellung beider habe ich unzählige Male in unſern Kirchen geſehen. In demſelben Saale längs der Wände ſind achtzehn ſitzende Statuen, neun auf jeder Seite, aufgeſtellt. Sie ſind von Naturgröße, gleichfalls aus Holz geſchnitzt und vergoldet. Ich rechne ſie zu den höchſten Erzeugniſſen japaniſcher Skulptur. Sie vereinigen alle Eigenthümlichkeiten dieſes Kunſtzweiges, wie er ſich in Japan entwickelt hat: die Achtung vor der Wahrheit, das feine Naturgefühl, die techniſche Vollendung, das Gefallen am Verzerrten, am Seltſamen, am Grotesken; endlich den humour. Einige dieſer Köpfe ſind zu gleicher Zeit fratzenhaft und naturgetreu, furchtbar und lächerlich. Dennoch läßt ſich ihnen wirklicher Kunſtwerth nicht abſprechen.

Um Ein Uhr verlaſſen wir den Tempel. Das Wetter hat ſich aufgeklärt, und wir genießen der ſchönen Gegend die immer dieſelben Elemente wiederholt, zu denen ſich aber jetzt ein mir neues weniger anziehendes geſellt: die Theepflanzungen. Ein hoher Damm führt durch ſie nach dem Ufer des Ubjigawa der hier plötzlich aus einer bewaldeten Schlucht hervorbricht und in die Ebene eindringt die er vor ſeiner Mündung in das Meer nicht mehr verlaſſen wird.

Am entgegengeſetzten Ufer liegt Ubji, der Hauptort des berühmten Theediſtriktes. Eine Fähre bringt uns hinüber. Wir raſten in einem ſchönen Gaſthofe und beſuchen dann die Pflanzungen. Nichts kann häßlicher ſein. Die ſteifen Büſche ſind ſchachbrettartig gepflanzt, die Zwiſchenräume mit Dünger gefüllt; die Luft verpeſtet.

In Udji verlaſſen uns die Wächter um nach Otſu zurückzukehren. Sie machen ſich eines ſchweren Vergehens ſchuldig, denn ſie hatten Befehl uns bis Oſaka zu begleiten, aber Herrn Enslie's Beredſamkeit hat dies Wunder gewirkt, und wir athmen freier auf. Man kann ſich von der Zudringlichkeit dieſer Leute keinen Begriff machen. In Bewegung und in Ruhe wichen ſie keinen Augenblick von unſerer Seite. Nachts umlagerten ſie die Ausgänge unſerer Zimmer. Es war eine wahre Gefangenſchaft.

Um halb vier Uhr Abreiſe in einem Flußkahn. Die Ufer treten zurück und werden allmälig flach. Zwiſchen niederen mit dichtem Gras bewachſenen Inſeln gleiten wir ſanft hinab, paſſiren Fujimi unter ſeiner Brücke und landen, da es dunkel geworden und der elende Nachen ſich mit Waſſer füllt, gegen ſieben Uhr am rechten Ufer des Fluſſes. Von dort nach Yâvata, wo wir die Nacht zubringen wollen, zählt man einen halben Ri. Unſere Leute ſind in einem andern Boote vorausgereiſt und müſſen bereits die Herberge erreicht haben; Herr Enslie bleibt alſo zum Schutze des Gepäckes im Boote zurück, während ich nach Yâvata gehe um ihm die Diener zu ſchicken. Mit einer Laterne verſehen, und von zwei unſerer Ruderer geleitet, breche ich auf. Die Nacht iſt ſchwarz; der Regen fällt in Strömen; der Weg führt auf einem kaum einen Fuß breiten Damme hin; unten fließt der Yodogawa; auf der andern Seite breitet ſich ein Sumpf aus. Der Boden iſt erweicht. Bei jedem Schritte gleite ich aus oder laſſe meine Schuhe im Kothe ſtecken. Endlich ladet mich einer der Männer auf die Schultern. Die Hände auf den Rücken ſeines Kameraden ſtützend, der die Laterne trägt und mit dem Fuße die ſicheren Stellen ſucht und andeutet, bei jedem Schritte ſtrauchelnd, fortwährend in Gefahr in den Strom hinabzurollen, der zu unſerer Linken rauſcht,

oder in den Sumpf, der ſich zu unſerer Rechten wie ein großes Leichentuch ausbreitet, thut der brave Burſche was er kann, und erreicht allmälig und ohne Unfall das Ende des Dammweges. Die Kavalkade hatte fünfundzwanzig lange Minuten gewährt und mit Vergnügen gewahren wir in der Ferne ein Licht. Es kommt aus dem Gaſthauſe. Dort werde ich mit Freudengeſchrei begrüßt. Männer, Frauen, Kinder umringen mich, betrachten den Fremdling mit Erſtaunen, beſtürmen ihn mit unverſtändlichen Fragen, überhäufen ihn mit Artigkeitsbezeigungen. In einem Augenblicke, und unerachtet meines Widerſtrebens, hat man mir die durchnäßten Kleider coram populo ausgezogen. Ich ſelbſt werde in eine mit heißem Waſſer gefüllte Tonne getaucht und hierauf, mit kaltem Waſſer begoſſen. Es iſt dies die japaniſche Methode. Ich empfehle ſie. Dann werde ich, in eine neue Tunika des Wirthes gehüllt, in das Ehrengemach getragen und auf der Matte niedergelegt. Einige Taſſen ſiedheißen Udjithee's ſtellen die erſchöpften Kräfte alsbald wieder her.

Von Otſu nach Yâvata acht Ri oder zwanzig Meilen.

(27. September.) Wir ſchwimmen raſch den Fluß hinab. Um Mittag haben wir die erſten Häuſer von Oſaka erreicht; um halb zwei Uhr landen wir im Fremdenviertel. Daraus mag man auf die Ausdehnung dieſer Großſtadt ſchließen.

* * *

Während die kleine Djonke uns an idylliſchen Ufern entlang ſanft den Yodogawa hinabtrug, ſammelte ich meine Erinnerungen, ergötzte mich im Geiſte an den geſehenen Kunſtſchätzen, dankte meinem freundlichen Glücksſtern für den ſeltenen Genuß — in der That, nur Wenigen ward er zu Theil — und

ſchrieb, am Boden unſeres primitiven Kahnes ausgeſtreckt, folgende Betrachtungen in mein Tagebuch:

Kiyôto, Kamâkura, Yedo beſitzen die berühmteſten, reichſten und ſchönſten Tempel. Die Heiligthümer von Kamâkura wurden theilweiſe zerſtört. Unter den Grabdenkmalen nehmen die der Shiba den erſten Rang ein. Sie ſind, mit Taiko-Sama's Schloß und mit ſeinen beiden Tempeln in Kiyôto, die äußerſte und höchſte Leiſtung japaniſcher Kunſt. Rings um die beiden Hauptſtädte findet man viele Tempel erſten Ranges. So insbeſondere in den Diſtrikten öſtlich von Kiyôto, zwiſchen dem Bivaſee und dem nördlichen Eingang ein das Yodogawathal. Die Perle iſt der Tempel von Ôwaku. In Nikkô, nördlich von Yedo, befinden ſich einige Shogungräber, und öſtlich von Kiyôto, an einem Orte deſſen Name mir entfallen iſt, ruhen mehrere Mikado. Ausgenommen dieſe beiden Nekropolen, welche der Shiba weit nachſtehen ſollen, habe ich die berühmteſten Denkmale Japans geſehen. Für Kunſtthätigkeit in all ihren Zweigen iſt Kiyôto weit mehr als Yedo der Herd und Mittelpunkt.

Architektur. Vielleicht läßt ſich dies Wort kaum auf japaniſche Bauten anwenden. Der Tempel, das Schloß, der Palaſt, das Bürgerhaus, die Hütte beſtehen aus denſelben Elementen. Ein erhöhter Fußboden — die Vorſicht iſt nöthig wegen der Feuchtigkeit des Klima's und der vielen Reptilien; — dann wenigſtens vier Vertikalbalken; endlich das ſehr ſchwere Dach. Die Mittelwände ſind mit Papier beſpannte Couliſſen; die Ringmauer bewegliche Bretterwände die Nachts aufgeſtellt werden. Tempel, Schlöſſer und Yaſhke ſind mit ſteinernen Mauern eingefriedet, oder mit Paliſſaden. Alles Uebrige iſt durchaus Holzkonſtruktion. Es iſt die primitivſte Bauweiſe; ſie entſpricht aber der Beſchaffenheit des Klima's, den Bedürfniſſen der Bewohner, den finanziellen Verhältniſſen der Nation.

Dieſe Holzbaracken widerſtehen weit beſſer als unſere gemauerten Häuſer dem Typhon und den Erdbeben. Der Feuersgefahr ſind ſie mehr ausgeſetzt; aber theilweiſe oder ganz niedergebrannt, oder durch den Sturm oder Erdbeben umgeworfen und zertrümmert, werden ſie in wenigen Tagen und mit wenig Koſten wiederhergeſtellt oder von Grund auf neu gebaut. Der furchtbare Typhon vom 24. Auguſt dieſes Jahres, den ich in Hata erlebt habe, verwandelte die niedrig gelegenen Gaſſen der Vorſtadt Takanawa (Yedo) in einen Schutthaufen. Auch in Yokohama, in der europäiſchen Stadt, beſonders auf den Bluffs hatte der Sturm arge Verwüſtungen angerichtet. Eines der engliſchen Regierungsgebäude, die Wohnung des Richters, wurde halb abgedeckt und drohte, trotz ſeiner feſten Mauer, einzuſtürzen. Die Wiederherſtellung wird Monate und bedeutende Summen in Anſpruch nehmen. Die japaniſchen Häuſer in Takanawa waren neun Tage nach dem Sturme bereits wieder bewohnbar. Eine Architektur im gewöhnlichen Sinne des Wortes gibt es eigentlich in Japan nicht; aber man thut was man kann und braucht, und man braucht eben wenig; man behilft ſich mit dem Material das man beſitzt, und man weiß damit umzugehen. Dies Material iſt Holz.*)

Skulptur. Ihre größten Leiſtungen ſind, meiner Anſicht nach, die eherne Statue des Daibutſu bei Kamâkura und die hölzernen Standbilder in Ôwaku; ſodann die Figuren der ſiebenundvierzig Ronin. Auch das Wachskabinet in der Aſakuſa verdient hier Erwähnung.

*) Im Frühling 1872 wurde ein großes Stadtviertel von Yedo ein Raub der Flammen. Die Regierung verordnete den Wiederaufbau der Häuſer in europäiſchem Style. Dieſe Neuerung ſetzt eine Reform des Klima's voraus, eine gänzliche Umgeſtaltung der Sitten und Lebensgewohnheiten, endlich Geldmittel die man nicht beſitzt.

Die absolute Schönheit wiederzugeben war das Ziel des Bildhauers im goldenen Zeitalter griechischer Kunst. Sein Ideal war die Darstellung des menschlichen Körpers in seiner vollendeten Schönheit. Die großen italienischen Meister verfolgten verschiedene und komplicirte Zwecke. Auch sie suchten die ideale Schönheit, aber sie schlossen dabei Nebenrücksichten nicht aus. Sie wollten oder mußten ihr Schönheitsgefühl gewissermaßen den herrschenden Ideen der Zeit unterordnen. Zum Beispiel: Michel Angelo wird beauftragt das Grab Julius II. auszuführen. Er vergleicht den Papst mit Moses, und Moses wird, unter dem Meißel des Künstlers, das Symbol der göttlichen Offenbarung und übermenschlichen Kraft. Eine Schöpfung einzig in ihrer Art. Aber man kann sie nicht betrachten ohne Schaudern. Unwillkürlich und wie eingeschüchtert durch die Anschauung des Uebernatürlichen, wendet sich der Blick ab. Schönheit und Naturwahrheit wurden da dem Erhabenen geopfert. Der japanische Bildhauer verfolgt andere Zwecke. Er sucht die Seelenstimmungen wieder zu geben: die absolute Ruhe des Shaka (Buddha), die Verzückung oder die tiefe Sammlung der Jünger des Gottes, Furcht, Zorn, Haß, Ueberraschung, Fröhlichkeit, selten zärtliche Gefühle. Der nackte Körper, das große Vorbild und die große Aufgabe der antiken Kunst, läßt ihn kalt. Er gibt ihn nur wieder, wo dies der Gegenstand erheischt; aber dann weiß er die Aufgabe zu lösen. Nicht als ob er den geringsten Begriff von Anatomie hätte; nicht einmal dem Namen nach kennt er sie; verunreinigt ja schon die bloße Berührung eines Leichnams. Aber er hat nackte lebende Körper fortwährend vor Augen. Er sieht wie sie die Muskeln anstrengen, Lasten heben, die Ruder bewegen. Unsere Künstler müssen sich mit Modelen begnügen deren Stellungen immer gezwungen sind. Daher glänzen seine, in an-

derer Beziehung unvollkommenen, Leiſtungen durch die unſern modernen Skulpturen ſo häufig fehlende wahre wirkliche Lebendigkeit. Wie der Maler, wie der Dichter iſt auch der Bildhauer Humoriſt. Aber ſein humour offenbart ſich weniger in den Stellungen als in der Wahl des Gegenſtandes und im Mienenſpiel ſeiner Figuren. Er übertreibt abſichtlich aber mit Geſchmack. In der Darſtellung der Thiere iſt er unerreicht. Er verſteht es ihnen den Ausdruck der menſchlichen Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften zu verleihen. Dieſe ſeltſamen Erzeugniſſe einer zugleich bizarren, tiefſinnigen und kindiſchen Phantaſie, die ſich überdies ſehr oft durch eine erſtaunliche techniſche Vollendung hervorthun, erregen die Heiterkeit des Betrachters. Er iſt aber auch überraſcht und wegen der Ueberraſchung kann die Lachluſt nicht recht aufkommen; ja ſie weicht zuweilen plötzlich einer trüben Stimmung. Darin beſteht aber eben das Weſen des humour. Man wird ſich, zu gleicher Zeit, der komiſchen, der ernſten, der traurigen Seite der Dinge bewußt. Das erzeugt einen Konflikt entgegengeſetzter Empfindungen; das Auge wird geſchmeichelt, die Neugierde erregt aber nicht befriedigt. Daher eine leiſe Spannung des Geiſtes vereint mit einer angenehmen Bewegung des Gemüthes. Eine Analogie mit gewiſſen kulinariſchen Genüſſen: wie das aigre-doux oder das chaud-froid der franzöſiſchen Küche. Jedenfalls beweiſt dies im Schooße der nur halb civiliſirten Nation eine merkwürdige Verfeinerung.

Goldarbeiten. Bronzen. Am beſten haben ſich dieſe Künſte in Kiyôto erhalten. Die für die Ausfuhr nach Europa beſtimmten Erzeugniſſe, wie man ſie in Yokohama findet, ſtehen weit zurück. Der Werth dieſer Gegenſtände beſtand in der Schwierigkeit ſie ſich zu verſchaffen. Mit dieſer Schwierigkeit iſt auch ihr Werth verſchwunden.

Malerei. Ihr Vorwurf ſind der Himmel, die Hölle, die Erde, und alles Geſchaffene. Die indiſche Theogonie die von den Ufern des Ganges nach China, von China nach Korea, von dort nach Japan gewandert iſt, verlor auf der langen Reiſe einen Theil ihrer Schreckniſſe und fügte ſich in das kindiſche Weſen dieſes kindlichen Volkes welches zugleich lacht und weint. Auch das Rad der Zeit blieb nicht ſtehen. Auch in Japan haben die Götter die luftigen Höhen des Olymps verlaſſen, und wenn ſie noch nicht bis zu den unterſten Stufen herabſtiegen, wenn ſich noch kein japaniſcher Offenbach fand der ſie im Tanze wirbeln ließe zu den profanen Weiſen ſeiner frechen Geige, ſo ſcheinen ihre Tage darum nicht minder gezählt. Nicht Einen Mann von Rang habe ich begegnet der über religiöſe Dinge nicht genau die Sprache unſerer großen Herren des vorigen Jahrhunderts führte: „Shaka! Götter! Bah! Erfindung der Pfaffen! Wir kümmern uns wenig um die Götter und ihre Prieſter. Derlei Zeug iſt gut für das Volk.“ Man begreift, die kirchliche Kunſtrichtung findet bei ſolchen Männern keinen Vorſchub. Man fabricirt immer noch und verkauft im Volke maſſenhaft, um einen halben Tempo das Stück, illuminirte Bilder: Götzen mit rothen oder grünen Geſichtern, die auf Drachen ſitzen und Feuer ſpeien, ihre Säbel ſchwingen, mit einander kämpfen. Aber die Herren im Seidenrock, beſonders die Literaten, ſind über dergleichen erhaben. Laſſen wir alſo Himmel und Hölle bei Seite — eigentlich ſollte ich ſagen Himmel und Fegefeuer, denn Buddha kennt keine ewigen Strafen, — und werfen wir einen Blick auf die Gegenwart, auf die Malerkunſt wie ſie heute geübt wird; vergleichen wir ſie mit den alten Bildern deren aber keines über das ſiebenzehnte Jahrhundert zurückzureichen ſcheint. Alles was von der Bildhauerei geſagt wurde findet hier gleichfalls An-

wendung, nur mit dem Unterſchiede daß in der Malerei der humour ein weiteres Feld beſitzt und ſein Reich möglichſt auszudehnen ſucht. Aber auch hier finden die Uebertreibung und das Gefallen an der Verzerrung, in dem Beſtreben die Natur treu wieder zu geben, heilſame Schranken.

In Europa herrſcht die Meinung vor daß die Perſpektive den japaniſchen Künſtlern unbekannt ſei. Ich habe bereits einige kleinere Gemälde, wahre Meiſterſtücke aus der Zeit Taiko-Sama's, erwähnt. Sie beweiſen das Gegentheil. Wie ſollten Künſtler welche die Natur ſo treu wiedergeben für die optiſchen Wirkungen der Entfernung kein Auge haben? Gewiß, die Regeln der Geometrie und die Geſetze der Perſpektive ſind ihnen unbekannt; gerade ſo wie die Bildhauer keine Ahnung von Anatomie haben, was ſie aber doch nicht hindert ſehr korrekt zu modeliren. Wenn die Maler wollten, ſo könnten ſie ohne Zweifel die Landſchaften wiedergeben, wie ſie ſich dem Auge darſtellen. Ich habe die Beweiſe angeführt. In Europa gibt es viele Landſchaftsmaler welche die Perſpektive nicht ſtudirt haben und doch, inſtinktmäßig oder in Folge des vielen Kopirens, korrekte Zeichnungen liefern. Ich wäre geneigt zu glauben daß der japaniſche Maler abſichtlich über die Regeln der Perſpektive hinweggeht. Nicht nur bei dem Künſtler, auch in ſeinem Publikum, ſetzt die Perſpektive eine gewiſſe geiſtige Anſtrengung und dieſe wieder eine gewiſſe geiſtige Bildung voraus. Nehmen wir an, man zeige einem Bauern eine Vedute ſeines Dorfes: der Brunnen, daneben eine Baumgruppe, über den Wipfeln die Thurmſpitze. Der Bauer, zuerſt verwirrt, wird Mühe haben ſein Dorf zu erkennen, und das Bild macht ihm offenbar keine Freude. Er vermißt die Kirche, das Gemeindehaus oder ein ſonſtiges Gebäude auf welches die Dorfbewohner ſtolz ſind. Wenn man ihm erklären

will daß der Brunnen und die Bäume dieſe Objekte verdecken, ſo ſchüttelt er den Kopf. Um ihn zu befriedigen, nimmt der Maler das Dorf von einem Höhenpunkte auf. Hier ſind alle Gebäude ſichtbar; aber er hüte ſich ſie in der Vogelperſpektive darzuſtellen. Von der Verkürzung hat der Bauer keinen Begriff. Um ihm zu gefallen muß man gegen die Perſpektive ſündigen. Bei den in Japan ſo beliebten Stilllebenbildern iſt dies noch unvermeidlicher; denn hier handelt es ſich in einem kleinen geſchloſſenen Raume mehrere Menſchengruppen darzuſtellen. Eine würde die andere verdecken. Man opfert alſo die Geſetze der Optik. Was ich eben ſage iſt eine Hypotheſe die wahr oder falſch ſein kann. Nur ſo viel behaupte ich: die japaniſchen Maler kennen oder kannten einſt die Perſpektive.

Es gibt Geſchichts-, Landſchafts- und Fächermalerei. Die modernen Lackſachen und Porzellanvaſen können nicht für Kunſtwerke gelten. Die Geſchichtsmalerei beſchäftigt ſich, wie bereits erwähnt, mit mythologiſchen Gegenſtänden und verewigt, in den traditionellen Formen, gewiſſe dem Volke bekannte Ereigniſſe. Hieher gehören auch die Illuſtrationen der beliebten Romane; meiſt anſtändige Darſtellungen unanſtändiger Situationen. Viele Bilder enthalten nur einen weiblichen Kopf oder eine weibliche Figur. Es ſind immer Portraits, gewöhnlich von Kurtiſanen, welche ihr Verehrer malen ließ. Niemandem würde einfallen das Bildniß einer Frau blos ihrer Schönheit wegen zu beſtellen, eine Chloe malen zu laſſen wenn man nicht ihr Daphnis iſt. Derlei Bilder kommen, wie die Vieux-Lack, nur gelegentlich im Handel vor; ſie verdanken wie geſagt ihre Entſtehung niemals dem Kultus der abſtrakten Schönheit oder einem künſtleriſchen Gefühle, ſondern ſtets rein perſönlichen Beziehungen.

Die Landſchaften ſtehen unter der Figur; aber als „Ge-

ſammtvedute", wenn ich mich ſo ausdrücken darf, haben ſie bedeutenden Werth. Ich beſitze eine zahlreiche Sammlung von illuminirten, ziemlich roh gemachten Bilderbögen, zu welchen die Gaſſen von Yedo die Motive lieferten. Es ſind keine Vedute. Umſonſt ſuchte ich die Orte auf welche ſie darzuſtellen ſchienen. Dieſe Orte beſtehen nicht; aber der Künſtler gibt den allgemeinen Charakter der Gegend mit merkwürdiger Treue wieder. Häuſer, Brücken, Kanäle, Bäume, die Staffage ſcheinen aber ſind keine Porträts. Während man dieſe Zeichnungen betrachtet, iſt man in Yedo. Als allgemeine Aehnlichkeit laſſen ſie Beato's ſchönſte Photographien weit zurück.

Beſondere Aufmerkſamkeit verdient die Fächermalerei, weil ihre Erzeugniſſe, vom Mikado bis zum armen Kuli, durch die ganze Nation verbreitet ſind. Es iſt ein Induſtriezweig und zugleich eine Kunſt. Einige charakteriſtiſche Merkmale der Bildhauerei und der Malerei im Allgemeinen finden ſich auch in ihr vor. Die erſte Aufgabe iſt Wohlfeilheit. Vielleicht gibt es werthvolle und theure Fächer; ich ſah keine. Die in Elfenbein geſchnitzten, welche in Europa zuweilen als japaniſches Produkt verkauft werden, ſind chineſiſche Arbeit. Die auf Papier gemalten Bilder ſtellen die verſchiedenſten Gegenſtände vor: Scenen aus Romanen, die vier Jahreszeiten, den Fujiyama, Pflanzen und Bäume, die verſchiedenen Beſchäftigungen des Landmannes, die Tempel von Kiyôto und Yedo, Stadtpläne und ſo fort. Mit dieſen Bilderbögen werden die Fächerſtäbe beklebt. Dann gibt es noch eine Menge anderer beliebter Darſtellungen die in ihrer Einfachheit überaus anmuthig ſind und durch innere Gegenſätze die Neugierde erregen. Gewöhnlich iſt das Hauptobjekt winzig und die Umgebung, der Rahmen ungeheuer. Zum Beiſpiel ein Storch der einen Fiſch im Schnabel trägt; er ſcheint die Wogen des Meeres mit den Flü-

geln zu berühren. Der Gesichtskreis entzieht sich dem Beobachter. Dadurch wird der Eindruck des Unbegrenzten, des Unendlichen hervorgebracht. Auf einem andern Fächer sieht man den gestirnten Himmel oder den nächtlichen Himmel; auf dem einen Rande geht die Sonne unter, auf dem andern der Mond auf; zwei oder drei winzige Vögelchen fliegen davon; man frägt sich, wohin? Die Wirkung ist immer eine leise Spannung des Geistes, ein Gefühl der Unruhe; und diese Wirkung wird mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht, mit einem Stückchen Papier, etwas chinesischer Tusche und zwei oder drei Farben. Die kleinen Meisterstücke werden für einige Heller verkauft. Deshalb sagte ich an einer andern Stelle: Die Kunst bringt in das Volk.

Es wurde bereits erwähnt daß in den höhern Klassen die Künste gepflegt werden, und daß es sogar Künstlerinnen gibt. Zugleich sprach ich die Ansicht aus daß dies Kunsttreiben mehr ein geistiges Spiel ist, in welchem es darauf ankommt auswendig gelernte Motive je nach der Eingebung des Augenblickes zu verwenden. Höchst wahrscheinlich gehören diese Motive, wenn man einige groteske Darstellungen von Telegraphenstangen, Dampfschiffen und Engländern mit rothen Backenbärten ausnimmt, sammt und sonders der Vergangenheit an. Heute wird nicht mehr erfunden. Die Erfindungsgabe scheint erstorben zu sein, ein untrügliches Zeichen des Verfalles. Um die Dekadenz nachzuweisen genügt der Vergleich zwischen den modernen Kunsterzeugnissen mit den alten, deren schönste offenbar durch Vermittelung der Holländer in Deshima ihren Weg nach Europa fanden. Auch die Japaner geben den Verfall zu, aber ihre Erklärung ist oberflächlich wie sie selbst. Die reichen Leute, sagen sie, zahlen nicht mehr wie ehedem. Um zu leben muß der Künstler viel und daher rasch arbeiten. Er hat nicht

mehr Zeit Gutes zu ſchaffen Gerade das Gegentheil iſt wahr; die Künſtler arbeiten ſchlecht, werden für ihre ſchlechte Arbeit ſchlecht bezahlt, und müſſen alſo möglichſt viel erzeugen und raſch arbeiten, wodurch die Arbeit nicht beſſer wird. Die ſchlechten Preiſe ſind nicht die Urſache, ſondern die Wirkung des Verfalles. Uebrigens zahlen reiche Leute zuweilen noch ſehr gut, der Beweis: die hohen Preiſe der ſchönen Gegenſtände die man in Kiyôto verfertigt. Aber die reichen Leute wollen eben nicht für mittelmäßige Waare die Preiſe zahlen welche ihre Großväter für Meiſterſtücke gaben. Noch ein anderer Grund wirkt hier mit. Ueberall liebt der Menſch das Neue, und die Künſtler wiederholen immer wieder und zwar ſehr unvollkommen die alten Modele deren man nachgerade ſatt geworden iſt. Aber inmitten des Verfalls blieben der Geſchmack und ein gewiſſer Sinn für das was der Franzoſe comme il faut nennt: beides Gaben die nur der Himmel verleiht.

In Japan gibt es weder Ateliers, noch Akademien und Kunſthandlungen. Es ſcheint daß ſich die Kunſt in gewiſſen Familien vom Vater auf den Sohn vererbt. Daher ihr ſtereotypes Weſen. Gewöhnlich läßt der Kunſtfreund den Künſtler rufen, zahlt ihm drei oder fünf Rio monatlich, nährt und bewohnt ihn wohl auch während der Zeit, und erwartet von ihm eine gewiſſe Anzahl Gemälde die, auf Papier oder Seide ausgeführt, zuſammengerollt aufbewahrt oder, auf Bambusſtäbe geklebt, in der Niſche des Ehrengemaches aufgehängt werden Gerade ſo erging es Murillo in Sevilla. Fünf Jahre in dieſem, zehn in jenem Kloſter arbeitete er als armer Koſtgänger; aber, glücklicher als ſeine japaniſchen Brüder, erwarb er im Dunkel der Entbehrung die ſtrahlende Krone der Unſterblichkeit.

VIII.

Nagaſaki.

Vom 28. September zum 2. Oktober.

Der Papenberg. — Eingeborene Chriſten. — Die politiſchen Zuſtände in Japan.

(28. September.) Nach einem mit Hrn. Gower, dem engliſchen Konſul und ſeinen Freunden höchſt angenehm verbrachten Tage, ſchiffe ich mich um Mitternacht an Bord des amerikaniſchen Steamers New-York nach Nagaſaki ein. Ein liebenswürdigerer Mann als der Kommandant, Kapitän Furber, beſchifft nicht die Meere.

(29. September.) Um drei Uhr Morgens lichtete die New-York die Anker und fuhr ſogleich in „das innere Meer" ein. Bei Sonnenaufgang bin ich am Deck. Zu beiden Seiten ſteigen kegelförmige Eilande aus den Fluthen empor. Im Süden entwickelt die große Inſel Shikoku ihre maſſigen Bergketten.

Um zwei Uhr ſind wir vor Mehara auf Niphon. Das große Feudalſchloß des Fürſten von Kiſhiu zeigt nur ſeine weitläufigen Ringmauern mit den thurmähnlichen Portalen. Die Menge der Bewaffneten am Geſtade und an den Zugängen der Burg beweiſt die Anweſenheit des großen Daimio. Nahebei liegt das Han, die Hauptſtadt ſeiner Staaten. An Bord fragt man ſich ob all dies, in Folge der Yedoer Dekrete, wirklich zuſammenſtürzen werde wie die Mauern von Jericho.

Während die New-York ihre zehn Meilen die Stunde gewiſſenhaft zurücklegt, zeigt die Landſchaft auf beiden Ufern immer dieſelben Elemente, aber ihre mit Recht geprieſene Schönheit iſt unbeſchreiblich. Das Meer, heute ſpiegelglatt, wird ab-

wechſelnd zum Fluſſe und zum See. Von allen Seiten ragen zahlloſe erloſchene Vulkane in die Luft empor. An ihrem Fuße Geröll von ſchwarzen Lavablöcken, dem ſturmgepeitſchten plötzlich verſteinerten Ocean ähnlich. Die Abhänge der Bergkegel bis an den Scheitel mit der üppigſten Vegetation bedeckt; die Wände der Schluchten durch Menſchenhand in trefflich bebaute Terraſſen verwandelt; auf jeder Felskuppe der landesübliche grüne Federbuſch; auf dem Grate der Berge die gleichfalls ſtereotype Reihe von Bäumen zwiſchen deren Stämmen der Himmel durchblickt. Verglichen mit den Bergen ſind dieſe Bäume koloſſal, während doch erſtere, weil durch das Prisma einer feuchten und zugleich duftigen Atmoſphäre betrachtet, ferner und höher ausſehen als ſie ſind. Es iſt eine optiſche Täuſchung welche ſich in den Bildern der japaniſchen Landſchaftsmaler ſo häufig wiederfindet. Ein Berg ſcheint dem Auge mehrere tauſend Fuß und die ſeinen Scheitel krönenden Bäume mindeſtens halb ſo hoch. Wie bizarr! Am Ufer, im Hintergrunde unzähliger kleiner Buchten, ſchimmern Städte, Marktflecken, Fiſcherdörfer. Vor Anker liegen Hunderte von Djonken. Ueber den Häuſern ſteigen die Berge empor. Die in den Fels gemeißelten Stufen führen zum Tempel der immer auf halber Höhe im Gehölze liegt. Die feierlichen Trauertöne der Poſaune oder des die Götter rufenden Gong dringen zuweilen an unſer Ohr, werden von den Felsufern zurückgeworfen, verhallen allmälig über der ſtillen, weiten Waſſerfläche.

(30. September.) Die wegen ihrer Naturſchönheit berühmte Meerenge von Shimonoſeki*) durchſchifften wir leider in der

*) Im Jahr 1864 fand hier das bekannte Bombardement durch die franzöſiſch-engliſchen Geſchwader ſtatt.

Nacht, drei Stunden vor Sonnenaufgang. Dagegen iſt die heutige Tagreiſe noch reicher an zauberiſchen Bildern. Das Meer und der Geſichtskreis erweitern ſich. Im Süden erſcheinen die phantaſtiſchen Umriſſe der Inſel Firando wo einſt der heilige Franciskus Xaverius wirkte; im Hintergrund thürmen ſich die Bergmaſſen der jetzt politiſch ſo bedeutſamen Inſel Kiuſhiu. Ringsum ein Archipel kleiner Felseilande. In viele hat das Meer Höhlungen und Tunnel gebohrt. Selbſt bei ganz ſtillem Wetter brechen ſich die Wogen an den Wänden, ſteigen ſchäumend hinan, verſchwinden mit dumpfem Gebrülle in den Grotten. Eine dieſer Klippen iſt weiß geſtreift: als wir nahen, ſehen wir Tauſende von weißen Seevögeln die in den ſenkrechten Felsſpalten niſten. Eine andere, ein nackter Block mit einer Baumgruppe am Scheitel, reißt ihre ſchwarze Silhouette vom lichten Hintergrunde des Himmels ab: ein Rieſenkopf mit ſtruppigem Haar, von Meiſterhand mit Kohle auf weißes Papier gezeichnet.

Wir ſind am Eingange der Bai von Nagaſaki, und ſteuern durch ein Labyrinth von Inſeln. Hinten, wie ein grüner Vorhang, hohe langgeſtreckte Bergmaſſen. Eine der Inſeln iſt der Papenberg. Ueber ſeine Felswand herab wurden viertauſend Chriſten in das Meer geſtürzt.*) An jenem Tage, an dieſer Stelle, ward die wirkliche Civiliſation Japans in der Wiege ertränkt. Heute halten die europäiſchen Reſidenten ihre Piknick am Papenberg. Von den viertauſend Martyrern wiſſen ſie nichts.

Um fünf Uhr geht die New-York auf der Rhede von Nagaſaki vor Anker. Die Stadt liegt amphitheatraliſch; das europäiſche Viertel, zu dem das Terrain dem Meere mit großen Koſten abgerungen wurde, am öſtlichen Geſtade der Bai. Auf

*) 1638.

einer Anhöhe ſteht die katholiſche Kirche, neben ihr eine rieſige Akazie; auf einem anderen Hügel das brittiſche Konſulat, ein ſtattliches Gebäude. Im Hintergrunde der Bucht liegt die ehemalige holländiſche Faktorei Deſhima und, jenſeits dieſes kleinen Eilandes, die Stadt der Eingeborenen. Das Ganze ſtelle man ſich in dem grünen Rahmen hoher Berge vor. Das Meer ſieht hier ganz wie ein Landſee aus. Mehrere Kriegsſchiffe von verſchiedener Flagge, mehrere große Kauffartheiſchiffe und viele Djonken beleben die Rhede.

In Yedo und Hiogo verließ ich den Herbſt; hier finde ich den Sommer wieder. Am Decke unſeres Steamers ſitzend, die laue balſamiſche Landluft mit vollen Zügen einathmend, ergebe ich mich dem unbeſchreiblichen Zauber einer tropiſchen Nacht. Die leicht bewegte Luft führt uns Wohlgerüche zu aus dem nahen Wald, und von Zeit zu Zeit, von dem engliſchen Panzerſchiffe Ocean, Töne ferner Muſik. Ich vernehme God save the Queen, Weber's „Einladung", verſchiedene Tanzweiſen. Ein Hauch aus Europa!

(1. Oktober.) Spaziergang in der Stadt. Die heute, wegen des Sonntages, geſchloſſenen Kaufläden und Magazine befinden ſich in den unteren Gaſſen des Fremdenviertels. Die Wohnhäuſer und ihre Gärten nehmen die Schluchten und die Anhöhen ein. Hier wie in Yokohama und Hiogo wird über Stockung der Geſchäfte geklagt. Dagegen herrſcht das ganze Jahr über im Hafen bedeutender Verkehr. Die Schiffe der engliſchen, der franzöſiſchen und nordamerikaniſchen Stationsgeſchwader in den chineſiſchen Meeren kommen und gehen, und die Dampfer der Pacifikgeſellſchaft laufen regelmäßig an.

Die Kirche, welche von Prieſtern der Miſſions étrangères

de Paris verſehen wird, fand ich mit Matroſen des „Ocean", meiſt Irländern, gefüllt. Außer ihnen drei Männer vom Civil mich eingerechnet, und keine Frau.

Die ehemalige holländiſche Faktorei auf Deſhima*) kann man in drei Minuten ihrer ganzen Länge nach durchwandeln. Breit iſt ſie nur wenige Schritte. Vor dreizehn Jahren zerſtörte eine Feuersbrunſt die alten Häuſer. Ein einziges, heute das holländiſche Konſulat, blieb unverſehrt. Die Faktorei wurde ſeither wieder aufgebaut, aber die neuen Gebäude ſind unanſehnlich und bieten wenig Intereſſe. Dies winzige Eiland war der Wohnſitz, oder vielmehr das Gefängniß der holländiſchen Kaufleute. Sie durften es nie verlaſſen und lebten unter fortwährender Bewachung. Die traurige Rolle welche die Glieder der Faktorei während der großen Chriſtenverfolgung ſpielten iſt bekannt. Wenn nicht zu ihrer Entſchuldigung ſo doch als Erklärung kann man religiöſe und politiſche Antipathien anführen (die Miſſionäre waren katholiſche Prieſter aus Portugal und Portugal ſtand damals unter der Krone Spaniens mit welcher ſich die General-Staaten in Krieg befanden), Brotneid und den Wunſch die Portugieſen aus ihren Niederlaſſungen zu verdrängen. Einige katholiſche Schriftſteller erzählen, die holländiſchen Kaufleute ſeien die wahren Urheber der Verfolgung und Ausrottung der katholiſchen Chriſten geweſen. Dieſe ſchwere Anklage blieb bisher unerwieſen. Daß ſie aber die katholiſchen Miſſionäre bei dem Shogun als politiſche Agenten des Königs von Spanien verdächtigten und dadurch zur Chriſtenverfolgung mittelbar Veranlaſſung gaben ſteht außer Zweifel. Um nicht in den Untergang der Martyrer verwickelt zu werden bemühten

*) Gegründet 1638, aufgehoben 1858 in Folge der Verträge welche den Hafen von Nagaſaki allen Nationen eröffnet haben.

ſie ſich den Japanern die Verſchiedenheit zwiſchen ihrem Bekenntniſſe und dem katholiſchen Glauben begreiflich zu machen und erlangten hiedurch das äußerſt einträgliche Monopol des europäiſchen Handels. Durch mehr als zwei Jahrhunderte übten ſie es aus. Dagegen war ihre Wohnung ein Gefängniß, ihr Leben eine Qual. Wie vermochten ſie ſie zu ertragen? Nur der magiſche Reiz den das Gold auf den Menſchen ausübt gibt die Erklärung. Alle vier Jahre mußte die Faktorei Delegirte nach Yedo an den Shogun, zuweilen auch an den Mikado in Kiyôto entſenden. Ich habe mehrmals des Doktors Kämpffer erwähnt, der in Deſhima als Arzt angeſtellt war und ein treffliches Buch über Japan verfaßte. Er ließ uns eine lebendige Darſtellung ſeiner Geſandtſchaftsreiſen. Die Genauigkeit mit welcher er die Oertlichkeiten beſchreibt (ich konnte mich hievon ſelbſt überzeugen) gibt ihm Anſpruch auf Glaubwürdigkeit wo er Thatſachen erzählt. Der Delegat oder Botſchafter der Faktorei und ſein Gefolge reiſten in geſchloſſenen Norimon und wurden förmlich als Staatsgefangene behandelt. Man gab ihnen gewiſſe Ehren, verhinderte ſie aber in der Regel das Land und die Monumente zu beſehen. Nur durch Liſt und mit Benutzung eines jeden günſtigen Augenblickes gelang es Kämpffer Erkundigungen einzuziehen und die Zeichnungen zu ſkizziren mit welchen er ſein Buch geſchmückt hat. Während der Audienzen beim Mikado (oder beim Shogun) ſaßen der Kaiſer und ſeine Gemahlin, den Fremdlingen unſichtbar, hinter einem Gitter. Die Herren der Geſandtſchaft, nicht der Geſandte ſelbſt den man hievon dispenſirte, mußten Komödie ſpielen, in holländiſcher Sprache reden, mit einander zanken und ſich balgen, Betrunkene vorſtellen und tanzen. Allgemein wird behauptet daß ſie ſich auch herabließen das Kruciſix mit Füßen zu treten. Kämpffer ſchweigt über dieſen Punkt, und ſo lange der Beweis nicht

geliefert iſt, verlangt die Billigkeit die Sache wenigſtens zu bezweifeln. Jedenfalls geſchah es ſehr häufig während der Epoche der Chriſtenverfolgung und bis in die neuere Zeit daß dieſe „Ceremonie" in Gegenwart der holländiſchen Kaufleute ſtattfand. Die Sanji, als Herren von Stande die zu leben wiſſen, baten ſie während der „Ceremonie" wegzublicken. In den letzten Jahren welche der Eröffnung des Hafens von Nagaſaki und der Auflöſung der Faktorei vorausgingen waren die erwähnten burlesken Aufführungen außer Uebung gerathen. Die Neugierde der Shogune und der Mikado war hinlänglich befriedigt. Sie wußten wie die Holländer ſich Grobheiten ſagen, betrinken und tanzen. Zur Ehre der niederländiſchen Regierung werde hier bemerkt daß ſie es war welche, bei ihren letzten Verhandlungen mit dem Shogun, die Abſchaffung „der für das Chriſtenthum beleidigenden Pratiken" verlangt und vertragsmäßig feſtgeſetzt hat.

Am Bazar kann man die einſt berühmten Porzellanvaſen von Nagaſaki ſehen. Heute werden ſie in ungeheurer Zahl nach den Vereinigten Staaten und Europa ausgeführt. Bald dürften ſie die Logen der Portiere ſchmücken und aus den Salons verſchwunden ſein.

Das engliſche Konſulat iſt ein geräumiges reich meublirtes Haus. Als ich eintrat glaubte ich mich in einem eleganten countryhouse in Alt-England. Es war Tiffinszeit. Der Chiken-ji, ſein Dai-Sanji mit den Dollmetſchen, Kapitän Hewitt vom Ocean, und die verſchiedenen Konſuln ſind an der Tafel des Hrn. Annesley verſammelt. Man ſpricht von dem neuen Reformprogramm und überhäuft den Gouverneur mit Fragen: „Was ſagt die öffentliche Meinung dazu? Wird die Regierung auf Widerſtand ſtoßen? Wird es zu Aufſtänden kommen? Und die Daimio! Sind ſie wirklich ſo gutmüthig die ihnen aufok-

troyirten Opfer zu bringen? Oder bleiben alle dieſe ſchönen Verordnungen beſchriebenes Papier?“ Der Gouverneur und ſeine Dai-Sanji erwidern buchſtäblich was mir die Miniſter und Oberbeamten in Yedo, in Kiyôto, Ôſaka, Otſu und Hiogo geantwortet haben. Alles wird trefflich von ſtatten gehen, die Reform in drei Jahren vollendet ſein. Offenbar regeln dieſe Funktionäre ihre Sprache nach den Vorſchriften der Regierungsmänner in Yedo. Aber werden die Daimio gehorchen? Werden ſie, in pflichtſchuldiger Ausführung der neuen Hofdekrete, den politiſchen und finanziellen Harakiri an ſich vollziehen? Hierüber ſind die Anſichten getheilt. Bis jetzt ſcheinen die Miniſter des Mikado noch nicht gewagt zu haben von den Häuptlingen der großen Klane die Ausführung der neuen Dekrete zu verlangen. Als Beiſpiel erzählt man folgenden bezeichnenden Vorfall der hier vor einigen Tagen ſtattfand. Es ſollte das Telegraphenſeil welches Nagaſaki mit Shanghai verbinden wird unweit Nagaſaki gelandet und befeſtigt werden. Die Geſellſchaft bewarb ſich in Yedo um die nöthige Ermächtigung, aber die Regierung erwiderte, die Kompagnie habe ſich in dieſer Sache an den Landesfürſten zu wenden, auf deſſen Gebiet das Seil gelegt werden ſollte. Nun iſt aber dieſer Herr der Fürſt von Hizen, das heißt Haupt eines der vier großen Klane welche die Revolution von 1868 angeſtellt und durchgeführt haben und welche ſie heute ausbeuten. Wie ſtimmt dies mit der Abſchaffung der Daimiate?

Auf der andern Seite liegen viele thatſächliche Beweiſe vor daß die Ideen des Fortſchrittes und der Reform mit jedem Tage an Boden gewinnen. Ein Daimio hat, wie oben erzählt wurde, ſein Schloß abgetragen um den Baugrund in Aecker zu verwandeln. Hier ſieht man ſeit einigen Tagen mit Vergnügen weniger Zweiſchwertmänner in den Gaſſen umherlaufen. Die

Samurai fangen an unbewaffnet auszugehen oder nur mit Einem Schwerte; ſie fügen ſich der neuen Vorſchrift um nicht ihre Reisrationen einzubüßen, einige weil ſie wirklich den neuen Ideen huldigen. Jedenfalls gibt es ſeither weniger Raufhändel und, für die wenigen hier lebenden Europäer, größere Sicherheit. Ueberhaupt gähren jetzt ſonderbare Gedanken in den japaniſchen Köpfen. So ſagte unlängſt ein vornehmer Herr zu einem der hieſigen Konſuln: „Wir haben Bogen und Schild gegen die Kanonen und Flinten der Europäer vertauſcht weil wir die Ueberlegenheit ihrer Waffen erkannten. Vielleicht kommt der Tag wo wir auch Eure Religion annehmen.“ Eine merkwürdige Rede die, in zwei Worten, die Oberflächlichkeit und den Leichtſinn der japaniſchen Neuerer bloßlegt. Sie ſind bereit dem ſogenannten Fortſchritt Alles zu opfern: Sitten, Traditionen, Geſetze, Verfaſſung, ja ſelbſt die Religion. Sie ahnen nicht daß jede Religion den Glauben vorausſetzt und daß der Glaube aus den Tiefen des Gemüthes entſpringt, nicht aber aus den vorübergehenden Beziehungen zwiſchen materiellen Vortheilen und der wechſelnden Laune des Tages. Und dennoch, geht vielleicht die Weiſſagung in Erfüllung. Ein geiſtreicher Mann, ein Diplomat in Yokohama, ſagte mir: „In weniger als fünfzig Jahren wird ſich Japan vielleicht zum Chriſtenthum bekehrt haben.“ Möglich. Die Neuerer, welche die Götzenbilder gewaltſam zerſtören und nichts an deren Stelle ſetzen, ſchaffen die Leere, das Nichts, und aus dem durchbohrenden Gefühle des Nichts kann vielleicht die Sehnſucht, der Drang nach der Wahrheit hervorgehen. Die Geſchichte kennt ſolche Beiſpiele. Ich zweifle aber daß die Wege welche der Radikalismus zu wandeln pflegt, die Verachtung des Rechtes, die oberflächliche Nachahmung europäiſcher Zuſtände, Moden und Dinge, die Nivellirungs- ja die Zerſtörungsſucht und despotiſche Willkür, ich bezweifle, daß dieſe Wege zum Chriſtenthum führen.

Als kurze Zeit nach dem Abſchluſſe der Verträge die Prieſter der Miſſions étrangères de Paris in dieſem Theile des „fernſten Oſten" ankamen, wußte man nicht daß es überhaupt noch eingeborene Chriſten gab. Man glaubte vielmehr die großen Verfolgungen im ſiebenzehnten Jahrhundert hätten das Werk Franciskus-Xaverius' vollkommen zerſtört. Erſt drei Jahre nach ihrer Niederlaſſung in Nagaſaki erfuhren die franzöſiſchen Patres daß im Innern der großen Inſel Kiuſhiu mehrere Dörfer, darunter der beträchtliche Marktflecken Urakami, letzterer nur wenige Ri von Nagaſaki entfernt, von Chriſten bewohnt ſeien. Die Miſſionäre begaben ſich dahin und übten dort ihr Amt, bis ihnen ihr geiſtlicher Vorgeſetzter, der apoſtoliſche Delegat in Yokohama Mgr. Petitjean, auf den Wunſch des franzöſiſchen Geſandten, unterſagte die Vertragsgrenzen zu überſchreiten, das heißt das den Fremden vertragsmäßig als Aufenthalt geſtattete Gebiet zu verlaſſen.

Alſo unerachtet der grauſamſten Verfolgungen, obgleich allen geiſtlichen Troſtes beraubt, — denn ſeit 1638 hatte kein Miſſionär den Fuß auf japaniſchen Boden geſetzt, — blieben die Chriſten ihrem Glauben treu, bewahrten unter ſich, obgleich verdunkelt und entſtellt, die Haupt-Dogmen der chriſtlichen Religion und empfingen das Sakrament der Taufe. Die Männer welche es ſpenden heißen Täufer, und das Amt iſt in gewiſſen Familien erblich. Auch einige alte Gebetbücher fanden ſich vor; wahrſcheinlich von Franziskanermönchen herrührend, da ſie die Anrufung des Heiligen dieſes Ordens enthalten. Später erfuhr man daß ſich auch auf den Gotoinſeln und an der Südweſtſpitze von Niphon in vielen Gemeinden das Licht des Glaubens erhalten habe, allerdings getrübt durch Unwiſſenheit, Aberglauben und heidniſche Gebräuche. Ein neuerliches Edikt der Regierung verurtheilt die chriſtlichen Bewohner eines Dorfes bei Yedo zu ſchweren Strafen und liefert dadurch den Beweis

daß die chriſtliche Religion bis in dieſe von dem Schauplatze der apoſtoliſchen Thätigkeit der erſten Miſſionäre ſo entlegene Gegend gedrungen ſei. Man erklärt dies durch die Vermuthung daß die Regierung, zur Zeit der großen Verfolgungen, die Chriſten, wie gegenwärtig, nach verſchiedenen Punkten des Inneren deportiren ließ. Zwiſchen dem erſten Erſcheinen des heiligen Franciskus Xaverius und der Schlußkataſtrophe am Papenberg verfloſſen neunzig Jahre; die Epoche der großen Bekehrungen umfaßt kaum ein halbes Jahrhundert, und dennoch, ungeachtet periodiſch wiederkehrender Verfolgungen und unausgeſetzter Plackereien, erhielt ſich die chriſtliche Tradition bis auf den heutigen Tag.

Gegen Ende 1869 verbreiteten ſich in Yokohama dunkle Gerüchte von neuen Chriſtenverfolgungen auf den Gotoinſeln. Sir Harry Parkes, welcher an Bord eines Kriegsſchiffes eben die neu eröffneten Vertragshäfen beſuchte, begab ſich ſogleich nach Goto. Ich weiß nicht wie er die Dinge dort fand, aber auf der Rückreiſe war er, in Nagaſaki, Zeuge der grauſamen Behandlung welche den chriſtlichen Bewohnern von Urakami widerfuhr. Am Neujahrstage 1870 wurden viertauſend Menſchen, Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, ihren Wohnſtätten entriſſen, geknebelt an Bord einiger Djonken gebracht und nach unbekannten Orten abgeführt. Sir Harry Parkes gab ſeiner Entrüſtung durch eine energiſche Proteſtnote an den Miniſter des Aeußeren Ausdruck. Den Statthalter von Nagaſaki erſuchte er, in Erwartung neuer Befehle, die Einſchiffung der unglücklichen Opfer aufzuſchieben. Der Chi-ken-ji entſchuldigte ſich jedoch mit ſeinen Weiſungen die in der That gemeſſen waren, und Sir Harry eilte nach Yokohama zurück. Die Trauerkunde von Urakami war dort bereits vor ihm angekommen, und die Mitglieder des diplomatiſchen Korps hatten unter dem erſten Eindruck, ohne ſich mit einander vorläufig zu verſtändigen, gegen die Greuel-

that Verwahrung eingelegt. Man erwartete nur den brittiſchen Geſandten um einen Geſammtſchritt zu thun. Jetzt begaben ſich ſämmtliche Miſſionshäupter nach Yedo und traten dort zu einer Konferenz zuſammen welcher auch Sanjo, als Erſter Miniſter, und Iwakura, noch nicht Miniſter aber ſchon die Seele der Regierung, als Mitglied des großen Rathes beiwohnten. Der engliſche Geſandte erzählte was er mit eigenen Augen geſehen, ſprach aber mit größter Zurückhaltung und in den ſchonendſten Ausdrücken. Er wende ſich, ſagte er, an die Gefühle der Menſchlichkeit des Mikado und ſeiner erſten Räthe. Auch aus Rückſichten der Klugheit würden ſie den üblen Eindruck vermeiden wollen welchen ähnliche Maßregeln in Europa hervorrufen müßten. Mit den neuen ſo löblichen Reformenbeſtrebungen ſtänden ſie jedenfalls in grellem Widerſpruche. Hr. Outrey ſprach mit Wärme von den lebhaften Sympathien Frankreichs für ſeine Glaubensgenoſſen. Uebrigens ſtellte er ſich auf den Boden den ſein engliſcher Kollege gewählt hatte. In ſehr energiſcher Weiſe redete Hr. Delong, der Geſandte der Vereinigten Staaten, den verfolgten Chriſten das Wort. Hierauf nahm Iwakura das Wort. Den Reklamationen der Diplomaten ſtellte er die Beſchwerden ſeiner Regierung entgegen. Die ſchwerſten Anklagen wechſelten mit den geringfügigſten, man könnte ſagen, mit kindiſchen Beſchuldigungen. Der Zweck war offenbar den Chriſten politiſche Verbrechen zur Laſt zu legen.

„Die (eingeborenen) Chriſten", ſagte er, „weigern ſich an dem landesüblichen Gottesdienſt Theil zu nehmen. Damit begehen ſie einen Akt der Rebellion gegen den Mikado, den Sohn der Götter, das Oberhaupt der von den Chriſten verſchmähten Staatsreligion.

„Die Chriſten unterlaſſen die für Schmückung der Altäre beſtimmten Blumen zu liefern.

„Sie vermeiden es unter der Furca (die Furca iſt, wie bereits geſagt, das äußere Tempelthor), und durch die Tempelhaine zu gehen.

„Sie erkennen fremde Prieſter als Vorgeſetzte an und verweigern der kaiſerlichen Obrigkeit den ſchuldigen Gehorſam.

„Dem Brauche entgegen, laſſen ſie die Bonzen nicht zu bei Geburt ihrer Kinder, bei Eingehung der Ehe und bei Begräbniſſen. (Das heißt ſie verweigern den Bonzen die bei ähnlichen Anläſſen erhobenen Sporteln.)

„Endlich, und hauptſächlich, ſeien ſie Verſchwörer, denn ſie halten geheime Verſammlungen; Rebellen gegen das Staats- und Religionsoberhaupt, gegen die Geſetze und Gebräuche des Landes."

Die Vertreter der Mächte widerlegten dieſe Behauptungen und forderten daß die deportirten Chriſten nach ihren Wohnſitzen zurückgebracht würden. Dagegen verſprachen ſie, im Einvernehmen mit Mgr. Petitjean, dafür zu ſorgen daß kein katholiſcher Prieſter die Vertragsgrenzen ferner überſchreiten noch bei den chriſtlichen Bevölkerungen die Seelſorge ausüben werde.

Sanjo und Iwakura verlangten ſich vorerſt mit ihren Kollegen zu beſprechen. Die Sitzung wurde alſo aufgehoben. Aber die Entſcheidung ließ nicht auf ſich warten. Sie lautete abſchlägig. Die beiden japaniſchen Staatsmänner kamen nach Yokohama um ſie den Diplomaten zu eröffnen. „Man könne nicht eine Maßregel zurücknehmen welche der Monarch gebilligt habe, welche bereits vollzogen ſei, welche ſich der Zuſtimmung des Landes erfreue. Es wäre eine Verminderung des kaiſerlichen Anſehens, eine Herausforderung der öffentlichen Meinung. Mit Einem Worte, das Verlangen der Geſandten ſei unzuläſ-

ſig.“ Hiebei blieb es. Eine, letzteren gleichzeitig überreichte, Denkſchrift ſagt:

„Die Regierung des Mikado bedauere daß gewiſſe Maßregeln welche gegen einige Unterthanen des Mikado ergriffen werden mußten das Mißfallen der fremden Miniſter erregt hätten.

„Die Regierung lege zu großen Werth auf die Pflege ihrer Beziehungen mit den auswärtigen Mächten um nicht alle gewünſchte Auskunft zu geben, jedem möglichen Mißverſtändniſſe vorzubeugen.

„Die japaniſche Regierung werde nie Menſchen ihres Glaubens willen verfolgen, ſo lange dieſe nicht, wie dies der Fall in Urakami geweſen, die Abſicht verrathen ſich gegen die beſtehenden Geſetze aufzulehnen.

„Die Regierung miſche ſich nie in Religionsangelegenheiten ihrer Unterthanen. Mehrere Fremdlinge die, als (proteſtantiſche) Miſſionäre hieher gekommen, ſeien in den japaniſchen Staatsdienſt getreten und lehren Wiſſenſchaften und fremde Sprachen in den öffentlichen Schulen. Der Verbreitung fremder Bücher, ſelbſt wenn ſie von religiöſen Fragen handeln, werde kein Hinderniß in den Weg gelegt. Viele ſolcher Bücher wurden in die Landesſprache überſetzt und ſeien in den Buchhandlungen zu finden. Alles Beweiſe von der Freiſinnigkeit und Duldſamkeit der Regierung in Fragen der religiöſen Ueberzeugungen.

„Wenn aber unſere Unterthanen ſich taufen laſſen in der Abſicht ungeſcheut Verſchwörungen anzuzetteln und die Verachtung der Grundgeſetze des Reiches frech zur Schau zu tragen; wenn ganze Gemeinden dem Mikado den Gehorſam verweigern, und ihre Katechiſten (die Täufer) ihnen den Schutz der Fremden in Ausſicht ſtellen, dann, allerdings, könne die Regie-

rung nicht unthätig bleiben. Zum Schutze des Anſehens, der Ehre, der Machtfülle des Kaiſers müſſe ſie die nöthigen Maßregeln ergreifen, ſeine verirrten Unterthanen mit Gewalt zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten nöthigen. Dieſe Pflicht werde den Miniſtern auferlegt durch die Macht der Umſtände, die Erbitterung der öffentlichen Meinung, durch die Erinnerung an die traurigen Vorgänge zu welchen vor zwei Jahrhunderten das Auftreten der katholiſchen Miſſionäre die Veranlaſſung gab. Noch heute verlange die allgemeine Stimme daß ähnliches Unheil nicht wieder geſtattet, die Unabhängigkeit der Nation nicht wie damals wieder gefährdet, der Thron nicht dem Untergange nahe gebracht werde."

So endigte dieſe Verhandlung mit einer kategoriſchen Abfertigung. Sie hatte kein anderes Ergebniß als die Schwächung des moraliſchen Anſehens der fremden Geſandten und die von letzteren übernommene Verpflichtung den katholiſchen Miſſionären die Ausübung ihres Apoſtolats außerhalb der engen Vertragsgrenzen zu unterſagen.

Es geſchah bereits der energiſchen Sprache Erwähnung welche der Geſandte der Vereinigten Staaten in jener denkwürdigen Konferenz geführt hat. Präſident Grant, theils unter dem Einfluſſe der Bibelgeſellſchaften, theils in einer Anwandlung von edler Entrüſtung, billigte nicht nur Hrn. Delong's Benehmen ſondern erklärte ſogar die Abſicht mit Frankreich ein Einſchreiten zu Gunſten der japaniſchen Chriſten zu verabreden. In der That, machte das Kabinet von Waſhington in Paris und London Eröffnungen in dieſem Sinne. Der bald darauf zwiſchen Frankreich und Deutſchland ausgebrochene Krieg brachte die Angelegenheit in Stockung.

Die japaniſchen Miniſter hatten auf das Feierlichſte verſichert daß die chriſtlichen Deportirten gut behandelt würden.

Bald erfuhr man das Gegentheil. In kleine Banden getheilt waren dieſe Unglücklichen, auf verſchiedene Punkte der großen Inſel (Niphon) zerſtreut, einzelnen Daimio zur Bewachung überliefert oder nach der Umgegend von Kiyôto und Yedd geſchleppt worden. Sie ſchmachteten in dunklen Löchern und wurden behandelt wie das Vieh. Die wenigen welche unter dieſen Leiden ihren Glauben abgeſchworen hatten erhielten die Erlaubniß ſich den Tag über als Arbeiter zu verdingen; die Widerſpenſtigen, nämlich die in ihrem Glauben treu Ausharrenden, blieben Tag und Nacht eingekerkert. Die Einen wie die Andern erhielten eine ſpärliche Ration an Lebensmitteln, gerade hinreichend um ſie vor dem Hungertode zu bewahren. So lauten die hier gewiſſenhaft und ohne Uebertreibung gegebenen Auskünfte welche man zuerſt durch einen amerikaniſchen (proteſtantiſchen) Miſſionär erhielt, und die ein von Sir Harry Parkes auf Kundſchaft ausgeſandter Konſulatsbeamte beſtätigte. Uebrigens beſuchte dieſer Agent nur drei Orte wo ſich gefangene Chriſten befanden. In zweien wurden ſie, ſeiner Ausſage nach, mit einiger Menſchlichkeit behandelt. *)

Man verſichert daß zu Ende des vorigen Jahres ungefähr ein Drittel der Deportirten aus Urakami dem Hunger, der Kälte, Krankheiten und moraliſchen Qualen erlegen waren. Vielleicht, hoffentlich aber nicht wahrſcheinlich, iſt dieſe Angabe übertrieben. Gewiß iſt daß der Tod die Reihen der Märtyrer lichtet. Einige Wenige haben ihren Glauben abgeſchworen. Dafür, wie bereits erwähnt, durften ſie unter Tages ihre verpeſteten Kerker verlaſſen. Während der Nacht wurden ſie wie-

*) Später ſcheint die Regierung ihre grauſamen Maßregeln etwas gemildert zu haben. Ein Dekret vom 2. März 1872 verordnete die Heimſendung der abtrünnig gewordenen Chriſten. Die Treugebliebenen ſchmachten nach wie vor im Gefängniß. Viele hat der Tod erlöſt.

der eingesperrt. Die übrigen, die große Mehrzahl, würdige Söhne der Märtyrer des siebenzehnten Jahrhunderts, geben das erbauliche Beispiel der christlichen Standhaftigkeit und Treue.

Das in den Einzelnheiten bisher wenig bekannte Benehmen der fremden Minister erfuhr verschiedene Beurtheilung. Die europäischen Kaufleute waren es wohl zufrieden daß jede den Handel störende Verwickelung glücklich vermieden wurde. Einige erhoben sich zu einem humanitarischen Standpunkte. Als Menschenfreunde tadelten sie die Schwäche welche die Vertreter der Mächte an den Tag legten. Letztere hätten sämmtlich genau dieselbe und zwar eine drohende Sprache führen sollen; dann hätte die japanische Regierung nachgegeben, die Minister sich das wohlfeile Verdienst erworben viertausend arme Teufel zu retten; sie hätten sich die Demüthigung erspart unter ihren Augen harmlose Leute zu Tode quälen zu sehen, unschuldige Opfer ihres religiösen Fanatismus und des politischen ihrer Henker. Endlich gibt es in Yokohama auch einige wenige, gläubige und eifrige Christen, Katholiken und Protestanten. Diese beweinten das schreckliche Loos ihrer Glaubensbrüder und machten die Häupter der Gesandtschaften dafür verantwortlich. Auch sie meinten, ein kräftigeres Auftreten hätte den Widerstand der japanischen Regierung gebrochen.

Ich theile den Schmerz um die Märtyrer; ich theile nicht die ungünstige Beurtheilung der diplomatischen Dazwischenkunft.

Dieser Vorfall in Urakami berührt staatsrechtliche Fragen von großer Tragweite. Eine kurze Erörterung sei mir gestattet.

Ich gebe, obgleich zweifelnd, zu daß wenn sämmtliche fremde Vertreter genau dieselbe Sprache geführt, wenn in ihr gewisse Abstufungen, die dem scharfen Verstande Iwakura's nicht entgehen konnten, die Gesandten nicht von vorneherein zum Theil ent-

waffnet hätten, ich gebe zu daß dann vielleicht ein beſſeres Ergebniß möglich war. Aber die vorläufige Vereinbarung einer ganz gleichen Sprache bildet ja eben in der Diplomatie, bei gemeinſchaftlichem Auftreten, die große Schwierigkeit. Außer der gemeinſamen Angelegenheit welche ihrer Natur nach immer vorübergehende Intereſſen zum Gegenſtande hat muß ein jeder der Repräſentanten darauf bedacht ſein die ſeinem Lande eigenthümlichen permanenten Intereſſen zu wahren, und dieſe letzteren ſind von denen der Staaten welche ſeine Kollegen vertreten oft ſehr weſentlich verſchieden. Wer je in einer europäiſchen Konferenz ſaß weiß wie ſchwierig es iſt, ſelbſt zwiſchen Bevollmächtigten nahe verbündeter Mächte, dieſelbe Sprache und Haltung zu verabreden. In dem vorliegenden Falle laſtete auf Sir Harry Parkes, in Anbetracht der ungeheuren engliſchen Kapitalien die dermalen im japaniſchen Handel angelegt ſind, eine ſchwere Verantwortlichkeit. Daher ſeine Zurückhaltung und der Mangel an Energie die man ihm vorwirft. Frankreich hat ſich die Sendung gegeben die katholiſchen Intereſſen in nicht chriſtlichen Ländern zu vertreten. Daher Hrn. Outrey's verhältnißmäßige Wärme; aber dieſe Wärme wurde bedeutend abgekühlt durch politiſche und kommerzielle Rückſichten. So viel war klar daß er ſich von ſeinem engliſchen Kollegen nicht trennen, und daß letzterer in den Vorgängen von Urakami gewiß keinen Caſus Belli finden würde. Iwakura konnte dies nicht entgehen. Ich weiß nicht wie ſich der Geſchäftsträger des norddeutſchen Bundes ausſprach; ich vermuthe wie der Vertreter einer Großmacht der ſeine Stimme erhebt ohne die Intereſſen der, in dieſen Meeren nicht unbeträchtlichen, deutſchen Schifffahrt bloßzuſtellen. Der amerikaniſche Geſandte proteſtirte energiſch. Aber ſeine Kollegen wußten nicht ob die Regierung von Waſhington ſich für einverſtanden

erklären, ob ſie zur Handlung geneigt, ob ſie auch allein zur Anwendung der Waffengewalt ſchreiten würde in dem wahrſcheinlichen Falle, daß England, in dem möglichen daß Frankreich paſſiv blieben.

Rußland das in Japan keine Handelsintereſſen und dermalen keine Geſandtſchaft beſitzt, Oeſterreich welches hier weder Handels- noch politiſche Intereſſen zu wahren hat und zu jener Zeit noch keinen diplomatiſchen Agenten beim Mikado beglaubigt hatte, Oeſterreich und Rußland waren in der Konferenz unvertreten und genoſſen ſonach des zuweilen ſehr weſentlichen Vortheiles der Abweſenheit.

Man ſagt, Japan hätte nachgegeben wäre die Sprache der Geſandten eine drohende geweſen. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Große Regierungen drohen nur wenn ſie zur Handlung entſchloſſen und bereit ſind. Der Drohung, war ſie einmal ausgeſprochen, mußten, falls ſie wirkungslos blieb, die Zwangsmaßregeln auf dem Fuße folgen. Verfügten die Geſandten über die nöthigen Streitkräfte, Truppen und Schiffe um die Feindſeligkeiten zu eröffnen? Nein. Man mußte alſo dann entweder ſchmählich zurückweichen oder ſich in Abenteuer ſtürzen und Ereigniſſe von unabſehbarer Tragweite hervorrufen: Sturz der gegenwärtigen japaniſchen Miniſter die, im Vergleiche mit ihren Gegnern, Freunde der Fremden ſind; Uebergang der Regierungsgewalt an die altkonſervative, antieuropäiſche Partei, gänzliche Stockung des Handels, Wiederbeginn der iſolirten Mordthaten und mögliche Angriffe gegen die Faktoreien. Um viertauſend Japaner zu retten, ſetzten die Geſandten zweitauſend Europäer dem Bankeroutt, dem Verluſte ihres Lebens aus und verwickelten überdies ihre Regierungen in Krieg.

Rechtsgründe für eine diplomatiſche Einmiſchung ſuche ich

vergebens. Die Verträge ſichern den Fremden in den offenen Häfen die freie Ausübung ihrer Religion. Der eingeborenen Chriſten thun ſie mit keinem Worte Erwähnung. War ja doch ihr Daſein den beiden Bevollmächtigten welche jene Verträge unterzeichneten, Lord Elgin und Baron Gros, vollkommen unbekannt. Die einzige Verpflichtung welche die japaniſche Regierung außerdem in Bezug auf das Chriſtenthum übernahm iſt die, zuerſt mit den Niederlanden vereinbarte, Abſtellung der „beleidigenden Uebungen".

Alſo von dem Geſichtspunkte der Zweckmäßigkeit und praktiſchen Ausführbarkeit ebenſowohl als von dem Rechtsſtandpunkte aus beurtheilt, ſcheint mir das Benehmen der Geſandten gerechtfertigt. Der moderne, der konfeſſionsloſe Staat hat auf das Recht verzichtet die Chriſten im Auslande zu ſchützen wenn er nicht durch beſonderes Uebereinkommen hiezu ermächtigt iſt. Zu Gunſten der Humanität mag er, mit oder ohne Erfolg, die Stimme erheben. Aber das Chriſtenthum von dem er ſich losgeſagt zu vertheidigen hat er weder Recht noch Beruf. Kann er die ſchwankenden, ſchwer zu definirenden Rückſichten der Philanthropie als Rechtsgründe für ein bewaffnetes Einſchreiten geltend machen? Ich bezweifle es. In dem gegebenen Falle werden die feurigſten Philanthropen zugeben müſſen daß ein Einſchreiten der Mächte höchſt wahrſcheinlich mehr Blutvergießen und mehr Jammer verurſacht hätte als die Henker der armen Chriſten von Urakami.

Nachdem die Repräſentanten der Mächte die Klugheit und die Großmuth der japaniſchen Regierung fruchtlos angerufen hatten, blieb ihnen nichts übrig als ſich auf die Rolle paſſiver Zeugen zu beſchränken, paſſiver und ohnmächtiger Zeugen der Greuelthaten die von dem philanthropiſchen Miniſterium des Fortſchrittes unter ihren Augen an ihren Glaubensgenoſſen verübt wurden.

(2. Oktober.) Das letzte Stück Japan, die Goto-Inseln, verſinkt hinter uns im Meere. Die New-York dampft fort, immer ihre vorſchriftmäßigen zehn Meilen in der Stunde. Das Gelbe Meer, dieſer ſonſt ſo ungeſchlachte Geſelle, hat für uns nur gnädiges Lächeln. Der Reiſende benutzt alſo die ruhigen Stunden der Ueberfahrt um ſeine Eindrücke zu ſammeln und ſeine Gedanken über die politiſchen Zuſtände Japans auf dieſen Blättern niederzuſchreiben.

* * *

Die erſten Europäer welche im Reiche der aufgehenden Sonne erſchienen waren Portugieſen. In den Häfen von Kiuſhiu, der ſüdlichſten von den vier großen Inſeln welche Japan bilden, warfen ſie ihre Anker. Gleichzeitig landete Franciskus Xaverius. Damit beginnt die Epoche der glänzenden Geſchäfte in den portugieſiſchen Faktoreien und zugleich die Epoche der maſſenhaften Bekehrungen zum Chriſtenthum. Sie umfaßt ungefähr neunzig Jahre.*) Fabelhafte Gewinne, etwa wie deren in unſern Tagen während einiger Jahre in Shanghai und Honkong gemacht wurden, bereicherten Makao, damals das große Emporium des portugieſiſchen Handels im fernſten Orient. Zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigten die erſten Erfolge der Miſſionäre. Auf der Inſel Kiuſhiu, im Fürſtenthume Nagato (Chioſhiu), in den Domänen des Fürſten von Toſa, auf den Goto-Inſeln, auf Firando entſtanden viele chriſtliche Gemeinden. Selbſt in Kiyôto, am Sitze des Mikado, ward das Kreuz gepflanzt. Aber der Rückſchlag ließ nicht warten. Menſchen und Dinge ſcheinen ſich gegen die Kaufleute aus Liſſabon und Porto und zugleich gegen die Miſſionäre zu

*) Von 1549 bis 1638.

verſchwören: der Haß der Bonzen, der verletzende Uebermuth der plötzlich reich gewordenen Portugieſen, der zunehmende Argwohn des Shogun gegen die vorlauten Emporkömmlinge; die unbedachten Aeußerungen eines kaſtiliſchen Edelmannes der ihm von der unwiderſtehlichen Macht Philipp's II. ſprach; die Beſitzergreifung der Philippinen durch die Krone Spanien und das dadurch geſteigerte Mißtrauen der japaniſchen Machthaber; endlich und hauptſächlich, die Umtriebe der Holländer, damals der bitterſten Feinde und gefährlichſten Nebenbuhler der Portugieſen in Aſien. So tritt der Umſchwung ein. Den neuen Glauben treffen geſetzliche Beſchränkungen, dann theilweiſe Verfolgung, zuletzt abſolutes Verbot. Wer ſich taufen läßt verfällt dem Tode. So ſtanden die Dinge in den letzten Jahren der Regentſchaft Taiko-Sama's und unter dem ihm folgenden Shogun. Der Aufſtand einer chriſtlichen Gemeinde an welchem ſich einige Portugieſen betheiligten, führte die Schlußkataſtrophe herbei. Im ſelben Jahre*) wurden die portugieſiſchen Reſidenten vertrieben, die Holländer welche auf der Inſel Firando eine Faktorei gegründet hatten in der portugieſiſchen Niederlaſſung von Deſhima aufgenommen, die Ausrottung des Chriſtenthums mit der Hinſchlachtung der Miſſionäre und der Ertränkung mehrerer Tauſende eingeborner Martyrer beſiegelt.

Von jenem Tage bis zur Ankunft des nordamerikaniſchen Geſchwaders**), alſo während mehr als zweihundert Jahren, blieb Japan hermetiſch verſchloſſen. Während dieſer langen Epoche übten die auf ihrer kleinen Inſel eingeſperrten holländiſchen Kaufleute das Monopol des Handels mit Europa.

*) 1638.

**) Commodore Perry kam 1844 an und ſchloß ſeine berühmten Verträge im darauf folgenden Jahre.

Was die Welt von dieſem geheimnißvollen Reiche wußte, verdankte ſie den alten Miſſionären und den holländiſchen Kaufleuten, insbeſondere zwei deutſchen Gelehrten, dem Doktor Kämpffer der am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts als Arzt der Faktorei von Deſhima prakticirte, und in neuerer Zeit dem gleichfalls in Deſhima angeſtellten Doktor Siebold. Aber dieſe beiden Männer lebten auf der kleinen Inſel und wurden, wenn ſie die ſogenannte Botſchaft der Faktorei nach Yedo begleiteten, als Gefangene behandelt. Die Auskünfte welche ſie geben waren alſo meiſt auf indirektem Wege geſammelt. Vor ihnen, zur Zeit der Portugieſen, reiſten die Miſſionäre im Inneren ohne Hinderniß. Aber ihre Aufgabe war die Rettung der Seelen mehr als die Bereicherung der Wiſſenſchaft. Daher geben ihre werthvollen wenn gleich lückenhaften Aufſchlüſſe keinen klaren Einblick in die damaligen Zuſtände des Reichs. Auch manche Irrthümer hatten ſich eingeſchlichen. Einer derſelben ſollte, wie der Leſer ſogleich ſehen wird, zweihundert Jahre ſpäter, auf die Geſchicke Japans einen weſentlichen Einfluß üben.

Von jeher beſtand einiger Verkehr zwiſchen dieſem Lande und China; zu wiederholten Malen fühlte es, trotz der Entfernung, den Rückſchlag der Ereigniſſe die ſich im „himmliſchen" Reiche vollzogen. Die Halbinſel Korea, dem Namen nach der Oberherrlichkeit des Kaiſers von China unterworfen, mehrmals von japaniſchen Heeren angegriffen und beſetzt, bildete das geographiſche Band zwiſchen den beiden großen Nationen mongoliſcher Abkunft. Von China, über Korea, drang der Buddhism ein, kamen die philoſophiſchen Definitionen, die Moralmaximen des Konfucius, ja ſelbſt gewiſſe in China vorherrſchende politiſche Doktrinen nach Japan. Später wurden ſogar die chineſiſchen Schriftzeichen angenommen, in geiſtiger politiſcher und materieller Beziehung, ein neuer und großer Schritt der An-

näherung. Je mehr unſere Linguiſten im Studium der japaniſchen Sprache und Literatur, in der Kenntniß japaniſcher Zuſtände vorſchreiten, je mehr offenbart ſich der in dieſem Lande ſtets bedeutende Einfluß des Reiches der Mitte. In richtiger Auffaſſung dieſer geſchichtlichen Thatſache, ertheilte der König der Niederlande, als der Opiumkrieg*) zur Eröffnung einiger chineſiſcher Häfen geführt hatte, dem Shogun den wohlgemeinten Rath dem Beiſpiele China's zu folgen. „Thut es", ſchrieb er ihm, „lieber freiwillig als gezwungen. Erſpart Euch eine Demüthigung." Die Antwort des Shogun lautete ablehnend. Die Regierung der Vereinigten Staaten, deren Schifffahrt im nördlichen Theile des Stillen Weltmeeres an Bedeutung gewann, unternahm es mit Japan in Verkehr zu treten und, im Wege der Verhandlung oder durch Gewalt, die Eröffnung einiger Häfen zu erlangen. Ein Geſchwader, unter dem Befehle der Kommodore Perry, erſchien zweimal vor Yedo. Mit Hilfe des moraliſchen Mittels der Kanonen, wurde nach kurzen Verhandlungen ein Friedens- und Freundſchaftsvertrag vereinbart und in dem Dorfe Kanagawa unterſchrieben.**) Zwei Häfen wurden den amerikaniſchen Schiffen und Kaufleuten eröffnet. Aehnliche Zugeſtändniſſe erlangten bald darauf England und Rußland, vertreten durch die Admirale Sterling und Putiatin.***)

Aber in Yedo gab das Erſcheinen der Europäer zu blutigen Auftritten Anlaß. Die den Fremden feindſelige Partei blieb nicht unthätig. Der Shogun ſtarb in ſeinem Palaſt durch Gift oder Dolch. Während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes übernahm der weiſe und gemäßigte Ji-Kamon-no-Kami die Leitung

*) 1844.

**) 31. März 1854.

***) Die engliſche Konvention wurde im Oktober 1854 unterzeichnet. Der ruſſiſche Vertrag iſt nicht veröffentlicht worden.

des Staates als Regent. Aber auch er galt für Europa freundlich. Am Eingange des Schlosses von Yedo, bei hellem Tage, wurde er ermordet, sein Kopf nach Kiyôto geschickt und dort öffentlich ausgesetzt. Der Schlag war vom Fürsten von Mito ausgegangen. Ein Ritter im Dienste des Regenten erschlug den Vater des Fürsten.

Die Holländer hatten durch die Verträge mit Nordamerika, England und Rußland ihr lang genossenes Monopol thatsächlich verloren. Sie traten in Verhandlung und erwarben einige Zugeständnisse Das wichtigste erschließt ihnen die andern Nationen geöffneten oder zu eröffnenden Häfen.*) Die Faktorei in Deshima wurde (damals noch) aufrecht erhalten, und die japanische Regierung versprach die Abschaffung des Gebrauches das Krucifix mit Füßen zu treten. Bald darauf brach der letzte chinesische Krieg aus. Für die siegreichen Westmächte, England und Frankreich, eine günstige Gelegenheit auch in Japan mit neuen Forderungen aufzutreten, das abgeschlossene Reich dem Handel und der Civilisation zu eröffnen. Die Flotten, die englische mit Lord Elgin, die französische mit Baron Gros an Bord des Admiralschiffes, erschienen rasch nach einander im Golfe von Yedo und schlossen mit dem Shogun die Verträge**) welche noch heute in Kraft sind. Hier folgen ihre wesentlichsten Bestimmungen.

Diplomatische Agenten werden ihren Sitz in Yedo nehmen, Konsularagenten in den geöffneten Häfen. Diese Häfen sind Hakodate, Kanagawa (Yokohama) und Nagasaki. Später wurden Hiôgo und Niigata hinzugefügt. Französische und englische

*) S. Vertrag abgeschlossen zu Nagasaki im November 1855. Zusatzartikel vom Jänner 1856.

**) Der englische Vertrag wurde am 26. August, der französische am 9. Oktober 1858 unterzeichnet.

Unterthanen können ſich dort niederlaſſen, Häuſer bauen, Handel treiben, Kirchen errichten und ihre Religion ausüben. Innerhalb einer gewiſſen Friſt ſollen ſie auch in Oſaka und Yedo zugelaſſen werden, jedoch nur um dort Handel zu treiben (was das Recht der Ausübung ihrer Religion auszuſchließen ſcheint). Nur der diplomatiſche Miſſionschef und der Generalkonſul haben das Recht im Inneren zu reiſen. In den auf die freie Religionsübung der Fremden bezüglichen Abſätzen nehmen die Bevollmächtigten Akt von der mit den Niederlanden vereinbarten Abſchaffung der das Chriſtenthum verunglimpfenden Gebräuche. Endlich wurde die Reviſion der Verträge nach Ablauf von zwölf Jahren feſtgeſetzt. Aehnliche Verträge ſchloſſen ſpäter Preußen, Spanien, Belgien und, vor zwei Jahren, Oeſterreich.

Die Miſſionäre des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatten zuerſt die Meinung verbreitet daß Japan von zwei Kaiſern beherrſcht werde. Der eine regiere die Seelen, der andere das Reich. Die Gelehrten in Deſhima theilten dieſe Anſicht welche uns allen, als Kindern, beim Unterricht in der Geographie, beigebracht wurde. Der eine, der Mikado, übe die geiſtliche Macht, die weltliche liege in den Händen des Shogun. Lord Elgin, Baron Gros, vor ihnen die Admiräle welche die erſten Konventionen mit Japan unterzeichneten, verhandelten daher mit dem Shogun und ſchloſſen mit ihm die Verträge. Erſt ſpäter entdeckte man daß die Shogune, obgleich ſeit dem zwölften Jahrhunderte in den wichtigſten Landestheilen mehr oder weniger im Beſitze der Macht, doch nur die erſten Vaſallen der Kaiſer waren, daß ſie der Berechtigung ermangelten mit ausländiſchen Mächten in Verhandlung zu treten, und die letzten Verträge gegen den Willen des Mikado abgeſchloſſen hatten. Es zeigte ſich daß der damalige Machthaber in Yedo, bereits in ſeiner Stellung erſchüttert, aus ſeinen Beziehungen zum Auslande Vortheil zu ziehen, den kaiſer-

lichen Hof von Kiyôto und die großen Daimio, ſeine Gegner, einzuſchüchtern gedachte. Letztere drängten damals den Kaiſer zum Bruche mit dem Shogun. Ob dieſer, wie behauptet wird, um die Fremden in ihrem Irrthum zu beſtärken, gefliſſentlich den chineſiſchen Titel Taikun annahm, weil dies Wort den Begriff der Landeshoheit ausdrückt, während Shogun oberſter Befehlshaber der Armee bedeutet, laſſe ich dahin geſtellt. Gewiß iſt daß die Haltung des Shogun in ihren Folgen ſeinen Erwartungen nicht entſprach, ja im Gegentheile zu einer Verbündung der Gegner und zur Abſchaffung des Shogunats führte. Die oberſte Gewalt wurde, dem Namen nach, wieder in den Händen des Mikado vereinigt. Thatſächlich ging ſie auf die Häupter der vier großen Klane über oder, eigentlicher, wurde ſie von ihren Agenten, die jetzt Räthe und Miniſter des Kaiſers ſind, an ſich geriſſen. Jedenfalls mußte die Ankunft der Europäer früher oder ſpäter die inneren Zuſtände des Reiches weſentlich umgeſtalten; aber die irrige Anſicht der Bevollmächtigten von England und Frankreich daß der Shogun der geſetzmäßige weltliche Herrſcher ſei, die Thatſache daß ſie mit ihm verhandelten und nicht mit dem Mikado, beſchleunigte das Zuſtandekommen des Bundes zwiſchen den dem Shogun feindlichen Großen, und die Abſchaffung des Shogunates. Die Intereſſen der Europäer haben dadurch nicht gelitten. Im Gegentheile, die innere Zerrüttung geſtattete ihnen um ſo leichter Fuß zu faſſen. Aber für Japan war das plötzliche Verſchwinden des Hofes von Yedo ein verhängnißvolles Ereigniß.

Nach Abſchluß der Verträge ward zur Ausführung der einzelnen Artikel geſchritten. Die fremden Geſandtſchaften ließen ſich in Yedo nieder, die Konſuln und Kaufleute auf dem Geſtade von Yokohama wo, in wenigen Jahren, eine beträchtliche Stadt emporwuchs. Das ruſſiſche Kabinet ernannte keinen

diplomatiſchen Vertreter, ſondern begnügte ſich mit der Errichtung von Konſulaten in Yokohama und in Hakodate auf der Inſel Yezo, dem den ruſſiſchen Beſitzungen am Stillen Weltmeere nächſt gelegenen Punkte. Es befolgte hiebei den alten und weiſen Grundſatz daß eine diplomatiſche Vertretung gerechtfertigt ſein müſſe durch das Daſein wirklicher und großer Intereſſen welche die Regierung verpflichtet und bereit iſt, nöthigenfalls, mit Waffengewalt zu ſchützen. In dieſer Weiſe wurden die in dieſen Meeren noch unbedeutenden Handels- und Schifffahrtsintereſſen Rußlands hinreichend gewahrt und, durch die diplomatiſche Abweſenheit, die eventuelle Einmiſchung in Angelegenheiten vermieden welche dem ruſſiſchen Reiche fremd waren. Es war dabei nichts zu gewinnen und Manches zu gefährden. Daß die Lage der Europäer in Japan eine ſchwierige und wenig geſicherte ſei, zeigte ſich mit jedem Tage mehr. Man hatte mit dem Shogun Verträge geſchloſſen. Man wußte wenig, man wußte faſt nichts von den Vorgängen im Innern, am kaiſerlichen Hofe zu Kiyôto, am Hofe des Shogun in Yedo, im Lager der verbündeten Daimio. Ein undurchdringlicher Schleier verhüllte die Zuſtände des Reiches. Man erfuhr daß die Häupter des Bundes die Vertreibung der Fremdlinge verlangten und vorbereiteten; daß die oberen Schichten der Nation die Fremden haßten, daß die Regierung des Shogun mit der man verhandelt hatte in ihren Grundfeſten erſchüttert, vielleicht dem Sturze nahe war. Dennoch ſtützten ſich die Geſandten auf den Shogun, entſchloſſen ihn ihrerſeits zu unterſtützen, ohne zu bedenken, vielleicht auch weil man keine Wahl hatte, daß ihn der moraliſche oder gar der materielle Beiſtand der Ausländer in den Augen der Nation herabſetzen, mittelbar ſeinen Untergang beſchleunigen müſſe.

Um dieſe Zeit drehte ſich Alles um die immer mehr her-

vortretende Schwächung des Shogunates. Was waren die Urſachen dieſer Schwächung? Niemand konnte mir hierüber befriedigenden Aufſchluß geben. Man ſpricht von Verderbtheit, Käuflichkeit, Verrath. Dies ſind Worte. Thatſachen hat mir Niemand geben können. So dichtes Dunkel ruht noch heute über Ereigniſſen die unter den Augen der Europäer vorgingen. Was man hierüber erzählt, ſind reine Vermuthungen. Iwakura allein antwortete mir auf dieſe Frage klar und bündig. „Der Shogun", ſagte er mir, „fiel unter der allgemeinen Verachtung, unter dem Haſſe der japaniſchen Nation welche mit Liebe und Treue an ihrem rechtmäßigen Beherrſcher, dem Mikado, hängt." — „Aber", entgegnete ich, „wie kommt es daß die ihren Kaiſer ſo ſehr liebende Nation den Uſurpator durch ſiebenhundert Jahre ertrug, und warum erwachte dieſe ſo lange ſchlummernde Treue gerade jetzt und mit Einem Male?" Hierauf blieb mir der Miniſter die Antwort ſchuldig.

Hiemit wäre alſo ein wichtiger Punkt feſtgeſtellt: als die Europäer erſchienen, fanden ſie das Shogunat, welches ſeit dem zwölften Jahrhundert mit wechſelnden Geſchicken beſtanden hatte, aus unbekannten Gründen, erſchüttert.

In Kiyôto wurde von den Kuge, dem alten hohen Hofadel, die Behauptung aufgeſtellt, die Verträge mit den Europäern bedürften, um in Wirkſamkeit zu treten, der Genehmigung des Mikado. Es war der erſte Stoß den die Hofpartei dem Shogun verſetzte. Von jenem Augenblick an ſuchten beide, letzterer um ſeine bedrohte Macht zu ſtärken, der Mikado um die ihm ſeit Jahrhunderten geſchmälerte wieder herzuſtellen, die Unterſtützung der Europäer. Kiyôto wurde ein Herd von Intriguen.

Zu jeder Zeit ſpielte, wie es ſcheint, der Süden in den japaniſchen Revolutionen eine bedeutende Rolle. Agenten wurden dahin entſandt. Ihre Aufgabe war die öffentliche Mei-

nung gegen den Shogun zu entflammen, ihn zu beſchuldigen daß er das Land den Barbaren überliefere. Gewaffnet wurde von beiden Seiten. Der Shogun ſowohl als die großen Daimio ſtellten fremde Officiere als Lehrer an, kauften Hinterlader und Kanonen in Europa, beſtellten Kriegsſchiffe auf europäiſchen Werften. Die Häuptlinge der drei großen Klane von Satſuma, Choſhiu und Toſa, denen ſich der von Hizen ſpäter anſchloß, verlangten im Verein mit den Kuge, laut und offen, die Vertreibung der Ausländer und richteten an den Mikado das Anſinnen, er möge den Shogun beauftragen die Eindringlinge in das Meer zu werfen. Der Befehl wurde wirklich gegeben. Der Shogun antwortete mit einer Entſchuldigung: ſeine Kräfte geſtatteten es nicht. Die Leiter der Bewegung, welche immer mehr unter den drängenden Einfluß ihrer Samurai, Zweiſchwertmänner, überhaupt der Militärkaſte geriethen, forderten nun die Beſtrafung des Shogun. Der Mikado, ſagten ſie, möge ſelber den Vertilgungskampf gegen die Barbaren aufnehmen. Dieſer Schritt blieb erfolglos, weil ſich damals der Mikado in den Händen des Fürſten von Aidzu befand, eines der mächtigſten Daimio im Norden, zur Zeit Militär-Gouverneurs von Kiyôto, eines Freundes und Verwandten des Shogun. Da verſuchte der Fürſt von Choſhiu, der auch unter dem chineſiſchen Namen Nagato bekannt iſt, um ſich der Perſon des Mikado zu bemächtigen, einen Handſtreich gegen Kiyôto.*) Die Choſhiu drangen in die Stadt, griffen die Kriegsleute des Fürſten von Aidzu an, wurden aber geſchlagen und zurückgeworfen. Sie zogen alſo nach Hauſe, das heißt nach der Südſpitze von Niphon, gegenüber von der Inſel Kiuſhiu. Für den Augenblick waren der Fürſt von Aidzu

*) 1864.

und der Shogun am Hofe des Mikado, der ſich in ihrer Macht befand, die Herren. Sie zwangen ihn den Shogun mit der Beſtrafung der Choſhiu zu beauftragen. Um dieſe Zeit begaben ſich die fremden Geſandten nach Hiôgo um den Mikado um die Ratifikation der Verträge zu bitten. Hr. Roche bot zur Unterwerfung der Choſhiu die franzöſiſchen Streitkräfte an. So wie die Dinge ſtanden, war dies eine militäriſche Intervention zu Gunſten des Shogun. Der Mikado lehnte wie natürlich das Anerbieten ab, genehmigte aber die Verträge.

Mittlerweile hatten zwei Zwiſchenfälle ſtattgefunden. Seit längerer Zeit verlangten die Engländer für gewiſſe Unbilden von dem Fürſten von Satſuma fruchtlos Genugthuung. Jetzt bombardirten ſie ſeine Hauptſtadt Kagoſhima.*) Im folgenden Jahre beſchoſſen Schiffe der vier Vertragsmächte, wegen feindlicher Angriffe auf ihre Flaggen, die Stadt Shimonoſeki welche den weſtlichen Eingang des „Inneren Meeres" beherrſcht und dem Fürſten von Choſhiu gehört. Die Stadt wurde eingeäſchert. Beide Vorgänge machten die Japaner nachdenklich. Sie erkannten die Ueberlegenheit der Europäer. Da traten die Häuptlinge der Satſuma und der Choſhiu mit den fremden Geſandten in Verkehr. Bald nahmen dieſe Beziehungen einen freundlichen Charakter an.

Zweimal zog der Shogun gegen die beiden eben genannten Klane zu Felde. Noch harrte man der Entſcheidung als ihn, im Schloſſe von Ôſaka, der Tod ereilte.**) Einige Monate darauf folgte ihm der Mikado in das Grab***), und der gegenwärtige Kaiſer, kaum zwölf Jahre alt, beſtieg den erſchütterten Thron ſeiner Ahnen. Keiki, ein jüngerer Sohn des

*) 1863.
**) Ende 1866.
***) Februar 1867.

Fürſten von Mito, wurde mit der Würde des Shogunats bekleidet. Gegen den Wunſch ſeines Vaters und der übrigen Verwandten, ſämmtlich Erbfeinde der Shogune, nahm er ſie an und bezog das Schloß in Kiyôto, erklärte aber ſeine Abſicht bei der Wiederherſtellung der kaiſerlichen Vollgewalt mit zu wirken und das Shogunat niederzulegen, ſobald die zu einem Großrath berufenen Daimio die neue Verfaſſung votirt hätten. Eine ſolche Verſammlung wurde in der That ausgeſchrieben. Mehrere Daimio kamen. Aber die Häuptlinge der Satſuma, der Choſhiu und der Toſa umringten die Stadt mit ihren Streitkräften.*)

Entſcheidende Ereigniſſe folgten. Am 3. Jänner**) drangen Kriegsleute des Fürſten von Satſuma in Kiyôto ein, erwirkten von dem Mikado den Befehl an den Shogun das Schloß, an Aidzu den kaiſerlichen Palaſt zu räumen den ſie ſogleich beſetzten. In ihrer perſönlichen Sicherheit bedroht, verließen Keiki und ſein Freund noch am ſelben Tage Kiyôto, und zogen ſich eilends nach Ôſaka zurück. Schon am folgenden Morgen trafen ſie dort ein. Während ſie ſich am Marſche, eigentlich auf der Flucht befanden, erſchienen bereits, im Namen des Kaiſers, mehrere wichtige Edikte. Der Mikado erklärte ſeine kaiſerliche Gewalt ſei hergeſtellt und erſtrecke ſich fortan gleichmäßig über alle Theile des Reiches. Das Shogunat ſei aufgehoben. Ein anderes Dekret enthielt die Grundſätze der neuen Verfaſſung. Da beredete der Fürſt von Aidzu den Shogun einen letzten Verſuch zu wagen. Vereinigt marſchirten ſie gegen Kiyôto. Bei Fujimi, fünf Meilen von der Hauptſtadt, kam es zwiſchen ihren Truppen und den Satſuma und Choſhiu

*) December 1867.
**) 1868.

zu einer blutigen Schlacht. Sie endigte mit der Niederlage der Angreifer und ihrem Rückzuge nach Ôsaka. Dort angelangt, ließ der Shogun das Schloß verbrennen und kehrte dann am Bord einer seiner Fregatten nach Yedo zurück. Dahin richteten sich auch die siegreichen Klane auf dem Landwege. Von einem nahen Verwandten des Mikado befehligt zogen sie, fast ohne Schwertstreich, in Yedo ein. Der Shogun war in den Tempel von Ueno geflüchtet. Man gestattete ihm freien Abzug auf seine Güter. Dort lebt er seither, unbelästigt, in tiefer Zurückgezogenheit.

So endigte das Shogunat nach siebenhundertjährigem Bestande.

Der Fürst von Aidzu führte seine Kriegsleute nach seinen Landen zurück, schloß mit mehreren Daimio den sogenannten Nordbund und setzte den Krieg noch einige Zeit fort. Eine am Schluß des Jahres*) erlittene Niederlage machte zugleich dem Nordbunde und dem Bürgerkriege ein Ende. Allenthalben, außer an Einem Punkte, war die kaiserliche Macht anerkannt.

Bekanntlich ist Yezo die nördlichste der vier großen Inseln aus denen Japan besteht, ein einziger ungeheurer Wald, reich an Mineralschätzen, an Kupfer und Kohle, aber von Urbewohnern, von wahren Wilden, schwach bevölkert. Einige Punkte auf der Südküste haben die Japaner kolonisirt. Auf der Südspitze, Niphon gegenüber, befindet sich ihre wichtigste Niederlassung, Hakodate. Auf Verlangen des Kommodore Perry ist dieser Hafen, wie bereits erwähnt, den Amerikanern und später als einer der fünf Treaty-Ports allen Fremden eröffnet worden. Während die Truppen der Daimio gegen Yedo marschirten, bemächtigte sich der japanische Fregattenkapi-

*) 1868.

tän Enomoto der im Golfe liegenden Flotte des Shogun und ſegelte mit ihr nach Hakodate. Seinem Erſcheinen folgte der Ausbruch einer unblutigen Revolution. Einer der franzöſiſchen Inſtruktoren, Hauptmann Brunet, trat an die Spitze der Bewegung. Man proklamirte die Republik und das allgemeine Stimmrecht! Letzteres allerdings wurde dem ausſchließlichen Genuſſe der Samurai, das heißt der Militärkaſte, vorbehalten, und alle andern Kaſten davon ausdrücklich ausgeſchloſſen. Die ſehr wenig zahlreichen europäiſchen Reſidenten, meiſt Abenteurer, und einer der fremden Konſuln erklärten ſich für die Revolution. Während mehrerer Monate lebte man unter dem Schirme dieſer grotesken Verfaſſung. Jedermann ſchien ſich ſogar mit den neuen Zuſtänden zu befreunden, nur nicht die kaiſerliche Regierung. Sie entſandte ein kleines Geſchwader. Ein Seegefecht fiel zum Nachtheile der republikaniſchen Zweiſchwertmänner aus; Herr Brunet kehrte nach Frankreich und die Inſel Yezo unter die Botmäßigkeit des Mikado zurück.*)

Die Wahl der Hauptſtadt war die erſte zu erledigende Frage. Während Jahrhunderten lag der Schwerpunkt des politiſchen Lebens in Yedo. Yedo theilt auch mit Ôſaka die Suprematie auf dem Gebiete des Handels. Alle Fäden der Verwaltung in den Staaten des Shogun, und ſie reichten bis Yezo und Kiuſhiu, vereinigten ſich in ſeiner Hauptſtadt. Yedo wurde alſo zur künftigen Reſidenz des Mikado erkoren. Der junge Kaiſer beſuchte die Stadt, kehrte für kurze Zeit nach Kiyôto zurück und nahm endlich bleibend ſeinen Sitz in Yedo.**)

Werfen wir einen Blick auf die Haltung der fremden Geſandten, auf die Lage der Europäer während des Bürgerkrie-

*) 1869.
**) 1869.

ges. Während einiger Zeit ſchien die offene Feindſeligkeit der höhern Klaſſen, im Vereine mit der Schwäche der Yedoer Regierung, den Beſtand der jungen Kolonie ernſthaft zu gefährden. Mehrere Mordthaten wurden verübt: in Yokohama, in der Umgebung, in der Hauptſtadt; dreimal wurde die brittiſche Geſandtſchaft in Yedo angegriffen. In Yokohama herrſchte Beſtürzung. Die Vertreter der vier Mächte, die Admiräle mußten für die Sicherheit ihrer Landesangehörigen Sorge tragen. In Yedo waren die Geſandten des Lebens nicht ſicher. Mit Ausnahme des amerikaniſchen, der noch einige Zeit blieb, zogen ſie ſich nach Yokohama zurück. Sie befanden ſich da in unmittelbarem Verkehr mit den Landsleuten und unter dem Schutze der Kanonen ihrer Kriegsſchiffe. Eines Tages erfuhr man daß ſich rings um Yokohama Bewaffnete ſammelten. Zugleich erklärte der japaniſche Gouverneur ſein Unvermögen die Faktorei zu ſchützen. Da ließ Admiral Jaurès die Marinetruppen einer franzöſiſchen Fregatte ausſchiffen und die Bluffs beſetzen. Der engliſche Geſandte verſchrieb ein Regiment Linientruppen aus Hongkong. Die gemeinſame militäriſche Beſatzung wird noch heute aufrecht erhalten, allerdings mit gewiſſen Abänderungen und mit der nöthigen Schonung japaniſcher Empfindlichkeit. Aber noch befinden ſich engliſche und franzöſiſche Soldaten in Yokohama, und es wäre nach meiner Anſicht nicht gerechtfertigt ſie zurückzuziehen; denn plötzliche Angriffe ſind immer möglich, und in einem ſolchen Falle würden dieſe ſchwachen Streitkräfte wenigſtens hinreichen die Flucht der Fremden an Bord der Schiffe zu ermöglichen. Bald darauf ließ ſich die brittiſche Geſandtſchaft wieder in Yedo nieder wo ſie ſich noch heute befindet. Die übrigen Geſandtſchaften blieben in Yokohama. Gegenwärtig iſt, ſo ſagt und glaubt man oder will man glauben, jede Gefahr verſchwunden, und in der Nieder-

laſſung herrſcht, wenigſtens dem Anſchein nach, unbedingtes Vertrauen.

Ich ſprach oben von der zweideutigen, im Grunde aber Europa freundlichen Politik des Hofes von Yedo der die Fremden ſchonen mußte und zugleich die ihnen feindliche Stimmung des Landes nicht verletzen durfte. Sein ganzes Benehmen ließ darauf ſchließen. Als die Geſandten der vier Mächte den Shogun von ihrer Abſicht verſtändigten den Fürſten von Choſhiu durch die Beſchießung von Shimonoſeki zu züchtigen, antwortete er mit einer geheimen Zuſtimmung und mit einem öffentlichen Proteſt. Der Mikado hatte ihm befohlen die Fremden zu vertreiben. Er erließ ein Edikt im Sinne des ihm gewordenen Auftrages, bat aber die Diplomaten ſeiner Proklamation keinen Werth beizulegen. Als er, unter dem Vorwande dem Kaiſer zu Hilfe zu eilen, den Feldzug gegen die Choſhiu unternahm, erſuchte er die Admiräle ſeine Hatamoto auf franzöſiſchen und engliſchen Kriegsſchiffen und zwar, aus Schonung für die öffentliche Meinung, unter japaniſcher Flagge nach dem Kriegsſchauplatze zu befördern. Das Anſinnen wurde natürlich abgelehnt, ihm aber geſtattet engliſche Kauffahrteiſchiffe zu dieſem Behufe zu miethen auf welchen er ſeine Flagge aufzog. Alles dies hat ſeine Bedeutung. Eine Regierungsgewalt die zu ſolchen Auskunftsmitteln ihre Zuflucht nehmen muß iſt gerichtet, ihr Sturz nur mehr eine Frage der Gelegenheit und Zeit.

Die Lage war, wie man ſieht, verwickelt, die Aufgabe der Diplomaten keine leichte. Zunächſt kannten ſie die Vorgänge im Innern wenig oder gar nicht. Die Kunde die ihnen von Kiyôto und aus dem Südweſten zukam, alſo von den Hauptherden der gegen den Shogun gerichteten Umtriebe, ja ſogar die Nachrichten aus dem nahen Yedo waren lückenhaft und oft

widerſprechend. Die Politik der Enthaltung empfahl ſich offenbar als die weiſeſte. Enthaltung iſt aber ſchwer wenn die Landsleute periodiſch ermordet, eine der Geſandtſchaften (die engliſche) nächtlich überfallen, deren Mitglieder verwundet oder getödtet werden. Mit gekreuzten Armen zuſehen hieß die Frechheit der Gegner ermuntern und neues Unheil heraufbeſchwören. Handeln hieß Wege betreten deren Richtung und Ausgangspunkte man nicht kannte. Jedenfalls mußte für die Sicherheit der Niederlaſſung geſorgt, Genugthuung gefordert und erlangt werden. Das Anſehen, in nächſter Folge, Eigenthum und Leben der Fremden ſtanden auf dem Spiele. Die Schwierigkeit lag in der Wahl der Mittel. Sollte man ſich auf die Künſte der Ueberredung beſchränken, oder drohen oder losſchlagen? Einige Zögerung, einige Unſicherheit war da unvermeidlich. Demungeachtet erlaube ich mir die Anſicht auszuſprechen daß die Vertreter der brittiſchen Krone, Sir Rutherford Alcock, Oberſt Neal und Sir Harry Parkes welche nach einander die engliſche Geſandtſchaft leiteten, auf der Höhe ihrer verwickelten Aufgabe ſtanden. Sowohl wegen ſeiner ſehr bedeutenden Handelsintereſſen als durch die vorwiegenden Streitkräfte, über die es im äußerſten Oſten verfügt, fiel die erſte Rolle England zu. Seine Vertreter mußten den Ausſchlag geben, und ſie handelten in den ſchwierigſten Augenblicken mit Klugheit und Muth, und, was im öffentlichen Intereſſe das Wichtigſte iſt, ihre Thätigkeit krönte der Erfolg. Der Vertreter Frankreichs, Herr Roche wandelte andere Wege; er verhehlte nicht ſeine Vorliebe für die Yedoer Regierung und ging, wie oben geſagt, hierin ſo weit daß er dem Mikado, das heißt unter den gegebenen Umſtänden dem Shogun, die franzöſiſchen Kriegsſchiffe zur Verfügung ſtellte. Als letzterer vom Schauplatze verſchwand, wurde auch Herr Roche von ſeinem Poſten

abberufen und durch Hrn. Outrey erſetzt. Der Miniſter der Vereinigten Staaten nahm eine zurückhaltende Stellung ein. Die, natürlich beſchränkte, Einwirkung des niederländiſchen Agenten trug das Gepräge der nüchternen und vorſichtigen Gepflogenheiten der holländiſchen Diplomatie. Nach ihren erſten Erfolgen fühlten die Häupter der Bewegung das Bedürfniß mit den fremden Mächten in Verkehr zu treten. Der Mikado ließ daher die Geſandten einladen ihm ihre Beglaubigungsſchreiben in Kiyôto zu überreichen. Man kennt die blutige Epiſode, zu welcher dieſe Feierlichkeit Anlaß gab.*)

Neuerliche Nachforſchungen und Entdeckungen, welche großentheils dem Eifer und der Thätigkeit der Geſandtſchaftsdollmetſche und Dollmetſchzöglinge zu verdanken ſind, haben die bisher in Europa über die japaniſche Verfaſſung verbreiteten Anſichten weſentlich umgeſtaltet und berichtigt. Man weiß jetzt daß der Mikado der oberſte Herrſcher iſt und immer war. Sohn der Götter, unſichtbar (bis in die ganz letzte Zeit) wie Jehova der in Wolken gehüllt zu Moſes ſpricht, vereinigt er in ſeiner Perſon alle Attribute der Gottheit. Er iſt die Quelle aller Macht. Er iſt kein Papſt, wie man ſo lange gewähnt, kein Religionsoberhaupt, kein Spender geiſtlicher Gnaden, kein Wächter des Glaubens. Er iſt mehr als dies, er iſt ein Sproſſe der Gottheit. Nie wurde unterſchieden zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Macht. Seit dem neunten Jahrhundert hatte er ſeinen Sitz in Kiyôto. Dort wohnen auch die Kuge, der alte Hofadel, und nach Kiyôto berief er zuweilen, in außerordentlichen Fällen, die Daimio des Reiches. Der Oberbefehl über die Streitkräfte war zwei Großwürdenträgern anvertraut. Der eine führte ihn im Norden, der andere im

*) Der Mordanfall auf Sir Harry Parkes ereignete ſich am 23. November 1869. S. Seite 62.

Süden, daher ihr Titel Shogun, gleichbedeutend mit Höchſt-Kommandirendem.

Einem derſelben gelang es, im zwölften Jahrhundert dieſe Würde in ſeiner Familie erblich zu machen und zugleich, immer unter der Oberherrlichkeit des Kaiſers, die reichſten und bedeutendſten Provinzen Japans an ſich zu reißen. So entſtand das Shogunat. Es erhielt ſich durch ſiebenhundert Jahre. Der Shogun war der erſte Vaſall des Mikado. Die Grenzen ſeiner Befugniſſe unterlagen gewiſſen Schwankungen. Seit Yoritomo (im zwölften Jahrhundert), einer der großen Geſtalten in der japaniſchen Geſchichte, aber der Zeit nach zu entfernt um auf der Grundlage verläßlicher Angaben nach Gebühr gewürdigt zu werden, hat der furchtbare Taiko-Sama (am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts) den hervorragendſten Einfluß auf die Geſchicke des Reiches geübt. Seinem Genius, ſeiner Thatkraft, ſeinem Glückſtern und ſeiner Vermählung mit einer Dame von fürſtlichem Geblüt verdankte der in Niedrigkeit geborene Mann den Thron der Shogun den er als „Regent" beſtieg und durch lange Jahre einnahm. Noch lebt er fort in dem Andenken des Volkes; noch zeugen ſeine gewaltigen Bauten in Yedo, in Ôſaka und ſelbſt in Kiyôto von der Ausdehnung und dem Glanze ſeiner Macht. Die Shogune waren oft unbotmäßige, meiſt unruhige, immer unbequeme Vaſallen des Mikado, aber Vaſallen waren und blieben ſie bis zu Ende. Von Zeit zu Zeit erſchienen ſie in Kiyôto um ihrem Lehensherrn zu huldigen. Ueber dieſe Zuſammenkünfte hat ſich ein intereſſanter Bericht zweier holländiſchen Delegirten erhalten. Aus den Fenſtern des Hauſes in dem ſie bewirthet und bewacht wurden ſahen ſie die feierlichen Aufzüge der beiden Potentaten.

Das Territorium des Shogun beſtand aus den acht Provinzen, darunter Yedo, welche unter dem Sammelnamen

Kuanto bekannt ſind, und aus den Städten und Stadtgebieten Oſaka, Nagaſaki, Niigata und Hakodate. Dieſe Städte und Provinzen befanden ſich in unmittelbarer Botmäßigkeit des Shogun und wurden durch von ihm ernannte Statthalter verwaltet. Er ſelbſt war unumſchränkter Gebieter. Der Handel war ſein Monopol, die Erträgniſſe der Zollämter floſſen in ſeinen Schatz. Weit geringeren Einfluß übte er in den Han, d. i. Städten und Gebieten der ihm lehenspflichtig gewordenen Daimio. Dieſen mußte mit Schonung und Rückſicht begegnet werden. Daher kam es daß, bei den Verhandlungen mit den fremden Geſandten, der Shogun nur die Eröffnung der unter ſeiner unmittelbaren Herrſchaft ſtehenden Häfen geſtattete. Er hütete ſich dies Zugeſtändniß auf die Han auszudehnen, wohl wiſſend daß die Maßregel bei ſeinen Vaſallen Widerſpruch, wahrſcheinlich bewaffneten Widerſtand gefunden hätte. Der Kern ſeiner eigenen Streitkräfte waren die „Hatamoto", wörtlich überſetzt: „Männer unter der Fahne". Der erſte Shogun, nach dem Rücktritte des Regenten Taiko-Sama, hatte aus ſeinen Kriegsmannen die Kaſte der Hatamoto gebildet. Er verlieh ihnen Länderei und den niederen Adel. Dafür waren ſie in Kriegszeiten zum Militärdienſt verpflichtet, entweder perſönlich oder indem ſie ſich durch Stellvertreter oder durch eine beſtimmte Geldentſchädigung befreiten. Sie zählten achtzigtauſend Mann. Mit dem Sturze des Shogun verſchwanden auch ſie. Viele wurden Kaufleute; eine größere Anzahl, Ronin, d. h. dach- und fachloſe Leute.

Außer den mit dem Shogun im Lehensverbande ſtehenden Daimio, gewiſſermaßen mediatiſirten Fürſten, Grafen und Herren, gab es die Daimio des Mikado. Sie hingen von ihm unmittelbar ab, erwieſen ſich je nach dem wechſelnden Gange der Ereigniſſe mehr oder minder fügſam oder unbotmäßig,

mehr oder minder „Könige" wie die alten Miſſionäre die achtzehn hervorragendſten Großdaimio zu nennen pflegen. Die Lehensfürſten im nördlichen Theile der großen Inſel zeigten den meiſten Sinn für Unabhängigkeit. Man hat geſehen welche große Rolle der mächtigſte unter ihnen in der letzten Revolution ſpielte. Aber dieſe nördlichen Provinzen ſind entlegen, ſchwach bevölkert und arm, ſchon deshalb weil ſie aus klimatiſchen Gründen keinen Reis erzeugen und dies erſte aller Bedürfniſſe vom Süden kaufen müſſen. Nie hat der Norden auf die Geſchicke Japans einen entſcheidenden Einfluß geübt.

So ſtand es, noch vor zwei Jahren, mit der politiſchen Verfaſſung des Reiches. In ſocialer Beziehung zerfällt die Nation in Klane, und jeder Klan in Kaſten. Die Kaſte der Krieger iſt die vornehmſte. Dagegen ſtehen die Kaufleute unter dem Landmann, auf einer der niedrigſten Stufen der geſellſchaftlichen Hierarchie. Bonzen und Literaten genießen eines gewiſſen Anſehens. Eine ſehr geachtete und achtbare Klaſſe bilden die Bauern. In jedem Dorfe und Flecken geht der Vorſtand oder Bürgermeiſter aus der freien Wahl der ſeßhaften Familienväter hervor. Europa kennt keine freiſinnigere Gemeindeverfaſſung. Ehrfurchtsvoll gegen die Höherſtehenden, ſtrenger Befolger der Etiquette, leicht zu leiten und leicht zu leben, hält der Bauer mit großer Zähigkeit an ſeinen Rechten, und wehe der Obrigkeit welche ſie verletzt. Vor einigen Wochen ereignete ſich folgender Fall. Die Bewohner eines großen Fleckens, ſämmtlich Bauern, hatten von den Regierungsbeamten viele Plackereien zu erleiden. Sie betraten alſo den Petitionsweg, und da ihre ſchriftlichen Klagen erfolglos blieben, ſandten ſie eine zahlreiche Deputation an den Statthalter der Provinz. Als nach längeren Verhandlungen die Abgeordneten die Ueberzeugung gewannen, daß der Chi-ji für ihre Vorſtellungen taub blieb, erſchlugen ſie ihn in ſeinem Yaſhke

und gingen ruhig nach Hauſe. Die öffentliche Meinung billigte die Blutthat als einen Akt der Selbſtwehr; ſie fand ihn durch die Umſtände gerechtfertigt. Wer gedenkt da nicht unſeres frühen Mittelalters! Es iſt der Feudalismus, entſtanden im Dunkel der Vorzeit, gewachſen und entwickelt im Laufe der Jahrhunderte, belebt und getragen durch die Ritterlichkeit, innig verwebt mit allen Lebensbeziehungen, mit den Ideen, den Traditionen, den Sitten der Nation. Der Handel, wie eben erwähnt, die Gewerbthätigkeit, ſogar die Kunſt nehmen den unterſten Rang ein. Nur der Waffenſchmied macht eine Ausnahme. Er gilt für adelig. Wenn er den ſchwierigſten Theil ſeines Werkes vollbringt, nämlich zur Einlegung der Schneide von Stahl in die eiſerne Klinge ſchreitet, ſchließt er ſeine Werkſtätte gegen die Gaſſe ab und zieht ſein Hofkleid an. So erzählt Hr. Mitford*) und ſo wurde mir verſichert. Das Schwert und der Dolchdegen vererben ſich von Vater auf Sohn, von Geſchlecht zu Geſchlecht. Die Zweiſchwertmänner kennen die Namen aller guten Waffenſchmiede in Kiyôto, Yedo, Ôſaka, und ſprechen häufig von ihnen. Früher wurden in den vornehmen Familien ſogar die Töchter in der Handhabung der Hellebarde geübt.

Es gab und gibt noch Verbündungen unter Männern derſelben Kaſte, die entweder eine Art Hilfsverein ſind oder die gegenſeitige Vertheidigung gegen Feinde zum Zwecke haben. In Yokohama hörte ich oft von Europäern behaupten, dies Alles habe ſich überlebt, das Lehens- und Ritterweſen haben ihre Zeit gemacht, ſich abgenutzt, ſeien zu den Todten geſchieden. Ich werde weiter unten dieſe Anſicht prüfen. Aber was man auch von dem Lehensinſtitute und der bisherigen japaniſchen Verfaſſung denken möge, Eines wird von Niemandem in Abrede geſtellt. Bei Ankunft der Europäer und bis in die letzte Zeit,

*) Tales of old Japan, bereits citirt.

war das japaniſche Volk glücklich und zufrieden. Mit Ausnahme der koloſſalen Einkünfte einiger Großdaimio, denen jedoch die mit der Stellung des Beſitzes verbundenen Laſten entſprachen, wozu noch kam daß dieſe fürſtlichen Vermögen gewiſſermaßen als Gemeingut des Klanes betrachtet wurden, gab es wenig übergroße Vermögen und wenig Arme. Obgleich ein großer Theil der Bevölkerung Waffen trägt, kamen, verhältnißmäßig, wenig blutige Ausſchreitungen vor. Die Geſchichte dieſes Landes kennt keine Greuelthaten wie die an Scheußlichkeit Alles überbietenden Maſſenmorde der chineſiſchen Taeping. Selten wurde hier die öffentliche Ruhe geſtört, und in keinem heidniſchen Lande ſind Leben und Eigenthum beſſer geſichert. Die Bodenkultur, die bedeutende Entwickelung einzelner Gewerbszweige, der Geſchmack an den Künſten und ihre Uebung zeugen von einer alten und, innerhalb gewiſſer Grenzen, weit gediehenen Civiliſation. Gewiß, dieſe Civiliſation iſt unvollkommen und lückenhaft, weil ihr das Licht und die Wohlthaten des Chriſtenthums fehlen. Grauſame Gebräuche verunſtalten die Ritterlichkeit, traurige Auswüchſe das Ehrgefühl welches dieſes Volk in ſo hohem Grade auszeichnet. Grober Aberglaube verdunkelt die Geiſter, hemmt die Erhebung der Gemüther die in den Lehren des Buddhismus, zu dem ſich die große Mehrzahl bekennt, nur geringe Befriedigung finden. Unglaube und Zweifelſucht haben ſich der höheren Klaſſen bemächtigt. Die Familie bildet zwar die Grundlage der ſtaatlichen Einrichtungen; aber die Frau, obgleich weniger Sklavin und geachteter als in irgend einem anderen heidniſchen Gemeinweſen, harrt noch der Anerkennung ihrer Würde.*) Daher eine entſetzliche Erſchlaffung

*) Der Ehegatte ſchickt ſein Weib einfach weg und macht hievon die Anzeige an den Häuptling ſeines Klanes. Iſt dieſe Formalität erfüllt, ſo betrachtet er ſich als geſetzlich geſchieden.

der Sitten; doch kommen die grauenhaften Laſter welche das chineſiſche Volk beflecken in Japan ſelten vor. Die Achtung der väterlichen Gewalt, die Treue gegen den Häuptling des Klanes, des gemeinſamen Vaters aller Stammesangehörigen, Tapferkeit, Verachtung des Todes, den man ſich ſelbſt gibt wenn es die Ehre erheiſcht, waren und ſind die am höchſten geſchätzten und meiſt verbreiteten Tugenden dieſer heitern, artigen, liebenswürdigen, ſorgloſen und ritterlichen Nation.

Während Jahrhunderten hatte das Shogunat im Staate einen ungeheuren Platz eingenommen. Jetzt war es verſchwunden. Die Lücke die es zurückließ mußte ausgefüllt werden. Daß dies nicht ohne Erſchütterungen, ohne Kämpfe geſchehen konnte, lag am Tage. Aber Niemand hatte die Tragweite der Umwälzung vorausgeſehen.

Kaum war der Bürgerkrieg beendigt als ſeine vornehmſten Urheber, die Männer nämlich welche ſich zum Sturz des Shogun verſchworen und ihn herbeigeführt hatten, die Fürſten von Satſuma, Choſhiu, Toſa und Hizen an den Mikado ein Geſuch richteten. Der Verfaſſer der Schrift, und wahrſcheinlich bis zu einem gewiſſen Grade der Einflüſterer der Gedanken die ſie enthielt, war ein gewiſſer Kido, ein einfacher Samurai oder Zweiſchwertmann aus dem Klane der Choſhiu, heute eines der einflußreichſten Glieder des Reichsrathes. In dieſem merkwürdigen Dokumente bieten die großen Fürſten dem Mikado ihre Domainen und Kriegsleute an. Es war ein Akt der Selbſtvernichtung. Das Opfer ward angenommen. Die übrigen Daimio, darunter eilf nach längerem Zögern, folgten gezwungen und widerſtrebend dem Beiſpiele ihrer mächtigeren Standesgenoſſen. Von dem Tage an betrat die Regierung des Mikado die Wege der Reform. Mit unglaublicher Verwegenheit, mit beiſpielloſer Rückſichtsloſigkeit ſchritt ſie voran. Die Titel Dai-

mio (hoher Lehensadeliger) und Kuge (vom hohen Hofadel) wurden abgeschafft und durch die allgemeine Bezeichnung Katsoku, adelig, ersetzt. Die Daimio wurden zwar an der Spitze ihrer Klane gelassen, aber nur als Vertreter und Statthalter der Regierung, von Lehensfürsten wurden sie durch einen Federstrich zu Beamten degradirt. Bald darauf *) fand ein Ministerwechsel statt. Die eigentlichen Leiter der Bewegung vom Jahre 1868, Iwakura und die vorzüglichsten Rathgeber der vier Fürsten hatten bisher hinter den Kulissen gewirkt. Jetzt betraten sie die Bühne. Mit Sanjo und Saigo bilden sie dermalen das Ministerium und den Rath des Mikado.

Ich habe in diesen Blättern bereits der bedeutsamsten Akte erwähnt welche die neuen Minister, ihre Urheber, mir selbst mitzutheilen und zu erklären die Güte hatten.

Vor Allem die Abschaffung der „Han" und Umwandlung dieser bisher den großen Lehensherren gehörigen Städte in „Ken" oder kaiserliche Städte. Es war, mit andern Worten, die Vernichtung der Verfassung. Das Land vernahm die Kunde mit sprachlosem Erstaunen, die bisher sehr reformfreundlichen Europäer in Yokohama mit unverhehltem Befremden über den ebenso kecken als in seinen möglichen Folgen bedenklichen Schritt.

Die Daimio waren, wie gesagt, aus Lehensfürsten in einfache Staatsbeamte, in Administratoren ihrer ehemaligen Lehen umgewandelt worden. Wenige Tage darauf traf sie ein neuer Schlag. Sie wurden förmlich beseitigt und sollten durch von Yedo gesandte Gouverneure ersetzt werden. Zugleich wurden sie zur beständigen Residenz in der Hauptstadt verhalten. Bekanntlich mußten auch die dem Shogun lehenspflichtigen Daimio sechs Monate des Jahres in Yedo zubringen, aber diese Verpflichtung wurde ihnen

*) August 1871. Während einer meiner Reisen im Innern.

auferlegt zur Zeit wo sie mit dem Shogun in den Lehensverband traten, und in Folge eines gegenseitigen Uebereinkommens. Der Erlaß der neuen Minister ist ein Akt der Willkür. Er raubt den höchst gestellten Männern des Reiches ein Recht dessen selbst der Eta und der letzte Bettler genießt, das Recht zu leben und zu sterben wo seine Wiege stand. Der Fürst Ichikusen hatte sich die Unzufriedenheit der Minister zugezogen. Er wurde durch einen Staatsbeamten ersetzt, nach Yedo berufen und in seinem Palaste (unweit der englischen Gesandtschaft) eingesperrt. Einem alten Brauche gemäß, wurde das Ehrenportal des Yashke abgetragen, und die Oeffnung mit rohen Balken und Brettern vernagelt. Die Minister rühmten sich ihrer Thatkraft. All dies ereignete sich während meines Aufenthaltes in Yedo.

Die Klane waren durch die Abschaffung der Daimiate in das Herz getroffen. Die Regierung bleibt jedoch hiebei nicht stehen. Sie will die großen Klane in mehrere kleine zerspalten, mehrere kleine zu größeren vereinen. Ein Werk der Zerstörung, die Auflösung der Nation in Atome!

Die Regierung verkündigte die Absicht eine kaiserliche Armee zu bilden. Die großen Daimio wurden aufgefordert ihre Kriegsmannen und ihr Kriegsmaterial nach Yedo zu schicken, und die Häupter der vier großen Klane beeilten sich scheinbar einem Befehle zu gehorchen der einen wesentlichen Theil ihres Programms ausmacht. Der Freude der Machthaber in Yedo entsprach das sprachlose Erstaunen des Publikums. Ein ähnliches Beispiel von bis zum Selbstmorde gehender Opferfreudigkeit war noch nicht dagewesen. Weil man Kasernen brauchte, vergriff man sich an den Klöstern der Shiba. Mit oder ohne Entschädigung wurden die Bonzen ausquartiert. Die Soldaten erhielten europäische Uniformen und Waffen.

Auch die religiöse Frage konnte sich dem Wirken der Regierung nicht entziehen. Die neuen Minister proklamirten die Rückkehr zu den reineren Dogmen der Staatsreligion der Mikado. Demgemäß befahlen sie die Zerstörung der buddhistischen Symbole und Götzenbilder in den ehemaligen Shintotempeln. Die Ausführung wäre in Wirklichkeit die Vernichtung der vom Volke am meisten besuchten und verehrten Heiligthümer, mittelbar die Ausrottung der Buddhareligion. Schon spricht man von der Abtragung der prachtvollen Shiba-Gräber, dem Höchsten was japanische Kunst geleistet hat. Im ganzen Lande begann die theilweise Einziehung der Kirchengüter. Die vertriebenen Mönche haben Anspruch auf eine kleine Geldentschädigung. Außerdem entband sie das Ministerium von dem Gelübde der Keuschheit. Hiedurch hofft es den wehklagenden Mönchen den Mund zu schließen. Das Volk sieht zu, schweigend, bestürzt, ich möchte sagen, betäubt und den eigenen Augen nicht trauend. Es begreift die Machthaber nicht. Es fragt sich warum sie die Priester mißhandeln, die Priester und die Götter!

Noch eine andere Quelle der Unzufriedenheit kommt hier in Betracht. Die Finanzlage ist nicht glänzend und die Neuerungen sind kostspielig. Es gibt keinen einfacheren Staatshaushalt als den der bisher bestand. Der Mikado, der Shogun, die Daimio, der Bauer lebten von dem Erträgnisse des Bodens. Der Landmann zahlte seinem Daimio eine gewisse Steuer, dieser seinen Tribut, je nach seinem Lehensverhältniß, an den Mikado oder an den Shogun. Die Kriegsleute des Letzteren, die Hatamoto waren mit Grundstücken belehnt. Die Samurai des Mikado und der Daimio bewirthschafteten ihre kleinen Felder; ihre Haupteinkünfte bestanden aber in einer gewissen Anzahl von Koku Reis; der Preis des Koku war ein

veränderlicher; im Durchschnitt galt er ein Pfund Sterling. Der Kaufmann und der Gewerbtreibende im Allgemeinen waren steuerfrei. In Jahren der Mißernte wurde die Grundsteuer nicht erhoben, sondern auf die folgenden Jahre repartirt, vorausgesetzt daß die Ernte reichlicher ausfiel. Diese Erleichterung entsprach dem Wesen der gegebenen Zustände. Der Fürst war der Vater des Klanes; wenige dieser Herren vergaßen daß ihre Unterthanen zugleich Glieder ihrer Familie sind, und daß die Verarmung des Bauern auf den Herrn zurückfällt. Der neue Staat, das komplicirte Räderwerk der neuen Einrichtungen, die kostspielige Verwaltung machen ähnliche Nachsicht unzulässig. Fortan werden die Steuern, ohne Rücksicht auf das Ernteerträgniß, mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Daher die bereits sichtbaren Spuren der Unzufriedenheit in der so wichtigen Klasse der Bauern, das heißt in der großen Mehrzahl der Bevölkerung. Um ihnen eine Erleichterung zu gewähren beabsichtigt die Regierung, was sie bei ihren steigenden Ausgaben gewiß nicht vermag, die auf dem Landmanne lastenden Steuern zu verringern, und, was sie jedenfalls thun wird, die bisher steuerfreien Kaufleute und Industriellen zu besteuern. Die Wirkung kann nur eine Vermehrung der Unzufriedenen sein. Aber die Regierung verfügt noch über andere Hilfsquellen. Die Daimio haben ihre Ländereien und somit ihre gesammten Einkünfte auf dem Altar der Reformen niedergelegt. Die Regierung eignet sich diesen Besitz an, und läßt den ehemaligen Eigenthümer im Genusse des Zehntels seiner frühern Einkünfte; dagegen übernimmt sie die mit seiner bisherigen Stellung verbundenen Lasten. Außer dem Ankaufe von Kriegsschiffen und der Anschaffung von Kriegsmaterial, wodurch sich einige der großen Fürsten während des Bürgerkriegs verschuldeten, bildet der Unterhalt der Samurai

die bedeutendſte dieſer Laſten. Es wurde bereits oben geſagt, daß die Regierung beſchloß dieſen Männern, mit einem oder zwei Schwertern, zwei Drittel ihrer bisherigen Penſion auszuzahlen und das dritte in einen öffentlichen Fonds zu verwandeln, mit deſſen Hilfe ſie hofft binnen zehn Jahren die andern beiden Drittel zu liquidiren. Inzwiſchen iſt das edle Metall verſchwunden; man ſieht nur Kupfermünzen und Papiergeld. Hierauf beſchränken ſich vorläufig die theils beabſichtigten, theils vollzogenen oder im Zuge befindlichen Finanzmaßregeln der Reformatoren. Geldnoth und Verlegenheit ſteigen mit jedem Tage. Zwei Urſachen ſind ſie zuzuſchreiben. Zunächſt der Störung aller beſtehenden Verhältniſſe durch die plötzlichen und tiefgreifenden Reformen, und, als unmittelbare Folge dieſer Störung, einer bedeutenden Verringerung der Einkünfte. Die zweite Urſache der Geldverlegenheit des Staatsſchatzes iſt die ungeheure Vermehrung der Ausgaben. Man betrachte nur, was die Regierung mit Einem Schlage ausführen will: Schaffung einer Centralverwaltung nach dem koſtſpieligen Vorbilde der europäiſchen Adminiſtrationen; Schöpfung und Unterhalt einer kaiſerlichen Armee; Errichtung von Schiffswerften und Telegraphenlinien; Bau von Eiſenbahnen; Gründung von Schulen, beſonders für den Unterricht in fremden Sprachen; Vollendung und Ausſchmückung der mit dem äußerſten Aufwande neu erbauten Münze in Ôſaka; endlich, eine große Wohlthat, Vermehrung der Leuchtthürme an den Küſten und im „Inneren Meere". Zu all dieſen Werken bedarf man der Fremden. Mit ungeheuren Beſoldungen werden europäiſche und amerikaniſche Ingenieure, Architekten, Militärinſtruktoren angeſtellt, ſogar Rechtsgelehrte (!) und eine gehörige Anzahl engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Schullehrer. Junge Leute werden nach Europa und Amerika geſchickt, die einen „für das Auge", die andern „für den

Mund", das heißt als einfache Reisende mit dem Auftrage europäische Ideen einzusaugen und nach Hause zu bringen, oder als Studenten die auf unsern Lehranstalten Vorträge über Medicin, Mechanik und Naturwissenschaften hören sollen. Während ihrer Abwesenheit werden sie frei gehalten und beziehen überdies eine Gratifikation von tausend Dollar. Wie mir versichert wird beläuft sich die Zahl dieser jungen Emissäre bereits auf mehr als fünfhundert, die hiedurch dem Staate verursachte Auslage auf mehr als dreimalhundert tausend Pfund Sterlinge! Englische, deutsche, französische Bücher, meist oberflächliche Auszüge aus unsern Konversationslexikon, werden auf Staatskosten übersetzt, gedruckt und im Publikum verbreitet.

Im Widerspruche mit diesem glühenden Verlangen Japan plötzlich in den Besitz aller Wohlthaten der europäischen Civilisation zu setzen, stehen der Haß der Reformatoren gegen das Christenthum, die grausame Verfolgung der eingebornen Christen welche die letzten Shogune wenig beläftigten, das schroffe Zurückweisen des freundschaftlichen Einschreitens der europäischen Diplomatie.

Und nun, wer sind die wahren Urheber der Revolution von 1868? Wer beutet den Umschwung aus? Was ist das angebliche, was das geheime, das wahre Ziel dieser Männer?

Hören wir zunächst Stimmen von Eingeborenen. Iwakura sagte mir, was er Jedermann sagt: „Die Nation liebt und verehrt den Mikado. Der Shogun war ein Gegenstand des Abscheues, sein Sturz eine Nothwendigkeit geworden. Nun hatte er aber die ihm lehenspflichtigen Daimio im Zaume gehalten. Von jeher unruhig, strebten sie, als sein Sturz erfolgt war, nach vollständiger Unabhängigkeit. Dies mußte verhindert werden.

Der Mikado allein war berufen ihren Widerstand zu brechen. Dies setzte die Wiederherstellung seiner Macht voraus, und dies Werk wird jetzt vollzogen; in drei Jahren wird es vollendet sein.“ So lautet die officielle Sprache. Allerdings gibt sie nur wenig Licht. Aber ich sah eine äußerst merkwürdige Denkschrift, die offenbar aus den ersten Monaten der Revolution herrührt, also aus einer Zeit wo die Vertreibung der Barbaren noch auf dem Programme der vier siegreichen Klane stand. Sie ist überschrieben Fuku-ko-ron: „Rückkehr zum alten Regierungssystem“.*)

„Man glaubt allgemein und man behauptet vielseitig, der Kaiser vermöge nicht das Reich durch längere Jahre zu regieren. Was dergleichen sagt beweist daß er nicht zu denken und nicht zu beobachten versteht, daß ihm die Gabe fehlt in den Zeichen der Zeit zu lesen.“ Nun folgt eine geschichtliche Auseinandersetzung. Der Zweck des Verfassers ist, im Gegensatze mit der Wahrheit wie ich glaube, den Beweis zu liefern daß die Mikado, während zweitausend Jahren, ohne Mitwirkung der Militärkaste regiert und ihr höchstens vorübergehend und zwar aus freiem Willen die Zügel überlassen hätten. Dann fährt er fort.

„Diesmal ging die Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt vom Volke aus. Die Bewegung begann unter den Ronin**), ergriff sodann die Kerai, später die Karo, endlich die Daimio (das heißt sie stieg von unten nach oben). Also, im Volke entstanden, verbreitete sie sich immer mehr, und endete

*) Diese Schrift befindet sich, wenn ich nicht irre, unter den dem englischen Parlamente mitgetheilten Papieren.

**) Anspielung auf die sechshundert Ronin welche sich 1865 in den Provinzen Yamato und Tajima, unter der Führung einiger Kuge, gegen den Shogun empörten. Sie wurden zersprengt. Die Kuge flohen zum Fürsten von Choshiu.

mit der Rückkehr der ganzen Nation zur alten Regierungsform. Hieraus folgt daß der Mikado, selbst wenn er dieſe Politik verlaſſen wollte, es nicht vermöchte; denn die öffentliche Meinung würde dies verhindern. Man hört ſagen: Die gegenwärtige Bewegung iſt dem Anſchein nach die Wiederherſtellung der kaiſerlichen Macht, in der That aber kommen die Daimio an die Gewalt. Dies heißt ſich über die Thatſachen täuſchen. Das Volk hat die Bewegung begonnen, das Volk hat ſie zu Ende geführt. Wie könnten die Daimio ſie zu ihren Gunſten ausbeuten? Wer den Gang der neuen Regierung prüft muß einſehen daß ſie in allen, ſelbſt den unbedeutendſten Angelegenheiten zuerſt die Meinung der Daimio vernimmt. Dann entſcheidet der Mikado. Wahres Ideal einer volksthümlichen und nationalen Regierung! Die Förderer dieſer Revolution waren ohne Zweifel zuerſt Satſuma, Choſhiu und Toſa; ſpäter ſchloſſen ſich die andern Daimio an, und leiſteten kräftigen Beiſtand. Wer ſich alſo gegen das zweckmäßige und billige Uebereinkommen auflehnen wollte, begegnete dem Widerſtande der vereinigten Kräfte des Reiches.... Wie kam es daß die untern Klaſſen die Bewegung hervorriefen? Seit zweihundert Jahren gewöhnte ſich das Volk daran die Frage von der Unterwürfigkeit die man dem Souverain ſchuldig ſei zu erörtern. Es zählte die in den letzten Zeiten des Shogunats begangenen Verbrechen. Aus Anlaß des Abſchluſſes von Verträgen mit dem auswärtigen Barbaren deutete das Volk ſeine Entrüſtung durch einige Vorgänge an.“ Dieſe Andeutungen waren: die Ermordung des Regenten Ji-Kamon-no-Kami, der Mordanfall auf den zweiten Miniſter des Aeußern Tſuſhima der mit einer ſchweren Verwundung davonkam; die wiederholten Angriffe auf die britiſche Geſandtſchaft, wobei der Koch und ein Orderley getödtet, der Legationsſekretär Hr. Oliphant (der Schriftſteller) ſchwer verwundet wurde; der Aufſtand der ſechshundert Ronin, die Schei-

dung des Klanes von Mito in zwei Parteien deren eine ſich für den Mikado erklärte.*)

Dieſe offenbar von den Häuptern der Bewegung eingegebene Denkſchrift iſt reich an abſichtlichen Entſtellungen der Thatſachen und an inneren übrigens durch die Lage der leitenden Männer erklärlichen Widerſprüchen. Aber auf den Urſprung der Revolution und auf ihre Richtung wirft ſie ein helles Licht. Zuerſt wird die allgemeine Volksanſicht von der traditionellen Regierungsunfähigkeit der Mikado zu widerlegen verſucht; ſodann der Bewegung ein weſentlich demokratiſcher Charakter unterſchoben. Das Volk, das in Wahrheit mit gekreuzten Armen zuſah, habe die Bewegung begonnen um die herrſchende Militärklaſſe, die Samurai, der uſurpirten Gewalt zu berauben, während es gerade die Samurai waren welche unter den Fahnen ihrer Klansfürſten den Shogun zu Falle brachten! Die Denkſchrift bezeichnet als erſten Zweck der Revolution die Wiederherſtellung der kaiſerlichen Macht, fügt aber eilends bei daß es dem Mikado nicht geſtattet ſei die Gewalt, dem Volkswillen entgegen, wieder in die Hände der Kriegerkaſte zu legen. Der Volkswille wird alſo über den Willen des Herrſchers geſetzt Die Schrift gibt zu, das größte Verbrechen des Shogun ſeien ſeine Verhandlungen und der Abſchluß von Verträgen mit den Barbaren, und ſie bezeichnet als Ideal geordneter ſtaatlicher Verhältniſſe die Herrſchaft der Daimio, das heißt der drei großen Klanhäupter welche die Bewegung begonnen und durchgeführt und die „der Mikado bevor er ſeine Edikte erläßt um Rath frägt." Ein naives Geſtändniß, welches jenen Recht zu geben ſcheint die die Erſetzung des Shogunats durch eine Oligarchie als den Zweck und als das vorläufige Ergebniß der Revolution betrachten.

*) Dieſe Vorfälle ereigneten ſich in den Jahren 1860, 1862 und 1865.

Wie lauten nun aber die Anſichten der Europäer, und zwar der Beſtunterrichteten von ihnen? Ich faſſe die Auskünfte welche ſie mir gaben in Kürze zuſammen. Der Gedanke der Bewegung entſprang in den Köpfen der erſten Räthe der beiden Groß-Daimio von Satſuma und Choſhiu. Nun ſchloſſen ſich einige Kuge an. Unter letzteren nahmen Sanjo, durch Geburt und Familienverbindungen, Iwakura, durch Thätigkeit und geiſtige Begabung, die erſte Stelle ein. Die Yaſhke der Fürſten von Satſuma und Choſhiu im Süden, Kiyôto im Centrum, waren die Hauptherde der Intriguen gegen den Shogun. Sein gänzlicher Sturz, Zerſtörung ſeiner Macht, Abſchaffung ſeiner Würde bildeten den nächſten Zweck der Verſchwörer. Um ſich der Mitwirkung der großen Klane zu verſichern, ſchmeichelte man ihrem Fremdenhaß, fügte man zu dem Feldruf: „Reſtauration des Mikado", das Loſungswort „Vertreibung der Barbaren." Als der erſte Theil des Programms verwirklicht war, verlangten daher die Zweiſchwertmänner mit Ungeſtüm gegen Yokohama zu marſchiren. Da ſuchte man ſie zu beruhigen. „Bedenkt", ſagte man ihnen, „daß die Fremden ſtärker ſind als wir, beſſer bewaffnet, reicher, mit einem Worte in jeder Beziehung uns überlegen. Sie haben Kagoſhima und Shimonoſeki verbrannt. Sie würden Yedo und Ôſaka verbrennen. Wartet! Unſere Zeit wird kommen. Vor Allem müſſen wir rüſten, unſere Waffen vervollkommnen, unſere Truppen abrichten, von den Barbaren lernen wie man es anfange um ſie zu vernichten." So ließen ſie ſich beſchwichtigen. Was ſind nun aber die Geſinnungen der Häupter in Beziehung auf die Europäer? Hierauf entgegnet man mir: Die Männer ſuchen vor Allem ſich an der Macht zu erhalten; ſie theilen nicht den lodernden Haß der Samurai, aber es wäre arge Täuſchung zu glauben daß ſie uns lieben. Das Volk,

dem die japaniſche Denkſchrift die Initiative der Bewegung zuſchreibt hat nicht den geringſten Antheil daran genommen; es miſcht ſich überhaupt nie in Politik; gegen die Europäer iſt und war es immer artig, liebenswürdig und gleichgültig.

Das bisher Geſagte ſcheint über jeden Zweifel erhaben. Die angeführten Thatſachen ſind erwieſen. Aber Vieles bleibt doch im Dunkel. Um den Schleier zu lüften nimmt man zu Vermuthungen Zuflucht. So höre ich behaupten: Die Fürſten, überhaupt alle Daimio, ſeien gänzlich herabgekommene, verthierte, blödſinnige Menſchen, blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Räthe. Letztere, die ſämmtlich der Klaſſe der Samurai angehören, gaben den Anſtoß zur Umwälzung, unter dem Vorwande den Shogun zu ſtürzen und die Macht des Mikado wiederherzuſtellen. In Wirklichkeit kümmerten ſie ſich aber wenig um dieſe beiden Potentaten. Das drückende Joch ihrer Gebieter, der Daimio (welche ſie ja, wie dieſelben Stimmen behaupten, ausnutzen und beherrſchen!), das Joch der Daimio wollten ſie abſchütteln. Die aus Europa und Amerika eingeführten, demokratiſchen Ideen der Neuzeit haben ſie ergriffen. Das Feudalweſen habe ſich hier wie bei uns überlebt. Ein Luftzug reichte hin um es zu vernichten. Der Verkehr mit den Europäern habe den Literaten die Augen geöffnet; immer weiter verbreite ſich der Drang nach dem Fortſchritte, der Wunſch, nach unſerem Beiſpiele, die Wege der Civiliſation zu betreten. Die häufigen Reiſen nach Europa und Amerika fördern dieſe Beſtrebungen und ſichern ihren Erfolg.

Hierauf erwiderte ich: „Kennen Sie die Fürſten perſönlich?“ Man mußte geſtehen, daß man ſie nicht oder nur oberflächlich kenne. Bei feierlichen Gelegenheiten habe man ſie geſehen. Ihr Schweigen, der nichtsſagende Ausdruck ihrer Mienen fielen auf, aber beide ſind, in ſolchen Anläſſen, durch

die Etiquette vorgeſchrieben, und berechtigen daher zu keinem Schluſſe auf die geiſtige Begabung und den Charakter dieſer Herren. Daß ſich viele von ihnen durch ihre Miniſter oder Räthe leiten laſſen, iſt möglich, ja wahrſcheinlich, und ſpricht zu Gunſten jener Annahme. Es kann ſein daß viele von ihnen wenig Verſtand und wenig Thatkraft beſitzen. Daß aber alle Fürſten und Daimio Idioten ſeien, bleibt zu beweiſen. Ebenſo wenig konnte durch Thatſachen dargethan werden daß die Samurai als Zweck des Aufſtandes (unter den Fahnen ihrer Gebieter) den Sturz der letzteren im Auge hatten. Dieſe Behauptung beruht alſo vorerſt nur auf Vermuthungen. Ich nahm gefliſſentlich die Geſchichte der ſiebenundvierzig Ronin in mein Tagebuch auf, weil ſie die Apotheoſe der dem Lehensherrn ſchuldigen Treue iſt, das heißt der Tugend welche die moraliſche Grundlage des Feudalweſens bildet. Allerdings ſind ſeither an hundertfünfzig Jahre verfloſſen; aber noch heute betet das Volk an den Gräbern der Märtyrer dieſes Princips. Dort gab ſich auch, vor nicht länger als drei Jahren, weil ihm der Eintritt in den Klan eines großen Fürſten verweigert wurde, ein Ronin den Tod. Aber um die Lebenskraft des Lehensweſens, ſowie es wenigſtens noch im Jahre 1868 in Japan beſtand, in ſchlagender Weiſe darzuthun, gibt es noch einen andern, wie mir ſcheint, unwiderleglichen Beweisgrund. Es iſt die Geſchichte der letzten Revolution. Die Macht des Shogun, obgleich erſchüttert, war noch koloſſal. Er beherrſchte die blühendſten und reichſten Provinzen des Reiches; er verfügte über ein wohldisciplinirtes Heer, ſeine achtzigtauſend Hatamoto; er bezog die Zollerträgniſſe der fünf Treaty-Ports und der Häfen von Yedo und Oſaka; er genoß der, zwar nicht offen ausgeſprochenen aber allgemein bekannten, moraliſchen Unterſtützung des diplomatiſchen Korps. Und dennoch wurde

er beſiegt, beſiegt durch drei Fürſten welche in der Feudalorganiſation Alles fanden was erforderlich iſt um den Krieg zu organiſiren und mit Erfolg zu führen: Waffen, Vorräthe, Geld, hauptſächlich aber Männer in hinreichender Zahl, gewohnt die Waffen zu tragen und entſchloſſen ſie zu tragen unter den Fahnen ihres angeſtammten Herrn.

Daß es eine öffentliche Meinung gibt, und zwar eine in gewiſſen Kreiſen ſehr verbreitete, welche nach Fortſchritt lechzt ohne recht zu wiſſen worin er beſteht, welchen Weg man betreten, wie weit gehen, wo anhalten ſolle — das Daſein ſolcher dunkler aber lebhafter, ja feuriger Wünſche, Beſtrebungen und Träume ſteht außer allem Zweifel. Indem ſie ſich dieſer Richtung ergaben, eröffneten die heutigen Träger der Gewalt die Aera des Umſchwunges. In ihrem Unternehmen ermuntern und unterſtützen ſie das faſt einſtimmige Beifallsjauchzen der europäiſchen Kaufleute, die wohlwollende Aufnahme die ihre häufigen Bitten um Rath in Finanz- und Verwaltungsangelegenheiten bei den fremden Geſandten finden (welche letztere hoffentlich zu weiſe ſind um auch über die innere Politik eine Meinung zu äußern), die Mitwirkung einer beträchtlichen Anzahl von Amerikanern und Europäern im Dienſt des Mikado, endlich das bereits von der andern Seite der Erdkugel herüber tönende Echo, die günſtigen Beurtheilungen in der amerikaniſchen und engliſchen Preſſe, die begeiſterten Briefe der die Civiliſation in vollen Zügen einſaugenden Studenten, der von Amtswegen nach den Vereinigten Staaten, nach England, Deutſchland und Frankreich entſandten Jünglinge. Auf dieſen Wegen dringen Europa und Amerika in Japan ein.

Ich frage mich, werden die Dekrete der Yedoer Reformatoren auch ausgeführt? Ueber dieſen ſo weſentlichen Punkt geben die immer ſeltenen und häufig widerſprechenden Nachrichten aus

dem Inneren wenig Aufſchluß. Erwieſen iſt nur daß die Fürſten von Satſuma und Hizen deren Königreiche, um mich des alten Ausdruckes zu bedienen, ſich über den größten Theil der großen Inſel Kiuſhiu erſtrecken, erwieſen iſt daß dieſe beiden Fürſten an Macht und Anſehen in ihren Dominien auch nicht die geringſte Einbuße erlitten. Die Reſidenten in Nagaſaki, die dies wohl wiſſen können, und ein oder zwei im Dienſte dieſer Potentaten ſtehende Engländer beſtätigen die Thatſache. Wundern dürfen wir uns hierüber kaum; denn Satſuma ſtand ja mit Chioſhiu und Toſa an der Spitze der Revolution und Hizen ſchloß ſich ſofort an. Sie waren ihre Urheber, ſie beuten ſie aus. Aber die übrigen Daimio welche, gutwillig oder widerſtrebend, Kido's berühmte Petition unterſchrieben, ſollten ſie geneigt ſein ſich wirklich den Todesſtoß zu verſetzen? Hierüber iſt man dermalen noch im Dunkel. Perſonen deren Urtheil mir das größte Vertrauen einflößt, darunter einige Miſſionäre und Diplomaten, bezweifeln es.

Leicht erklärt ſich die, in den letzten Tagen allerdings etwas gedämpfte, Freude der fremden Kaufleute an dem jungen Reformwerk. Der Angloſachſe iſt geborner Philanthrop und macht gerne Propaganda für ſeine Lieblingsideen, beſonders für die ſogenannten nützlichen Kenntniſſe. Er gewinnt das Land lieb in dem er lebt, und jede Neuerung die ihn an ſeine vaterländiſchen Inſtitutionen erinnert begrüßt er mit aufrichtigem Beifall. Hiezu tritt das Intereſſe. Die Civiliſation ſoll neue Bedürfniſſe ſchaffen, und die engliſche Induſtrie, der engliſche Handel berufen ſein ſie zu befriedigen. Wird Japan auch zahlen können? Man hofft es in Yokohama. Beſitzt das Land nicht unerſchöpfliche Mineralſchätze?

Aber dieſe roſige Auffaſſung der im Werden begriffenen neuen Zuſtände wird doch nicht von Jedermann getheilt. Auch

mißbilligende Stimmen laſſen ſich vernehmen. „Die Miniſter“ hörte ich ſagen, „verſtoßen gegen den geſunden Menſchenverſtand, ſie ſind Kinder; ſie zerſtören das Beſtehende bevor ſie wiſſen wodurch es zu erſetzen ſei. Sie ſuchen Vorbilder in Amerika und Europa und bedenken nicht daß ihnen die Mittel fehlen Aehnliches zu ſchaffen. Sie jagen nach Begriffen deren Sinn, deren Tragweite ſie nicht verſtehen. Es iſt ein Fieberanfall der vorübergehen wird. Vielleicht bleibt doch etwas Gutes zurück. Am Ende thun ſie ja nur was vor ihnen die Wilden auf den Sandwichinſeln thaten: ſie nahmen, bekanntlich, die europäiſche Tracht an, wenn nicht die Wäſche, ſo doch Pantalon und Gehrock, dazu ein Parlament mit zwei Kammern und ein verantwortliches Miniſterium.“ Dies iſt die in den Faktoreien am meiſten verbreitete Beurtheilung. Wenig ſchmeichelhaft für die Japaner die man den Wilden der Südſeeinſeln an die Seite ſetzt; und überdies ein ſeichtes Urtheil, denn wenn die Miniſter in ihrem Reformwerke gegen den geſunden Menſchenverſtand ſündigen, wie ſoll das Werk der Thorheit und des Widerſinnes in ſeinen Folgen ein gutes und nutzbringendes ſein!

Hören wir nun die, weniger zahlreichen, entſchiedenen Gegner des japaniſchen Fortſchrittes.

„Die Reformen der neuen Miniſter“, ſagen ſie, „vorausgeſetzt daß ſie nicht ein todter Buchſtabe bleiben, ſind der Ruin der Daimio welche ſie des ererbten Anſehens entkleiden, ihrer Einkünfte bis auf ein Zehntel berauben; ſie ſind die gänzliche Vernichtung und Ausrottung der in Bettler verwandelten Samurai. Alſo diejenigen welche Euch, Träger der Regierungsgewalt, zur Macht verholfen haben, ſollen widerſtandslos von Eurer Hand und, da ihre Krieger fortan Eure Armee bilden ſollen, durch ihr eigenes Schwert das Euch gedient den Todes-

ſtoß erleiden? Kann man dies wirklich für möglich halten? Und dennoch iſt dies der Ausgangspunkt Eurer Reform. Hiezu treten die Finanzverlegenheiten, die unglaubliche Verſchleuderung der Staatsgelder, die Erſchöpfung des Schatzes, die Unmöglichkeit ihn zu füllen ohne das Volk zu Grunde zu richten, der unvermeidliche Bankrutt, die kindiſchen und lächerlichen Verſuche die Verfaſſungs- und Verwaltungsformen der am meiſten vorgeſchrittenen Staaten nachzuäffen, die Einziehung der Kirchengüter und, als nothwendige Folge, die ſteigende Unzufriedenheit der Bauern, der Prieſter*) und vor allen der Kriegerkaſte. Damit das Werk der Reform, ſo wie es unternommen wurde, — und es ward unternommen mit einer Vermeſſenheit, einer Uebereilung und Leichtfertigkeit die ohne Beiſpiel ſind in der Geſchichte, — damit es gelingen könne, muß man vorausſetzen dürfen, daß die Daimio vollendete Idioten, die tauſendjährigen Bande zwiſchen ihnen und ihren Klansmännern vollkommen zerriſſen, daß die letzteren ebenſo blödſinnig ſeien als ihre Gebieter. Der ſo unabhängige, auf ſeine Rechte ſo ſtolze und ſo eiferſüchtige Bauer, er deſſen Klaſſe die Mehrzahl der Nation bildet, muß plötzlich unter den egyptiſchen Fellah, unter den Neger in Central-Afrika herabgeſunken, die Bonzen, von der göttlichen Gnade Buddha's erleuchtet, müſſen fortan nur von dem Wunſche beſeelt ſein ihre Götzen und Tempel in Trümmerhaufen verwandelt, ſich ſelbſt ihrer Reisrationen beraubt und an den Bettelſtab gebracht zu ſehen. Und alle dieſe Wunder müſſen gewirkt werden damit es möglich ſei die Nation mit Regierungsformen zu beglücken welche entlehnt ſind wem? den Barbaren deren Vernichtung die ſiegreiche Revolution als Loſungswort auf ihre Fahnen ſchrieb! Iſt es wahrſcheinlich, iſt es möglich daß derlei Experimente nicht auf

*) Die Zahl der Bonzen ſoll ſich auf zweihunderttauſend belaufen.

verzweifelten Widerstand stoßen? Entweder ist die japanische Nation ein todter Körper, oder es blieb ihr noch einiges Leben. Im ersten Falle haben die Reformatoren nichts zu befürchten und nichts zu hoffen. Wie Arzneimittel über Leichname nichts vermögen, so werden auch ihre Reformversuche ohne Wirkung bleiben. Lebt aber das japanische Volk noch, dann wird es nicht sehr lange diese Angriffe dulden gegen sein Eigenthum, seine Gebräuche, gegen die ererbten Zustände und den ererbten Glauben. Es wird aufstehen wie Ein Mann; es wird die vermessenen Thoren niederschmettern welche die frevelhafte Hand erhoben gegen Alles was ihm theuer und heilig ist. Anarchie und Bürgerkrieg werden das Land mit Blut und Trümmern bedecken, die europäischen Ansiedlungen bedrohen, vielleicht mit in den Abgrund ziehen, denn die Reaktion wird hereinbrechen unter dem Feldgeschrei: „Tod den Barbaren!" So oder ungefähr so lauten die trüben Ahnungen der Schwarzseher.

Ich selbst finde mich kaum berufen ein Urtheil auszusprechen. Um die Umwälzung und ihre Folgen unparteiisch zu würdigen fehlen mir manche Vorbedingungen: eine genaue Kenntniß des Nationalcharakters, der an der Spitze stehenden Männer, der Natur ihrer Beziehungen zum Mikado und zu den vier großen Klanen; der Stimmung und Ansichten dieser letztern, des Einflusses und des Ansehens der Regierungsagenten im Innern. Ueber alle diese Punkte befinde ich mich mehr oder minder im Dunkeln, oder beschränkt auf Mittheilungen deren Werth ich nicht ermessen kann und die, obgleich aus den besten Quellen geschöpft, doch meist nichts Anderes sind als Vermuthungen. Jedoch in allen menschlichen Dingen wirken Elemente die sich allenthalben wiederfinden, die unter allen Verhältnissen und Himmelsstrichen und, die Lokalfarbe abgerechnet, bei allen Völkern dieselben, ja sehr oft gerade die wichtigsten sind. Wenn

ich mich auf dieſen Geſichtspunkt ſtelle, das heißt die letzten Ereigniſſe in Japan nach ihrem allgemeinen menſchlichen Werthe prüfe, ſo gelange ich zu folgenden Schlüſſen:

Zunächſt fällt mir in den leitenden Männern ein innerer Widerſpruch auf. Ich wundre mich über die Tiefe und zugleich über die Seichtigkeit ihres Geiſtes.

Die Tiefe. Sie wollten das Shogunat abſchaffen. Zu dem Ende iſt ihr erſter Schritt die Verkündigung der Reſtauration des Mikado. Damit geben ſie ihrem Unternehmen eine rechtliche Grundlage. Sie gehen von einem Princip aus, dem der kaiſerlichen Macht, und dies Princip iſt das erhabenſte in den Augen, das am tiefſten wurzelnde im Herzen der Nation. Um die Beiſtimmung der Männer zu gewinnen deren Schwerter ſie brauchen wenden ſie ſich an die herrſchende Leidenſchaft des Tages, an den Fremdenhaß. Sie ſchreiben alſo auf ihre Fahne: Reſtauration des Mikado, Vertreibung der Barbaren. Aber der Mikado iſt nur ein Begriff, ein koſtbarer Talisman den man beſitzen muß um über die Nation zu verfügen. Von finanziellen, politiſchen, militäriſchen Hilfsquellen, von wirklicher Macht keine Spur; aber die moraliſche iſt ungeheuer. Der Mikado hat ſeine Frauen, ſeine Kuge welche von Zeit zu Zeit ihr Flügelkleid von Goldbrokat anlegen und ſich vor dem Idol in den Staub werfen; er hat auch einige Samurai; er hat keine Armee. Bald dieſer, bald jener große Daimio wird gerufen, oder kommt aus eigenem Antriebe, um mit ſeinen Mannen die Wache zu beziehen bei der geheiligten Perſon des Sohnes der Götter. Demungeachtet ſcheint es ausgemacht daß ohne den Mikado nichts zu erreichen iſt. Die letzten Ereigniſſe ſprechen für dies Axiom. So lange der Fürſt von Aidzu das Schloß in Kiyôto beſetzt hält, ſtehen die Angelegenheiten ſeines Freundes des Shogun ganz gut. Daher ſuchte Choſhiu, bevor er das

Zeichen zum Aufſtande gab, ſich vor Allem der Perſon des Kaiſers zu bemächtigen; einmal, was bei Zeiten verrathen wurde, indem er ihn in einen Tempel vor der Stadt zu locken ſuchte; ſodann indem er mit ſeinen Truppen in Kiyôto gewaltſam eindrang. Diesmal wurden ſie zurückgeworfen. Aber am Ende fiel der Talisman in die Hände der Verſchworenen. Von dem Tage an war die Sache des Shogun verloren. Alſo neben einer ſehr großen moraliſchen Macht eine entſprechende materielle Ohnmacht. So ſteht es mit dem Mikado. Wenn man daher um die durch das Verſchwinden des Shogunats entſtandene Lücke auszufüllen nichts Anderes hatte als den Mikado, der Alles iſt als Princip und nichts als wirkliche Kraft, ſo lag am Tage daß jeder Verſuch eine kräftige Regierung und dauerhafte Zuſtände zu gründen nothwendig ſcheitern mußte. Dann zerfiel das Reich in große und kleine, völlig unabhängige Daimiate. Alſo entweder Bürgerkrieg oder beſtändige Anarchie. Dem kräftig organiſirten Shogunat mußte eine gleichfalls kräftig organiſirte Gewalt folgen, bereit und im Stande ſogleich den Nachlaß des erſtern zu übernehmen. Dieſe neue Gewalt war die der vier Fürſten welche, gleichviel ob ſie ſelbſt oder ihre Räthe, den Gedanken der Bewegung zuerſt gefaßt, die ihn ausgeführt, die die Laſt des Krieges getragen, den Sieg errungen, den Gegner vernichtet hatten. Die Revolution von 1868 hat keinen Sinn, oder ſie iſt die Erſetzung des Shogunats durch die Herrſchaft der vier Fürſten unter der nominellen Oberherrlichkeit des Mikado. Für den letztern hatte die Umwälzung eigentlich keine andere Folge als die Verlegung ſeiner Reſidenz. Yedo war der Mittelpunkt der Macht des Shogun geworden; es hatte dieſelbe Bedeutung für ſeine Nachfolger, die vier Fürſten. Nun konnten ſie aber, ſie oder ihre Mandatare, den Mikado nicht aus der Hand geben. Der Talisman wurde alſo

von Kiyôto nach Yedo gebracht. Hiemit will ich nicht ſagen daß ſie dem Kaiſer Gewalt anthun. Im Gegentheil, der junge Herr ſoll an allem was um ihn her vorgeht Gefallen finden. Er weiß nicht was ſie thun. Alſo, thatſächlich, laſſen ſich die neuen Zuſtände ſo definiren: mehr oder minder unbeſchränkte Kollektivherrſchaft der vier Klanhäupter über alle Theile des Reiches, ausgeübt im Namen des Mikado, durch ſeine Miniſter die aber in der That die Mandatare der vier Fürſten ſind. Ein tief und klug angelegter Plan, dem eine richtige Auffaſſung der gegebenen Verhältniſſe zu Grunde liegt.

Die neue Regierungsgewalt bedurfte des Haltes einer bewaffneten Macht. Die Hatamoto des Shoguns hatten ſich zerſtreut; ihrem ehemaligen Herrn ergeben, konnten ſie der neuen Regierung kein Vertrauen einflößen. Der Mikado, wie bereits geſagt, beſaß niemals eine Armee. Blieben alſo die Klane der vier Fürſten welche in den entfernteſten Theilen des Reiches leben. Hier beginnen die Schwierigkeiten und mit den Schwierigkeiten die Fehler, Fehler entſprungen aus Leichtſinn und ſeichter Auffaſſung der Lage. Die vier Fürſten hatten dem Mikado ihre Territorien angeboten und die anderen Daimio gezwungen dem Beiſpiele zu folgen. Nun hieß es ein zweites Opfer bringen. Die Kriegsleute ſämmtlicher Klane ſollten nach Yedo geſchickt werden. Aus ihnen gedachte man die Armee des Kaiſers, beſſer geſagt, die Armee der neuen Kollektivgewalt zu bilden. Eine tief eingreifende und weittragende Maßregel die für den Augenblick im Intereſſe der vier Fürſten lag, denn ſie ſetzte ſie in Stand ihre neue Macht im Centrum des Reiches zu befeſtigen und die übrigen Daimio unſchädlich zu machen indem ſie ſie entwaffnete. Zugleich aber zerſtörte ſie das Klanweſen, aus welchem ſich das politiſche Leben der Nation entwickelt hatte, in ſeinem innerſten Weſen. Alſo vom Standpunkte des

augenblicklichen Bedürfnisses beurtheilt, war die Maßregel vortrefflich, aber, in socialer Beziehung und wegen ihrer nothwendigen Wirkungen, halte ich sie für höchst verderblich, selbst für die vier Fürsten, denn indem sie die Klanverfassung vernichteten zerstörten sie zugleich die Grundbedingungen ihrer eigenen Existenz.

Die Centralregierung besteht aus einigen Ministern, deren bedeutendster Iwakura ist, und aus vier kaiserlichen Räthen, den Abgeordneten der vier großen Klane. Diese vier Abgeordneten theilen die Regierungsgeschäfte mit den Ministern; zugleich kontroliren und überwachen sie dieselben. Kido ist, wie bereits erwähnt, unter ihnen der thätigste und begabteste. Auch Saigo leistet große Dienste. Die oberste Leitung des Staates liegt also in den Händen der Männer welche, für die vier Fürsten und mit den Truppen derselben, die Revolution von 1868 gemacht haben. Wenn sie den Titel von kaiserlichen Ministern und kaiserlichen Räthen führen, so geschieht dies weil man die kaiserliche Macht, als Princip, aufrecht erhalten will und muß. Thatsächlich sind sie die Mandatare der Fürsten; ihre Macht beruht auf dem Zusammenwirken dieser Fürsten und, da die Fürsten wie man glaubt sich in der Hand ihrer Räthe befinden, auf dem Zusammenwirken dieser Räthe welche sich, ihrerseits, auf die leitenden Männer in den Klanen stützen. Dabei beobachtet man folgendes Verfahren. In Yedo wird eine wichtige Maßregel geplant. Die Minister und die vier Räthe sind hierüber einverstanden. Das Programm wird von letzteren nach den Provinzen geschickt, dort von den herrschenden Koterien eines jeden Klanes geprüft und, wenn angenommen, in Form einer Petition an die Minister zurückgeleitet. So entstehen die reformatorischen Dekrete der Regierung die, indem sie sie verlautbart, sich auf die Wünsche der öffentlichen Meinung beruft.

Als Beweis werden die Petitionen publicirt. Mit anderen Worten, die Oligarchie in Yedo ſtützt ſich auf die kleinen Oligarchien in den vier Klanen. Daher das unabläſſige Kommen und Gehen der Sendboten zwiſchen der Hauptſtadt und den Reſidenzen der Fürſten von Satſuma, Choſhiu, Toſa und Hizen. Wird ſich dieſer Zuſtand lange als haltbar bewähren? Unter dem Drange unabweislicher Bedürfniſſe nimmt die Regierung in immer ſteigendem Maße die Lebenskräfte der Klane, ihr Blut und ihre Habe in Anſpruch. Sie muß es thun, damit das Räderwerk der neuen Staatseinrichtungen nicht in Stocken gerathe. Man hat die Daimiate, wenigſtens am Papier, zerſtört, die Samurai zu Grunde gerichtet, die Klane am Sitze ihres Lebens tödtlich getroffen; man ſieht ſich genöthigt dem Volke eine unerſchwingliche Steuerlaſt aufzubürden; man nimmt zu den verderblichſten Finanzoperationen Zuflucht. Die nächſte, die unausbleibliche Wirkung iſt, ohne Zweifel, ein raſches Sinken des allgemeinen Wohlſtandes. Kann man annehmen daß die großen Klane, obgleich die Herren und Meiſter, hievon unberührt bleiben; daß in ihrer Geſinnung, unter dem Drucke der ſteigenden Noth, nicht früher oder ſpäter ein Umſchwung eintreten; daß ſie nicht die Leitung ihrer Angelegenheiten den heute herrſchenden Koterien entziehen und altkonſervativen Männern anvertrauen werden? Doch über die Stimmung der Klane fehlt mir (wie allen Europäern in Japan, auch den beſtunterrichteten) verläßliche Auskunft. Noch ein anderer Umſtand kommt hier in Betracht. Was geht im Herzen der Vertreter dieſer Klane in Yedo vor? Mir ſcheint, es liegt in der menſchlichen Natur und in den gegebenen Verhältniſſen, daß, im geeigneten Augenblicke, dieſe Männer (Iwakura, Kido und ihre Genoſſen) verſuchen werden die Vormundſchaft der vier Klane abzuſchütteln. Je mehr die Bildung des kaiſerlichen

Heeres vorſchreitet, um ſo mehr werden ſie die eigenen Kräfte fühlen, um ſo weniger ſich in der Rolle einfacher Mandatare gefallen.

Schon die, am Ende des Bürgerkrieges, in das Miniſterium berufenen Männer hatten Reformen nach europäiſchen Muſtern beabſichtigt. Ihre Nachfolger, die wirklichen Urheber der Revolution, ergeben ſich derſelben Richtung mit verdoppeltem Eifer. Alle eben erwähnten, ſo überaus radikalen Maßregeln: Entſetzung und Plünderung der Daimio, mittelbare Zerſtörung der Klane, Zugrunderichtung der Militärklaſſe waren das Werk der wenigen Tage die ſeit dem Amtsantritte der gegenwärtigen Miniſter verfloſſen ſind. Zugleich haben ſie einen Feldzug gegen den Buddhism, die Landesreligion, eröffnet und, nur die mächtigen Montoiten ſchonend, einen Theil der Kirchengüter eingezogen. In dem Maße in welchem das Miniſterium mit den alten Traditionen und ihren Anhängern bricht ſtützt es ſich auf die neue Meinung welche die Vorbilder der zu ſchaffenden Staatseinrichtungen in Amerika und Europa ſucht. Gewiß, meine Abſicht iſt nicht die merkwürdigen Männer die heute an der Spitze des Landes ſtehen zu verunglimpfen oder dem Verdachte preiszugeben. Solange nicht das Gegentheil erwieſen iſt, halte ich ihre Abſichten für rein, ihre Vaterlandsliebe für unzweifelhaft. Ich fühle in mir keine zärtliche Vorliebe für Gott Buddha, aber ich fürchte daß, indem man ſeine Tempel und Statuen zerſtört, angeblich um die officielle Religion, die keine iſt, wieder herzuſtellen, das Volk ſeines Glaubens, und was noch ſchlimmer, der Fähigkeit zu glauben beraubt; ein ſchlechtes Mittel die Völker zu civiliſiren und glücklich zu machen! So verführeriſch ſeine äußern Formen ſind, ſo habe ich doch keine Thräne für ein barbariſches Ritterthum; aber dies Ritterthum, mit ſeinen zarten Blüthen und rohen Auswüchſen, war

entſproſſen auf dem Boden der Lehensfaſſung die man zerſtört ohne zu wiſſen was man an ihre Stelle ſetzen könne. Ich billige die, in den oberen Schichten der Nation, zu Tage tretende Sehnſucht nach Fortſchritt, nach Verbeſſerung, nach Aufklärung. Auch die Verſuche durch Nachahmung des Auslandes die Wohlthaten der europäiſchen Geſittung zu erreichen, haben ihre löbliche Seite. Aber die Art wie man zu Werke geht ſcheint mir, auf das Gelindeſte geſagt, unpraktiſch. Die fremden Zeitungen und die meiſten Reſidenten in Yokohama finden, der Weg ſei gut, nur ſchreite man allzu raſch vorwärts. Ich halte auch den Weg nicht für gut. Ich glaube, daß die wahre Reform vor Allem die Herzen rühren muß. Sie muß in ſie die Keime der Nächſtenliebe legen und der Verzichtung auf ſich ſelbſt. Erſt wenn das geſchehen, wird man Gewaltthaten und Blutrache mit Erfolg verpönen und philanthropiſche Anſtalten gründen können. Durch die Anerkennung der Frauenwürde werden das Eheband geläutert und geſtärkt, die Sitten gehoben, die Familie wiedergeboren werden, und die Familie iſt allenthalben die Grundlage der ſtaatlichen Geſellſchaft. Dann werden ſich die Achtung des Eigenthums und die nöthigen Bürgſchaften der öffentlichen Ruhe von ſelbſt ergeben. Ohne dieſe Bürgſchaften iſt aber ein wahrer und dauerhafter Aufſchwung der Induſtrie ein leerer Wahn. Dann wird es an der Zeit ſein Telegraphen aufzuſtellen und Eiſenbahnen zu bauen. Damit zu beginnen ſcheint mir, inſofern es ſich hier von dem Beſten des japaniſchen Volkes handelt und nicht von einem guten Geſchäft europäiſcher Spekulanten, ein ſehr großer Irrthum. Ein Japaner kann lernen wie man einen telegraphiſchen Apparat handhabt oder eine Lokomotive führt, und dennoch ein Barbar bleiben; wenn er an einem Bettler vorübergeht das Bedürfniß fühlen die Schärfe ſeines Schwertes an dem Unglück-

lichen zu erproben, oder, weil ihm sein Vorgesetzter einen Vorwurf gab, zur Wiederherstellung seiner gekränkten Ehre sich den Bauch aufzuschlitzen.

Alle diese Fragen werden in den Faktoreien fleißig besprochen. Wenn ich die vorstehenden Ansichten gegen die Herren äußere, so antworten sie mit einem freundlichen Lächeln. Sie sind zu wohl erzogen um laut zu lachen. Aber damit beschwichtigen sie meine Besorgniß nicht daß diese Reformversuche üble Früchte tragen können. Immer noch war die Berührung unserer Civilisation den wilden oder halbwilden Volksstämmen verderblich, wenn dieser Berührung nicht die Erleuchtung durch das Christenthum vorausging.

Doch genug der Betrachtungen! Nur die Thatsache will ich hervorheben welche heute im Reiche der aufgehenden Sonne die Zustände beherrscht. Die Minister haben sich in die reformatorische Bewegung gestürzt, sei es um sie zu leiten, oder um sie auszubeuten, oder um in ihr die Waffen zu finden zum Kampfe mit den Gegnern, mit dem erstaunten, noch schweigend zusehenden, augenblicklich eingeschüchterten, aber vielleicht noch lebensfähigen alten Japan. Hierüber mache ich ihnen keinen Vorwurf. Was ich tadle ist die gänzliche Mißachtung erworbener Rechte, die Willkür die all' ihre Maßregeln kennzeichnet, der Leichtsinn dem nichts heilig ist, der Mißbrauch den sie mit dem Namen des Mikado treiben, dessen tausendjähriges Ansehen wohl erbleichen, ja erlöschen könnte in ihrer ungeübten und vermessenen Hand.

Wie dem auch sei, unter lärmendem Beifallsgejauchze welches sich aber beim ersten Unfalle in bittern Hohn und Tadel verwandeln wird, ist der Nachen der die Geschicke eines großen Reiches trägt vom Ufer gestoßen. Rasch gleitet er mit der Strömung hinab. Wird er den Hafen erreichen? Möglich.

Wird er umſchlagen und verſinken? Wahrſcheinlich. Wer weiß es? Nur das iſt ſicher, daß er nicht anhalten, nicht ſtromaufwärts zurückkehren kann. Alſo auf gut Glück voran! Das Schauſpiel iſt anziehend, aber nicht neu. Schon Guicciardini ſagte: Wer eine Neuerung im Staate verſucht, ſieht nie die Wendung voraus welche die Bewegung nehmen wird, und erlebt ſelten ihr Ende.

(Ende des zweiten Theiles).

Dritter Theil.

China.

Digitized by Google

I.

Shanghai.

Vom 3. zum 8. Oktober; vom 14. zum 16. November.

Die „Konceſſionen". — Die chineſiſche Stadt. — Sü-kia-wei. Eine Haydniſche Symphonie. — Das Waiſenhaus der Schweſtern. — Handelsverhältniſſe.

(3. Oktober.) Der Himmel grau, die Luft unangenehm kalt. Ein friſcher Muſſun aus Nord-Weſt. Sind wir in Rußland? Geſtern glaubten wir uns unter dem Aequator zu befinden. Und doch haben wir den 31. Breitengrad nicht verlaſſen. Um Mittag trennen uns noch zweihundert Meilen von der Mündung des Yang-tſe-kiang, und ſchon erblaßt das Meer. Gegen Abend iſt es kothfarbig geworden.

(4. Oktober.) Um zehn Uhr läuft die New-York in den „großen Fluß" ein. Mit Recht geben ihm die Chineſen dieſen Namen; denn, nach dem Amazonenfluß und dem Miſſiſſipi, iſt er der größte Strom der Welt. Sein nördliches Ufer bleibt unſichtbar. Zu unſrer Linken entrollen ſich die Ebenen von Kiang-ſu. Einige große Handelsſteamer unter engliſcher Flagge plätſchern in den, jetzt windgepeitſchten, blaßgelben Fluthen dieſer rieſigen Goſſe. Pilotenboote und Djonken, letztere haben alle ihr ungeheures Segel aufgeſetzt, laviren wie auf offener See.

Um Ein Uhr biegt die New-York in den Hwang-pu ein, dampft den flachen, grünen, mit Dörfern beſäten Ufern entlang an der franzöſiſchen Kriegsſtation Wuſung vorbei. Man könnte ſich in Yorkſhire glauben. Nichts was den Geiſt oder die Phantaſie anregte. Hundertmal hat man ſolche Gegenden geſehen. Aber je mehr wir uns der großen Metropole nähern, um ſo belebter finden wir den Fluß. Schon zeigen ſich, hinter einem Maſtenwalde, die impoſanten Gebäude der engliſchen Stadt, die Häuſer der amerikaniſchen Konceſſion, die flatternden Flaggen der Konſulate.

Wir paſſiren die Docks und Werften der amerikaniſchen Geſellſchaft deren große, weiß angeſtrichene, zweiſtöckige Steamer den Yang-tſe-kiang befahren. Weiter oben gewahren wir, kommend und gehend oder vor Anker liegend, die Schiffe der engliſchen Peninſular- and Oriental-Geſellſchaft und der franzöſiſchen Meſſagerien, eine Menge Kauffahrteidampfer die von London, Liverpool, Glasgow gekommen ſind, die Flottille der hieſigen großen Häuſer Jardine und Ruſſell und, um jedes dieſer großen Schiffe wie Planeten um ihre Sonne gravitirend, einen Ring von chineſiſchen beim Ein- und Ausladen beſchäftigten Sampanen. Auch Segelſchiffe fehlen nicht, aber ſeit der Eröffnung des Suezkanals ſind ſie ſeltener geworden. Der Dampf beanſprucht bereits die Alleinherrſchaft über die Meere. Mein patriotiſches Auge erfreut ſich an dem Anblick der ſchönen öſterreichiſchen Korvette Faſana die, von Kapitän Funk befehligt, unlängſt hier einlief. Im Hintergrunde des Hafens verirrt ſich das Auge in einem verworrenen Knäuel von Maſten, Raaen und fantaſtiſch geformten Segeln. Es ſind große und kleine Djonken die unter den Mauern der chineſiſchen Stadt liegen. Auf ihrem Hintertheile ſieht man zwei Augen gemalt. Leider machen die Kapitäne von den ihri-

gen nicht immer hinlänglichen Gebrauch, oder ſie wollen aus Patriotismus den europäiſchen Steamern zum Spotte hart am Bugſpriet vorüberſegeln, eine häufige Veranlaſſung von Unfällen deren Opfer ſie meiſt ſelbſt ſind. Mir machen dieſe großen, wie mit böſen Abſichten auf mich gerichteten Augen einen unheimlichen Eindruck. Sie ſind das, freilich lügenhafte, Symbol der Wachſamkeit und geben dem Schiffe das Ausſehen eines belebten Weſens, eines Ungeheuers das ausgezogen iſt um uns zu verſchlingen.

Wir landen in der amerikaniſchen Niederlaſſung wo mich unſer Generalkonſul in Shanghai, zugleich Miniſter-Reſident in China und Japan, Herr von Calice auf das Freundlichſte begrüßt. Mit Dank nehme ich ſeine herzlich gebotene und glänzende Gaſtfreundſchaft an.

Jemehr ich mit dieſer Stadt Bekanntſchaft mache, um ſo mehr ſteigt meine Bewunderung. Zwar hat die Lage, in einer flachen ſumpfigen Ebene, nichts Anziehendes. Die Gegend iſt gewiß nicht maleriſch, eigentlich entſchieden häßlich. Auch die Wohnſitze der reichen Kaufleute, große, impoſante, prächtige und anſpruchsvolle Gebäude, laſſen in architektoniſcher Beziehung zu wünſchen übrig; und was das Klima anbelangt, ſo erfreut ſich Shanghai, immer mehr und mehr mit Unrecht, des übelſten Rufes. Was ich bewundere iſt die Kühnheit, die Ausdauer, die erfindungsreiche, elaſtiſche, unermüdliche Thätigkeit des anglo-ſächſiſchen Genius der den Gedanken faſſen konnte hier eine Stadt zu gründen, der ſie wirklich gegründet hat, der den Kampf aufnahm mit der Natur, mit den Menſchen, mit den Verhältniſſen; der alle Schwierigkeiten überwand: verſteckten Widerſtand der chineſiſchen Regierung, Angriffe der

Rebellen, Handels- und Finanzkriſen, Eiferſüchteleien zwiſchen den Einwanderern verſchiedener Nationalität, Zerwürfniſſe im Schooße der brittiſchen Gemeinde Gewiß, die Engländer können nicht alles Verdienſt beanſpruchen; auch der franzöſiſchen Regierung gebührt ihr Antheil. Aber acht Zehntel der im Handel und der Schifffahrt angelegten Kapitalien kommen aus England, und in der weißen Bevölkerung zählt man vier Engländer auf einen Nicht-Britten. Die große Verſchiedenheit zwiſchen dem franzöſiſchen Nationalcharakter und dem engliſchen, ſo augenfällig im fernſten Oſten wie überall wo die Flaggen beider Länder neben einander wehen, drängt ſich auch hier dem Beobachter auf. Die brittiſche Faktorei iſt die Schöpfung von Privatleuten welchen ihre Regierung moraliſche Unterſtützung und, vorübergehend und ausnahmsweiſe, den Schutz der Waffen gewährte. Die franzöſiſchen Niederlaſſungen ſind das Werk der Regierung. Mit oder ohne Mitwirkung der Landesangehörigen kamen ſie zu Stande. Die amtlichen Vertreter Frankreichs ſchreiten an der Spitze ihrer Koloniſten, die engliſchen Staatsbeamten bilden die Reſerve und den Nachzug der brittiſchen. Erſtere geben ihren Staatsangehörigen den Antrieb und die Richtung; letztere beſchützen die Ihrigen und kühlen ihren zuweilen unbeſcheidenen Eifer. Die Regierungsorgane beider Länder liefern den Landsleuten fortwährend Stoff zur Kritik, und dieſe Kritik iſt nicht immer eine wohlwollende. Die Engländer beklagen ſich zu viel, die Franzoſen zu wenig regiert zu werden; die Engländer ſagen: unſer Konſul miſcht ſich in Alles; die Franzoſen: unſer Konſul kümmert ſich um nichts. In Wirklichkeit ſehen ſich die brittiſchen Behörden weniger veranlaßt zu leiten als zu kontroliren, während die franzöſiſchen Konſuln genöthigt ſind zu regieren und manchmal auch zu herrſchen. Man denke ſich die Wirkſamkeit dieſer Funktionäre

beſeitigt, die franzöſiſche Flagge eingezogen, das im Hafen ſtationirende Kriegsſchiff abgeſegelt, und in wenigen Jahren wird die Niederlaſſung verſchwunden ſein. Ganz Anderes würde ſich in einem ſolchen Falle in einer engliſchen Faktorei ereignen. Nach dem Abzuge der officiellen Vertreter und der Truppen der Königin würden die Reſidenten zuſammentreten, zunächſt für Aufrechthaltung der Ordnung, ſodann für Abwehr auswärtiger Angriffe ſorgen. Vielleicht gäbe es böſe Stunden, aber am Ende würden die achtbaren Elemente das Uebergewicht behaupten und wenn nicht angenehme doch erträgliche Zuſtände geſchaffen werden. Die Franzoſen, ich wiederhole es, würden mit den Civil- und Militärbehörden abziehen, und die wenigen Zurückbleibenden ſich mit den Eingebornen verſchmelzen. Dies hat ſich oft ereignet und iſt oft geſagt worden, und wenn ich daran erinnere, ſo geſchieht es, weil dieſe Betrachtung das Verſtändniß der Zuſtände in Shanghai erleichtert, und nicht um den Franzoſen etwas Unangenehmes zu ſagen. Man kann eine große Nation ſein ohne den Beruf für Koloniſirung zu beſitzen.

Was verſteht man überhaupt unter Koloniſiren? Wäre es die Urbarmachung des Bodens? In dieſer Hinſicht gehören die Kolonien Ludwigs XIV. in Canada zu den blühendſten die es gibt. Wäre es die Ausbeutung des Bodens zum Nutzen der Einwanderer? Dann gebührt, ohne Zweifel, den Engländern die Palme. Verſteht man aber unter Koloniſiren die Verbreitung der Civiliſation unter der eingebornen Bevölkerung der beſetzten Territorien, ſo halte ich die Portugieſen und Spanier aus dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte für die erſten Koloniſatoren der Welt. Die Geſchichtsſchreibung, die übrigens nicht aus unparteiiſchen Federn ſtammt, tadelt mit Recht, wenn die gegebenen Thatſachen wahr ſind, die

Grauſamkeit der ſpaniſchen und portugieſiſchen Konquiſtadoren. Selbſt jene von ihnen deren Menſchlichkeit gerühmt wird ergriffen zuweilen Maßregeln die dem Geiſte unſeres Jahrhunderts widerſtreben. Aber die überſeeiſchen Beſitzungen dieſer Kronen, namentlich der ſpaniſchen, waren reich und blühend, die Hauptſtädte der Preſidencias Mittelpunkte der Civiliſation. Die Eingeborenen erſchienen dort, nahmen in ſich auf, verbreiteten in ihren Urwäldern, zugleich mit dem vielleicht noch ſchwachen Lichte des Chriſtenthums, die ihnen gleichfalls noch nicht vollkommen klaren Ideen und Gebräuche der geſitteten Welt. Es war ein wirklicher und dauernder Fortſchritt. Zeugen deren Ausſagen nicht verdächtig ſein können, Männer wie Alexander von Humboldt, welche die amerikaniſchen Kolonien zu Anfang des Jahrhunderts beſuchten, alſo nachdem Spanien ſchon lange von dem Range einer Großmacht herabgeſunken war, ſprechen mit Bewunderung von der trefflichen Organiſation der Verwaltung, von der Regelmäßigkeit und Ordnung in allen Zweigen des öffentlichen Dienſtes, von der Ruhe und Sicherheit die in den entlegenſten Gegenden herrſchte, von der praktiſchen Weisheit der unter den Philippen für die Kolonien erlaſſenen Geſetze. Der Hof von Madrid zog allerdings die Metallſchätze ſeiner überſeeiſchen Beſitzungen an ſich, aber das Mutterland gab dafür ſein Blut. Die unabläſſige Auswanderung, welche Spanien am Ende erſchöpfen mußte, iſt in der That eine der Haupturſachen des ſo raſchen Verfalles dieſer edlen und ritterlichen Nation. Noch immer entſenden einige Provinzen ihre ganze Jugend „nach dem andern Ufer", la otra banda, das heißt nach den weſtlichen Geſtaden des atlantiſchen Oceans. Im nördlichen Theile der Halbinſel, beſonders in Aſturien, ſieht man nur Frauen und Greiſe. Die Männer ſind alle (wenn nicht nach Andaluſien) nach der Havana ge-

gangen, nach Peru, nach dem Rio de la Plata. In den entlegenſten Schluchten des kantabriſchen Hochgebirges, in den elendeſten Dörfern fand ich Maueranſchläge mit Ankündigung von Reiſegelegenheiten nach Cuba und Südamerika. Die Schiffe ſegeln von Santander, von Gijon, von Ribadeſilla, von andern kleinen Häfen ab und führen alle, wie dieſe Zettel hinzufügen, einen Arzt und einen Geiſtlichen an Bord. Eine löbliche und nur zu gerechtfertigte Vorſichtsmaßregel, denn die Sterblichkeit während der Ueberfahrt iſt gewöhnlich entſetzlich. Jeder dieſer Auswanderer, und ehedem war dies noch mehr als jetzt der Fall, iſt, meiſt ohne es zu wiſſen, ein Verbreiter der Geſittung, ein Commis voyageur der Civiliſation. Unleugbare Thatſachen beweiſen es. Wo immer der ſpaniſche Scepter herrſchte, findet man indianiſche Stämme welche das Chriſtenthum und, bis zu einem gewiſſen Grade, unſere Sitten und Ideen annahmen. Die meiſten Männer die wir in den ſüdamerikaniſchen Republiken an der Spitze der Geſchäfte ſehen ſind indianiſcher Abkunft. Unter meinen Kollegen im diplomatiſchen Korps gab es Rothhäute vom reinſten Blut, und ich kenne Damen mit demſelben Teint welche ſich von Worth kleiden laſſen und die Rouladen der Patti bewundern. Es fällt mir nicht ein die rothgefärbten Präſidenten der Republik, Miniſter und Würdenträger als Muſter der Staatsweisheit aufzuſtellen, und ich muthe Niemandem zu ſich die muſikaliſche Kritik jener Frauen anzueignen; aber merkwürdig bleibt darum die Thatſache nicht minder, daß Wilde einen ähnlichen Grad von Bildung erreichen konnten. Und dies iſt das Werk der ſpaniſchen Koloniſation. Können die Engländer Aehnliches aufweiſen? Ich ſpreche hier nicht von Indien, welches ich nicht beſucht habe. Ueberall anderwärts, beſonders in Nordamerika, iſt die Berührung der Anglo-Sachſen den Wilden und Halbwilden verderblich. Sie nehmen nur die

Laſter der Europäer an, ſie haſſen, ſie fliehen uns (das Vernünftigſte, was ſie thun können), oder ſie verkommen. Im beſten Falle bleiben ſie was ſie waren: Wilde. Uebrigens, wozu Vergleiche anſtellen? Geben wir einer jeden der koloniſirenden Nationen die Ehre die ihr gebührt.

Was haben nun aber die „fremden Teufel" in Shanghai geſchaffen, und wie gingen ſie dabei zu Werke?

Der Hwang-pu, obgleich in Wirklichkeit nur ein Creek, iſt bei Shanghai eine halbe engliſche Meile breit und zeigt ſich als majeſtätiſcher Strom. Er fließt von Süd nach Nord und biegt dann plötzlich gegen Oſt. In dieſer Kurve liegen am linken Ufer die erſten Häuſer, welche der vom Yang-tſe-kiang Kommende erblickt. Sie gehören zur amerikaniſchen „Konceſſion". Dieſe iſt von der engliſchen durch den Suchow-Creek getrennt und letztere ſtößt an die franzöſiſche, welche, die ſüdlichſte von den dreien, durch einen anderen Creek von der chineſiſchen Stadt geſchieden wird.

In der amerikaniſchen Konceſſion befinden ſich einige Konſulate, einige niedere Häuſer, viele große und kleine Magazine, und, am öſtlichen Ausgange, eine neu gebaute Straße mit ſchönen kleinen Häuſern.

Die engliſche Konceſſion iſt der große Mittelpunkt der Handelsthätigkeit. Die Einkünfte der Stadt, die aus dem Ergebniſſe der Taxen, der Poſtgefälle u. ſ. f. beſtehen, werden in dieſem Jahre ſechzigtauſend Pfund Sterling betragen. Dies gibt einen Begriff von ihrer municipalen Bedeutung. Daher kommt es daß die vorzüglichſten amerikaniſchen Handelshäuſer, über Vorurtheile hinaus gehend wie dies dem Yankee ſelten ſchwer fällt, allmälig nach der brittiſchen Niederlaſſung gezogen ſind. Eine Brücke über den Suchow-Creek führt in die engliſche Stadt. Da entwickelt ſich, dem Quai entlang der „Bund"

heißt, eine lange Reihe von monumentalen Bauten, wahren Paläſten nach engliſchem Geſchmack. Der exotiſche Zuſatz iſt die unentbehrliche Veranda die gegen die tropiſche Sommerhitze ſchützen ſoll und gegen die kalten Winde während der ſibiriſchen Winter. Ich kenne wenige ſo impoſante Stadtanſichten. Alle dieſe Häuſer ſcheinen fürſtliche Wohnſitze zu ſein. Sie ſind dem Hwang-pu zugewandt, auf dem die Reichthümer gebracht oder gewonnen wurden mit deren Hilfe jene Prachtbauten entſtanden. Hier befindet ſich das brittiſche Konſulat: eine Gruppe von Häuſern, darunter der Gerichtshof und die Wohnung des engliſchen Oberrichters, auf einem geräumigen durch eine Ringmauer eingefriedeten Terrain. Dann folgen die Wohnſitze der Merchant-Princes; unter ihnen fallen die der HH. Jardin und Co. und der HH. Dent beſonders in die Augen. Am Quai, den Häuſern gegenüber, wurde der öffentliche Garten angelegt. In dieſem Augenblicke beugen ſich die ſchönen Bäume unter dem wuchtigen Anprall der „ſchwarzen Biſe" aus Nord-Oſt; da fallen die letzten dürren Blätter! Das Blut gerinnt in den Adern der wenigen Spaziergänger. Dieſer Quai iſt wirklich prachtvoll. Nichts fehlt ſeiner Glorie als ein Steindamm. Aber Stein gibt es hier nicht. Shanghai liegt am Rande einer ungeheuren Alluvialebene der alles Baumaterial abgeht. An den vielen Landungsplätzen, den Godowns, erſetzen dermalen noch Bretter und Balken den künftigen Granit, und um in ein Boot oder aus dieſem auf die Terra ferma zu gelangen bedarf es gymnaſtiſcher Künſte.

Brittiſch-Shanghai beſitzt zwei oder drei Kirchen deren größte, wegen Mangel an Geld, noch keinen Thurm hat. Hinter dem pomphaften Vorhange den die Paläſte bilden dehnt ſich die engliſche Stadt von Weſten bis an den Defenſe-Creek aus. Dort weicht das Gefallen am Schönen und Ueberflüſſigen den

Anforderungen des Nützlichen und Nothwendigen. Man ſieht da nichts als Magazine, Niederlagen und Kaufläden, letztere mit allen Erzeugniſſen der engliſchen Induſtrie reichlich verſehen. Man könnte ſich in „Oxford-Street“ oder am „Strand“ wähnen. In dieſer Beziehung erträgt weder Yokohama noch irgend eine europäiſche Stadt in Aſien, Kalkutta und Bombay ausgenommen, den Vergleich mit Shanghai.

In den entlegneren Gaſſen des brittiſchen Settlement hauſen chineſiſche Kaufleute. In ihren Magazinen findet man gleichfalls engliſche Induſtrieprodukte, vielleicht von etwas geringerer Gattung, aber zu auffallend niederen Preiſen. Der Chineſe iſt dem europäiſchen Kaufmann durch die Wohlfeilheit überlegen; mit andern Worten, er begnügt ſich mit geringerem Gewinn und verlangt nicht über Nacht reich zu werden, zwei Eigenſchaften die, bei ſonſt gleichen Verhältniſſen, ihm im Laufe der Zeit den Sieg über den weißen Konkurrenten ſichern müſſen. Die Häuſer ſind numerirt, obgleich die Chineſen den Ziffern Namen vorziehen. So entſchieden iſt dieſe Vorliebe daß ſelbſt große engliſche Häuſen ihre Firmen den Landesgeſchmacke angepaßt haben. So nannten ſich Dent und Co. „Koſtbar und Gefällig“; Jardin und Co. „Ehrlich und Harmoniſch“. In den Straßen ein Gemiſch von gelben und weißen Männern; nur wenige chineſiſche Weiber, noch weniger Europäerinnen. Auch in Shanghai, wie in allen Niederlaſſungen des fernſten Orients, äußert die Abweſenheit der Frau ihre traurigen Folgen. Indeß ſeit ein oder zwei Jahren wird dieſer koſtbare Artikel in größeren Quantitäten eingeführt. Die Handlungskommis reiſen mit Urlaub nach Europa und kommen mit Gattinnen zurück. Die Zahl der verheiratheten Leute vermehrt ſich. Schon gewahrt man das erſprießliche Wirken der ehrbaren Frau.

Um dieſe Stunde iſt der Bund ſehr belebt. Zu Fuß, zu

Pferd, zu Schiebkarren zieht man vorüber. Der Schiebkarren iſt der iriſche Kar, nur vereinfacht, denn er hat nur Ein Rad: ein Chineſe ſchiebt ihn. Zwei Perſonen gewährt er Platz; ſie ſitzen mit gegeneinander gekehrtem Rücken; die Füße ſtützen ſie auf ein Brettchen. Ich ſehe ſchöne auſtraliſche und Cappferde, für die ſehr hohe Preiſe gezahlt werden, und kleine gute wohlfeile mongoliſche Ponies. Seit Kurzem bringen die großen Dampfer der Pacific-Company auch Pferde aus Kalifornien. Die Handelsherren halten ſchöne Equipagen; jeder Kommis hat ſein Gig oder ſein Reitpferd.

Wir gehen immer dem Quai entlang und betreten nun die franzöſiſche Konceſſion. Auch hier heißt der Quai Bund; aber das geſchäftige Treiben hat an der Grenze der engliſchen Niederlaſſung aufgehört. Selbſt die Häuſer der Reſidenten halten den Vergleich mit denen der brittiſchen Stadt nicht aus. Um ſo mehr fällt die Pracht des franzöſiſchen Konſulates, der großen Kathedrale und des Gemeindehauſes in die Augen. Wie iſt hier doch Alles ſo ganz anders! Dort befindet man ſich in einer Faktorei, hier in einer Kolonie. Dort thun die Kaufleute, die Reſidenten Alles, nicht immer nach einem ſorgfältig ausgearbeiteten Plane, oft unter dem Drucke augenblicklicher Bedürfniſſe oder vorübergehender Launen, aber ſie thun was eben nöthig, und ſie thun es ſelbſt und allein. Hier denkt, überlegt, handelt, methodiſch und in den bureaukratiſchen Formen, die Regierung. Die Regierung hat Alles erdacht, angeordnet, ausgeführt. Die Reſidenten ſind Gegenſtand der Verwaltung. Widerſtand, wenn ſie dergleichen verſuchen ſollten, wird mit Leichtigkeit gebrochen. Es geſchah einmal daß der Gemeinderath ſich widerhaarig erwies. Sogleich löſte ihn der Konſul auf; die Rädelsführer in der löblichen Municipalität ließ er einſperren; ſomit hatte die Sache ihr Ende.

Verſteht ſich, daß wir auch die chineſiſche Stadt beſuchen. Sie liegt, wie bereits geſagt, im Süden der europäiſchen Konceſſionen, und iſt von einer hohen Mauer eingeſchloſſen. Durch eines ihrer ſieben Thore dringen wir in ein Labyrinth von Gaſſen und Gäßchen und beſehen: den großen Tempel mit ſeinem Garten der reicher an künſtlichen Felſen iſt als an Blumen; die den japaniſchen weit nachſtehenden Theehäuſer; endlich mehrere theils elegante theils von den unteren Ständen beſuchte Speiſehäuſer. Drei Dinge haben dieſe Reſtaurationen gemein: die verpeſtete Luft, den Höllenlärm den die Gäſte machen, den unbeſchreiblichen Schmutz der Aufwärter und Köche. Ich las ſo viele Beſchreibungen von chineſiſchen Städten daß die erſte welche ich beſuche für mich nicht einmal den Reiz der Neuheit beſitzt. Zur Ehre der Shanghaier und zur Steuer der Wahrheit ſoll aber doch geſagt ſein daß die meiſten Reiſenden, wie mich dünkt, das Bild was ſie von dieſer Stadt entwerfen mit abſichtlich übertriebenen Scheußlichkeiten ausſchmücken. Uebrigens, was man in manchen Gäßchen und Winkeln zu ſehen und zu riechen bekommt iſt allerdings arg genug.

Um dieſe unſympathiſchen Orte zu verlaſſen ſind wir gezwungen in einem Strome menſchlicher Weſen zu ſteuern, Ellbogenſtöße zu empfangen und zu ertheilen, überdies uns noch gewiſſen Unzukömmlichkeiten auszuſetzen die in chineſiſchen Volkshaufen nie fehlen. Auf einem Platze ſtaut ſich die Menge. Die Veranlaſſung iſt ein Taſchenſpieler. Es gelingt mir durch eine heroiſche Kraftanſtrengung mich neben den zerlumpten Künſtler zu ſtellen. Armer Burſche, er hat offenbar nicht zu Mittag gegeſſen und, nach den ſpärlich geernteten Sapeken zu urtheilen, ſteht ihm kein reichliches Abendbrot bevor. Spitzbüberei, Unverſchämtheit und Noth ſprechen aus ſeiner feinen,

geiſtreichen Phyſionomie. Und doch ſind ſeine Leiſtungen unglaublich. Ich frage mich ob dies nicht wirkliche Zauberei iſt. Er verſchluckte ein halbes Dutzend kleiner Taſſen von ſehr feinem Porzellan; dann nach einigen Minuten gab er ſie wieder auf demſelben Wege von ſich. Ich ſtand dicht neben ihm, und ſah es mit eigenen Augen. Anatomiſten und Aerzte werden um Erklärung gebeten. Vor einigen Tagen producirte ſein Kamerad daſſelbe Kunſtſtück. Er verſchlang die Taſſen, konnte ſie aber nicht wieder ausſpeien, und ſtarb unter furchtbaren Schmerzen.

Nun aber, Gott lob, ſind wir im Freien. Die Stadt liegt hinter uns, unſere Lungen erweitern ſich, wir athmen frei auf, und keine mephitiſchen Dünſte beleidigen unſer Geruchsorgan. Weit und breit iſt das Land flach, grün, baumlos, einförmig, häßlich. Am Horizont reißt ſich eine mehrſtöckige Pagode vom bleiernen Himmel ab. Unweit dieſes Thurmes, etwa fünf Meilen von Shanghai, liegt in einem ſchön gehaltenen Garten das alte und berühmte Jeſuiten-Kollegium Sü-kia-wei. Im ſiebenzehnten Jahrhunderte gegründet, während der großen Chriſtenverfolgungen wie alle geiſtlichen Niederlaſſungen zerſtört, am Schluſſe des letzten Krieges der Geſellſchaft Jeſu wiedergegeben, beim Anrücken der Taeping neuerdings verlaſſen und wieder bezogen nach der Flucht der letzteren, erſtand die große Anſtalt verjüngt aus ihrer Aſche, und blüht und gedeiht heute mehr als je zuvor. Alle Patres, mit Ausnahme des Oberen der ein Italiener und dreier Chineſen, ſind Franzoſen. Alle tragen die Landestracht und den langen ſchwarzen Zopf. Die Zöglinge ſind meiſt Söhne chriſtlicher Eltern und alle, ohne Ausnahme, Eingeborene. Im Waiſenhauſe befinden ſich die von ihren ſehr häufig heidniſchen Eltern gebrachten Knaben. Merkwürdig, aber bis jetzt nicht erklärt iſt die Thatſache daß

ſeit vorigem Jahre, das heißt ſeit dem Blutbade von Tien-tſin das im ganzen Reiche ein ſo ungeheures Aufſehen erregte, die Zahl der den Prieſtern übergebenen Kinder bedeutend zunahm. Es wurde oft bemerkt daß die Engländer ihre Sitten und Ueberlieferungen allenthalben bewahren und in die fernſten Himmelsſtriche tragen. Daſſelbe könnte man von den Jeſuiten ſagen. Ueberall gleichen ſich ihre Kollegien. Ein oder zwei Säle; in der Mitte des Hauſes ein Korridor; zu beiden Seiten die kleinen aber reinlichen Zellen der Patres, die Schul- und Schlafſäle der Zöglinge, die Küchen uud Refektorien, Alles mit dem Gepräge der Ordnung und Zucht. Hier treiben die Zöglinge klaſſiſche Studien, im chineſiſchen Sinne, und erwerben ſogenannte nützliche Kenntniſſe. Die Waiſen werden zu Handwerkern erzogen. Ein jeder dieſer jungen Leute bringt, wenn er in ſeine Familie zurückkehrt, die Keime der Civiliſation mit ſich. Alle, Patres und Zöglinge, ſehen geſund und heiter aus.

Bevor wir ſcheiden, will uns der Superior eine muſikaliſche Vorſtellung zum Beſten geben. Unter der Leitung eines chineſiſchen Pater ſpielen die Zöglinge eine Haydniſche Symphonie. Der hochwürdige Direktor des Orcheſters ſteckt eine rieſige Brille auf die Naſe und ergreift den Taktſtab; die jungen Virtuoſen heften ihre kleinen geſchlitzten Augen auf die Noten und exekutiren, im Schweiße ihres Angeſichts aber gar nicht übel, eine der herrlichſten Schöpfungen des großen Meiſters. Haydn in China, von Chineſen vorgetragen! Wir alle konnten uns einer gewiſſen Rührung nicht erwehren.

Die Miſſion zählt ungefähr achtzig Prieſter, deren Mehrzahl in den verſchiedenen „Chriſtenheiten“ (um mich des üblichen Ausdruckes zu bedienen) der Provinzen Kiang-ſu und Ngan-hwei zerſtreut iſt. Zweimal im Jahre verſammeln ſie

ſich hier um Exercitien zu machen und einige Tage der Erholung, dem Gedanken-Austauſche und dem Genuſſe der mäßigen Bequemlichkeiten zu widmen die das Kolleg zu bieten vermag. Es ſind glückliche Stunden im Daſein dieſer opferwilligen Männer deren Leben eine Kette von Arbeit, Gefahr und Entbehrung iſt.

Wenige Schritte von Sü-kia-wei befinden ſich eine Erziehungsanſtalt und ein Orphelinat für Mädchen, beide von Kloſterfrauen geleitet.*) Die Vorgeſetzte, eine junge Frau von angenehmem Aeußern, mit einem ſanften und geiſtreichen Geſicht, empfängt uns mit der ungezwungenen Anmuth einer vornehmen Dame. Sie ſpricht ein Franzöſiſch wie man es im Faubourg St. Germain hört, aus dem ſie eben gekommen ſcheint, um ſich in dieſer Einöde zu begraben, um hier ihre ſchönſten Jahre, ihre Geſundheit, wahrſcheinlich das Leben den ſchweren Pflichten ihres Berufes zu opfern. Sie zeigt uns die ganze Anſtalt, und, als ausnahmsweiſe Gunſt, auch das den Männern unzugängliche Penſionat. Wir treten in einen großen Hof umgeben von kleinen Zimmern in welchen die Mädchen, von fünf bis ſechszehn Jahren, in Altersgruppen getheilt, einen ihren künftigen Verhältniſſen entſprechenden Unterricht erhalten. Sie haben alle ein geſundes Ausſehen, ſind ſehr rein gehalten und einfach aber anſtändig gekleidet. Keine ſchien mir hübſch zu ſein, aber vielleicht bin ich noch zu wenig an Menſchen und Dinge in China gewöhnt um die weibliche Schönheit nach landesüblichen Begriffen zu beurtheilen. Die jungen Perſonen fühlten offenbar die größte Luſt die in dieſen

*) Von der Société des religieuses auxiliatrices des âmes du purgatoire. Die Gründerin iſt Fräulein Eugenie von Smet oder, nach ihrem Kloſternamen, Marie de la Providence, geb. zu Lille 1825 geſtorben in Paris 1871.

Räumen ſeltenen Vögel, Europäer die keine Patres ſind, zu betrachten, aber ſie fügten ſich der Regel welche in Gegenwart der Vorgeſetzten verdoppelten Eifer vorſchreibt. So entwickeln ſie denn die größte Lernbegier; die einen, ein Buch in der Hand, wiederholen ihre Lektion mit lauter Stimme, andere ſind mit Nadelarbeit beſchäftigt; einige, bereits Meiſterinnen in dieſer Kunſt, ſitzen am Stickrahmen.

Wir werden nun in das Orphelinat geführt, den Zufluchtsort neugeborener Kinder die entweder von ihrer Familie den Kloſterfrauen gebracht oder auf offener Straße aufgeleſen wurden. Dieſe armen Geſchöpfe, alle Mädchen, kleine Bündel von Haut und Knochen, kaum noch athmend, meiſt ſchon an ſchmutzigen Krankheiten leidend, mit Wunden und Ausſatz bedeckt, werden getauft, gewaſchen, verbunden, gepflegt, wenn ſie mit dem Leben davonkommen, im Hauſe erzogen, ſpäter mit Chriſten verheirathet oder in chriſtlichen Familien als Mägde untergebracht. Wir treten in einen der Säle. Er iſt geräumig, hoch, ſehr rein gehalten, und gut gelüftet. Längs den Wänden ſtehen Wiegen. Eine jede enthält zwei Kinder die einander gegenüber liegen. Ueber ſie geneigt ſind Kloſterfrauen mit ihrer Pflege beſchäftigt. Welch ſeltſamer, welch wundervoller Umſchwung in dem nur nach Stunden zählenden Daſein dieſer kleinen Weſen! Am Rande des Grabes geboren, lagen ſie noch geſtern auf einem Miſthaufen, einer langſamen Agonie ausgeſetzt oder den Schweinen als Futter preisgegeben. Heute haben ſie Mütter gefunden, die von den Enden der Welt zu ihrer Rettung herbeigeeilt ſind.

Frankreich iſt reich; es vermag ſeinen Ruhm, ſeine Ideen, ſeine Launen zu bezahlen, zuweilen ſeine Verirrungen und Fehler. Seit Ludwig XIV. wollte es in allen Theilen der Welt die Nationen erſtaunen durch den Glanz ſeiner Größe. Die Ver-

wirklichung dieſer Abſicht koſtet dem Lande, im Verhältniß zu den geringen materiellen Intereſſen die es in den fernen Landen zu vertreten hat, ſehr bedeutende Opfer. Aber dieſe Rückſicht wurde nie in Anſchlag gebracht. Frankreich hat ſich die Aufgabe geſtellt ſeine Religionsgenoſſen unter allen Himmelsſtrichen zu beſchützen. Unterſuchen wir nicht ob hier immer nur rein religiöſe Triebfedern wirken. Das Ergebniß, wer wollte dies leugnen?, iſt ein der Menſchheit geleiſteter Dienſt.

Im Reiche der Ideen beſitzen die Franzoſen mehr Expenſivkraft als irgend ein andres Volk. Viel Gutes und ſehr viel Uebles wirkend, verbreiteten ſie in der geſitteten Welt ihre Ideen, ihren Geſchmack, ja ſelbſt ihre Moden. Aber keine Nation iſt weniger geneigt körperlich den Ort zu wechſeln. Die franzöſiſchen Auswandrer ſind überall die wenigſt zahlreichen und gehören, ehrenvolle Ausnahmen zugegeben, nicht immer zu den Auserwählten ihres Stammes. Frankreich bietet allen ſeinen Söhnen Raum und Mittel um ſich zu ernähren, um zum Wohlſtand ſelbſt zu Reichthum zu gelangen; es eröffnet ihnen die höchſten Stellungen in der Geſellſchaft und im Staat. Wer Frankreich verläßt findet ſelten in der Ferne das Glück das er in der Heimath zu ſuchen verſchmäht hat. Aber neben dieſen Auswandrern die nicht immer große Erfolge erringen gibt es andere. Dieſe, im Dunkeln lebend und wirkend, umgeben ſich und ihr fernes Vaterland mit dem ſtrahlenden Glanze unvergänglichen Ruhms. Wo man in China, über einem Konſulatsgebäude, die franzöſiſche Fahne wehen ſieht, wird man immer in nächſter Nähe eine Kirche gewahren, ein Kloſter, eine Schule, ein Spital. Dort erſchließen ſich die Geiſter dem Lichte der Civiliſation, die Herzen den Wahrheiten des Glaubens, dort werden Seelen und Leiber geheilt, die apoſtoliſchen Tugenden der Nächſtenliebe und der Entſagung geübt.

Alle Miſſionäre und alle Nonnen ſind nicht Franzoſen; auch Italien, Spanien und Belgien liefern ihren Antheil; aber die große Mehrzahl dieſer chriſtlichen Helden gehört Frankreich an, und Frankreich deckt ſie mit ſeinem gewaltigen Schutz.

Unweit der Mündung des Yang-tſe-kiang, an den Ufern eines tiefen, für die größten Schiffe fahrbaren Fluſſes erbaut, war Shanghai, ſeit undenklicher Zeit, der natürliche Hafen von Suchow, dieſer reichen und blühenden Stadt welche, an dem großen Kanal und im Mittelpunkte eines Netzes von ſchiffbaren Wäſſern gelegen, für das Hauptemporium von Nord-China gilt. Kanäle und kleine natürliche Waſſerzüge verbinden beide Städte. Eine Entfernung von nur neunzig Meilen trennt ſie. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten Agenten der oſtindiſchen Kompagnie die Errichtung einer Faktorei in Shanghai empfohlen, ein Gedanke der ſich erſt neunzig Jahre ſpäter verwirklichen ſollte. Nach Abſchluß des erſten Krieges, in Gemäßheit des Nankinger Vertrages*), faßten die Engländer Fuß in dieſer Stadt. Schon die Geburt des neuen Settlement war eine ſchwierige geweſen. Auch die erſte Entwicklung des Kindes ging langſam von ſtatten; man fragte ſich ſogar ob es überhaupt lebensfähig ſei. Das Klima galt für ungeſund und war es in der That, denn der Boden dieſer unermeßlichen von angeſchwemmtem Erdreich gebildeten Ebene welche die Provinz Kiang-ſu iſt erhebt ſich kaum über den Waſſerſpiegel des Stromes. Steine und Holz fehlten. Der Boden war ſumpfig; einige Fuß unter der Oberfläche ſtieß man auf Waſſer. Man mußte alſo auf Pfählen bauen und die

---

*) 1842.

Steine aus der Ferne kommen laſſen. Nur mühſelig friſtete die neue Anſiedlung ihr Daſein während der erſten zehn Jahre. Da geſchah es daß, unerwartet, der Seidenhandel mit Einem Male bedeutenden Aufſchwung nahm. Auch kamen andere Fremde. Die franzöſiſche Regierung und die nordamerikaniſche ſuchten und erlangten das Zugeſtändniß (daher der Name „Konceſſion") Niederlaſſungen zu gründen. Die Chineſen verkauften mit Vergnügen zu Spottpreiſen ihre außerhalb der Stadt liegenden Gärten und Felder. Auf dieſen Grundſtücken ſtehen heute die Prachtbauten des europäiſchen Shanghai.

Mit großen Opfern überwand man die Hinderniſſe welche aus der Beſchaffenheit des Bodens entſprangen. Durch koſtſpielige Arbeiten gelang es die nachtheiligen Wirkungen des Klimas zu vermindern. Weißen galt es beinahe auf die Länge für tödtlich. Heute ſind die Sumpffieber faſt ganz verſchwunden, bald wird Shanghai, wie Hr. Medhurſt vorausſagt, eine der geſundeſten Städte in China ſein.

Schwierigkeiten andrer Art bot die innere Organiſirung der Faktorei. Da mußten die Empfindlichkeit der kaiſerlichen Behörden, die Vorurtheile des chineſiſchen Volkes, die nationalen Eiferſüchteleien zwiſchen den engliſchen, franzöſiſchen, amerikaniſchen Reſidenten geſchont werden; man mußte ſehr große Anſprüche erheben an ihre autonomiſchen Inſtinkte. Man weiß wie tief dieſe im Herzen des Angloſachſen wurzeln, wie wenig ſie ſich im Franzoſen entwickelt haben. Zuerſt wollte man eine einzige, kosmopolitiſche Niederlaſſung gründen. Der Plan ſcheiterte an dem, wie ich glaube, gerechtfertigten Widerſtreben der franzöſiſchen Regierung. Nach langem Zaudern ſtimmten die Amerikaner für gänzliches Aufgehen ihrer Konceſſion in der engliſchen. Sir Rutherford, damals M. Alcock, brittiſcher General-Konſul in Shanghai, ſpäter Geſandter in

Japan, und neuerlich in China, ist der Verfasser einer Gemeinde-Verfassung*) die, unlängst in etwas liberalem Geiste abgeändert, noch heute in den anglo-amerikanischen Faktorein zu Rechte besteht, aber für die französische Konzession einer tiefgreifenden Umgestaltung unterzogen ward.

In China ist der Kaiser der Besitzer des Bodens; wer immer Grundstücke erwirbt ist in den Augen des chinesischen Gesetzes nur Nutznießer. Er wurde es kraft eines Miethvertrages auf ewige Zeiten gegen eine der Regierung zu entrichtende, nominelle Abgabe. Unter diesen Bedingungen können auch die Unterthanen der Vertragsmächte (seither überhaupt alle Fremden), innerhalb der „Konzession" und außerhalb derselben im Umkreise einiger Meilen, Grund und Boden erwerben. Die Kaufverträge zwischen Chinesen und Fremden werden am Konsulat der europäischen Käufer niedergelegt. Der Konsul stellt eine Bestätigung aus welche, vom Tao-tai (Gouverneur, wörtlich Kreishauptmann) legalisirt, als officieller Besitztitel gilt.

In der anglo-amerikanischen Konzession ist die Thätigkeit der Konsuln, die richterliche ausgenommen, der Municipalität gegenüber eine rein negative. Der Konsul hat nur darüber zu wachen daß der Gemeinderath sich keiner Verletzung der Tientsiner Verträge schuldig mache. Die Summa Rerum liegt in den Händen des Gemeinderathes. Dieser besteht aus einem Präsidenten und sechs Räthen welche alljährlich von den angesessenen Bürgern und einigen andern Wahlberechtigten gewählt werden. Dieser seinen Wählern verantwortliche Rath erhebt, vertheilt, verwendet die Auflagen, sorgt für Bau und Unterhalt der Landungs- und Ladungsplätze, wirbt und be-

*) S. Näheres in: The treaty Ports of China and Japan, von Meyers, Dennys und King. Hongkong 1867, und in den englischen Parlamentspapieren.

ſoldet die Polizeitruppen deren Aufgabe, außer den Pflichten der Aedilität, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung iſt. Siebzig Mann, ſämmtlich ausgediente Londoner-Policemen, löſen ſie zur allgemeinen Zufriedenheit. Auch die Officiere dieſes Korps und ſämmtliche Civilbeamten werden vom Gemeinderath ernannt. Heute zählt die chineſiſche Bevölkerung der anglo-amerikaniſchen Konceſſion über ſiebenzigtauſend Köpfe, und dennoch herrſcht dort die vollkommenſte Sicherheit.

Die Juſtizpflege wird für die brittiſchen Unterthanen in erſter Inſtanz vom Konſul, in zweiter und letzter durch den oberſten Gerichtshof in Shanghai geübt. Die andern Reſidenten ſtehen unter der Gerichtsbarkeit ihrer Konſuln. Alle Verwaltungs- und andere Koſten fallen der Gemeinde zur Laſt. Die engliſche, ſo wie die amerikaniſche Regierung leiſten keinen Beitrag.

Auch die ſchwierige und heikle Frage der Beziehungen zwiſchen den Reſidenten und den (chineſiſchen) Lokalbehörden ſo wie das Einſchreiten der letzteren in Civilproceßſachen zwiſchen Fremden und Chineſen, und in Kriminalfällen in welche Ausländer und Eingeborene verwickelt ſind — auch alle dieſe heiklen Fragen wurden, nicht ohne Schwierigkeit, zur allgemeinen Befriedigung gelöſt.

Dies iſt, kurz geſagt, die Verfaſſung des anglo-amerikaniſchen, jetzt kosmopolitiſch gewordenen Settlement. Ganz anders iſt die Municipalität der franzöſiſchen Konceſſion eingerichtet.*) Laut des Statuts beſteht der Municipalkörper aus dem Konſul und acht Municipalräthen, vier Franzoſen und vier Fremden; die einen wie die andern gehen aus einer Wahlverſammlung hervor; der Konſul entwirft und revidirt die

*) Das Statut wurde erſt 1868 publicirt.

Liſte der Wähler. Der Konſul ſchreibt die Wahlen aus; er verſammelt den Municipalrath; er führt den Vorſitz, er hat das Recht die Sitzungen zu vertagen, iſt jedoch verpflichtet hierüber nachträglich an den Geſandten in Peking zu berichten; dieſer referirt wenn es ihm nöthig ſcheint an das Miniſterium des Aeußern in Paris. Der Municipalrath beräth und beſchließt über das Budget der ſtädtiſchen Auslagen, Erhebung und Vertheilung der Steuern, über öffentliche Bauten und jeden andern Gegenſtand welchen der Konſul für gut findet ſeiner Berathung zu unterziehen. Die Beſchlüſſe des Municipalkörpers bedürfen um in Kraft zu treten der Beſtätigung des Konſuls. Dieſer hat das Recht, in Erwartung der Zuſtimmung des Geſandten in Peking, Beſchlüſſen des Rathes über öffentliche Bauten und Sanitätsmaßregeln ſeine Zuſtimmung zu verweigern. Der Rath ernennt zu allen Stadt-Aemtern, jedoch auch hiebei iſt die Zuſtimmung des Konſuls erforderlich. Ihm ſteht das Recht zu ſtädtiſche Beamte zu ſuspendiren und abzuſetzen. Der Konſul iſt allein berufen für die öffentliche Ruhe zu ſorgen. Die Polizeitruppe wird vom Municipalrath bezahlt, aber vom Konſul befehligt. Er ernennt, ſuspendirt, und entſetzt ihre Officiere und ſämmtliche Polizeiagenten.

Dieſe, von der engliſchen ſo grundſätzlich verſchiedene, Organiſation entſpricht den gegebenen Zuſtänden, aber ſie macht aus der franzöſiſchen Konceſſion eine von dem Konſul regierte Kolonie, während die engliſche Niederlaſſung, wo wie man ſah der Konſul nur eine negative Kontrole übt, von ihren eigenen Kräften und durch ſich ſelbſt lebt.

Die Früchte welche das engliſche Syſtem trug übertrafen die kühnſten Erwartungen. Man betrachte dieſe Stadt von Paläſten; man zähle, wenn man kann, die Maſten die ihren Hafen in einen Wald verwandeln; man ſehe dieſe Leviathane des

Dampfes den Fluß herauf- und hinabziehen; man leſe in den Zolltabellen das Facit dieſes Verkehrs, und man wird ſich übermannt fühlen von Bewunderung für die friſche pulſirende Lebenskraft der jugendlichen Beherrſcherin des Yang-tſe-kiang, der Königin des Gelben Meeres; man wird erkennen wie feſt gewebt das Band iſt welches Europa, Amerika, Auſtralien fortan mit dem Reiche der Mitte verknüpft. Und wer hat dieſe Wunder gewirkt? Eine Hand voll kühner, thatenluſtiger Männer! Die Regierung, dies iſt wahr, brach mit ihren Kanonen die Bahn; dann aber erſtiegen dieſe Männer die Breſche, ſetzten ſich in ihr feſt. Wer wird ſie vertreiben?

Dieſe großen Kaufherren, die Merchant-Princes der frühern Tage, der early days, waren merkwürdige Männer. Finanzielle Stürme haben ihre Reihen gelichtet; andere zogen ſich von den Geſchäften zurück und leben in England. Nur vier Häuſer dieſes Ranges beſtehen noch heute: Jardine, Ruſſel, Herd und Gib-Livingſton.

Während meines kurzen Aufenthaltes hatte ich Gelegenheit die Finanzgrößen kennen zu lernen, und ich muß ſagen daß ich in ihnen Männer fand die mit der vollendetſten Kenntniß ihres Faches die angenehmſten Formen des Umganges vereinigen. Es iſt über die Kaufleute im fernen Oſten viel Nachtheiliges geſchrieben und geſagt worden, aber unparteiiſche Beurtheiler welche ſie genau kennen geben ihrer Ehrenhaftigkeit das günſtigſte Zeugniß. Ein ſchwacher Punkt bleibt immer der Opiumhandel der zwar heute erlaubt und daher nicht geſetzwidrig, aber in meinen Augen darum nicht minder unmoraliſch iſt, da er ein Gift verbreitet deſſen furchtbar verderbliche Folgen von Niemandem geleugnet werden, ſelbſt nicht von den bei dieſem Handelszweige Betheiligten. Sie ſtellen höchſtens der Vergiftung durch Opium die Verheerungen entgegen die der

Branntwein in Europa anrichtet; ſie behaupten daß Opiumrauchen nur durch Uebermaß ſchädlich ſei, und erinnern an die ſteigende Opiumkultur im weſtlichen China; alle Schuld ſei alſo, ſagen ſie, den Engländern doch nicht zuzuſchreiben. Dieſe Beweisführung ſcheint mir ſehr ſchwach. Der wahre Grund des Uebels iſt wohl bekannt, wird aber nicht gerne eingeſtanden: er liegt in der Thatſache daß, aus ſtaatswirthſchaftlichen und politiſchen Gründen, die indiſche Regierung den Mohnbau und die Erzeugung von Opium nicht zu unterſagen vermag.

San Franciſko und Melbourne ſind wie Shanghai die Schöpfung von Individuen und nicht der Regierungen; aber die Hauptſtädte von Kalifornien und Viktoria entſtanden und wuchſen auf vaterländiſchem Boden. Shanghai iſt eine exotiſche Pflanze die in freier Luft, allen Winden ausgeſetzt, ohne den Schutz des Treibhauſes, ohne die Pflege des Gärtners, ſich ſelbſt überlaſſen emportreibt, von ihrem eigenen Safte lebt, mit eigner Kraft dem Boden die nöthige Nahrung entzieht. Sein kurzes Daſein, es zählt nicht dreißig Jahre, iſt eine Reihe von Anſtrengungen, Kämpfen und Prüfungen, von Thorheiten und Verirrungen, alsbald gut gemacht durch neue Kraftentwicklung und gelohnt durch neue Erfolge. Wie Herkules erſtickte Shanghai die Schlange der Rebellion in der Wiege. Aufſtändiſches Geſindel aus der Umgebung, die allgemeine Unordnung benutzend welche in Folge der Tae-ping-Rebellion entſtanden war, drang in die chineſiſche Stadt und behauptete ſich dort während anderthalb Jahren. Der Anweſenheit einiger Kriegsſchiffe und der einſchüchternden Haltung der Reſidenten verdankten die Faktoreien von den Räubern unbeſucht zu bleiben. Damals geſchah es zum erſten Male daß wohlhabende chineſiſche Familien in den Konceſſionen eine Zufluchtsſtätte ſuchten. Allmälig gewöhnten ſie ſich an das Zuſammenleben

mit den „fremden Teufeln“. Dennoch kehrten ſie nach dem Abzug der Aufſtändigen in ihre Heimath zurück. Aber bald erſchienen neue Haufen von Rebellen. Man weiß was in China Rebellion ſagen will: Brand, Maſſenmord, dann Seuchen und Hungersnoth. Die große Provinz Kiang-ſu erlitt dies Loos. Tauſende und Tauſende von Quadratmeilen wurden verwüſtet. Als Suchow*) von den Tae-ping erobert und in einen Schutthaufen verwandelt worden, flüchteten Hunderttauſende von Chineſen nach Shanghai. Einige engliſche Truppen, die in Eile bewaffneten Reſidenten, und die Marineſoldaten der anglo-franzöſiſchen Geſchwader ſtauten die hochgehenden Wogen der Rebellion. Dieſer Kampf, reich an Wechſelfällen, an Jammer und Freuden, an wechſelnden Gemüthsbewegungen, umfaßt ungefähr vier Jahre**) und bildet eine phantaſtiſche, in der That eine der merkwürdigſten Epiſoden, die die Weltgeſchichte je in ihre Blätter ſchrieb. Die Inſurgenten hatten ihr Lager am jenſeitigen Ufer des Suchow-Creek aufgeſchlagen, kaum eine engliſche Meile von dem Mittelpunkte der brittiſchen Stadt und, noch einmal, Inſurgenten ſind in China gleichbedeutend mit entmenſchten Scheuſalen. Jede Nacht hatte man das entſetzliche Schauſpiel brennender Nachbardörfer vor Augen; aber zugleich war dies für das europäiſche Shanghai eine Zeit der ausgelaſſenſten Spekulation, des rieſigſten Schwindels, der fabelhafteſten Gewinne, des wahnwitzigſten Schlaraffenlebens. Es wurde geſagt, daß die chineſiſchen Flüchtlinge nach Hunderttauſenden zählten. Sie mußten bewohnt werden. Da erwachte die Bauſpekulation. Ganze Stadtviertel deren Häuſer für eingeborene Miethsleute berechnet waren, entſtanden wie durch

*) Mai 1860.

**) Von 1860 bis 1864.

Zauberei. Die Kapitaliſten lieferten die Fonds; wer kein Geld hatte baute mit geborgtem, aber Alle: Kommis, Kompradoren, Diener, Laſtträger, ſtürzten ſich in die Spekulation, und Alle gewannen. Shanghai ſchwamm im Gelde. Jenſeits des Defenſe-Creek Millionen menſchlicher Weſen im tiefſten Elende, der Tod in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt; hier, zu Waſſer, der Fluß mehr als je bedeckt mit Djonken, europäiſchen Kauffahrern und Kriegsſchiffen der Seemächte; zu Lande, am Bund und in den Häuſern der Reſidenten, der Luxus des Emporkömmlings, doppelt widerlich im Angeſichte namenloſer Drangſale.

Aber der Anblick ſo vieler Pracht neben ſo vielem Elende, die wilden Orgien der reichen Praſſer in der Stadt neben den grauenhaften Vorgängen jenſeits des Baches der die Grenze macht, erſchöpfte die Geduld und erregte den Zorn des immer neidiſchen und oft ironiſchen Schickſals. Das über China hereingebrochene Unglück war für die Engländer in Shanghai eine Quelle des Glückes geworden. Ein Sohn ihrer Nation wurde, indem er ſeinen Namen mit goldenen Buchſtaben in die chineſiſchen Annalen ſchrieb, das Werkzeug ihrer Züchtigung.

Auf der ganzen Linie waren die kaiſerlichen Armeen den Rebellen unterlegen. Die engliſchen und einige franzöſiſche Streitkräfte reichten kaum hin um die europäiſchen Konceſſionen von Shanghai und die chineſiſche Stadt zu ſchützen. Später gelang es ihnen die Umgegend, etwa dreißig Meilen im Umkreiſe, zu reinigen. Weiter in das Innere vorzudringen, um die Provinz Kiang-ſu von der Geißel der Rebellion zu befreien, waren ſie an Zahl zu ſchwach. Mittlerweile hatte ein amerikaniſcher Abentheurer aus den verrufenſten Rowdies die ſich in den chineſiſchen Häfen herumtrieben und aus einigen tauſend Kuli die nach ihm genannte Ward-force gebildet, und mit dieſer Bande wirklich einige Dienſte geleiſtet. Nach ſeinem Tode

ging der Befehl an einen gewiſſen Burgevin über. Der Mann vereinigte mit der Tollkühnheit und den ſonſtigen Eigenſchaften auch alle Laſter ſeines Berufes: er war das Urbild des Condottiere der gemeinſten Art. Im Uebrigen ein Ungeheuer. Aus dem chineſiſchen Dienſt ſchimpflich entlaſſen, ging er zum Feinde, den Tae-ping über, gerieth bald in Streit mit ihren Anführern, die ihn, in einen Käfig eingeſperrt, von Stadt zu Stadt ſchickten. Auf einer dieſer Rundreiſen fiel der Käfig in einen Fluß und der Mann ertrank. Um jene Zeit kam aus England für die brittiſchen Officiere die Ermächtigung zeitweilig in chineſiſche Dienſte zu treten. Major Charles Robert Gordon von den Royal Ingineers, ein junger Mann, übernahm den Befehl über die Trümmer der ehemaligen Ward-force, organiſirte ſie von Neuem, brachte ſie auf ſechstauſend Mann, verwandelte ſie in eine treffliche Truppe, erweckte in ihr den militäriſchen Geiſt, führte ſie von Sieg zu Sieg, vertrieb oder vernichtete die Rebellen, rettete und befriedigte binnen Jahresfriſt die ungeheure Provinz.

Die, mehr oder minder enge, Einſchließung Shanghai's hatte an drei Jahre gedauert. Man hoffte daß bei Weitem die Mehrzahl der chineſiſchen Einwanderer ſich in den Konceſſionen bleibend niederlaſſen würden. Sie hatten ihre Familien mit ſich gebracht und verdienten, Dank dem Verkehr mit den Ausländern, mit Leichtigkeit ihr Leben. Die reichen und wohlhabenden Leute unter ihnen, ſagte man ſich, finden Geſchmack an den Wohlthaten der Civiliſation; ſie haben ſich an europäiſche Lebensgenüſſe gewöhnt. Auch ſie werden bleiben. Es war eine Täuſchung, eine in ihren Wirkungen furchtbare Täuſchung! Am Tage an dem man die Einnahme*) von Suchow erfuhr,

*) November 1863.

eine der glänzendſten Waffenthaten Gordon's, begannen die Chineſen einzupacken. Die Vornehmeren und Reichen brachen, die erſten, nach ihren verwüſteten Wohnſitzen auf; die Maſſe ihrer Landsleute folgte ihnen. Binnen zwei Jahren fiel die chineſiſche Bevölkerung der Konceſſion von dritthalbhundert-tauſend Seelen auf fünfundſechzigtauſend.*) Alle dieſe für gelbe Miether erbauten Häuſer leerten ſich. Die Bauplätze hatte man für wahnſinnige Preiſe erſtanden; jetzt waren ſie plötzlich werthlos geworden. Faſt alle Bauten waren mit geborgtem Gelde ausgeführt, daher ein furchtbarer Krach und noch größere Beſtürzung. Einen Augenblick hielt man die Niederlaſſung für rettungslos verloren. Aber wenn Ungewitter das Land verheeren, ſo reinigen ſie die Luft. Shanghai ging aus dieſer Prüfung verwundet hervor, augenblicklich verarmt, aber durch die eigenen Fehler gewitzigt, wie neu geboren, und zur Einſicht gelangt daß, aus Gründen die ich ſogleich beſprechen

*) Sie hat ſich ſeither wieder etwas gehoben. Hier folgen einige aus officiellen Erhebungen geſchöpfte Zahlen:

	1862—1863	1865	1869
Anglo-amerikaniſche Konceſſion			
Chineſen	250,000	90,500	86,500
Fremde	3000	5130	7200
Franzöſiſche Konceſſion			
Chineſen	80,000	55,500	32,000
Fremde (Franzoſen)	300	300	300

die Zahl 7500 begreift, außer den Reſidenten, die bewegliche Bevölkerung, die Bemannung der Schiffe u. ſ. f. Seit 1869 hat ſich letztere vermindert, nach Maßgabe des geringeren Tonnengehaltes der Schiffe, eine Folge des Ueberhandnehmens der Dampfſchifffahrt. Gegenwärtig beträgt die fremde Bevölkerung der drei Konceſſionen nicht über 6200 Seelen und zwar

Engländer	3200
Amerikaner	1300
Deutſche	700
Franzoſen	400
Angehörige aller andern Nationen	600
Chineſen (in der Konceſſion)	100,000
und in der chineſiſchen Stadt und Vorſtädten	125,000

werde, die Zeit des fabelhaften Gewinnes, der raſch erworbenen fürſtlichen Vermögen unwiederbringlich und für immer vorüber ſei.

Um Shanghai zu begreifen muß man den Handel in allen geöffneten chineſiſchen Häfen in das Auge faſſen und man kann ſich von dieſen kein richtiges Bild machen, ohne die kommercielle Bewegung von Shanghai zu kennen; denn dieſe Stadt iſt die Königin, die Metropole des europäiſchen Handelsverkehres mit dem Reiche der Mitte.

Es wurde bereits hervorgehoben daß Shanghai ſein Glück und die Bedingungen ſeines Daſeins ſeiner geographiſchen Lage verdankt. Nahe bei Suchow gelegen, dem Stapelorte mehrerer Provinzen; unweit vom Yant-tſe-kiang, der Heerſtraße nach den Seidendiſtrikten; unweit vom Meere, der Straße die überallhin, die hauptſächlich nach England führt, iſt Shanghai die größte Niederlage der in China verbrauchten engliſchen Artikel. Es verſendet ſie nach den Centralprovinzen des Reiches über Suchow; nach Peking und in die nördlichen Provinzen über Tientſin, und es konkurrirt, unwillkürlich, mit dem europäiſchen Handel im Süden, das heißt mit Hongkong welches es bereits weit überflügelt hat, mit Kanton das nur mehr ein Schatten ſeiner ehemaligen Größe iſt, mit Makao das, eingeſchlummert unter ſeinem milden Himmel, nur mehr von ſeinen heroiſchen Erinnerungen zehrt, von ſeinem Kulihandel und Spielhöllen lebt.

Bisher übte Shanghai das Monopol des Verkehrs am Yan-gtſe-kiang. Noch iſt und immer wird es ſein Hauptſtapelplatz bleiben. Aber ſeit der Eröffnung der Häfen von Hankow, Chinkiang und Kinkiang, macht ſich eine kleine Verminderung in ſeiner Theeausfuhr bemerkbar. Dies rührt davon her daß die erſte dieſer drei jungen Faktoreien, das im Inneren, ſiebenhundert Meilen weit vom Ausfluſſe des Stromes gelegene

Hankow, bereits begonnen hat, unmittelbar nach London, Odeſſa und, ſogar, nach Melbourne auszuführen. Immer noch wird, als allgemeine Uebung, der in den Provinzen Kiangſi und Hupeh erzeugte Thee durch die den Yang-tſe-kiang befahrenden amerikaniſchen Steamer hieher gebracht, hier verkauft, und von hier aus nach Europa und Amerika reexportirt. Auch die Eröffnung der kleinen Trade-Ports an der Küſte hat auf den Markt von Shanghai beeinträchtigend gewirkt, allerdings nur in einem ſehr geringen Maß. Bedeutenden Nachtheil wird ihm dieſe Konkurrenz nicht zufügen. Die Shanghai inwohnende Kraft bleibt ungeſchwächt. Werfen wir, um dies klar zu machen, einen Blick auf den Umſchwung den der europäiſche Handel während der letzten Jahre erlitten hat.*)

Die Zeiten der großen Glücksfälle ſind vorüber. Damals wurden koloſſale Vermögen eben ſo raſch gemacht als verloren. Die Spekulation war eigentlich nur ein Spiel mit unbekannten Elementen. Geniale Köpfe „erriethen" die Bedürfniſſe des chineſiſchen Marktes, und verwirklichten zuweilen, blos vom Inſtinkt geleitet, ungeheure Gewinne. Andere, eben ſo kühn aber nicht

*) Ich ſchöpfe hier aus den von mir in Shanghai, Chefu, Taku, Tien-tſin, Peking, Hongkong, Kanton und Makao geſammelten Auskünften. Ziffern gebe ich gefliſſentlich keine. Wer ſich für dieſen Gegenſtand intereſſirt, wird ſie in den engliſchen Parlamentspapieren, und in den von Hrn. Hart in Shanghai veröffentlichten reports on trade finden. Ich benutze dieſe Gelegenheit um den Herrn die mir ſo freundlich entgegen kamen und mir die erbetenen Aufſchlüſſe ſo bereitwillig ertheilten meinen Dank abzuſtatten. Ich erwähne namentlich: die Konſuln in den von mir beſuchten Häfen, Hrn. Hart General-Inſpektor, Hrn. Hannon Kommiſſär (in Tientſin) der chineſiſchen Zollämter, endlich Hrn. Charles Wincheſter ehemaliger Konſul in Shanghai. Ich brauche wohl kaum zu bemerken daß die von mir gebrachten Angaben für die am chineſiſchen Handel betheiligten Kaufleute nichts Neues enthalten können. Aber für den allgemeinen Leſer dürften ſie von Intereſſe ſein.

eben ſo glücklich, gingen gleich bei ihrem erſten Auftreten zu Grunde, und verſchwanden. Konkurrenz gab es faſt keine. Durch ihre Kapitalkraft entfernten einige ſehr wenige große Häuſer die kleinen Mitbewerber. Thatſächlich beſaßen ſie das Monopol des chineſiſchen Handels. Untereinander bekämpften ſie ſich in aller Weiſe. Jedermann hat von den prachtvollen, raſchſegelnden Dampfern der Häuſer Jardine und Ruſſell gehört. Sie gingen regelmäßig nach Singapore um dort die letzten Notirungen aus London zu übernehmen und, Dank ihrer außerordentlichen Schnelligkeit, vor Eintreffen des Poſtſchiffes nach Shanghai zu bringen. Einige Tage, einige Stunden Vorſprung genügten. Seither haben die P. and O. und die franzöſiſchen Meſſageries ihren Dienſt verbeſſert; ganz neuerlich ward die telegraphiſche Verbindung mit Europa hergeſtellt. Somit entfiel dies Spekulationsmittel; es verdient aber erwähnt zu werden weil es auf die ſeltſamen Uebungen jener Zeit ein helles Licht wirft.

Heute kommen zwei neue Elemente in Betracht: die ſeither erworbene vollkommene Kenntniß der Bedürfniſſe und des Geſchmackes der Chineſen und die ſteigende Konkurrenz die nicht nur durch immer zuſtrömende Europäer, ſondern auch durch eingeborene Kaufleute geübt wird. Hieraus entſteht nun Folgendes: zunächſt, der Inſtinkt hat ſeinen Wirkungskreis verloren. Man erräth nicht mehr, man weiß. Alſo keine Spekulationen in das Blaue, kein Hazardſpiel mehr, kein fabelhafter Gewinn! Niemand wird mehr in Einem Tage reich. Man iſt ſolider, vorſichtiger, vernünftiger geworden. Heute wird der Handel in China getrieben, wie in London oder Liverpool. Man kann reich werden, aber nur allmälig und im Schweiße ſeines Angeſichtes. Die Konkurrenz iſt möglich geworden ſeit, in Folge der Vervielfältigung der Banken, ſich Jedermann der

die nöthige Sicherheit gibt baares Geld verſchaffen kann. Mit andern Worten, die Banken haben das Monopol der Merchant-Princes vernichtet.

Unter den neuen Mitbewerbern zählen die Deutſchen und Chineſen. Wie in Japan, wie in den nordamerikaniſchen Pacifikſtaaten, wie überall wo ſie ſich zeigen, übertreffen die Deutſchen die Angloſachſen durch ihre Frugalität, die Einfachheit ihrer Sitten und ihre Art ſich mit geringem Gewinn zu begnügen. Alle dieſe Eigenſchaften beſitzt auch der Chineſe, nur in weit höherem Grade. Noch vor Kurzem wurden die von engliſchen Häuſern expedirten, auf engliſchen Schiffen gebrachten, an engliſche Großhändler conſignirten engliſchen Waaren durch engliſche Kleinhändler in Shanghai und in den kleinen Häfen an eingeborene Kaufleute verkauft, welche letztere die Waare im Inneren verbreiteten. Bevor der Artikel an den Konſumenten gelangte hatte er durch drei Hände zu gehen. Heute kaufen die Chineſen in den Trade-Ports die Waaren deren ſie bedürfen bei dem Importeur ſelbſt und verkaufen ſie ſodann dem Konſumenten. Daher ein großer Ausfall in dem Gewinn der engliſchen Häuſer in Shanghai und Hongkong, aber, unmittelbar, ein Vortheil für die brittiſche Induſtrie und die brittiſche Schifffahrt im Allgemeinen, aus dem Grunde weil die fremden Erzeugniſſe nur mehr durch zwei Hände gehen, daher zu geringeren Preiſen, und eben deshalb in größerer Menge Abſatz finden.

Noch andere Umſtände erklären das Sinken, nicht des Handels im Allgemeinen der im Gegentheile zunimmt, ſondern des Ergebniſſes der Handelsthätigkeit der in China angeſiedelten Kaufleute. Hieher gehört die Eröffnung der kleinen Häfen und die Errichtung einer Faktorei in einem jeden derſelben. Natürlich ziehen ſie einen Theil des früher in Shanghai und

Hongkong koncentrirten Handels an ſich. Die Eröffnung des Yang-tſe-kiang für die fremde Schifffahrt vermindert, wie bereits geſagt, allerdings in ſehr geringem Maße, die Bedeutſamkeit Shanghai's als Theeniederlage, weil die an den Ufern des blauen Stromes neugegründeten drei Faktoreien den Thee direkt ausführen. Auch die ſchwarzen Theeſorten die im Hunan und im Hupeh erzeugt werden und früher über Kanton nach Europa gingen, nehmen jetzt den kürzeren Weg über Hankow und den Yang-tſe-kiang herab. Ein Blick auf die Karte genügt um die große Tragweite der Niederlaſſung der Barbaren an den Oſtküſten und am unteren Yang-tſe-kiang augenſcheinlich zu machen. Die entlegenſten Theile des ungeheuren Reiches fühlen bereits den Rückſchlag.

Faſſen wir die Handelsgeſchichte der Europäer in China in wenigen Worten zuſammen! Sie zerfällt in zwei Epochen zwiſchen welchen der Schwindel mit ſeinen Folgen und der chineſiſche Exodus den Uebergang bilden. Die erſte Epoche iſt die des Zufalls, des Unvorhergeſehenen, des Monopols, der thörichten Erwartungen, des übertriebenſten Aufwandes. Die zweite Epoche iſt die langſame, aber ſtetige noch nicht beendigte Umgeſtaltung; die Konkurrenz der kleinen Kaufleute, ermöglicht durch die Gründung der Banken; die Abſchaffung des Monopols der großen Kaufherren; die ſteigende Mitbewerbung der Chineſen; das Sinken der Preiſe aller engliſchen, überhaupt der europäiſchen Erzeugniſſe und eben darum ihr größerer Abſatz; endlich, im Handelsverkehr, größere Solidität, geringere Erträgniſſe für den Einzelnen, größere für die Geſammtheit, das heißt für die engliſche und europäiſche Induſtrie, für die engliſche und europäiſche Schifffahrt. Von dieſem Geſichtspunkte aus, und er iſt für unparteiiſche Beobachter der einzige zuläßliche, verdient die neue Phaſe unbedingten Beifall.

Aber die in China lebenden Kaufleute, ſelbſt die Häupter der großen Häuſer, überhaupt Alles was dem Handelsſtande angehört, die Pionniere der erſten Tage ſowohl als die geſtern Angekommenen, beurtheilen die Lage anders. Jene ſehen mit Leidweſen und mit Beſorgniß wie weit ihr heutiger Gewinn unter den früheren herabſank; dieſe welche gehofft wie ihre Vorgänger ſich in Kurzem zu bereichern erkennen ihren Irrthum. Die Einen müſſen den zu großen Hausſtand einſchränken, die zu großartigen Geſchäftsübungen von ehedem den neuen engen Zeitläuften anpaſſen; die Andern ſtatt des gehofften Luxus auf kleinem Fuße leben, vielleicht ſich manche Entbehrungen gefallen laſſen. Daher die von allen Seiten, wenn gleich in verſchiedener Tonart, laut werdenden Klagen; daher eine allgemeine, tiefe, im kritiſchen Augenblicke vielleicht verhängnißvolle Unzufriedenheit — verhängnißvoll weil, möglicher Weiſe, von entſcheidendem Einfluſſe auf die künftigen Beziehungen der Mächte zu dem chineſiſchen Reich.

II.

Peking.

Vom 8. zum 29. Oktober.

Beſchwerliche und langſame Reiſe nach Peking. — Che-fu. — Die Barre von Taku. — Der Pei-ho — Tung-chow — Ankunft in Peking. — Allgemeine Phyſionomie. — Die Gaſſen. — Der Tempel des Himmels. — Konfucius und Buddha. — Die Große Lamaſerie. — Kaufläden und Chinoiſerien. — Die Sternwarte. — Die äußerſte Leiſtung des Bureaukratismus. — Pei-tang. — Der portugieſiſche Kirchhof. — Die Minggräber. — Nan-kow. — Das Mongoliſche Grenzgebirge. — Die chineſiſche Mauer. — Der kaiſerliche Sommerpalaſt. — Das Klima. — Die kaiſerlichen Zollämter durch Fremde verwaltet. Hr. Hart. — Das diplomatiſche Korps. — Die Audienzfrage. — Beſuch beim Prinzen von Kung. — Abreiſe.

(8. Oktober.) Die Reiſe nach Peking iſt immer eine ernſte Sache. Unter den beſten Umſtänden braucht man von Shanghai zehn, am Rückwege acht Tage. Die Steamer der großen Geſellſchaften beſuchen keinen Hafen nördlich vom Ausfluſſe des Yang-tſe-kiang. Doch unterhalten die Jardine- und die Ruſſellboote, dieſelben welche einſt die neueſten Londoner Kursnotirungen in Singapore abholten, einen häufigen wenn gleich unregelmäßigen Verkehr zwiſchen den Treaty-Ports, und folglich auch mit Tien-tſin. Das Haus Jardine beſitzt acht, das amerikaniſche Haus Ruſſell, welches letztere viel mit chineſiſchen Kapitalien operirt, achtzehn Dampfer! Einige dieſer Schiffe ſind prachtvoll ausgerüſtet und durchfurchen, wie in den ſchönen Tagen von ehedem, die chineſiſchen Meere mit äußerſter Schnelligkeit; andere haben ſich mit den Zeiten nicht zu ihrem Vortheile verändert. Der Zufall behandelt uns diesmal, abgeſehen von der Sicherheit die am Bord des Dragon nichts zu wünſchen läßt, ſo ſchlecht als möglich. Dieſes Jardineboot iſt eine Nußſchale, ſeetüchtig bei ſchlechtem und langſam bei jedem Wetter.

Koſt, Dienſt, Kabinen unter aller Kritik. Der Kapitän, der Seemann wie man ihn malt und in älteren Luſtſpielen darſtellte; verſteht aber ſein Geſchäft. Der Generalſtab des „Drachen“: der Erſte, der Zweite und der Maſchiniſt, ſind wie er Engländer; die ganze Mannſchaft zu Seeleuten improviſirte Kuli, das heißt ihres Zeichens Laſtträger. Am weſtlichen wie am Oſtgeſtade des Stillen Meeres ſind die europäiſchen Matroſen eine Mythe geworden. Es gibt deren keine. Die es waren, verſpielten oder vertranken ihren Sold, deſertirten von ihrem Schiffe, verkamen, verſchwanden. Der Matroſe bedarf der Zucht und Aufſicht. Wo dieſe, wie in dieſen Häfen, fehlen geht er zu Grunde. Leuchtthürme gibt es dermalen auf unſerem Kurs nur zwei oder drei. Glücklicher Weiſe wurde die Oſtküſte des „himmliſchen“ Reiches durch franzöſiſche und engliſche Officiere hydrographiſch aufgenommen. Auch das iſt nicht angenehm daß man vom Cap Shantung das wir umſchiffen müſſen nach dem wilden Korea nur hundertzwanzig Seemeilen zählt. Die Gefahr dahin verſchlagen zu werden gehört nicht zu den Lichtſeiten dieſer Fahrt. Oktober iſt die beſte Jahreszeit für den Aufenthalt in Peking und die ungünſtigſte für die Seereiſe dahin. In dieſem Monate wird das Gelbe Meer von plötzlichen äußerſt heftigen Windſtößen aus dem Norden heimgeſucht; ſie währen gewöhnlich zwölf Stunden im Golfe Liatung, vierundzwanzig im Golf von Pe-chi-li und, weiter im Süden, drei bis vier Tage.

Heute, kurz nach Mitternacht, haben wir Shanghai verlaſſen. Gegen Mittag befinden wir uns am Ausfluſſe des Yang-tſe-kiang. Da das Wetter ſehr ſchlecht iſt, geht der Kapitän bei dem Leuchtthurme vor Anker. Neben uns liegt, gleichfalls von Shanghai kommend, bereits ſeit drei Tagen ein prachtvolles Ruſſellboot. Böſe Ausſichten! Der Sturmwind heult; ein eiſiger

Regen fällt in Strömen; ſchwarze Vorhänge verhüllen beide Ufer; unter uns kocht und ſiedet der Strom; ſchäumende Kämme krönen ſeine kothfarbigen Wogen. Unmöglich am Deck zu bleiben. Wir ſitzen alſo in der Kajüte. Ich vertreibe mir die Zeit indem ich auf koloſſale Schwarzkäfer Jagd mache. Der gelbe Stewart ſieht mit verächtlichem Lächeln zu. „Vergebene Mühe", ſagt er in ſeinem bitchen Engliſch, „Alles voll, many piecy beetly. Wir mehr als alle andern Boote." Man ſollte meinen er rühme ſich des Ungeziefers.

Der Dragon hat nur vier Paſſagiere an Bord, und dieſe ſind wir ſelbſt; ein junger Engländer, Herr M..., bereits auf der pacifiſchen Ueberfahrt mein lieber Gefährte, den ich in Shanghai wiederfand; ſein Begleiter, ein junger Amerikaner, und Hr. Boyce Architekt und Ober-Inſpektor der brittiſchen Regierungsgebäude in China und Japan. Letzteren rufen ſeine Geſchäfte zuweilen nach Peking; er ſpricht einige Worte chineſiſch, und fungirt als Reiſemarſchall.

(9. Oktober.) Um neun Uhr Morgens ſticht der Dragon in See. Der Sturm aus Nord hält an. Das Meer furchtbar. Obgleich Tien-tſin nördlich liegt, iſt unſer Kurs Nord-Nord-Oſt, wegen der weit in die See hinauslaufenden Maſſen von Schlamm und Erdreich welche der Yang-tſe-kiang aus dem Innern, aus den Mittel- und Weſtprovinzen, ſelbſt aus dem fernen Thibet in das Gelbe Meer wälzt.

(12. Oktober.) Geſtern und vorgeſtern noch ſehr ſchlechtes Wetter. Heute vollſtändiger Dekorationswechſel. Der Sturm hat ſich erſchöpft. Die Sonne erwärmt unſere ſteifen Glieder;

die Luft iſt elaſtiſch und belebend. Um acht Uhr Morgens haben wir Cap Shantung in Sicht. Seine phantaſtiſchen Umriſſe erinnern an die Küſten der Provence; aber die See iſt graugrün mit gelben Tönen; es fehlen die ſchönen Azurtinten des Mittelländiſchen Meeres. Den ganzen Vormittag über ſegeln wir neben Felſengallerien hin. An ihrem Fuße ein ſchmaler grüner Streifen mit zahlloſen Dörfern und Städten. Kein Wunder, wenn es wahr iſt daß die Provinz Shantung achtundzwanzig Millionen Einwohner zählt!

Um eilf Uhr Nachts Ankunft vor Che-fu.

(13. Oktober.) Che-fu iſt gewiſſermaßen eine Kolonie von Shanghai. Spekulanten des großen Emporiums haben hier einige Häuſer gebaut in denen etwa hundertzwanzig Europäer und Amerikaner wohnen. Dieſe Zahl begreift auch die Inſpektoren und Kommiſſäre der franzöſiſchen Kriegsſtation und die kosmopolitiſchen Beamten des chineſiſchen Zollamtes. Die „Konceſſion" liegt am Fuße eines kleinen Vorgebirges deſſen Scheitel das engliſche Konſulat und ein chineſiſcher Leuchtthurm krönen. Die unbeträchtliche Stadt der Eingeborenen heißt Ten-Tai. Jenſeits der Bucht ſpringen niedere Felſen weit in das Meer vor.

Im Hafen liegt eine große Anzahl von Djonken die in Bankok (Siam) für Rechnung chineſiſcher Kaufleute gebaut wurden. Die Rhede iſt belebt; und die Faktorei ergibt ſich den glänzendſten Hoffnungen. Für das ruſſiſche Ufergebiet, für das noch zu eröffnende Korea werde ſie der große Stapelplatz ſein. Dermalen kann ſich Che-fu nur ſeines guten Klimas rühmen. Jedenfalls iſt es milder und weniger ungeſund als das der anderen Treaty-Ports. Die Geſandten aus Peking und die hohe

Finanz von Shanghai bringen hier die heiße Jahreszeit zu. Da belebt ſich die Einöde; man ſieht einige Damen in eleganten Toiletten, einige faſhionable Herren, ſämmtlich in zwei oder drei zu dieſem Ende erbauten Häuſern untergebracht und von Signor Pignatelli ſehr gut verköſtigt. Dieſer unternehmende Mann mit dem hiſtoriſchen Namen und einer ſehr intelligenten franzöſiſchen Ehehälfte hatte den Muth in der unwirthbaren Wildniß das beſte Hotel zu errichten deſſen ſich das europäiſche China rühmen kann. Auf dieſer Welt iſt Alles relativ. Mir ſchien Che-fu traurig, einförmig, häßlich; aber die europäiſchen Bewohner Pekings und die Geſchäftsleute in Shanghai preiſen es als ein irdiſches Paradies.

Wir frühſtückten bei dem engliſchen Konſul Hrn. Meyers, einem der bedeutendſten Sinologen im brittiſchen Konſularſtabe und Verfaſſer eines ſtoffreichen Buchs über China.*) Um Mittag geht der Dragon wieder in See, durchſteuert langſam den Golf Pe-chi-li, erreicht Abends die Barre von Taku, und rennt ſich dort gemüthlich im Sumpfe feſt.

(15. Oktober.) Die Fluth macht uns flott. Die Barre wird glücklich paſſirt; wir ſind im Pei-ho der jetzt einem Meere gleicht. Von den Mongoliſchen Bergen bis zum Golf Pe-chi-li ſteht das ganze Land, ein Flächenraum von zehntauſend Quadratmeilen, unter Waſſer; zwei Millionen Menſchen ſind zu Grunde gerichtet. Seit dem Anfange des Jahrhunderts**) wurde die Provinz Chi-li nicht ſo grauſam heimgeſucht. Der Dragon dampft an ganz oder theilweiſe überſchwemmten Dörfern vorüber.

---

*) Er iſt der Hauptverfaſſer des bereits angeführten Werkes: Treaty Ports of China and Japan.

**) Seit der großen Ueberſchwemmung von 1803.

Am Ufer ſitzen Männer mit ungeheuren Netzen die ſie mittelſt einer einfachen ſchaukelartigen Vorrichtung in den Fluß verſenken und, immer mit großen und kleinen Fiſchen angefüllt, herausziehen. Das Wenige was ich von der Gegend ſehe, denn die Gegend iſt Waſſer: Maisfelder, Weiden, Schilf, unter einem wolkenloſen, blauen Himmel, bei trockner undurchſichtiger Luft, hat Aehnlichkeit mit der unteren Donau. Auch die Häuſer, oder vielmehr Lehmhütten, tragen keinen ausgeſprochen chineſiſchen Anſtrich. Armuth und Elend treten überall in demſelben Gewande auf. Nur die Geſichtszüge der Menſchen erinnern den Reiſenden an die Entfernung die ihn von der Heimath trennt.

Die Fahrt am Pei-ho iſt wegen des unabläſſig wechſelnden Flußbettes immer, und jetzt mehr als gewöhnlich, eine ſchwierige. Vor einigen Tagen ſtrandete ein Dampfboot auf dem Pflaſter der Heerſtraße nach Peking. Der Fluß macht häufige Biegungen, und wir legen wenig Weg zurück. Endlich, gegen Mittag, kommt eine Kirchthurmſpitze in Sicht, dann ein gelbes Gebäude: das brittiſche Konſulat, endlich einige zwanzig deutſche, norwegiſche und däniſche, vor Anker liegende Segelſchiffe. Letztere ſind dem Sonntag zu Ehren bewimpelt. So wären wir denn in Tien-tſin. Auch dieſe lange und langweilige Fahrt hätte ihr Ende erreicht. Acht Tage und ſieben Nächte! und die Entfernung beträgt nur ſiebenhundertfünfzig Seemeilen.

(16—19. Oktober.) Heute Morgen droht ein unvorhergeſehenes Hinderniß meiner Reiſe nach dem chineſiſchen Norden plötzlich ein Ziel zu ſetzen. Der Tao-tai der Zollämter welcher jetzt den Verkehr mit den Fremden vermittelt verweigert mir den Paß. „Was hat", läßt er Herrn Lay, dem engliſchen Konſul, ſagen, „Was hat dieſer Fremde in Peking zu thun? Nichts.

Alſo keinen Paß.“ Hr. Lay beruft ſich auf die Verträge. „Wenn Ihr ihm den Paß verweigert“, fügt er hinzu, „wird er ſeinen Weg auch ohne Paß finden.“ Die Replik erfolgte ſofort. „Ich will nicht“, ſagte die ſchwarzzöpfige Excellenz, „daß der Fremdling ſich einer Verletzung der Geſetze ſchuldig mache. Ich erlaube es nicht. Hier iſt der Paß.“ Eine köſtliche Art einen Rückzug zu bemänteln! Der Paß iſt ein kalligraphiſches Meiſterſtück.

Nach Beſeitigung dieſer Schwierigkeit beſteigen wir unſere Boote. Ein jeder von uns hat deren eines zu ſeiner Verfügung, und jedes Boot iſt mit drei Ruderknechten bemannt und mit einem rieſigen Segel verſehen. In China erſetzen Flüſſe und Kanäle die verwahrloſten, oft überſchwemmten Straßen; Jedermann reiſt zu Waſſer. Daher die, vergleichsweiſe, treffliche Einrichtung dieſer Beförderungsmittel. Als ich mein „Houſeboat“ beſteige, finde ich dort einen Chineſen von reſpektablem Aeußern. Er ordnet mein Gepäck, macht mein Bett und ertheilt dem kleinen A-kao verſchiedene nützliche Rathſchläge. (A-kao iſt mein Page, ein allerliebſter Knabe den mir ein Bekannter in Shanghai für die Reiſe abtrat.) Mich ſpricht er im reinſten Franzöſiſch an. Es iſt Pater Delmaſure aus Roubaix, Lazariſt und Vorſtand der ſeit dem vorjährigen Blutbade ſehr geſchmolzenen katholiſchen Gemeinde in Tien-tſin.

Und nun unter Segel! Ohne die kalten Luftzüge, ohne die allzugroße Nähe der Ruderer, ohne ihr Schnarchen während der Nacht, ohne den Geruch den ſie Tag und Nacht um ſich verbreiten, ohne die häßliche Eintönigkeit der Gegend, eine nackte bis an den Horizont überſchwemmte Ebene, ließe dieſe Schiffahrt wenig oder nichts zu wünſchen übrig. Der Wind fehlt, und unſere Leute ziehen die Kähne, während ſechszehn bis achtzehn Stunden im Tage, den Fluß hinauf. Wir haben volle Zeit

uns am Ufer zu ergehen, landeinwärts zu laufen und dann, wenn die Eſſensſtunde herannaht, nach unſern ſchwimmenden Häuſern zurückzukehren. Mit immer neuer Befriedigung gewahre ich da meinen A-kao, wie er am Vordertheile ſtehend aus Leibeskräften bleakfast leady ruft (breakfast ready, kein Chineſe iſt im Stande das r auszuſprechen). Das Küchenboot rudert ſodann an die vier Hausboote heran, und wir vereinigen uns bei Hrn. Boyce deſſen Kahn als Speiſeſaal dient. Mit Hilfe der aus Shanghai und Tien-tſin mitgebrachten Vorräthe liefert unſer chineſiſcher Koch ganz vorzügliche Koſt.

Oft ſchlendere ich allein durch Dörfer und Flecken, vorausgeſetzt daß ſie nicht ganz unter Waſſer ſtehen. Sie bieten nicht das geringſte Intereſſe. Aber überall eine Fülle von Menſchen, überall Gedränge in den Gaſſen. Die Kinder ſchelten mich „fremden Teufel"; die Männer meſſen mich mit inſolenten Blicken und brechen hinter mir in höhniſches Gelächter aus; die Weiber verſtecken ſich: Trödler gehen, ihre elende Waare ausrufend, von Haus zu Haus. Alles iſt ſchmutzig, zerlumpt, ärmlich, nur nicht die Natur welche ſich darin gefällt unzählige Chineſen zu ſchaffen.

In der oberen Flußgegend beginnen die Waſſer zu fallen. Wir ſehen gut beſtellte Aecker mit Bohnen, Mais, Baumwoll- und Kaſtorölpflanze; und Tauſende von Bauern die am Feld arbeiten. Seltſam iſt das Geſpann ihrer Pflüge: hier ein Pferd mit einem Eſel, dort ein Büffel, ein Eſel und eine Kuh. Einen ſah ich mit drei Männern beſpannt, einen andern von einem Eſel und einem Weibe gezogen. Nicht Ein Baum in Sicht. Auf dem Fluſſe die lebendigſte Thätigkeit. Unter den zahlloſen Djonken denen wir begegnen mehrere von ſehr großem Tonnengehalt.

Heute, den 19. Oktober, um Mittag, Ankunft in Tung-chow. Von Tien-tſin hieher rechnet man beträgt hundertſechsundzwanzig

Meilen zu Waſſer und achtzig zu Lande. Gewöhnlich dauert die Bergfahrt vier bis fünf Tage. Wir haben ſie in weniger als dreimal vierundzwanzig Stunden, alſo ſehr raſch, zurückgelegt.

Tung-chow, der Hafen von Peking, liegt öſtlich von der Hauptſtadt; die Entfernung beträgt ungefähr dreizehn Meilen. Ein Kanal und eine mit Marmorplatten gepflaſterte, jetzt aber ganz vernachläſſigte und faſt unfahrbare Straße verbinden die beiden Städte. Bekanntlich fließt der Pei-ho nicht an Peking vorüber, ſondern macht von Nord-Oſt kommend bei Tung-chow eine Biegung nach Süd-Oſt. Hier liegen eine Menge Schiffe vor Anker; am Geſtade tummelt ſich ein Knäuel menſchlicher Weſen: alle gelbbraun, ſchmutzig, in Lumpen gehüllt, mit Aus- und Einladen der Djonken beſchäftigt. Hinter dieſem Ameiſenhaufen erheben ſich, düſter und abſchreckend, die gezinnten Ringmauern der Stadt. In der Ferne überragt ſie eine vielſtöckige Pagode. Den Himmel ausgenommen der, wie man uns in Shanghai vorausgeſagt, wolkenlos iſt, undurchſichtig und von einer eigenthümlichen metalliſchen Bläue, trägt Alles, Waſſer und Land, Haut und Kleidung der Menſchen, Stadtmauern und Kamele, dieſelbe kothbraune Farbe.

Kaum haben unſere Boote angelegt als ein Koſak des ruſſiſchen Geſandten in Begleitung eines Mafu (Reitknechts) an Bord erſcheint und mir ein liebenswürdiges Billet ſeines Gebieters überreicht. General Vlangali, von meiner bevorſtehenden Ankunft unterrichtet, hat die Güte mir Pferde zu ſchicken, wiederholt ſeine Einladung bei ihm abzuſteigen, und gibt mir, als erfahrener Militär, einige nützliche Winke über die Art der Behandlung des mongoliſchen Pony der mich nach Peking tragen ſoll. Der Koſak wird ſofort Gegenſtand meiner Bewunderung. Auf Alles was ich ihm in deutſcher, franzöſiſcher, eng-

liſcher Sprache ſage, antwortet er mit einem Worte das ich nicht verſtehe; nicht einmal die fremdartigen Töne kann ich faſſen, aber der Mann ſpricht es mit großer Entſchiedenheit aus und flößt mir Vertrauen ein. Später erfuhr ich, slusheyu heißt: ich werde gehorchen. — Ich will ſogleich abreiſen — slusheyu — Meine Gefährten brauchen Pferde — slusheyu. — Wie aus dieſem Gedränge gelangen, ohne erdrückt zu werden? — Immer slusheyu. Und dies Wort iſt kein leerer Schall. Der Sohn der Steppe erräth mich. Er iſt kein Linguiſt, aber der Inſtinkt erſetzt ihm die mangelnde Sprachkenntniß. Er beginnt damit daß er mir durch die dichte Menge Bahn bricht. Unterwegs begegnen wir einem Europäer zu Pferde. Es iſt Herr Starzoff, der reichſte ruſſiſche Kaufherr in Tien-tſin und, ich glaube, in China. Er führt mich nach einem außerhalb der Stadt gelegenen Tempel wo die wenigen europäiſchen Reiſenden abſteigen, ſtellt mich ſeiner jungen Frau vor und verſchafft, mit Hilfe des überaus nützlichen Koſaken, meinen Freunden die nöthigen Pferde.

Während der Vorbereitungen zur Weiterreiſe machen wir einen Spaziergang auf den Wällen. Die kothigen Fluthen des Pei-ho die in der Nähe der Stadt eine Flotte von Djonken tragen vereinſamen weiter hinauf und verlieren ſich endlich am Horizont. Eine ſanfte Schwellung des Bodens und einige magere Weiden verſchleiern Peking. Zu unſeren Füßen ein Meer von ſchwarzen Dächern. Die Gaſſen gleichen ſchmalen Erdſpalten. Die Menge die ſich in ihnen drängt können wir nicht ſehen, aber wir hören ihr wüſtes Geſchrei. Nur die Köpfe der ſich unabläſſig folgenden Kamele, hie und da ihre beiden Höcker, werden ſichtbar. Am Fuße der Mauern und oben, unſerem Wege entlang, haben ſich die Auswürfe von Generationen angehäuft. Wir befinden uns in Dante's drittem Kreiſe:

Pute la terra che questo riceve.

An einigen Orten ist die Mauer derart verfallen daß kaum ein paar vorragende Steine dem Fuße den nöthigen Raum gewähren. Aber der Gedanke, wenn wir umkehrten, diese unbeschreiblichen Dünste nochmals athmen zu müssen, belebt unsern Muth, und wir überschreiten ohne Unfall die gefährliche Stelle. Endlich gestatten uns die Ueberbleibsel einer Treppe in die Stadt hinab zu steigen.

Wir finden die kleine Karavane bereits reisefertig. Frau Starzoff, eine treffliche Reiterin, hat ihre Amazone angelegt und stellt sich an die Spitze der Kolonne. Die Gassen sind enge und überfüllt; das Pflaster glatt. Unaufhörlich erschallt Herrn Starzoff's Warnungsruf vor den vielen Kamelen die in langen Reihen an uns vorüberziehen. In der That, diese Thiere sehen uns mit scheelen Blicken an. „Fremde Teufel" sind nun eben nicht populär in China. Kamele und Maulthiere schnappen nach uns, Hunde bellen bei unserm Anblick, mongolische Ponies schlagen aus und bäumen sich wenn wir sie besteigen wollen. Obgleich wir traben so rasch als die engen Gassen gestatten, brauchen wir mehr als eine halbe Stunde um in das Freie zu gelangen.

An der Palikao-Brücke, einem schönen Marmorbau mit grotesken Skulpturen und geschichtlicher Berühmtheit seit dem letzten Kriege, sagt uns das liebenswürdige Ehepaar Lebewohl. Wir verlassen hier die halb unwegsame und mit Reitern, Fußgehern und Karren überfüllte Heerstraße, einen Pfad am südlichen Ufer des Kanals vorziehend; und da der Tag zur Neige geht und die Thore von Peking bei Sonnenuntergang geschlossen werden, so reiten wir so schnell als die Pferde vermögen, bald auf Dämmen, bald auf schmalen Fußwegen oder auch querfeldein. Baumgruppen, Dörfer, hie und da ein

einſames Haus mit ſeinem Küchengarten bilden einen angenehmen Gegenſatz zu den einförmigen Ufern des Pei-ho, zu den Schreckniſſen von Tung-chow.

Wir galoppiren aus einem Hohlwege kommend um die Ecke eines Gemäuers. Da entfährt uns allen ein Ausruf der Ueberraſchung. Die Pferde werden kurz angehalten. Wir haben die bereits tief ſtehende Sonne im Geſicht. Unter ihr entrollt ſich, einem ausgezackten Bande von blaßſchwarzem Flore ähnlich, eine ungeheure, gezinnte Mauer. Auf drei Punkten ragen die Doppeldächer der Thore empor. Die Abſtufung der Farbe läßt auf die Entfernungen ſchließen und zugleich auf die großen Dimenſionen der Wälle. Ueber ihnen ſchweben in der blauen Luft, wie ein Spiegelbild der Wüſte, die Hügel des Sommerpalaſtes und in weiter Ferne, wolkenähnlich, die Mongoliſche Bergkette. Eine halbe Stunde ſpäter reiten wir durch das Thor Tung-pien-men in der chineſiſchen Stadt ein, und bald darauf durch ein anderes Thor in der tartariſchen. Dies iſt der ſchöne Augenblick für den Koſaken. Bei unſerem Herannahen ſtürzen uns bewaffnete Wächter entgegen; ſie wollen uns den Weg verſperren, aber der Anblick des ruſſiſchen Reiters wirkt wie ein Talisman. Unbehelligt werden wir eingelaſſen. Selbſt nach den Päſſen frägt man nicht. Der liebenswürdigſte Empfang harrt meiner auf der ruſſiſchen Geſandtſchaft.

Und ſo wäre ich denn in Peking. Ein ſpät verwirklichter Jugendtraum!

Mehrere Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung erbaut, in Folge der Auflöſung des Königreichs Yen*), deſſen Mittel-

*) 222 vor J. Ch.

punkt es war, zum Range einer Provinzialstadt herabgesunken, durch Genghis-Khan erobert*), darauf verlassen und wieder neu erbaut, wurde Peking erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts**) zum zweiten Male die Hauptstadt des Reiches. Aus dieser Epoche stammen seine Wälle und ältesten Gebäude. Peking ist also eine moderne Stadt. Seine Mauern erinnern an unsere Ritterburgen. Nur ist hier Alles kolossal, während in Europa die Bauten des Mittelalters fast immer kleine Dimensionen haben. Pekings Stadtmauern sind zwischen fünfzig und sechszig Fuß hoch, zwanzig, vierzig, fünfzig Fuß breit, und ihr Umfang beträgt mehr als zwanzig englische Meilen! Ungeachtet dieser großen Ausdehnung geben nur sechszehn Thore Einlaß.

Die Hauptstadt des Reiches besteht aus der „Tartaren-" und aus der „chinesischen Stadt". Der Grundriß zeigt zwei Parallelogramme deren eines, die Tartarenstadt, mit der Kurzseite senkrecht steht auf der Langseite des anderen, der chinesischen Stadt. Noch vor nicht sehr langer Zeit entsprach diese Bezeichnung der thatsächlich damals bestehenden Scheidung zwischen Siegern und Besiegten, den Männern aus dem Norden und den Chinesen. Heut zu Tage haben sich viele der letzteren in der Tartarenstadt niedergelassen, und die Zeit mildert allmälig, ohne ihn gänzlich zu verwischen, den Antagonismus zwischen den beiden Stämmen. Im Mittelpunkte der tartarischen Stadt liegt der Palast des Kaisers, auch die „kaiserliche oder verbotene" Stadt genannt; sie ist von hohen Mauern eingeschlossen und, wie der Name andeutet, gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich. Die theils breiten, theils schmalen Gassen kreuzen sich in rechten Winkeln. Hohe schmucklose Mauern ent-

*) 1215.
**) 1421.

ziehen die Wohnsitze der Reichen den neidischen Blicken der Vorübergehenden. Die Häuser welche man sieht sind elende Lehmhütten ohne allen architektonischen Schmuck. In der chinesischen Stadt, wo Industrie und Handel vorzugsweise hausen, gibt es ganze Straßen welche nur Kaufläden enthalten. Letztere sind reichlich mit den Landeserzeugnissen, sehr spärlich mit europäischen Artikeln versehen. Apotheken, Thee- und Tabakmagazine glänzen durch die Pracht ihrer vergoldeten oder lackirten Auslagen und der kolossalen Schilder welche, mit riesigen Inschriften bedeckt, an einer vor der Thüre gepflanzten Stange senkrecht aufgehängt sind.

Die die Tartarenstadt vom Norden nach Süden durchziehenden unabsehbaren Gassen sind hier verödet dort belebt, laufen bald zwischen elenden Lehmhütten hin, bald zwischen eleganten Kaufläden und nackten Mauern hinter denen sich Paläste verstecken. Abwechselnd schreitet man immer in gerader Linie, die in Peking vorherrscht, durch die Wohnsitze des Elendes und des Ueberflusses, aber das erstere zeigt, der letztere verbirgt sich. Die großen Straßen, meist breite Dammwege, waren einst mit Marmorblöcken gepflastert, und Marmorplatten überdeckten die Gossen. Heute ist Alles in Verfall gerathen. Die Tempel sind schlecht gehalten, und die Amtssitze der Großmandarine unterscheiden sich wenig oder gar nicht von den Yamen in den Provinzen: ein Palissadenverhau, das große Thor mit einem roh gemalten Drachen geschmückt; daneben ein oder zwei Fahnenstangen, an der Schwelle ein Haufe von Sollicitanten. Die öffentlichen Gebäude, selbst das Gesammtministerium, das Tsungli-yamen, glänzen nicht durch Reinlichkeit. Der Staub, dieser böse, zudringliche Gast ist eingedrungen, hat sie mit seinen schmutzigen Farben übertüncht, mit scheußlichen Gerüchen gesättigt; denn bevor er sich in den hohen Regionen festsetzte, hatte er in nie-

drigen Wohnungen gehauſt, in den Gaſſen gewirbelt die ſelbſt an vielen Stellen nichts Anderes ſind als ungeheure Lagerſtätten des Unrathes.

Ein Spaziergang in Peking gehört nicht zu den bequemen Dingen. Zu Fuß oder zu Pferd, hat man keine Zeit viel um ſich zu ſehen; und doch wenn nicht Alles ſchön, ſo iſt doch Alles ſonderbar, neu und intereſſant. Aber nicht das Angenehme, das Nothwendige nimmt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Da hat man Löcher zu vermeiden die der Regen in die Dämme gegraben hat, und die tiefen Radſpuren der Karren im lehmigen Boden; man muß auf ſchmalen ſchwankenden Brettern ſchwarze, übelriechende Bäche überſchreiten, vor Allem den Kamelen aus dem Wege gehen; ſie haben zwei Höcker und die Größe mäßiger Elephanten. In langen Reihen ziehen ſie einher; ihre Führer ſind Mongolen, ſtämmige Burſche mit viereckigem Kopf, eingedrücktem Näschen, einem einfältigen Lächeln auf den wulſtigen Lippen, mit einem offenen und ehrlichen Geſicht. Auch die Fiaker bilden ein Hinderniß der Bewegung. Ueberall verſperren ſie den Weg. Es ſind ein oder zweiſpännige Karren, darüber ein Zelt in Form eines Tonnengewölbes. Ein vorgeſpanntes Stück Segeltuch ſchützt den Kutſcher und die Pferde. Ihre große Anzahl erklärt ſich durch ein Geſetz welches den Gebrauch der Sänften Standesperſonen von gewiſſem Range vorbehält. Hier kommt eine! Vier Kuli tragen ſie; ſie laufen im Dublirſchritt, hinter ihnen ein Dutzend Livreebediente. Und welche Livree! Faſt ſo ſchmutzig und abgenutzt wie die Portechaiſe. Aber der Mandarin der ſie einnimmt iſt ein ſchmucker Herr mit glattraſirtem Kinn, wohlgewaſchenen Händen, friſcher Wäſche und ſorgfältiger Toilette. Auf ſeiner Naſe reitet eine koloſſale Brille; er ſelbſt ſcheint in ſeiner Lektüre verſunken. Es iſt wie man mir ſagt ein Staatsrath der ſich in die Sitzung be-

gibt und ſeinen Vortrag vorbereitet. Das Gedränge in der Straße hält uns einige Minuten neben ſeiner Sänfte auf. Er mißt uns mit verächtlichen Blicken und wendet ſich dann wieder ſeinen Akten zu.

Unmöglich hier vorzudringen! Wir nehmen alſo den Weg durch jene einſame Gaſſe welche längs den Mauern der „verbotenen Stadt" hinläuft. Dort erwarten uns aber neue Schwierigkeiten. Eine Bürgerhochzeit zieht vorüber: die Brautleute voran, hinterher die Familie, die Freunde, die Geladenen, alle in Fiakern. Aehnliches kann man in Paris, im Bois de Boulogne ſehen.

So irren wir ſtundenlang umher; aber dieſe Stunden vergehen wie Minuten. Unſere mongoliſchen Ponies, einige Anfälle von Ungeduld abgerechnet, benehmen ſich vortrefflich. Wir ſind längs der verbotenen oder kaiſerlichen Stadt hingeritten; ſie liegt unbequem genug im Mittelpunkte des Parallelogramms und zwingt daher gewöhnliche Sterbliche welche ſich nach dem nördlichen Theile der Tartarenſtadt begeben zu bedeutenden Umwegen. Wir biegen in eine der großen Queradern ein, und hier wird uns der impoſante Anblick eines großen Leichenbegängniſſes zu Theil. Ich meinte ein Miniſter, wenn nicht ein kaiſerlicher Prinz werde zu Grabe getragen; aber man berichtigt meinen Irthum: der zu den Geiſtern ſeiner Ahnen Abberufene iſt ein niederer Beamter vierter Kategorie. Die Verehrung für Todte und der lebhafte Familien-Geiſt, dieſe Kardinaltugend des Chineſen, erklären den übertriebenen Aufwand bei Leichenbegängniſſen. Viele Familien überſchreiten hiebei ihre Kräfte, manche richten ſich zu Grunde. Ueber dem Leichnam trug man einen ungeheuren Baldachin von Scharlachtuch mit barbariſcher Goldſtickerei überladen. Vor dem Sarg fuhr in einem weißverbrämten leeren Wagen die Seele des Verſtor-

benen. Die Familie folgte in Fiakern. Alles trug die Trauer, ſelbſt die Kutſcher hatten an ihre Hüte weiße Tuchlappen geheftet. Die Familie und die Freunde ſahen ärmlich aus, aber der Todte machte ſein Exit als großer Herr. Der Pracht des Sarges entſprachen die Anzahl und die reiche Ausſtattung der Fahnen, Sonnenſchirme und vergoldeten oder lackirten Lanzen welche Männer die paarweiſe zu beiden Seiten einhergingen dem Leichnam vorantrugen. Die Sonnenſchirme wie ich ſie in Ermanglung eines bezeichnenderen Wortes nenne ſind eigentlich kurze an den Stangen herabhängende Schläuche von Seidenſtoff, karmoſin oder blau, mit goldgeſtickten Inſchriften, phantaſtiſchen Ornamenten, Drachen oder ſonſtigen Ungeheuern. In gemeſſener Entfernung ſchritten Burſche einher in dem Anzuge unſeres mittelalterlichen Narren: das Wams, die enge anliegenden Hoſen und die ganz entſchiedene Narrenmütze ſind ſcharlachroth. Sie ſchlugen auf dem Gong und regelten die Bewegungen des Zuges. Mehrere Muſikbanden ſpielten auf, das heißt erfüllten die Luft mit mißtönigem Getöſe.

Zu dieſem großen Gepränge bildete die Gleichgültigkeit der Vorübergehenden einen auffallenden Gegenſatz. Nicht Einer blieb ſtehen. Höchſtens daß man einen verdrießlichen Blick auf den Zug warf; verdrießlich, weil Geſchäftsleute nicht gerne in den Straßen aufgehalten werden. Auch iſt man gegen dergleichen ſich täglich wiederholende Schauſpiele abgeſtumpft. Sie intereſſiren nur die Leidtragenden, und vor Allem den Verblichenen.

Trotz dieſen und anderen Schwierigkeiten und Hinderniſſen ſchlendere ich gerne durch Peking; denn Alles geſchieht hier in anderer Weiſe als bei uns.

Wir befinden uns in einer Gaſſe die zur „verbotenen Stadt“ führt. Das weit offenſtehende Thor geſtattet mir einen

Blick in die geheiligten Orte zu werfen. Sie schienen mir dem profanen Peking zum Verwechseln ähnlich.

Da hören wir Lärm hinter uns. Ein Volkshaufe hat sich um einen zerlumpten fast nackten Burschen und um ein Weib versammelt, welches wuthschnaubend ihn mit Schimpfworten überhäuft. Der Mann hat sie bestohlen, noch hält er das Corpus Delicti in der Hand. Eine groteske, scheußliche Scene! Hoffmann oder Jacob Bibliophile, der Verfasser des Todtentanzes, könnten dergleichen beschreiben. Mit Einem Male wird es stille. Ein Greis tritt auf: seine Erscheinung ist anmuthig und würdevoll, sein Antlitz athmet Sanftmuth; mit wohlwollenden Blicken betrachtet er den Angeklagten, richtet einige Fragen an ihn, berührt seine Schulter und entfernt sich. Ehrfurchtsvoll weicht die Menge zurück. Ihm folgt, in der Entfernung von etwa zweihundert Schritten, der Missethäter mit geneigtem Haupte, mit über die Brust gekreuzten Armen. Der Greis war ein Polizeibeamter; der unglückliche Dieb, dem noch andere Sünden am Gewissen lasten mögen, ist verhaftet; er geht den Weg des Gefängnisses; er weiß was seiner harrt: das Bambusrohr, die Tortur, Hunger, Krankheit, Tod.

Wir haben die Ringmauern erstiegen und stehen über dem großen Mittelthore Chien-men, welches von der chinesischen in die Tartarenstadt führt. Wir blicken nach Norden. Zu unseren Füßen die Lehmhütten welche Leute aus Korea bewohnen; weiterhin ein scheinbarer Wald, ein Meer von bestaubten Baumwipfeln. Ueber dieser beweglichen graugrünen Masse, zu unserer Rechten, der Thurm der russischen Kirche; vor uns die gelben Dächer des kaiserlichen Palastes, eigentlich einer, ein Viereck bildenden Häusergruppe inmitten eines Gartens Darüber

ragt der „künſtliche Berg“ empor, der höchſte Punkt von Peking. Das Hauptthor der kaiſerlichen oder verbotenen Stadt iſt höchſt unanſehnlich, und entſpricht inſofern den Ideen des Landes. Der Chineſe verſteckt ſeinen Beſitz; der Reiche will arm ſcheinen. Jenſeits der kaiſerlichen Stadt, augenſcheinlich in ſehr großer Entfernung, zeigen ſich die abgeſtumpften oder vielmehr abſichtlich unvollendeten Thürme der ſogenannten „franzöſiſchen“ Kirche; in größerer Nähe zu unſerer Linken, gleichfalls über Baumwipfeln, die portugieſiſche Kathedrale. Unter uns, zu beiden Seiten des Thores deſſen Oberbau unſere Warte bildet, entwickeln ſich die impoſanten Steinmaſſen der zurückgeneigten Mauern welche die beiden Städte trennen. Der äußere, mit breiten Zinnen gekrönte, Ringwall ſtützt ſich auf ſtarke Strebepfeiler. Die Zeichnung beſteht nur aus zwei ſich unabläſſig wiederholenden Elementen; aber die optiſche Wirkung, die Stufenleiter der Farbentöne bringen Abwechſelung in das Bild und geſtatten einen Schluß auf die ungeheuren Dimenſionen. Unter den Mauern und dem Stadtgraben entlang ziehen Kamele in endloſen Reihen.

Gegen Süden ändert ſich das Schauſpiel. Alles hat da mehr Leben. Eine prachtvolle, breite Marmorbrücke führt nach der chineſiſchen Stadt, und in eine unabſehbare Arterie, jetzt angefüllt mit Fußgängern, Laſtthieren und Karren. Es iſt das induſtrielle Viertel. Am Horizont, gerade vor uns, ſteigt über einem Vorhange von Bäumen der dreifach bedachte „Tempel des Himmels“ in die Luft; in Südweſt der ſchlanke, vielſtöckige Thurm einer Pagode. Jenſeits dehnt ſich die ſandige Ebene aus. Die Nord- und Oſtwinde brauſen über ſie hin, prallen an die Stadtmauer, begraben ſie zuweilen bis auf halbe Höhe in die herangeblaſenen Sandwogen. Angehäuft am Fuße der Ringmauer, drohen die beweglichen Dünen die Baſtionen zu er-

ſticken, aber der nächſte Sturm zerſtäubt und treibt ſie wieder hinaus in das offene Land. Es gibt nichts Traurigeres als die Umgegend von Peking: eine unabſehbare Steppe. Am Horizont fließen Land und Luft in einander. In den oberen Regionen iſt die Atmoſphäre reiner. Daher gewahrt man zuweilen die Gipfel, nur ſelten den Fuß und die Abhänge des Mongoliſchen Gebirges.

Peking iſt das Lager von Barbaren auf der Beiwacht. In der Mitte ſteht das Zelt ihres Häuptlings; zugleich dient es denen die das Feld bebauen als Zufluchtsort. Der Nomade der den Bauern ſchützt! Wahrhaftig, das iſt Aſien! Ich begreife jetzt die Verehrung welche die Völkerſchaften dieſes Kontinents, vom Ural bis nach Kaſhgar, von Kiachta zum Hindukuſh, für Shuntian (Peking) bewahrt haben, in ihrer Phantaſie die Stadt der Städte, das irdiſche Paradies, der Mittelpunkt der Welt. Für mich iſt es das Urbild der alten bibliſchen Großſtädte, ein Babylon, ein Niniveh: ungeheuerlich, roh, heroiſch.

Auf die einſamen Wanderungen folgen Reitpartien in zahlreicher, jugendlicher Geſellſchaft. Wir ſind alle gut beritten. Dieſe mongoliſchen Ponies gehen ein wenig ſcharf in die Hand, ſind feurig, lieben auch ſich zu bäumen und durchzugehen wie man dies Kindern der Steppe nicht verargen kann, die ſtolz ſind auf das edle Blut das in ihren Adern fließt.

Die Reiterſchaar hat die chineſiſche Stadt in ihrer ganzen Breite durchzogen und erreicht nun einen großen unregelmäßigen Platz; gegenüber liegt der Tien-tan, der Tempel des Himmels den der Kaiſer alljährlich beſucht und der die übrige Zeit verlaſſen und verſchloſſen iſt, verſchloſſen beſonders den Fremden ſeit einige amerikaniſche Reiſende ſich beikommen ließen mit

Frauen und Kindern auf dem Altar des „Jahresopfers" ein Piknik zu organiſiren. Nun gibt es aber glücklicher Weiſe Mittel ſich mit dem Himmel abzufinden, beſonders mit den Wächtern des Tempels der ſeinen Namen trägt. Doch erfordert dies ein Zuſammenwirken von Liſt, Gewalt und Geld. Das Thor, ein glücklicher Zufall, ſteht offen. Dem Rathe eines der Herren die uns führen Folge leiſtend thun wir dergleichen als wollten wir an dem Tempel vorüber reiten. Unſer Freund aber ſprengt an die Wächter heran die ihn unter großem Geſchrei aufzuhalten ſuchen, durchbricht das Häuflein und dringt glücklich in den Vorhof. Wir folgen dem Beiſpiel mit gleich günſtigem Erfolge.

Herr L . . . gewahrt mit ſeinen Luxaugen eine andere offenſtehende Pforte. Wir geben die Sporen und befinden uns einige Augenblicke ſpäter in der zweiten inneren Einfriedung. Hier umringt uns eine Schaar von Knechten die den Wächterdienſt verrichten. Die Kerle ſehen nicht ſehr reputirlich aus und empfangen uns mit wildem Gejohle. Ihre Livreen ſind abgenutzt und laſſen auch im Punkte der Reinlichkeit zu wünſchen übrig. Nun werden die Verhandlungen eröffnet; eine gute Gelegenheit für die Herren Dollmetſche ihre Sprachkenntniſſe und diplomatiſche Begabung zu bewähren. Alsbald ſtimmen die Chineſen den Ton herab. Dann laſſen ſie, als ein Zeichen des Reſpektes, ihren Zopf auf die Schulter herabfallen (Leute aus dem Volke tragen ihn während der Arbeit um den Kopf gewickelt). Noch ein kurzer Ideenaustauſch, und die zornigen Mienen machen freundlichem Grinſen und Ehrfurchtsbezeigungen Platz. Kurz, man verſteht ſich. Es handelt ſich darum annäherungsweiſe die Anzahl Bambusſtreiche zu berechnen welche die Wächter erhalten werden weil ſie Fremde Teufel zuließen, und hienach das ihnen zu entrichtende Schmerzensgeld

zu bemeſſen. Nachdem dies zur beiderſeitigen Zufriedenheit geſchehen, läßt man uns ein. Nur werden wir gebeten nichts zu zerſtören und fortzutragen, denn ſonſt gäbe es nicht nur Bambusſtreiche, ſondern auch abgeſchnittene Hälſe, und „Ihr begreift", ſagte man uns mit kläglicher Miene, „das ginge über den Spaß."

Der Tempel des Himmels, mit ſeinem Park und den von Mauern und Gräbern umſchloſſenen Höfen mißt zwei Meilen im Umfang. Der Hain, ein wirklicher Wald von Cedern und anderem Nadelholz, ſieht ganz verwildert aus.

Das vorzüglichſte Gebäude iſt das Heiligthum der Jahresopfer, erbaut um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auf einer kreisrunden Terraſſe erhebt ſich, von drei concentriſchen Marmorgeländern umgeben, der gleichfalls kreisrunde, eigentlich polygone Tempel. Ein phantaſtiſch geſchnitztes mit blauem Glasemail geſchmücktes Holzgitter vertritt die Wände. Die drei übereinander geſtellten Dächer, in Geſtalt ebenſo vieler Sonnenſchirme, ſind mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein ſeltſamer Bau: zugleich elegant und fratzenhaft, künſtlich und roh, das Auge verletzend durch die bizarren Kreuzungen der Linien, und es wieder beruhigend durch den ſanften Einklang der Farben. Wie ſchön verſchmelzen da das Weiß der Marmorbaluſtraden, das Schwarzbraun der durchbrochenen Holzwände, das Dunkelblau des Glasemails und der Ziegel! Aus einer gewiſſen Entfernung betrachtet, erzeugen die fliehenden Kurven der Baluſtraden in ihrem Zuſammenſtoße mit den ſich ihnen ſcheinbar nähernden Kurven der drei Sonnenſchirme, eine eigenthümliche, unbeſchreibliche Wirkung. Man iſt geneigt die Erfindungsgabe, die Phantaſie des Architekten zu bewundern. Aber nicht ihm gebührt das Verdienſt dieſer ſeltſamen Effekte. Die gro-

ßen Dimenſionen des Gebäudes und die Geſetze der Optik haben ſie hervorgebracht. Die chineſiſche Einbildungskraft hat nichts dazu gethan.

Das Innere iſt den Sterblichen unzugänglich; nur der Kaiſer, die Prinzen von Geblüt und ſein Gefolge dürfen es betreten. Auch uns halten rieſige Schlöſſer auf der Schwelle des Heiligthums feſt. Glücklicher Weiſe haben die Wächter nicht der Mühe werth gefunden uns zu begleiten. Sicher der Stockſtreiche die ihrer harren, und ſicher auch unſerer Tael, von denen ſie bereits eine gewiſſe Anzahl als Darangabe eingeſteckt, geſtatten ſie uns im Tempel des Himmels nach Belieben zu ſchalten. Wir unterſuchen alſo die Schlöſſer, und eines hat die Gefälligkeit ſich zu öffnen. Indem ich dies niederſchreibe fühle ich die Schamröthe auf meinen Wangen und ich zweifle nicht daß meine Gefährten dies Gefühl theilen. Nun iſt die That aber geſchehen, und wir treten in das Innere. Vier Holzſäulen, mit Schnitzwerk und Malerei reichlich ausgeſtattet, oben verbunden durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken, tragen eine mit Pilaſtern geſchmückte Gallerie auf welcher eine Kuppel ruht. Dieſe iſt, ſo weit ich bei dem ſchwachen Lichte ausnehmen konnte, ſehr gedrückt und wie die Säulen und Pilaſter mit Lack und Schnitzwerk bedeckt. Es iſt die einzige Kuppel die ich in China ſah. Erſt hier, mit Hilfe des Gegenſatzes zwiſchen dem Dunkel im Innern und der äußeren Tageshelle, vermochten wir die Schönheit und Abwechſelung des Gitterwerkes zu bewundern welches, wie oben geſagt, die Mauern des Tempels erſetzt und, von hier geſehen, einem Spinnengewebe gleicht. Kein Götzenbild, nichts was daran erinnerte daß dieſer Ort dem Gebete gewidmet ſei. Es iſt ein prachtvoller Kiosk, würdig der Zuſammenkunft zwiſchen dem Gebieter des Himmels und dem Gebieter der Welt.

In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt ſich der offene Altar auf welchem die Jahresopfer dargebracht werden: eine kreisrunde Platform von weißem Marmor, dreißig Fuß hoch und aus drei Terraſſen zuſammengeſetzt welche im Diameter hundertzwanzig, neunzig und ſechszig Fuß meſſen. Hier wie in allen andern Gebäuden dieſes Tempels herrſcht die Dreizahl. Die Abſätze der Treppe beſtehen aus drei, neun, zwölf Staffeln, immer ein Ergebniß der Multiplikation mit drei. Ebenſo verhält es ſich mit allen andern Elementen dieſer Gebäude, als da ſind die Steinplatten des Pflaſters, die Geländer der Gallerien und ſo fort. Im Tempel der Erde, der außerhalb der nördlichen Stadtmauer liegt, bildet zwei die Grundzahl. Gottesgelehrſamkeit und Geometrie wirken hier zuſammen; aber den myſtiſchen Sinn konnte mir Niemand erklären.

In den Küchen ſahen wir die großen Keſſel in welchen das Fleiſch der Opferthiere gekocht wird. Ein langer geräumiger Korridor verbindet ſie mit der Tempelhalle. An einer andern Stelle des Hains befinden ſich die Gebäude in welchen der Kaiſer, die Prinzen von Geblüt und die Hofwürdenträger abſteigen. Alle dieſe Baulichkeiten ſind, die dicken Staubſchichten abgerechnet, in gutem Zuſtande. Man erklärt die Vernachläſſigung durch die Minderjährigkeit des Kaiſers der die Heiligthümer außerhalb des Palaſtes noch nicht beſucht hat.

Ich habe die berühmteſten Tempel beſichtigt; überall fand ich dieſelbe Verwahrloſung und nirgend Betende. Die Amtsſitze der hohen Mandarine befinden ſich in ähnlichem Zuſtande, weil die Nutznießer ihre Yamen auf eigene Koſten unterhalten müſſen und daſſelbe Amt nie länger als drei Jahre verwalten. Aber wie erklären ſich die elende Bekleidung ihrer Schreiber und Dienerſchaft, der jämmerliche Zuſtand der Heerſtraßen, der Gaſ-

ſen von Peking, der Kanäle und Brücken die, im vorigen Jahrhundert aus Marmorblöcken erbaut, faſt gänzlich verfallen ſind? Wie das allgemeine Bild der Verkommenheit das uns auf jedem Schritte entgegentritt? Welch ſonderbarer Gegenſatz mit den moraliſchen Eigenſchaften, mit der geiſtigen Begabung des chineſiſchen Volkes, dieſer kräftigen, thätigen, aufgeweckten Nation welche Amerika, Auſtralien, Oceanien überfluthet und überall, allerdings nur bis zu einer gewiſſen Grenze und auf dem materiellen Gebiete, den Wettkampf mit den entwickeltſten Völkern Europa's ſiegreich beſteht!

Dieſe Frage richtete ich an Männer welche durch ihre Stellung, durch ihre Erfahrung, die Frucht eines langjährigen Aufenthaltes in China, durch ihre Kenntniß der Sprache, der Menſchen und der Dinge dieſes Landes vorzugsweiſe befähigt ſchienen mich zu belehren. Hr. Williams, amerikaniſcher Miſſionär und Verfaſſer eines höchſt ſchätzbaren Buches*), der ſeit vierunddreißig Jahren in China lebt; der ruſſiſche Geſandte, Hr. General Vlangali; Hr. Wade, während mehrerer Jahre Geſandtſchafts-Dollmetſch, heute engliſcher Geſandter; ſein erſter Sekretär, Hr. Brown; Hr. Low, Miniſter der Vereinigten Staaten; der deutſche Geologe Baron Richthoven, der mehrere Theile China's beſucht hat und den ich nach dem fernen Szechuen abreiſen ſah; Monſeigneur de la Place, apoſtoliſcher Vikar in Peking; Hr. Favier von derſelben Miſſion; der ruſſiſche Geſandtſchaftsdollmetſch Hr. Lenzi; der deutſche Geſchäftsträger Hr. Annecke und ſein Dollmetſch, Hr. Bismark, alle dieſe Herren hatten die Güte, und ich kann ihnen hiefür nicht genug danken, meine vielen Fragen zu beantworten, meine Zweifel zu löſen, meine Irrthümer zu berichtigen. Unvergeßlich werden mir

*) The middle Kingdom.

dieſe Unterredungen ſein; ſie füllten die frühen Morgenſtunden und halfen die ſchon langen Herbſtabende verkürzen, welche ich immer unter dem gaſtfreien Dache des Generals Vlangali oder in den Salons der anderen Geſandtſchaften zubrachte.

„Dieſer Verfall, fragte ich, iſt er blos ſcheinbar oder wirklich? Erlöſcht die Nation, oder nur die Dynaſtie?“

„Hierüber“, war die Antwort, „ließe ſich Vieles ſagen. China iſt das Land der Widerſprüche. Die konſervative Richtung waltet hier vor. Die Anſichten, die Sitten, ſelbſt die Tracht, letztere mit ſehr geringen Abänderungen, blieben wie ſie waren vor tauſend, vor zweitauſend Jahren. Und dennoch wird nirgend unſolider gebaut. Mit Ausnahme einer Pagode in . . . (der Name iſt mir entfallen) in der Provinz Kiangſi, deren Errichtung in das zehnte Jahrhundert zurückreicht, gibt es im ganzen Reich nicht Ein Gebäude das mehr als zweihundert, höchſtens zweihundertfünfzig Jahre zählte.

„Der Chineſe iſt vor Allem patriarchaliſch geſinnt, und dennoch, außer den acht oder neun fürſtlichen Familien, gibt es keinen Erbadel. Im Gegentheile vermindert ſich der vom Kaiſer verliehene Adel mit jeder Generation um einen Grad. Der Sohn eines Marquis, das heißt eines Adeligen, der den unſeren Marquis entſprechenden Rang beſitzt, wird Graf; der Sohn des letzteren Baron und der Sohn des Barons trägt keinen Titel mehr. Die Fürſten von Geblüt machen die einzige Ausnahme und genießen große Ehrenvorrechte. Selbſt die Miniſter ſtehen hinter ihnen im Range zurück. Doch üben erſtere auf die Staatsgeſchäfte keinen Einfluß.

„Ein jeder kann zu den höchſten Aemtern gelangen, der Sohn eines Kuli ſo gut wie der Sohn eines Fürſten, vorausgeſetzt daß er die vorgeſchriebenen Prüfungen beſtanden hat, daß er Baccalaureus wurde in ſeinem Diſtrikt, Licentiat in der

Hauptstadt seiner Provinz, endlich Doktor bei den großen Rigorosen in Peking. Jeder Doktor kann die obersten Staffeln der hierarchischen Stufenleiter erklimmen. Als Literat ist er Glied eines Körpers, besser gesagt einer Menge, welche eine wahre Macht im Staate bildet; aber um persönlich einen Antheil an der Regierungsgewalt zu erlangen, muß er in den Staatsdienst treten, der sich ihm erschließt nach Maßgabe des von ihm errungenen akademischen Grades. Man sollte also meinen, und in der That ist es so, daß China ein wesentlich bureaukratischer Staat sei. Und dennoch gibt es kein Land unter den Sternen, welches weniger Beamte besäße. In diesem ungeheuren Reiche zählt man nicht über zwölftausend Mandarine.*) Dies Wort in dem gewöhnlichen Sinne genommen, nämlich als gleichbedeutend mit besoldetem Staatsdiener. Denn, abermals ein Widerspruch, in keinem Lande der Welt hat sich das Princip der Selbstverwaltung, das selfgovernment, die Autonomie der Gemeinde, in höherem Grade entwickelt.

„In welcher Beziehung steht der Souverain zu seinem Volke? Der Chinese ist der gehorsame Unterthan des Kaisers, der Kaiser der Vertreter Gottes oder des Schicksals. Man ist ihm also blinden und unbeschränkten Gehorsam schuldig. Er ist Kaiser weil Gott es so wollte. Ist er ein schlechter Regent, so steht es übel mit China, aber dies ändert nicht die Pflicht eines jeden seinen Befehlen, auch den verderblichsten und ungerechtesten, zu gehorchen. Von allen Verbrechen ist die Rebellion das größte. Gelingt aber die Auflehnung gegen den Kaiser, so geschah dies weil Gott es so wollte. Wenn, in Folge eines

*) Bekanntlich ernannten die portugiesischen Schifffahrer des sechszehnten Jahrhunderts die großen und kleinen Beamten China's „Mandarin." Mandar heißt auf portugiesisch befehlen. Den Chinesen selbst ist das Wort Mandarin vollkommen unbekannt.

ſiegreichen Aufſtandes, ein Uſurpator ſich des Thrones bemächtigt, ſo tritt er ſofort in den Genuß aller, ihrer Natur nach unbeſchränkten, Rechte und Privilegien des von ihm geſtürzten Hauptes der Dynaſtie. Der Erfolg verleiht die Rechtmäßigkeit, denn er iſt ja nichts Anderes als eine Offenbarung des göttlichen Willens. Alſo die erſte Pflicht des Staatsbürgers iſt unverbrüchliche Treue für den Souverän, verbunden mit der Pflicht jedwede thatſächlich vollzogene Aenderung ſofort und unbedingt anzuerkennen. Von allen Widerſprüchen gewiß der größte.

„Dies vorausgeſchickt, gehe ich auf Ihre Frage über. Das chineſiſche Volk, eben weil es von der kaiſerlichen Macht eine ſo hohe Meinung hegt, erwartet, wenn nicht Alles, doch ſehr viel vom Kaiſer. Die Fürſorge für die öffentliche Ruhe, die Ausübung der Geſetze, die Erhaltung der Staatsgebäude, der Brücken, Straßen und Kanäle, der Feſtungen und Häfen iſt Sache des Kaiſers und nicht des Volkes. Nun iſt aber der Kaiſer minderjährig; ſein Vater war ein beſchränkter, lockerer Herr der ſich wenig mit den Geſchäften befaßte; ſein Großvater galt für einen Schwachkopf. Dazu kommt daß die kaiſerliche Würde in China keine Sinecura iſt. Wenn der Kaiſer nicht handelnd eingreift, wenn er ſeine Pflichten nicht erfüllt, ſo leidet die Nation. Peking iſt hievon ein ſprechendes Beiſpiel. Seine Straßen haben ſich in Abzugsgräben verwandelt, ſeine Goſſen ſind der Marmorplatten beraubt welche ſie einſt bedeckten und deren Trümmer die Gaſſen jetzt unwegſam machen; die Tempel entweihen Staub und Unrath, ein Aergerniß für die Gläubigen wenn es Gläubige gäbe die ſie beſuchten; die öffentlichen Gebäude und, außerhalb der Stadt, die Kanäle, dieſe großen Adern des Landes, verfallen; die Heerſtraßen werden, je nach der Jahreszeit, zu vertrockneten Gießbächen, oder ſtrömenden Flüſſen

oder zu undurchwadbaren Sumpflachen! Dies ist die Schuld der zwei letzten Regierungen. Unter dem Scepter eines energischen, eines thätigen und verständigen Regenten verschwänden, binnen Kurzem, die Spuren der schlechten Regierung seiner Vorgänger und, mit ihnen, jene Anzeichen des Verfalles über welche sich die Fremden so sehr und die Eingebornen so wenig wundern."

Heute Nachmittag im Tempel des Konfucius, Wên-Miao und in der Großen Lamaserie, Yung-ho-kung genannt. Beide befinden sich im Nord-Ost-Ende der Tartarenstadt. Von der Akademie und dem Tempel des großen Philosophen sind nur ein paar Schritte zum Heiligthume des großen Gottes. Aber, in geistiger Beziehung, trennt sie eine unermeßliche Entfernung. Man behauptet daß der Buddhismus von allen Religionen die verbreitetste ist. Möglich; ich möchte aber meinen daß es mehr Anhänger des Konfucius, mehr Rationalisten auf der Welt gibt als Buddhisten. Hier stehen sie sich gegenüber.

Wir besuchen zuerst den Philosophen. Der Vorhof ist mit Cypressen bepflanzt deren Zweige in der bekannten Weise gezwungen wurden sich horizontal auszubreiten. Die Inschriften auf den sonderbaren glockenförmigen Steinblöcken die man uns zeigt harren noch der Entzifferung; begreiflich, wenn es wahr ist daß sie Konfucius eigenhändig auf den Stein schrieb. Die Tempelhalle ist prachtvoll, aber diese Pracht hat etwas Schales. Keine Götzenbilder aber viele Inschriften; die Namen des Philosophen und seiner Jünger; Alles mit altersgrauen Staubschichten bedeckt. Hier verrichtet der Kaiser sein Gebet einmal im Jahre.

Die Akademie des Konfucius befindet sich unmittelbar neben dem Tempel und bildet, wenn ich nicht irre, einen Bestandtheil

desſelben. Hier, in einem kleinen Hof, ſind ſämmtliche Werke des Weiſen ſo wie andere klaſſiſche Werke, in ſchwarze Marmorplatten gegraben, zum Gebrauche der Literaten ausgeſtellt. Alle dieſe Gebäude haben einen akademiſchen und zugleich höfiſchen Anſtrich; im Ganzen entſpricht dies äußerliche Gepräge dem inneren Weſen des Religionsſtifters, beſſer geſagt des pedantiſchen Profeſſors, des eleganten gelehrten Höflings, des unermüdlichen Miniſterkandidaten und Stellenjägers, genannt Konfucius, und dem hohen Range der Beſchützer ſeiner Manen, der Kaiſer, der gnädigen Gründer, Wiederherſteller und Neuerbauer dieſer Tempel welche eigentlich nicht Tempel genannt werden ſollten weil ſie mit der Religion wenig oder nichts gemein haben. Kien-lung, deſſen Regierung beinahe zwei Dritteile des vorigen Jahrhunderts umfaßt*), hat den hübſchen Saal erbaut in welchem der Kaiſer, alle zehn Jahre einmal, auf dem reich geſchnitzten und vergoldeten Throne ſitzend, ſich einige Bruchſtücke der Klaſſiker vorleſen läßt.

Wir ſind in der Großen Lamaſerie Yung-ho-kung angekommen. Die Bonzen, ſämmtlich Mongolen, halten in einer Halle ihren Gottesdienſt. Einer von ihnen, der für Aufrechthaltung der Ordnung zu ſorgen hat, überhäuft uns mit Schimpfworten weil ich in einer Anwandlung von Zerſtreutheit mit brennender Cigarre eingetreten war. Als Strafe verlangt der Bonze meine Ausweiſung. Aber Herr Lenzi, mein liebenswürdiger Begleiter und Cicerone, beſchwichtigt den Cerberus, und der einen Augenblick unterbrochene Gottesdienſt nimmt ſeinen Fortgang. Prieſter, Novizen, Akolythen, alle mit gelben Leibröcken und gelben Mänteln bekleidet, alle mit vollkommen raſirtem Schädel, kauern auf niedern Bänken und ſingen im

*) Von 1736 bis 1796.

Chor. Was ihre Geſichter anbelangt, ſo ſah ich niemals dümmere und geiſtreichere. Abgemagerte Geſtalten, durch Faſten erſchöpfte Naturen, einige mit Zügen welche die Asceſe veredelt hatte, andere die wie verthiert vor ſich hinſtarrten. Daneben Jünglinge voll Geſundheit und Leben und kleine Knaben mit ſpitzbübiſchen Augen die wie brennende Kohlen funkelten. Im Chorgeſang herrſchen die näſelnden Töne vor, aber zwei oder drei Baßſtimmen würden in Wien und Paris an der großen Oper ihr Glück machen. Die Scene welche wir vor Augen hatten erinnerte mich lebhaft an die großen Ceremonien der katholiſchen Kirche. Unweit der Halle befindet ſich das Heiligthum Buddha's, ein dunkler enger aber ſehr hoher Raum den die koloſſale Statue des Gottes ausfüllt. Um ſie im Einzelnen zu beſehen, beſonders um die breiten Schultern und die langen Arme der Gottheit in der Nähe zu bewundern, muß man auf einer Seitentreppe mehrere Stockwerke emporſteigen.

Neben dem Tempel hat Kaiſer Yung-mên für ſeine dreizehn Söhne ein mehr klöſterliches als fürſtliches Wohnhaus erbaut. Die Zimmer ſind klein. Ein Korridor läuft ihnen entlang; die Thüren vollkommen kreisrund; die Details der Ornamentirung phantaſtiſch und zuweilen ſehr elegant und anmuthig. Das Haus lehnt ſich an die nördliche Stadtmauer. Durch ein Fenſter blickend, weide ich mich, mit immer neuem Vergnügen, an dem Anblicke des düſtern, großartigen Gemäldes.

Aber das Hauptintereſſe dieſer nachmittägigen Wanderung bildet der merkwürdige Gegenſatz zwiſchen den Tempeln der Vernunft und den Tempeln des Glaubens, zwiſchen der Sophiſterei und der Asceſis, der Spekulation und der blinden Ueberzeugung, zwiſchen Konfucius und Buddha. Eine Wesley'ſche Kapelle, die außer ihren vier nackten Wänden nichts aufzuweiſen hat als

das Pult des Predigers, und Sankt Peter während der Pontifikalmesse bilden keinen größeren Kontrast.

Konfucius war Moralist. Er lehrte Maximen, er ertheilte Rathschläge deren Weisheit gerühmt wird; aber die Diskussion über eine künftige Welt lehnte er ab; er suchte die Quelle für Gut und Uebel in der Vernunft und dem Willen des Einzelnen.

Man behauptet allgemein, die Chinesen kämen als Skeptiker auf die Welt. Ist dies auch erwiesen? Eine Thatsache die Niemand in Abrede stellt bewiese eher das Gegentheil; alle Literaten sind Skeptiker; alle Leute aus dem Volke sind gläubig. Die Literaten wachsen auf mit den Schriften des Konfucius. Könnte man nicht hieraus schließen daß, im Gegensatze zu jener Behauptung, die philosophischen Lehrsätze im Laufe der Jahrhunderte die Geister umgebildet und in sie die Keime der Zweifelsucht gelegt haben, welche so bequem ist während des Lebens, so ohnmächtig und trostarm im Augenblicke wo wir es verlassen? Ich las in einem Buche dessen Verfasser ein protestantischer Missionär ist, der Titel entfiel mir, daß die Literaten, obgleich ausnahmslos mehr oder minder Atheisten, wenn der Tod herannaht, zum Buddhaglauben zurückzukehren pflegen. Katholische Missionäre bestätigten mir die Angabe.

Aber wenn die Literaten das Dasein Gottes leugnen, so glauben sie mit um so größerer Inbrunst die einfältigsten Wunder, die albernsten Mährchen; gerade wie unsere Freigeister an sprechende Tische glauben. So bildet gegenwärtig im nördlichen China die Auffindung einer kleinen Schlange welche ein Bauer nach Tien-tsin brachte, wo sie in einem Tempel ausgesetzt wird, das große Ereigniß des Tages. Diese Schlange ist eigentlich ein Drache, und dieser Drache ein Gott. Nicht nur die ganze Bevölkerung, auch der Generalgouverneur der Provinz, der Taotai, die Municipalbeamten der Stadt, alle diese

Herren begaben ſich in großer Gala nach der Pagode zur Anbetung der kleinen Beſtie. Ich ſtellte an Jemanden deſſen Meinung in ſolchen Dingen von Gewicht iſt die Frage: „Betrachten der Gouverneur und die anderen hohen Perſönlichkeiten die Adoration der Schlange als gebothen durch Rückſichten der Staatsweisheit, als ein dem Volksaberglauben ſchuldiges Zugeſtändniß, oder theilen ſie letzteren?“ — „Ohne allen Zweifel“, war die Antwort, „glaubt der Vice-König, genau wie der letzte Kuli, an die Göttlichkeit der Schlange“, und als Beweis erzählte er mir mehrere Vorgänge, die in neueſter Zeit ſich vor ſeinen Augen zutrugen. So war, ganz kürzlich, einer der Legationsſekretäre erkrankt; man entdeckte daß ſein Haus auf Sumpfboden ſtand, und der Geſandte beeilte ſich dort die nöthigen Arbeiten ausführen zu laſſen. Eines Tages ſprach er hievon mit einem ihm perſönlich befreundeten Mandarin hohen Ranges, einem gelehrten, ſehr verſtändigen und ſeinen Standesgenoſſen weit überlegenen Manne. „Die Urſache der Erkrankung“, erwiderte dieſer, „iſt nicht das ungeſunde Haus. Die Urſache iſt der Fon-ſhue, wörtlich überſetzt der Wind und das Waſſer, das heißt Verhexung, die böſen Geiſter. Warum haben Sie ſo nahe bei der Wohnung Ihres Sekretärs jene Eſſe bauen laſſen? Aus ihr ſteigen die böſen Geiſter empor. Iſt das nicht ſonnenklar? Warum alſo eine andere Erklärung ſuchen?“

„Wenn“, fuhr mein Gewährsmann fort, „die portugieſiſche Kathedrale während der zwei letzten Chriſtenverfolgungen nicht zerſtört wurde, wenn ſie noch heute beſteht, ſo verdankt ſie dies, ohne allen Zweifel, der Abneigung der Chineſen gegen Abtragung großer Gebäude. Sie glauben daß böſe Geiſter dadurch aus ihren Wohnſitzen vertrieben werden und ſodann die Nachbarſchaft heimſuchen. Andererſeits bezweifle ich nicht daß die Literaten

in Tien-tſin die, von ihnen ſelbſt getheilte, Furcht des Publikums vor hohen Thürmen, welche die böſen Geiſter anziehen, mit Erfolg ausbeuteten um das Volk gegen die Miſſionäre und Kloſterfrauen aufzureizen. Der Glockenthurm der katholiſchen Kirche in jener Stadt ärgerte und beunruhigte die Einwohner. Man hätte ihn gänzlich zerſtört, aber der ſolide Steinbau widerſtand dem Brande, und die Ruhe wurde hergeſtellt bevor das Werk der Vernichtung vollendet war. Als hier in Peking die beiden Thürme der neuen franzöſiſchen Kirche während des Baues eine gewiſſe Höhe erreicht hatten, faßte die Regierung Beſorgniſſe. Sie ſchritt ein mit dem Verlangen daß der Weiterbau der beiden Thürme unterbliebe; weil, ſagte ſie, man von der Spitze derſelben in die Gärten und Höfe des kaiſerlichen Palaſtes blicken könnte. Dies war ein Vorwand; der wahre Grund waren die Geiſter. Monſeigneur de la Place, ein kluger Herr, fügte ſich den Wünſchen des Tſungli-Yamen."

Der Chineſe iſt abergläubiſch aber nicht fanatiſch. Man verſichert mir, ſowohl im Volke, wie unter den Literaten, ja ſelbſt im buddhiſtiſchen Klerus, ſei religiöſer Fanatismus unbekannt. Anders verhalte es ſich mit den Mongolen. Je mehr man ſich Thibet nähere, um ſo größeren Glaubenseifer finde man. In China ſtehe einem jeden frei „auf ſeine Façon" ſelig zu werden, und wenn hievon, leider, zu Ungunſten der Chriſten eine Ausnahme gemacht werde, ſo geſchehe dies aus politiſchen und nicht aus religiöſen Gründen.

Anhänger des Konfucius, Taoiſten, Buddhiſten leben friedlich nebeneinander; nie hört man von religiöſen Zwiſtigkeiten. Als Monſeigneur Mouly, der letzte apoſtoliſche Vikar in Peking, ſtarb*), beſtattete man ihn, aus Rückſicht für die

*) December 1868.

katholiſchen Eingeborenen, um ihre angeſtammten Begriffe von Schicklichkeit zu ſchonen, mit dem landesüblichen Gepränge. Sein Leichnam wurde in einem reich geſchmückten Sarge nach dem portugieſiſchen Kirchhofe getragen. Das Kreuz an der Spitze, folgte der katholiſche Klerus in Kirchengewändern; alle fremden Geſandten nahmen an dem Zuge Theil; dieſer bewegte ſich langſam durch die endloſen Hauptgaſſen die nach dem Thore Ping-tſu-men führen. Bekanntlich ſind die Gaſſen eigentlich hohe Dämme. Alle Wagen, denen man begegnete, darunter die an der grünen Farbe kenntliche Staatskaroſſe eines Prinzen von Geblüt, wichen nach den Tiefſeiten aus und überließen den Chriſten gutwillig den Hauptweg. Das Volk ſah mit Neugierde zu, verrieth aber keine feindſelige Stimmung.

Peking beſitzt einige ſehr wohl ausgeſtattete Kaufläden: Porzellan, Elfenbein- und Holzſchnitzwerk, Cloiſonnés und Jadearbeiten. Hier, wie überall, ſind ordinäre Waaren im Ueberfluß vorhanden, und wirkliche Kunſtwerke ſelten und übermäßig theuer. So wurden uns zwei hübſche Vaſen von altem Porzellan für achtzig Pfund Sterling angeboten. Gewiß ein übertriebener Preis, beſonders im Verhältniß zu dem in China ſehr hohen Werth des Geldes. Allerdings fehlen weder einheimiſche noch fremde Liebhaber. Zwar dürfen die Europäer in der Haupſtadt keinen Handel treiben, auch kommen nur äußerſt wenige Ausländer hieher und, außer den Gliedern der Geſandtſchaften und der religiöſen Miſſionen, gibt es keine fremden Reſidenten. Aber chineſiſche Händler kaufen bei einheimiſchen Familien auf was ſie finden und ſchicken dieſe Gegenſtände nach Tien-tſin oder Shanghai. Von dort gelangen letztere nach Europa, meiſt nach St. Petersburg und Moskau

wo die vornehme Welt an Cloiſonnés beſonderes Gefallen findet. Wirklich werthvolle Arbeiten trifft man ſelten in den Butiken. Am beſten kauft man nach Gelegenheit. Kleinhändler tragen mehr oder minder ſeltene Gegenſtände auf die Geſandtſchaften. Dort werden ſie drei oder viermal die Woche ausgeſtellt. Dieſe improviſirten Bazare bringen einige Abwechſelung in das einförmige und freudenloſe Daſein der Diplomaten. Aber es genügt nicht daß hübſche Kurioſitäten feil geboten werden; man muß ſich bei den Kauf verſtehen, das heißt ſelbſt den Preis beſtimmen und bei dem erſten Angebote beharren, mit anderen Worten, man muß Kenner ſein und zu warten wiſſen. Der Eigenthümer der Vaſen oder der Cloiſonné packt ſie ein, zieht ab, kommt nach einer Woche, nach einem Monat wieder, erſchöpft abermals fruchtlos ſeine Beredſamkeit, packt wieder zuſammen, geht wieder fort, aber, vielleicht nach einem Jahre, bringt er den Gegenſtand zurück und läßt ihn um den ihm urſprünglich gebotenen Preis. Einer der feinſten Kenner iſt General Vlangali. Mit ihm durch Peking wandern, in ſeiner Geſellſchaft die Kurioſitäten prüfen die faſt täglich nach dem Frühſtück in ſeinem Garten ausgeſtellt werden, iſt ein Vergnügen, ein Studium und eine Verſuchung.

Soll ich aber die Wahrheit ſagen, ſo muß ich geſtehen, daß ich wenig ſah was mich beſonders anzog oder wirklichen Kunſtwerth zu beſitzen ſchien. In den Erzeugniſſen der großen Epochen erregen die Schönheit des Kolorits und die Vollendung der Ausführung mit Recht unſere Bewunderung. Mir ſcheint übrigens daß die Chineſen weniger Geſchmack beſitzen als die Japaner, daß ihre Farben greller und weniger harmoniſch ſind, ihre Zeichnung weniger erfinderiſch und ohne allen humour der, meiner Anſicht nach, den japaniſchen Erzeugniſſen ihren vorzüglichſten Reiz verleiht. Der Jade, ein äußerſt

harter und ſchwer zu ſchneidender Stein, wird von den Eingeborenen über Alles geſchätzt. In gewiſſen Butiken findet man davon eine große Auswahl. Hochgeſtellte Männer tragen ſtets einen großen Ring von weißem oder grünem Jade am Daumen.

Europa iſt mit chineſiſchen Schnitzereien aus Elfenbein überſchwemmt. Hier, bei General Vlangali, ſah ich nur Ein ſolches Erzeugniß, ein wahres Juwel, das auf Kunſtwerth Anſpruch machen kann. Alles Uebrige iſt Fabrikarbeit. Im Ganzen ziehe ich das Holzſchnitzwerk vor.

Lackirte Waaren ſtehen meiner Anſicht nach weit unter den Vieux-Laques der Japaner. Dafür gebe ich, gegen die allgemeine Anſicht, dem chineſiſchen Porzellan den Vorzug; natürlich von den großen Meiſterſtücken erſten Ranges ſprechend. General Vlangali beſitzt eine nicht zahlreiche aber auserleſene Sammlung von Vaſen aus der Zeit der Mingdynaſtie und der Kaiſer des vorigen Jahrhunderts. Die älteſten, aus der Mingepoche, dürften dem Ende des ſechszehnten oder den Anfängen des ſiebenzehnten Jahrhunderts angehören. Sie unterſcheiden ſich von anderen durch die Farbenpracht; die aus dem vorigen Jahrhundert ſtammenden durch die freie, kühne Zeichnung. In ihnen iſt europäiſcher Einfluß unverkennbar. Woher kam er? Woher auch die ſonderbare Analogie mit dem bereits beſprochenen Barokismus der japaniſchen Skulpturen aus der Regierungszeit Taiko-Sama's und ſeiner erſten Nachfolger? So weit es ſich um China handelt, ſagt man mir, liegt die Erklärung am Tage. Die Jeſuiten, damals die Günſtlinge des Pekinger Hofes und in ſtetem Verkehr mit Europa, von wo ſie ihre Bücher, Karten, Zeichnungen und Anfangs ihre Inſtrumente bezogen, die Jeſuiten waren es welche den Geſchmack des italieniſchen Barokismus, allerdings nur in kleinem

Maße, und, in größerem, den Rococoſtyl Ludwigs XV. nach China verpflanzten. Die heute in Peking gefertigten Vaſen ſtehen an Reinheit der Linien und an Farbenſchmelz den älteren weit nach; aber man erzeugt noch ſehr ſchöne, und ich finde in ihnen keine jener vielen Spuren des Verfalles welche ſich in den japaniſchen Produkten dieſer Art, namentlich in den berühmten Vaſen von Nagaſaki, dem Beobachter aufdrängen. Dagegen beſtehen die Cloiſonnés den Vergleich mit denen des letzten Jahrhunderts in keiner Weiſe. Die Linien ſind weniger rein, häufig inkorrekt, und der Schmelz entbehrt die in den alten Cloiſonnés ſo hoch geſchätzten zarten Abſtufungen. Wir beſuchten die Werkſtätte eines Ceramiſten. Seine Werkzeuge ſchienen mir ſo urwüchſig wie ſeine Methode. In einem kleinen Höfchen liefen zwei Knaben um ein Feuer, mit ihren Fächern die nöthige Hitze unterhaltend. Daneben, in einer elenden Holzhütte, verrichteten zwei oder drei Geſellen, unter der Leitung des Meiſters, die übrige Arbeit und brachten ſehr hübſche Dinge zu Stande.

Ich geſtehe übrigens, Chinoiſerien laſſen mich kalt. Sie ſind künſtlich aber nicht künſtleriſch. Die wahre, die klaſſiſche Schönheit fehlt. Mit den ſteigenden Verkehrsmitteln zwiſchen Europa und dem fernſten Oſten muß ſich bei uns der Geſchmack an Gegenſtänden verlieren deren Hauptreiz doch eigentlich nur in der Schwierigkeit beſtand ſie ſich zu verſchaffen.

Herr Fritſche, ein junger ruſſiſcher Gelehrter, hier mit einer wiſſenſchaftlichen Sendung ſeiner Regierung anweſend, hat die Güte mich nach der Sternwarte der Jeſuiten zu begleiten. Sie liegt auf der öſtlichen Ringmauer der Tartarenſtadt zwiſchen den Thoren Tung-pien-men und Chi-ho-men. Wir

reiten durch ein volkreiches, aber armſeliges Viertel welches die Südoſtecke der Stadt einnimmt. Ueberall eine Fülle menſchlicher Weſen! Wie hoch mag ſich die Bevölkerung von Peking belaufen? In unſern Schulbüchern wurde ſie, wenigſtens in meiner Kindheit, offenbar übertrieben, auf drei Millionen veranſchlagt. Ich ſtellte die Frage an Herrn Williams deſſen Anſicht das größte Gewicht hat und an zwei in derlei Dingen wohlbewanderte Diplomaten. Alle drei geſtanden mir ihre Unwiſſenheit. Die amtlichen Regierungstabellen verdienen, ſagten ſie mir, nur ſehr bedingten Glauben. Man iſt alſo auf Vorausſetzungen und Muthmaßungen angewieſen. Herr Williams berechnet die Volkszahl auf eine Million, die beiden andern Herren auf acht und auf fünfhunderttauſend Seelen. Die Bevölkerung des chineſiſchen Reiches mit Inbegriff der Schutzſtaaten wurde von dem Prinz von Kung im Geſpräche mit Baron Gros auf fünfhundertfünfundzwanzig Millionen angegeben. Herr Wade meint ſie habe vor der Tae-ping-Rebellion vierhundert betragen, ſei ſeither bedeutend, jedoch nicht, wie von einigen Schriftſtellern behauptet wird, auf die Hälfte herabgeſunken.

Wir ſind am Ziele unſeres Spazierrittes angelangt: ein niederer viereckiger, an die Stadtmauer gelehnter Thurm. Im Hofe bewundern wir zwei Globuſe auf prachtvoll gemeißelten Geſtellen von Bronze. Ein anderer Globus welcher die Himmelskörper darſtellt und mehrere Quadranten ſtehen, gleichfalls unter freiem Himmel, auf der Platform des Thurmes. Alle dieſe Inſtrumente wurden nach den Zeichnungen und unter der Leitung der Patres von chineſiſchen Arbeitern ausgeführt; und ſind vollkommen erhalten. Mein Begleiter, der Aſtronom iſt, erklärt ſie, in wiſſenſchaftlicher Beziehung, für Meiſterſtücke; in künſtleriſcher ſind ſie es nicht minder.

Wir ſtehen auf der Stadtmauer. Wie ein gezacktes Band

rollt ſie ſich vor uns auf, bis Zinnen und Strebepfeiler in der Ferne in einander laufen. Zu unſern Füßen gewahren wir: hier, die Stadt, ein Labyrinth von Lehmhütten mit einem Meere von Baumwipfeln im Hintergrunde; dort, das traurige öde Flachland, in der Ferne unſichere Linien und tiefere Lufttöne, das Mongoliſche Grenzgebirge verhüllend und verrathend; über uns das tiefblaue Gewölbe! Allenthalben Schweigen; nur zuweilen dringen ſanfte Klänge wie aus himmliſchen Sphären zu uns hernieder. Es ſind Taubenſchwärme die, weißen Wölkchen ähnlich, hoch oben vorüberziehend ihre Aeolsharfen erklingen laſſen.*) In dieſem Bilde iſt Alles fremdartig, phantaſtiſch, barbariſch, nur nicht die Inſtrumente, beſtimmt den Himmel zu meſſen, verlaſſen auf Erden, aber verſchont von Menſchen wie von Elementen, ſprechende Zeugen einer ſchon weit entſchwundenen Zeit in der es möglich ſchien Millionen menſchlicher Weſen der Geſittung zu gewinnen, nicht durch Zwang, ſondern aus Ueberzeugung, bei der doppelten Leuchte der Wiſſenſchaft und des Glaubens.

Wenn ich in Peking umherſchlendere, ſo gedenke ich unwillkürlich meiner ehemaligen Vorgeſetzten, der diplomatiſchen Kanzleichefs welche mich lehrten wie man eine Depeſche zu copiren und zu falten, wie man mit Maß und Takt die verſchiedenen Höflichkeitsformen zu vertheilen habe, wem die „vollkommene", die „vollkommenſte" oder die „ausgezeichnete Hochachtung" gebühre. Dieſe würdigen Männer, tapfere Ritter vom Tintenfaß

---

*) Peking iſt reich an Tauben. Man befeſtigt, um ſie gegen Raubvögel zu ſchützen, ein aus ſehr leichtem Bambusholz gefertigtes Pfeifchen unter ihren Flügeln. Der Ton welchen die ſinnreiche Vorrichtung von ſich gibt wechſelt mit der Schnelligkeit des Fluges.

und Miniſterpapier, ſchlummern ſeit lange den Schlaf der Gerechten. Wie gerne würde ich ſie auferwecken um ihnen Peking zu zeigen. Wie würden ſie ſich erfreuen an dem Anblicke einer Stadt die ganz bevölkert ſcheint mit Ihresgleichen! In der That, der Chineſe kommt als Bureaukrat zur Welt. Erklärlich dadurch daß man nur durch die Bureaux ſchreitend zu den höhern Aemtern gelangen kann, und daß, unerachtet der geringen Anzahl der Mandarine, es zahlloſe Chineſen gibt welche ſich für den Staatsdienſt qualificirt haben. Man betrachte nur die Bedienten. In geſelliger Beziehung ſind ſie den unſrigen weit überlegen; ſie kleiden ſich ſorgfältig, kultiviren ihre Nägel, ſehen mit Einem Worte wie Gentlemen aus.

Was iſt eigentlich das Weſen des Bureaukratismus? Ich glaube der Kultus der Routine. Die Routine, o Bureaukraten, iſt Euer Kompaß, Euer Evangelium, Euer Wohnhaus und Euer Gefängniß. Sie leitet Euch, ſie erleuchtet Euch, ſie hält Euch aufrecht, ſie verſcheucht Eure Zweifel, ſie ſchützt Euch gegen politiſchen Sturm und Hagel. Regierungen ſtürzen, Staaten vergehen, aber die Bureaux bleiben. Iſt das Unwetter vorüber gezogen, ſo findet man dieſelben Geſichter, dieſelben Toiletten, dieſelben Ideen, wo es deren gab und gibt, und dieſelben Gewohnheiten. Die Wohnung iſt enge; da iſt kein Platz vorhanden für das Genie, aber der geſunde Menſchenverſtand, Tüchtigkeit, Geſchäftskenntniß, Ehrlichkeit und Pflichttreue finden darin Unterkunft. Für unruhige Geiſter, für ſolche welche Genies ſind oder ſich dafür halten, wird dies Haus zum Gefängniß.

In der Hauptſtadt des Reiches der Mitte iſt die Luft mit büreaukratiſchen Dünſten geſchwängert. Auch beſprachen wir das Kapitel der chineſiſchen Beamten mehr als einmal. Sie gelten für habſüchtig, käuflich und grauſam. Die ganze Organiſirung des Reiches, die Vereinigung der adminiſtrativen

und Gerichtsgewalt in denſelben Händen, die Unabhängigkeit der Statthalter in den Provinzen welche Königreiche ſein könnten, der Mangel jedweder Kontrole, die ihnen obliegende Pflicht alljährlich beträchtliche Summen in den Staatsſchatz abzuführen, die unzureichenden Gehalte und daher die nothgedrungene Brandſchatzung der Bevölkerung, die Gepflogenheit des Tſungli-Yamen den Statthaltern bei ihrer Rückkehr nach Peking einen Theil der Beute zu Gunſten des Staatsſäckels abzunehmen, all dies und noch viele andere Umſtände und Verhältniſſe erklären, allerdings ohne ſie zu entſchuldigen, die den Mandarinen als Klaſſe zur Laſt gelegten Akte der Ungerechtigkeit und der Willkür.

Glücklicher Weiſe bilden der in China, beſonders im Süden, kräftige Familiengeiſt und die angeſtammte Befähigung ſich ſelbſt zu verwalten, ſo wie die Scheu vor dem Mandarin und den Richtern, ein kräftiges und heilſames Gegengewicht. Sie beſchränken die öffentliche Gewalt in ihrer Dazwiſchenkunft und erſetzen in weitem Umfange das büreaukratiſche durch das patriarchaliſche Element. So entſtanden Tribunale in welchen, neben dem durch Alter und geſellige Stellung hervorragendſten Manne, die einflußreichſten Familienhäupter des Klans oder der Gemeinde zu Gerichte ſitzend, in allen Civilproceſſen ſehr oft auch in Criminalfällen, die Entſcheidung geben. Mehr geduldet von der kaiſerlichen Regierung denn als zu Recht beſtehend betrachtet dürfen ſie nicht über Tod und Leben erkennen. Aber ſo groß iſt die Abneigung gegen den Rekurs an den Mandarin, ſo entſetzlich ſcheint in dieſem Leben und im Jenſeits das Loos des zur Enthauptung oder gar zur Zerſtückelung Verurtheilten, ſo traurig das Schickſal ſeiner gewöhnlich mit ihm zu Grunde gerichteten Familie, daß der Verbrecher ſich dem Ausſpruche des Patriarchen ohne Widerrede unterwirft. „Deine

That", ſagt ihm dieſer, „nöthigt mich dich dem Taotai zu überliefern. Dein Kopf wird unter dem Beile fallen. Willſt Du dies traurige Loos vermeiden, ſo tritt in jenes Zimmer. Du findeſt dort einen Strick (oder Gift)." Und ſo geſchieht es.

Die Träger der kaiſerlichen Regierungsgewalt erfreuen ſich, wie man ſieht, keiner volksthümlichen Beliebtheit. Zu ihrer Entſchuldigung wird angeführt, ſie befänden ſich mehr oder minder in den Händen ihrer Untergebenen die zwar gleichfalls nicht zahlreich aber ſchlecht beſoldet ſind und Geld machen wie und wo ſie können. Dennoch wird von Niemandem behauptet daß alle Staatsdiener böſe Menſchen ſeien. Häufig erwerben ſie ſich die Achtung und Anhänglichkeit der Bevölkerungen und erhalten von dieſen, bei Ablauf ihrer Amtszeit, irgend ein Andenken, gewöhnlich einen Sonnenſchirm von ſcharlachrothem Seidenſtoff auf welchem die Namen der Geber in Gold geſtickt ſind. Der glückliche Erwerber eines ſo ehrenhaften Zeugniſſes verſäumt nie es vor ſeiner Sänfte einhertragen zu laſſen wenn er ſich öffentlich zeigt.

Eines Tages begegnete ich einem dieſer großen Herren. Er ſaß in ſeinem Tragſtuhl, und eine Schaar zerlumpter Kerle, ſeine Diener, liefen vor und hinterher. Es war der Finanzminiſter, ein Mandjuh der, als Anführer einer der acht „Fahnen", den Rang eines Feldmarſchalls bekleidet.

Dieſe chineſiſche Excellenz ließ ſich unlängſt im Geſpräche mit einem fremden Geſandten folgendermaßen aus: „Die Wege des Staatsmannes ſind mit Dornen beſäet. So ergeht es mir in dieſem Augenblicke. Der Unterbefehlshaber meiner „Fahne" beanſprucht ſeine Beſoldung vom erſten des Monats angefangen. Eine unzuläſſige Forderung, da er erſt zwei Wochen ſpäter ſein Amt antrat. Nun bin ich aber der Anführer dieſer Fahne und, als ſolcher, genöthigt meinem Untergebenen Vorſchub zu

leiſten. Ich richtete alſo eine Note an den Finanzminiſter, das heißt, an mich ſelbſt. In dieſem Aktenſtücke ſagte ich Alles was möglich iſt vorzubringen zu Gunſten einer lächerlichen, abgeſchmackten und geſetzwidrigen Anmaßung. Hierauf verſammelte ich, in meiner Eigenſchaft als Finanzminiſter, die Räthe meines Departements welche, im Einklange mit der Anſicht ihres Miniſters, die Prätenſion des Vice-Chefs der „Fahne" mit Entrüſtung zurückwieſen. Der abſchlägige Beſcheid wurde von mir, Finanzminiſter, den beſtehenden Normalien gemäß und in der üblichen Form, gutgeheißen und hierauf mittelſt einer in den ſchonendſten Ausdrücken und mit den mir ſchuldigen Rückſichten abgefaßten Note mir, dem Befehlshaber der „Fahne", mitgetheilt. In dieſer letzteren Eigenſchaft nahm ich, aufrichtig geſtanden, trotz der ſchonenden Form, die Abweiſung meines Anſinnens nicht ohne lebhaftes Bedauern entgegen. Und da mein Vice-Kommandant auf ſeiner Forderung beſteht und ich, als ſein Vorgeſetzter und natürlicher Beſchützer, ihm meinen Beiſtand nicht verſagen kann, ſo redigire ich in dieſem Augenblicke das Koncept einer ziemlich energiſchen Replik die, ich befürchte es, dem Finanzminiſter wenig Vergnügen machen wird. Es iſt ein verwickelter Fall. Wie wird das enden?"

Es gibt hier (in der Tartarenſtadt) vier katholiſche Kirchen und eben ſo viele Pfarren, welche ſämmtlich von den Prieſtern der „Korporation der Miſſion", Lazariſten genannt, verſehen werden. Dieſe Kirchen ſind die Kathedrale Nan-Tang, „Südkirche", auch die portugieſiſche genannt. Ein impoſantes mit Verzierungen überladenes Gebäude aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert im baroken Jeſuitenſtyle mit einem ausgeſprochenen Anfluge des peninſularen Geſchmackes. Das alte Wappen-

ſchild Portugals, die Quinas, eine Gabe der Aller-Getreueſten Könige, welches man vor noch nicht Langem über dem Hauptportale ſah, hat napoleoniſchen Bienen weichen müſſen welche ſeither, ihrerſeits, verſchwunden ſind.

Pei-tang, „Nordkirche", liegt im Centrum der Stadt, unweit des kaiſerlichen Palaſtes. Der ſchöne gothiſche Bau entſtand erſt ſeit dem letzten Kriege. Die beiden Thürme ſind und bleiben, aus den bereits erwähnten Gründen, unvollendet. In Pei-tang befindet ſich auch die Reſidenz des apoſtoliſchen Vikars, das Erſte Haus der Lazariſten in China und das Seminarium. An dieſer Stelle ſtand einſt ein Franciskanerkloſter welches während der großen Verfolgungen verſchwunden iſt.

Die beiden anderen katholiſchen Kirchen heißen, nach ihrer geographiſchen Lage, Tung-tang und Si-tang, die Oſt- und Weſtkirche.

Die Diöceſe von Peking zählt ſiebenundzwanzigtauſend Chriſten von denen achttauſend die Stadt bewohnen. Unter den letzteren gibt es viele wohlhabende Handwerker und Pekings ſämmtliche Uhrmacher. Die Uhrmacherkunſt wurde von den Jeſuiten nach China gebracht. Sie erhielt ſich, zugleich mit dem chriſtlichen Glauben, in den Familien und vererbt ſich mit ihm von Vater auf Sohn.

An einem Sonntage Morgens, bei nebligem Wetter, ließ ich mich nach Pei-tang tragen. Die ſehr geräumige Kirche war, während der Meſſe, mit Gläubigen, ſämmtlich Einheimiſche, beinahe gefüllt. Die Männer nahmen eine Seite des Hauptſchiffes ein, die Frauen die entgegengeſetzte. Im Querſchiffe knieten fünf oder ſechs barmherzige Schweſtern inmitten einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Mädchen, ihren Zöglingen. Einer der Miſſionäre ſpielte während des Gottesdienſtes am Harmonium, dann nahm er vor dem Altar auf einem Schemel Platz und hielt in chineſiſcher Sprache eine kurze Predigt Die gläubige Menge heftete ihre Blicke auf

ſeine Lippen. Von meinem Platze aus konnte ich die dem Altar zugekehrten Köpfe mit Muße betrachten. Ich fand in ihnen die Züge aber nicht den Ausdruck der Geſichter die man in den Straßen ſieht. Zutrauen, Verehrung, Heiterkeit erſetzten den Skepticismus, die Ironie, die mürriſche Gleichgültigkeit welche gewöhnlich die Grundzüge chineſiſcher Phyſionomien bilden. Faſt alle Reiſenden, katholiſche wie proteſtantiſche, welche hier zu Lande chriſtliche Gemeinden beſuchten, beſtätigen den Einfluß welchen das Chriſtenthum auf das Antlitz und die Haltung derer ausübt die es annahmen. Ich erinnere mich, dieſe Bemerkungen in mehreren engliſchen Reiſewerken geleſen zu haben.

Monſeigneur de Laplace, Biſchof von Adrianopel und apoſtoliſcher Vikar in Peking, eine der Größen des modernen Apoſtolates, hatte die Güte mir die Kirche, das Haus und das Seminar zu zeigen. Das von dem Lazariſten Herrn David geſchaffene Naturalienkabinet gilt für einzig in ſeiner Art. Die ausgeſtellten Gegenſtände gehören der Provinz Che-li an. Die ornithologiſche Kollektion wird in der gelehrten Welt beſonders geſchätzt.

Die Bücherſammlung, großentheils aus den Reſten der alten Jeſuitenbibliothek gebildet, enthält einige ſchöne Bände und Atlaſſe, meiſt holländiſche Prachtausgaben, Geſchenke der Kaiſer. In einigen Büchern lieſt man die mit den großen, kühnen Zügen des ſiebenzehnten Jahrhunderts geſchriebenen, bereits verblaßten Worte: Datum ab Imperatore Kang-hi.

Im Seminar forderte mich der Biſchof auf einige Schreibpulte auf das Gerathewohl zu öffnen. Ein jeder Zögling hebt dort ſeine Bücher und Schriften auf, daneben ſein Raſirmeſſer und kleine Leckerbiſſen, Alles in größter Ordnung und ſymmetriſch aufgeſtellt. In einigen ſahen wir ſogar kleine Heiligenbilder

und einen winzigen Hausaltar. In dieſem Lande verſteht man ſich darauf Dinge und Menſchen in dem möglichſt kleinſten Raume unterzubringen.

Im Garten erwartet mich ein Koncert. Keine Haydniſche Symphonie wie in Sü-kia-wei, ſondern nationale Muſik ausgeführt mit nationalen Inſtrumenten. Der Ton der letzteren war nicht unangenehm. Meine Bewunderung erregte eine Art tragbarer Orgel: aneinandergereihte Pfeifen welche der Muſiker ſenkrecht an den Mund hält. Wenn er die Schlüſſel handhabt ſtoßen die Finger, nothgedrungen, an die glücklicher Weiſe nur wenig hervorragende Naſe. Unvergeßlich bleibt mir ein gewiſſes Tremolo. Sehr anmuthig für das Ohr, aber unbeſchreiblich als optiſche Wirkung: eine Reihe von Naſenſtübern welche ſich der Künſtler ſelbſt ertheilt und denen er umſonſt zu entkommen ſucht indem er im Takte mit dem Kopfe wackelt. Ich hielt mir die Seiten, und die gutmüthigen Virtuoſen theilten meine Heiterkeit.

Die Zöglinge gefielen mir ſehr. Sie ſind offenbar, phyſiſch und moraliſch, gut verſorgt; haben treuherzige Geſichter, eine beſcheidene Haltung und das Gepräge der Geſundheit. Ihr Ausſehen gereicht dem Seminar von Pei-tang und ſeinen Vorſtänden zur Ehre.

Der „portugieſiſche Kirchhof" liegt, weſtlich von Peking, zwei Meilen vor dem Stadtthore Ping-tſu-men. Wie die Kathedrale, wie die Bibliothek, verdankt er ſeine Erhaltung dem Schutze des ruſſiſchen Hofes, vielleicht auch abergläubiſchen Befürchtungen der Chineſen; Pater Favier begleitet mich dahin. Ungefähr zweihundert Gräber umſchließen die Reſte der Väter der Geſellſchaft Jeſu welche, im Laufe zweier Jahrhunderte, in dieſem Theile des Reiches wirkten und hier geſtorben ſind. Der erſte Anblick der düſtern Nekropole iſt überaus ergreifend.

Die Ricci, die Schall, die Verbieſt, dieſe großen Geſtalten deren Namen, mit denen ſo vieler anderen Väter, in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaften und des Apoſtolates glänzen, ruhen im älteſten Theile des Campo Santo. Vier Elemente bilden ein jedes dieſer Grabmonumente: der Sarkophag; ein aus einer ungeheuren Steinplatte beſtehender Tiſch; fünf große Vaſen, Weihrauchgefäße; endlich die ſenkrecht aufgeſtellten Gedenktafeln welche, von Drachen gekrönt und auf Schildkröten ruhend, mit dem Namen des Verſtorbenen, die Jahreszahl ſeiner Geburt und ſeines Todes geben. Der Eindruck dieſer Heroengräber iſt großartig und feierlich. Ein koloſſales Kreuz, welches den Höhenpunkt des Leichenfeldes einnimmt, ſagt dem Beſucher daß in dieſen Mauſoleen Chriſten der Auferſtehung harren.*)

*) Pater Mathias Ricci, geboren in Macerata 1552, kam 1583 nach China und ſtarb zu Peking 1610. Er erwarb die Gunſt des Kaiſers und ſchrieb geſchätzte Werke über Moralphiloſophie und Geometrie. Pater Johann Adam Schall, geboren in Köln 1591, kam 1622 nach China und ſtarb in Peking 1666. Pater Ferdinand Verbieſt, geboren in Pitſchen unweit Courtrai 1623, trat 1659 in die chineſiſche Miſſion und ſtarb 1688 in Peking. Er wurde der Vertraute und Freund des großen Kaiſers Kang-hi (1661—1722), docirte Aſtronomie und ſtand einer Kanonengießerei vor. Man beſitzt von ihm ein Buch betitelt: Liber organicus Astronomiae apud Sinas restitutae.

Jedermann kennt die Angriffe der Dominikaner gegen die Jeſuiten welche gewiſſe chineſiſche Riten angenommen hatten. Der langwierige, an Zwiſchenfällen und Wandlungen reiche Proceß gelangte erſt unter Benedikt XIV. zum Abſchluſſe. Dieſer Pabſt unterſagte fortan die chineſiſchen Riten. Da Rom geſprochen hatte, unterwarfen ſich die Jeſuiten bedingungslos, aber ſie behaupteten nach wie vor 1. daß ſie die dem Konfucius und den verſtorbenen Aeltern in China erwieſenen Ehrenbezeigungen ſtets als bürgerliche und nicht als religiöſe Ceremonie betrachtet, 2. daß nicht nur die Jeſuiten dieſe Interpretation aufgeſtellt hätten und feſthielten, 3. daß gewiſſe als abergläubiſch erkannte Theile dieſer Ceremonien von ihnen bereits lange vor dem Ausſpruche des heiligen Stuhles unterdrückt worden ſeien

(23. Oktober.) Heute Morgen Abreiſe nach der großen Mauer. In Peking werden, wie bereits erwähnt, die Stadtthore bei Sonnenuntergang geſchloſſen und erſt bei Tagesanbruch geöffnet. Da nun die gemietheten Pferde und Maulthiere für die Reiſenden und ihr zahlreiches Gefolge vom Lande geholt werden müſſen, ſo war an frühen Aufbruch nicht zu denken. Kaum werden wir das Nachtquartier bei Tageslicht erreichen können, und die Nacht iſt nirgend, am wenigſten im Reiche der Mitte, eine Freundin der Reiſenden. Endlich um neun Uhr ſetzt ſich die von Herrn Lenzi geleitete Karavane in Bewegung.

Nur um das nordweſtliche Stadtthor, Tê-cheng-mên, zu erreichen brauchen wir, vielfach aufgehalten, anderthalb Stunden. Das Schwierigſte iſt es zu paſſiren. Wie wird es gelingen dieſen gordiſchen Knoten zu durchhauen, dieſen Knäuel von menſchlichen Weſen, von Kamelen, Pferden, Eſeln, Wagen, Karren, Sänften, Bonzen, Bauern, Kuli? Zwiſchen den beiden Thoren, dem inneren und dem äußeren, iſt das Gedränge der Art daß wir, einen Augenblick entmuthigt, auf Umkehr ſinnen. Am Ende aber bringen wir doch durch. Draußen fallen wir ſogleich in eine lange, ſchmutzige, kothige und

---

Dieſer berühmte Proceß kam mir in Erinnerung beim Anblicke der Drachen und Schildkröten welche mir den Eindruck heidniſcher Symbole machten die aber, nach der Meinung der Jeſuiten, keine religiöſe Bedeutung haben. Man begreift daß Mönche die ohne alle Kenntniß der Menſchen und Dinge des Landes von Europa kamen an der ihnen gefährlich ſcheinenden Neuerung Anſtoß nahmen und ſie als ein allzu großes Zugeſtändniß an die Heiden mißbilligten. Andrerſeits haben mir Perſonen die in der chineſiſchen Etiquette ſehr bewandert ſind verſichert, es ſei äußerſt ſchwierig die Grenzlinie zu ziehen zwiſchen Religion und Politik, zwiſchen dem Götterkultus und den Ceremonien welche die dem Kaiſer ſchuldige Ehrfurcht verſinnlichen und, inſofern, einen rein bürgerlichen Charakter haben.

überfüllte Straße. Ich glaube mich wieder in Peking. Es ist aber ein Dorf welches unmittelbar an die Stadt stößt. Nach einer halben Stunde des Stoßens und Gestoßenwerdens befinden wir uns im Freien, am Lande! Hie und da ein paar Weidenbäume, kleine Teiche, Kothhügel die mit Aeckern wechseln. Zuweilen ein einsamer Meierhof. Ich reibe mir die Augen! Schlafe, wache ich? Bin ich in China, oder in Mähren, oder auf einer ungarischen Pusta? Die Aehnlichkeit ist schlagend, und ich frage mich ob es der Mühe lohnte auf der andern Seite der Erdkugel diese wohlgekannte alltägliche und langweilige Gegend aufzusuchen.

Der Tag vergeht mit Bemühungen die überschwemmte Straße zu vermeiden und auf den sie begrenzenden natürlichen Dämmen vorzudringen. Oft brechen letztere plötzlich ab; unsere Leute tauchen hier in der Wasserfläche unter, versinken dort bis auf halben Leib im Schlamme, Alles unter wüstem Geschrei, gehörigem Schelten und barbarischen Gestikulationen. Von einem gebahnten Wege keine Spur. Man marschirt also auf gut Glück. Einige von uns reiten, andere lassen sich in Sänften tragen. Zu meinem Glücke habe ich letztere Reiseart gewählt. Nach einander sehe ich meine berittenen Freunde mit ihren Pferden in den Graben rollen. Aber der Boden ist ein Kothmeer, und Niemand nimmt Schaden außer die Toiletten. Bei jedem Schritte straucheln meine zwei Maulthiere, und da wir häufig am Rande tiefer Gräben hinziehen, so sind die Aussichten nicht sehr beruhigend. Unsere Maulthiertreiber und Roßknechte, obgleich Chinesen, bekennen sich zum mohamedanischen Glauben. Auf den Gesandtschaften zieht man sie den Buddhisten vor, weil sie gegen Europäer weniger übel gestimmt sind. So groß ist die Gegnerschaft zwischen ihnen und ihren heidnischen Landsleuten daß sie uns Christen näher zu stehen

glauben. Ein paar Burſche ſagen uns ſogar: „Wir ſind von Eurer Religion.“

Um neun Uhr Abends, nach einem beinahe zwölfſtündigen Marſche, befinden wir uns vor den verſchloſſenen Thoren von Chang-ping-chow. Unmöglich ſie zu öffnen. Man ſucht alſo einen Tempel außerhalb der Stadt. So ziehen wir längs den endloſen Stadtmauern hin. Der Mond iſt leicht bewölkt, und bei ſeinem unſichern Scheine gewinnen die bezinnten Baſtionen ein mährchenhaftes Anſehen! Aber hier iſt der Tempel! Im Hofe ſitzt der Bonze und ſchmaucht ſein Pfeifchen. Ohne aufzuſtehen fordert er uns mit einer Handbewegung zum Eintritte auf.

(24. Oktober) Heute Beſuch der Minggräber.*) Ein unvergeßlicher Tag!

Dieſe Gräber ſind einzelne Tempel. Die Ebene iſt mit ihnen gleichſam beſtreut. Von der übrigen Welt fühlt man ſich abgeſchloſſen auf drei Seiten durch das Mongoliſche Grenzgebirge, auf der vierten gegen Peking durch ein ſanftes Anſchwellen des Bodens. Am Zugange ſind koloſſale, roh gemeißelte Statuen aufgeſtellt: Könige, Pferde, Greife, Elephanten, Löwen, Kamele. Paarweiſe ſtehen ſie ſich gegenüber. Ihr Anblick erhöht den traurigen, feierlichen Eindruck der Gegend. Niemals hatte ich ſo ſehr das Gefühl der Einſamkeit.

Das Grab befindet ſich immer hinter dem Tempel; beide umfängt eine Ringmauer. Ich zählte dreizehn ſolcher Gräber, aber ich glaube, ihre Zahl iſt bedeutend größer. Wir beſuchen die Ruheſtätte des Kaiſers Tſuwên; obgleich auf

*) Die Fürſten dieſer Dynaſtie regierten von 1366 bis 1644.

Befehl Kien-lung's*) reſtaurirt, heute ein Bild der äußerſten Vernachläſſigung. In der weiten Halle bewundern wir die hohen Baumſtämme die, wie man ſagt das Geſchenk eines Königs von Siam, als Säulen**) dienend das Dach tragen. Dann wird der in einem abgerundeten Bau ſtehende Sarkophag beſichtigt. Vom Dache eine wundervolle Ausſicht.

Zu unſeren Füßen dehnt ſich die durch Gießbäche zerriſſene Ebene aus. Im Oſten, in der kurzen Entfernung von kaum zwei Meilen, erheben ſich, mit Büſchen bedeckt, die erſten Strebepfeiler der Mongoliſchen Hochebene. Einen weiten Halbkreis beſchreibend ſinken die Berge im Weſten unter den Geſichtskreis. In den Felsſchluchten herrſcht Dämmerung; die Gipfel erglänzen im hellſten Lichte. In der Nähe ſind die Farben braun mit rothen Tönen, weiterhin dunkelblau, in der Ferne fließen die lichten und zarten Tinten von Luft und Gebirge ineinander. Die nördliche Vegetation, ſie zeigt ſich übrigens ſpärlich genug, ſteht im Widerſpruch mit dem reichen Kolorit des Südens. Dazu das prachtvollſte Wetter. Kein Luftzug. Tiefes Schweigen herrſcht über der großen Nekropole.

Ein dreiſtündiger Marſch bringt uns nach Nan-kow. Während wir einen Abhang mühſelig hinabſteigen gewahren wir die kleine Stadt mit ihren verfallenen Ringmauern und einigen Baumgruppen faſt am Eingange des Engpaſſes der nach der Mongolei führt. Wir ſuchen und finden Unterkunft, man kann ſich vorſtellen welche, in einer der zahlreichen Herbergen in denen die zwiſchen China und dem Norden reiſenden Kameltreiber abſteigen.

Hier erfahren wir daß die Straße durch die Ueberſchwem-

*) Er regierte von 1736 bis 1796.

**) Die Säulen in der Mitte der Halle ſind ſechszig Fuß hoch. Ihr Umfang mißt beinahe zwölf Fuß.

mung ganz zerstört wurde. Bleibt also als einziges Beförderungsmittel nach der chinesischen Mauer der kleine Tragsessel. Was übrigens die sogenannte Heerstraße anbelangt, so ist sie zu keiner Zeit fahrbar. Die Karren müssen immer, ihrer Räder entledigt, auf Kamele geladen und von diesen durch den Engpaß getragen werden.

(25. Oktober.) Unsere Leute und Pferde machen Rasttag in Nan-kow; wir selbst brechen, trotz der Dunkelheit, um fünf Uhr Morgens auf und zwar in den erwähnten Tragstühlen. Ein elender Brettsitz ohne Lehne ruht auf zwei langen Bambusstäben. Die Enden dieser letzteren sind durch Stricke verbunden an welchen je ein kleiner Bambusstab, zwischen den größeren und zwar in der Längenachse, befestigt ist. Diese kleinern Stäbe ruhen auf den Schultern der Träger, deren zwei vor und zwei hinter dem Stuhle gehen. Die Unserigen sind mit Laternen versehen und laufen so rasch sie können. Der Weg ist ein Gebirgsstrom dessen schlammige, schäumende Wasser über Felsblöcke dahinrauschen. Dieser Fluß, eigentlich ein gewaltiger Gießbach, muß wegen der Beschaffenheit der Ufer unzählige Male durchwatet werden. Wo er zu tief ist, springen die Träger von Stein zu Stein. Man versetze sich im Gedanken in die Lage des Getragenen. Um an den schwierigen Stellen das Gleichgewicht zu bewahren, strecken die Kuli nach Art der Seiltänzer ihre Arme horizontal aus. Zuweilen strauchelt der eine oder der andere, oder er gleitet aus; aber nur einmal, als ich mich eben über der Hauptströmung befand, fiel einer der Burschen. Die drei anderen bewahrten glücklicher Weise festen Fuß und zogen den durchnäßten Kameraden aus dem Wasser; ich kam mit dem Schrecken davon. Es sind brave

Jungen. Ich habe ſie früher nie geſehen, ich werde ſie nie wieder ſehen, aber mein Vertrauen in ſie iſt unbedingt. Weite Reiſen machen uns eben zu Fataliſten; wer kein Fataliſt, reiſe nicht um die Welt, verzichte auf die Ehre ein Globe trotter, wie die Yankee es nennen, ein Welttraber zu werden.

Die Luft iſt lau und mit den herben berauſchenden Düften geſchwängert welche mich an die wilden Wohlgerüche der Pyrenäen und der Sierra Morena erinnern. Wir ſind auf der großen Heerſtraße nach der Mongolei. Auf dieſem Wege drang Djingis Khan in China ein. Seine Schaaren konnten nicht anders ausſehen als die Kameltreiber welchen wir begegnen.

Kurzer Halt beim Fort Tſu-yung-quan. Auf einem der Thore zeigt man uns eine unlesbare Inſchrift. Das Volk drängt ſich um uns, darunter mehrere Galeerenſklaven. In China macht die Verurtheilung nicht ehrlos; Sträflinge können ſogar auf die Sympathie ihrer Mitbürger zählen. Dieſe armen Teufel tragen einen ſchweren eiſernen Ring um den Hals und einen ähnlichen am Fuße. Beide Ringe verbindet eine Eiſenſtange welche der Sträfling wie ein Spazierrohr in der Hand hält. Die Gefangenen ſcheinen übrigens an die traurige Toilette gewöhnt, ſchlendern mit freundlichen Geſichtern umher, ſchwätzen und lachen mit den Honoratioren.

Am ganzen Wege und, je mehr wir vordringen in um ſo höherem Maße, begegnen wir unabſehbaren Zügen rieſiger zweihöckeriger Kamele. Sie kommen von Kiachta. Andere gehen dahin. Mein liebenswürdiger Cicerone in Tung-chow, Herr Starzoff, ſchickt gegenwärtig fünfzehntauſend Kamele mit ſechszigtauſend Kiſten Thee beladen durch die Mongoliſche Wüſte nach der ſibiriſchen Grenzſtadt.

Der Paß verengt ſich mehr und mehr; an einer Stelle die Vu-gui-tow heißt, kann er kaum vierzig Fuß breit ſein. Hier

hängt ein kleiner Tempel an einer faſt ſenkrechten Felswand; gegenüber iſt ein kleiner rother Pavillon in ähnlicher Weiſe an dem Bergabfalle befeſtigt. Eine eigenthümliche wildſchöne Gegend.

Der letzte Theil des Weges ſcheint mir der beſchwerlichſte. Aber unſere Kuli ſind unermüdlich. In weniger als fünf Stunden haben ſie dreizehn Meilen zurückgelegt; um zehn Uhr ſetzen ſie uns am Fuße der chineſiſchen Mauer ab, an der ultima Thule meines Spazierganges.

Auf einer der Zinnen ſitzend, mit einem Fuße in China, dem andern in der Mongolei, betrachte ich mir mit Muße das große fabelhafte Weltwunder, die chineſiſche Mauer.

Im Nord-Oſten ſteigt ſie ſteil hinan und folgt dann dem Grate des Gebirges. Alle Höhenpunkte ſind mit Thürmen gekrönt. Die Mauer klettert die ſteilſten Felſen im Zikzak hinan, verſchwindet hinter anderen, kommt weiterhin wieder zum Vorſchein. Die Abſtufung des Lichtes, der Schatten und der Farben gibt einen Begriff von der Ausdehnung des Rieſenbaues, ſo weit er von meinem Standpunkte aus ſichtbar iſt.

Gegen Süd-Oſt verſenkt ſich der Blick in das enge Thal durch welches wir gekommen ſind. Von beiden Seiten ſtürzen die Felſen in die Tiefe. Ein Chaos von Zinken von, je nach der Entfernung, dunkelbraunen, grauen, violetten, lichtblauen Blöcken.

Im Süd-Weſt beginnt der Berg in unſerer unmittelbaren Nähe. Die Mauer ſchlängelt ſich hinauf, biegt dann im rechten Winkel ein und erreicht ſo den (ſcheinbaren) Gipfel der die Umriſſe eines zweihöckerigen Kameles zeigt.

Im Nord-Weſt erweitert ſich der Engpaß zu einer kleinen Ebene. Die jenſeitigen Berge bilden die zweite, und wie man mir ſagt, höchſte Staffel des mongoliſchen Hochplateaus. Die Luft iſt dicht; kaum daß wir die Umriſſe ausnehmen. Mehrere Karavanen ziehen durch die Ebene und nähern ſich dem

Engpaſſe. Ungeachtet der Entfernung hören wir das Geſchrei der Kameltreiber. In dieſem Bilde iſt Alles groß, düſter, wild. Die Abweſenheit der Sonne vermehrt den Eindruck der Verlaſſenheit. Es iſt eben ein Stück Central-Aſien!

Vor Einbruch der Nacht ſind wir in Nan-kow zurück. Noch am ſelben Abende machen wir eine Etape in der Richtung von Peking.*)

(26. Oktober.) Die Nacht wurde in Yanfan, in einer, verhältnißmäßig, guten Herberge zugebracht. Um fünf Uhr brechen wir auf. Den ganzen Morgen über verhüllt dichter Nebel die Gegend. Seine Schleier heben ſich aber plötzlich um die Mitte des Tages. Die Sonne erwärmt unſere ſtarren Glieder und übergießt das Land mit ſanften Lichtern. Wir gewahren langgedehnte Ringmauern, ſtattliche Gebäude, Pavillone und Kioske, bewaldete Hügel die ſich in einem großen Teiche ſpiegeln und, hinter ihnen, den lichten Vorhang der Mongoliſchen Berge. Damit dem reizenden Bilde die Lokalfarbe nicht fehle ſteigen in der Ferne die ſchlanken Thürme zweier Pagoden in den Herbſthimmel empor.

Wir befinden uns an einem der Eingänge des kaiſerlichen Sommerpalaſtes; bei Yuen-ming-yuen „dem prachtvollen und kreisrunden Garten“. Da dieſer Theil unzugänglich iſt ſo ziehen wir nach Wanſhow-ſhan weiter. Unterwegs biegt die Karavane

---

*) Bekanntlich gibt es zwei Mauern: die innere und die äußere, aber weder die chineſiſchen Gelehrten noch europäiſche Schriftſteller löſten bisher, in befriedigender Weiſe, die in Peking ſtets erörterte Streitfrage über das relative Alter dieſer Mauern. Die Geſammtlänge derſelben beträgt ungefähr fünfhundert Meilen. Die von mir beſuchte Mauer iſt auf der der Mongolei zugewandten Seite mit Zinnen verſehen. Die Höhe wechſelt von dreißig zu zweiunddreißig, den Abgründen entlang von zehn zu zwölf Fuß. Die Granitblöcke lieferte das Gebirge.

plötzlich und eilends in ein Sackgäßchen ein, die Straße einem Trupp von etwa dreihundert Reitern überlassend. Es sind kriegerisch aussehende Leute. Einige haben Feuergewehre, die Mehrzahl ist mit Köcher und Bogen bewaffnet. Sie gehören zu einer der mandjurischen „Fahnen" und zeichnen sich durch ihre entschieden retrograde Gesinnung aus. Der Anblick von Europäern greift ihre Nerven an. Europäer thun daher wohl ihnen aus dem Wege zu gehen.

Nach einer kurzen und erfolgreichen Verhandlung Lenzi's mit den Thorwächtern, dringen wir in den Hof ein und gelangen zwischen Trümmerhaufen von Statuen und umgestürzten Säulenschäften in den Park. Von einer künstlichen Anhöhe, wenn man künstlich nennen kann was aus zertrümmerten Kunstwerken besteht, betrachten wir die noch imposanten Ueberbleibsel des Palastes. Der Genius einer barbarischen Nation*) schuf dies Monument; die Armeen zweier civilisirten Nationen verwandelten es in einen Trümmerhaufen. Was noch erhalten ist trägt das Gepräge des französischen Rococogeschmackes. Man fühlt daß man sich „bei Hofe" befindet und denkt unwillkürlich an Versailles, Schönbrunn und Potsdam. Nicht als ob eine materielle Aehnlichkeit mit jenen fürstlichen Kunstschlössern bestände; aber die innere Verwandtschaft ist auffällig.

Das Frühstück wird im Garten aufgetragen, und unser chinesischer Vatel hat sich heute selbst übertroffen. Wenn es wahr ist daß in Europa, selbst auf Frankreichs klassischem Boden, die edle Kochkunst in Verfall geräth, und gute Chefs mit jedem Jahre seltener werden, so sollte man sie aus diesem Lande beziehen.

*) Der Erbauer ist Kaiser Kien-lung (1736—1796). Der Palast empfing 1860 so zahlreiche Besuche, es wurden von ihnen so viele Erinnerungen nach Europa mitgenommen, und er selbst ward so oft geschildert daß ich mich enthalte die Anzahl der Beschreiber zu vermehren.

Der Chineſe iſt von Hauſe aus ruhig und beſonnen; er verliert ſelten den Kopf und beſitzt im hohen Grade die wichtigſte Eigenſchaft des Kochs, einen feinen Gaumen. Während wir uns dem Genuſſe des durch kräftigen Appetit gewürzten Mahles hingeben, erſcheint ein Wächter mit zornglühendem Antlitz und einer Fluth von Worten die ich nicht verſtehe, die aber offenbar für die Fremdlinge wenig ſchmeichelhaft ſind. Unſer Tiſch wurde unter einem Thore aufgeſchlagen. Das verdrießt ihn weil dadurch die Geiſter in der Freiheit ihrer Bewegungen behindert werden. Denn Geiſter, ſo wie er ſelbſt, lieben die „fremden Teufel“ nur wenig. Während geraumer Zeit bemerkte unſer kaltblütiger Lenzi den Mann nicht. Aber der Burſche ſchrie nur um ſo lauter. „Gehe“, ſagte ihm Lenzi mit gnädigem Lächeln, „gehe, ſuche das Weite, der Geruch Deiner Pfeife iſt nicht angenehm. — Euer Fleiſch verpeſtet die Luft. — Gerade deshalb, meine ich, ſollteſt Du gehen. — Das iſt wahr“, ſagte der Mann, und er ging. Dies iſt, wie man mich verſichert, die wahre Art die Chineſen zu behandeln. Man muß höflich mit ihnen ſein, ruhig und vor Allem logiſch.

Wir durchſchreiten raſch die Stadt und ſehen nur finſtere Geſichter. Dies begreift ſich. Einſt waren die Einwohner in Folge der periodiſchen Anweſenheit des Hofes wohlhabende Leute. Seit der Zerſtörung des Palaſtes durch die fremden Teufel ſind ſie Bettler geworden.

Unſer kurzer Aufenthalt in der Hauptſtadt geht zu Ende. Das Wetter war fortwährend prachtvoll. Heute Nacht erweckte mich das Geheul des Windes. Die Luft hat ſich wieder beruhigt, aber ſie iſt bedeutend abgekühlt. Bei Sonnenaufgang ſank der Thermometer auf Null. Der Winter beginnt und wird

bis Ende März anhalten. Während dieſer langen Zeit iſt, geringen Schneefall gegen Ende November und im März abgerechnet, der Himmel fortwährend wolkenlos; die Sonne ſcheint, aber ſie erwärmt nicht; bei Nordoſtwind ſinkt der Thermometer bisweilen, aber höchſtens für einige Tage, bis auf — 15° R. Dann hüllt ſich Peking in dichte Staubwolken. Umſonſt verklebt man Thüren und Fenſter. Ueberall dringt der feine Sand ein. Während des ganzen Winters iſt an Spaziergänge oder Ritte nicht zu denken. Der Frühling iſt kurz und unangenehm; der Sommer, wegen der Hitze und des Kothes, beſchwerlich. Von Juni bis September folgen ſich Regengüſſe mit kurzen Unterbrechungen; die Gaſſen der Stadt verwandeln ſich dann in Gießbäche und werden beinahe unwegſam. Jetzt begreife ich erſt, wie Prophet Jonas drei Jahre brauchte um die Stadt Niniveh zu durchreiſen. Während dieſer Jahreszeit flüchtet das diplomatiſche Korps nach den Hügeln unweit des Sommerpalaſtes oder nach Che-fu. Oktober iſt der ſchöne Monat. Er bildet den Herbſt und um dieſe Zeit iſt, wie ich ſelbſt erlebte, der Himmel von unbeſchreiblicher Schönheit, die Luft lau und doch elaſtiſch. Jedermann iſt oder glaubt ſich geſund. Das Klima ſoll übrigens beſſer ſein als ſein Ruf; es gibt hier keine perniciöſen Fieber und wenig Epidemien, die Pocken ausgenommen welche, in China wie in Japan, alljährlich zahlloſe Opfer fordern.

Als Aufenthalt iſt Peking, vom Oktober abgeſehen, einfach eine Hölle. Keine Zerſtreuung, keine Unterhaltung, kein geſelliger Verkehr außer in dem engen Kreiſe des diplomatiſchen Korps. Die Lazariſten und die wenigen hier lebenden proteſtantiſchen Miſſionäre erſcheinen ſelten oder nie in den Salons der Geſandtſchaften. Andere europäiſche Reſidenten gibt es nicht. Fremden Kaufleuten iſt bekanntlich die Uebung ihres

Berufes unterſagt. Dennoch hörte ich wenig Klagen. Die jungen Diplomaten verſpüren allerdings in der erſten Zeit nach ihrer Ankunft Anfälle von Heimweh; aber bald gewöhnen ſie ſich an die klöſterliche Abgeſchiedenheit, an das patriarchaliſche Familienleben, an den intimen Verkehr unter ſich und mit ihren Vorgeſetzten. Frauen fehlen. Man beſaß deren ſieben; gegenwärtig iſt die Zahl auf vier geſchmolzen. Die Gattinnen und Töchter der Miſſionäre erſcheinen nicht und zählen daher nicht als Elemente der Geſellſchaft. Uebrigens herrſcht die größte Eintracht in dieſer vornehmen und in jeder Beziehung ehrbaren Kolonie.

Die Geſandtſchaften Rußlands, Englands und Frankreichs nehmen weitläufige Grundſtücke ein. Eine ſtarke Mauer umfängt verſchiedene Gebäude, das Haus des Geſandten, die Bungalows der Sekretaire, die Räumlichkeiten für die Dienerſchaft, die Stallungen und Gärten. Die ruſſiſche Geſandtſchaft, zum Theil erneuert und vervollſtändigt unter der perſönlichen Leitung des Generals Vlangali, zeichnet ſich durch elegante Einfachheit aus. Die verſchiedenen Häuſer liegen in einem Garten. Die Kapelle iſt der älteſte Jeſuitenbau in Peking; nebenan dehnt ſich ein weiter Hof aus. Dort wohnte ich dem Aufbruche der Koſaken bei welche die „ſchweren" Poſtfelleiſen durch die Wüſte Gobi nach Kiachta zu bringen hatten. Die Reiſe währt in der Regel einen Monat. Die Kabinetskouriere legen den Weg, dreizehnhundert engliſche Meilen, in vierzehn Tagen zurück. Die Mitglieder der Geſandtſchaft ziehen dieſe Straße in der guten Jahreszeit (April und Mai) dem weiten Seewege vor (durch das Gelbe, das Indiſche und das Rothe Meer). Man reiſt in einem von zwei Kamelen gezogenen chineſiſchen Karren der auch als Nachtlager dient und verſieht ſich mit Lebensmitteln für dreißig Tage, die gewöhnliche Dauer der Reiſe. In Kiachta

findet man immer Wagen zu kaufen und dort, wie in ganz Sibirien, eine gut organisirte Fahrpost, erträgliche Wirthshäuser, mit einem Wort, die Civilisation. Auf diesem Wege erreicht man ohne Anstrengung St. Petersburg in zwei Monaten.

Einen interessanten Mann darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Bekanntlich hat die chinesische Regierung die Leitung ihrer Zollämter in den offenen Häfen Ausländern anvertraut. Es war das einzige Mittel dem Betrug ein Ende zu machen der von den chinesischen Zollbeamten, im Einverständniß mit europäischen und amerikanischen Kaufleuten, in großartigstem Maße verübt wurde. Der Vorgesetzte dieser Zollbehörden ist ein Engländer, Herr Hart. Er führt den Titel eines General-Inspektors der kaiserlichen Zollämter. Seine Untergebenen, Engländer, Franzosen, Amerikaner, werden auf seinen Vorschlag ernannt. Herr Hart, ein noch junger Mann, gilt für sehr begabt. Man rühmt seine Einsicht, Mäßigkeit und Energie. Er gehörte früher dem brittischen Konsularstabe an und ist nun in chinesische Dienste getreten. Sein Vorgänger, der erste General-Inspektor, war ein Herr Lang; aber Hart hat die gegenwärtige Einrichtung der Zollämter geschaffen. Er selbst bezieht einen ungeheuren Gehalt und zahlt seinen Untergebenen einen Sold der weit höher ist als die gewöhnlichen diplomatischen und Konsulargehalte. Als Folge hievon hat er mehrere der vorzüglichsten Beamten, die letzteren Dienstzweigen angehörten, an sich gezogen. Das Bestehen dieser Anstalt ist eine der europäischen Ehrenhaftigkeit gezollte Huldigung; es ehrt aber auch die chinesische Regierung welche sich in diesem Falle (weil sie einsieht daß es ihr Vortheil ist) über die den Europäern feindlichen Vorurtheils zu erheben wußte. Herr Hart und seine Beamten finden Gelegenheit das Land kennen zu lernen, sich nützliche Verbindun-

gen zu ſchaffen und hiedurch, im gegebenen Falle, Europa und China vielleicht gute Dienſte zu leiſten.

Sind die in Peking lebenden Europäer, unter gewiſſen Umſtänden, Gefahren ausgeſetzt? Hierauf erwiderte man mir verneinend. Doch wird zugegeben daß ſie in zwei Fällen in eine äußerſt bedenkliche Lage gerathen könnten: wenn nämlich eine Rebellion gegen die Dynaſtie in oder bei Peking ausbräche, oder wenn ein Krieg mit europäiſchen Mächten bevorſtände oder von der Regierung für unvermeidlich gehalten würde. Dann wäre es wahrſcheinlich daß der jetzt zurückgehaltene Haß gegen die Fremden losbreche; dann wäre möglich daß es den Behörden an den Mitteln, vielleicht auch am Willen fehlte die Fremden zu ſchützen. „Wenn man uns nicht niedermacht", ſagte mir Jemand auf deſſen Urtheil ich beſonderen Werth lege, „wird man uns als Geißeln behalten. Ein zweites Abyſſinien!"

Uebrigens wird gehofft daß ſich die Dynaſtie noch einige Zeit halten werde. „Die moraliſche Grundlage dieſer Geſellſchaft", hörte ich ſagen, iſt eine fataliſtiſche Unterwerfung unter den Willen des Souverains, ſo lange er thatſächlich, das heißt durch den Willen des Himmels, im Beſitz des Thrones iſt. Zu dieſer Unterthanstreue, die mit der Rechtsfrage nichts gemein hat, tritt die angeſtammte Ehrfurcht vor den Eltern und Greiſen. Beides erzeugt eine gewiſſe Stabilität oder vielmehr eine ſtarre Unbeweglichkeit." Mit ähnlichen Beweisgründen ſucht man ſich und insbeſondere die Damen zu beruhigen. Letztere ſind ſeit dem vorjährigen Blutbade in Tien-tſin ängſtlich geworden. Eines Abends bei Tiſche ſagte mir meine liebenswürdige Nachbarin, die ich nicht verrathen werde, mit Einem Male:

„Glauben Sie, daß wir getödtet werden?“ Dies Wort bezeichnet die Lage.

Die Männer denken an keine Gefahr. Für sie besteht sie nicht. Es sind starke Seelen. An ihrem Muthe zweifeln hieße sie verunglimpfen. In Japan wie in China ist Jedermann überzeugt, Diplomaten, Konsuln, Missionäre, Kaufleute, daß nichts Schlimmes zu besorgen sei. Man denkt an die Gefahr erst wenn man dem Tode gegenüber steht, wie unheilbare Kranke ihres Uebels nur gedenken während sie leiden.

Haben die Regierungen recht gethan ihre Gesandtschaften in Peking anzusiedeln?

Vor Allem tritt uns da die Audienzfrage entgegen.*) Wer dem Kaiser naht muß Kow-tow machen, das heißt mit dem Antlitz den Boden berühren. Hieran scheiterten die in früherer Zeit nach China gesandten Botschafter. Sie wollten sich die Demüthigung nicht gefallen lassen und gingen unverrichteter Dinge nach der Heimath zurück. Die jetzigen Gesandten haben den Kaiser bisher nicht gesehen. Vom europäischen Standpunkte aus ist dies ein auf die Länge unhaltbares Verhältniß. Der Chinese findet es in der Ordnung. Er selbst würde den härtesten Strafen verfallen wenn er es wagte, bei den seltenen Gelegenheiten wo der Kaiser auf dem Wege nach irgend einem Tempel in den Straßen erscheint, den Blick zu dem geheiligten Wesen zu erheben oder sich auch nur am Fenster seiner Wohnung zu zeigen. Wenn die Gesandten hierüber mit dem Prinzen von Kung sprechen, erwidert er: „Die Etiquette macht bei

*) Sie wurde nach erfolgter Großjährigkeit des Kaisers gelöst. Er empfing die Gesandtschaften (1873).

uns einen Theil der religiösen Riten aus. Wir besitzen nicht die Macht sie abzuändern. Der Kaiser allein vermag dies zu thun. Wartet seine Großjährigkeit ab."

Von den chinesischen Staatsmännern wird die Zulassung der Gesandten als eine furchtbare Demüthigung betrachtet, als ein nationales Unglück, weil sie dem Volke klar machen würde daß der „Sohn des Himmels" weder der einzige noch der mächtigste Herrscher der Welt ist. Aus diesem Grunde lassen die Gesandten Englands und Rußlands die Frage auf sich beruhen. Sie haben kein Interesse den Sturz der Dynastie zu beschleunigen. Am thätigsten zeigt sich die französische Diplomatie; sie wird, falls sie die Audienzen durchsetzt, das Verdienst des Erfolges haben und, mit dem Verdienste, auch die Verantwortlichkeit des möglichen Rückschlags.

Noch andere Gründe sprechen gegen die Residenz der Gesandten in Peking.

Die europäischen Handelsinteressen in China sind sehr ausgedehnt. Mit England allein beziffert sich der Jahresverkehr auf die fabelhafte Summe von zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling! Der gesammte Handel findet statt, nicht in der den fremden Kaufleuten verschlossenen Hauptstadt, sondern in den „offenen Häfen" und besonders in Shanghai. Shanghai wäre also die natürliche Residenz der Legationen. In Peking sind sie, während sechs Monaten des Jahres, vom Eise blokirt, von der übrigen Welt abgeschieden, auf die russischen Kuriere die über Sibirien gehen, auf die unsichern Sendboten des chinesischen Zollamtes in Chin-Kieng am Yang-tse-kiang angewiesen. Letztere brauchen, wenn sie unter Weges nicht beraubt oder ermordet werden, fünfzehn Tage um Shanghai zu erreichen.

Dagegen aber wird vorgebracht daß die Residenz in Peking den Gesandten den beständigen Verkehr mit den Centralbehörden

ermögliche und ſie den Einflüſſen der europäiſchen Faktoreien entziehe. Beides ſeien bedeutende Vortheile.

Der Verkehr mit den chineſiſchen Miniſtern beſchränkt ſich auf ſeltene Beſuche im Tſungli-yamen (denn weder Prinz Kung noch die anderen Miniſter haben je einen fremden Geſandten in ihrer Privatwohnung empfangen). Aber man ſieht, man beſpricht ſich; man vermag hiedurch zuweilen Schwierigkeiten gleich bei ihrem Entſtehen zu beſeitigen. Sonſt würden ſie zu ernſten Verlegenheiten oder Gefahren heranwachſen. Inſofern gewährt die Anweſenheit der Geſandten einen weſentlichen Nutzen.

Hiezu tritt daß die Legationen in Peking dem nicht immer heilſamen Einfluſſe der Luft entgehen welche in den Treaty-Ports weht. Die Reſidenten ſind Kaufleute und, als ſolche, vor Allem auf ihren Gewinn bedacht; Niemand wird ihnen dies verargen. Aber es hat ſich dort eine gefährliche Tendenz entwickelt: man verwechſelt die Handelsintereſſen des Einzelnen mit den politiſchen der Geſammtheit. Das geringſte Hinderniß welchem ein Kaufmann bei irgend einer Spekulation begegnet deutet er als einen Vertragsbruch. Sofort wendet er ſich an ſeinen Geſandten, macht ihn für Verluſt oder entgangenen Gewinn verantwortlich. Handelsunternehmungen werden zum Range von Staatsgeſchäften erhoben, und in den Augen dieſer Herren haben die Geſandtſchaften nur Eine Aufgabe: ſie gegen die ſchlimmen Folgen ihrer oft mehr als gewagten Unternehmungen zu ſchützen. An Ort und Stelle und unter dem fortwährenden Drucke ſolcher Anforderungen lebend — und die welche ſie ſtellen ſind meiſt reiche, intelligente, thätige, in der Heimath angeſehene und einflußreiche Männer, welche ſich zu ihren Zwecken auch der Preſſe zu bedienen wiſſen — in dieſer Atmoſphäre lebend, würden, fragt man, die diplomatiſchen Ver-

treter und ihre Untergebenen die Unbefangenheit des Urtheils bewahren können, ohne welche es unmöglich ist die großen und bleibenden Interessen ihrer Nationen mit Nachdruck und Erfolg zu vertreten?

(28. Oktober.) Heute Morgens Besuch bei dem Prinzen von Kung, einem Bruder des Kaisers Hien-fung, und mithin Onkel des gegenwärtigen Kaisers Tung-chi. Kung ist Dekan des großen Rathes und derzeit der wichtigste Mann in China.

Man kennt seinen Antheil an den Ereignissen, zu welchen die Thronbesteigung seines Neffen Anlaß gab. Der Hof hatte sich bei Annäherung der anglo-französischen Armeen nach Je-ho geflüchtet. Dort starb Hien-fung.*) Seine zehnjährige Regierung war reich an Heimsuchungen, Unglück und Leiden aller Art, als da waren: die Rebellion der Taeping, der anglo-französische Krieg, die ungeheure Verarmung des Reiches, die Schwächung der Regierungsgewalt, das Sinken der Dynastie. Da sein Sohn erst sieben Jahre alt war, setzte der Kaiser in seinen letzten Augenblicken eine aus acht Mitgliedern bestehende Regentschaft ein. Unter den von ihm ernannten Gliedern derselben, sämmtlich entschiedenen Feinden der Fremden, waren die bedeutendsten Prinz von J, ein naher Verwandter des Kaisers; der Prinz von Ching und dessen jüngerer Bruder Shu-shu-en. Wenige Tage darauf verständigte der Prinz von Kung, in Abwesenheit des Hofes, die fremden Gesandten von dem nunmehr erfolgten Ableben Seiner Majestät. In seinem Rundschreiben liest man die Worte: „Die geheiligte Person ist, auf einem Drachen sitzend, gegen Himmel gefahren." Erst im Herbst**) kehrte der junge Kaiser nach

*) Am 22. August 1861.
**) Am 1. November 1861.

ſeiner Hauptſtadt zurück. Dieſer wichtige Schritt war lange verzögert worden. Endlich, auf den dringenden Rath des Prinzen Kung, gaben die beiden Kaiſerinnen ihre Zuſtimmung. Zwei Tage vor der Ankunft des Souverains zog ihm der Prinz mit einigen Truppen entgegen. Als die Regentſchaftsräthe Miene machten ihm den Zutritt zu verweigern drohte er mit Gewalt. Dies wirkte. Er ſah den Kaiſer und, was wichtiger war, die beiden Kaiſerinnen: die Wittwe Hien-fung's und ſeine Konkubine. Letztere hatte, als Mutter des neuen Kaiſers, von dem verſtorbenen Monarchen den Titel einer Kaiſerin zu erwirken gewußt.

Kaum in Peking angelangt, verſammelte Prinz Kung den Regentſchaftsrath und verlas ein Dekret des neuen Herrſchers. Es enthielt die Auflöſung des Rathes, die Abſetzung ſeiner Mitglieder die zugleich ihrer Aemter, Ehren und Würden entkleidet wurden; endlich die Ernennung der verwittweten Kaiſerin zur Regentin. Ein Staatsſtreich der, wahrſcheinlich auf einer früheren Reiſe des Prinzen nach Je-ho vorbereitet, die Mitglieder des Regentſchaftsrathes völlig unvorbereitet traf und mit gerechtfertigtem Schrecken erfüllte. Nur die Prinzen, J und Ching, und Shu-ſhu-en verſuchten Widerſtand. Statt ſich, wie die Anderen, in ihr Loos zu ergeben, drangen ſie unter Geſchrei in den Palaſt. Dies beſiegelte ihren Untergang. Der Fall wurde den Cenſoren und den neun hohen Höfen vorgelegt mit der Aufforderung ihre Gutachten abzugeben. Die Denkſchriften welche dieſe Behörden über die Frage einreichten ſind zum Theile in engliſchen Blättern veröffentlicht worden. In dieſer Kriſis, wo ſein Leben am Spiele ſtand, bewährte Prinz Kung die in ähnlichen Lagen nöthigen Eigenſchaften: Geiſtesgegenwart, Kaltblütigkeit, Muth. Die Prinzen J und Ching wurden in Peking, Shu-ſhu-en in geringer Entfernung

von der Stadt verhaftet. Letzterer reiste in Gesellschaft seiner Frauen (was in seinem Proceß als ein Verstoß gegen die tiefe Hoftrauer einen Anklagegrund bildete); überdies führte er einige Truppen mit sich. Ein jüngerer Bruder des Prinzen Kung, der den gefährlichen Auftrag der Festnehmung auszuführen hatte, überraschte sein Opfer bei Nacht und brachte den Gefangenen sofort nach Peking.

Die drei Räthe wurden angeklagt die Urkunde durch welche der sterbende Monarch den Regentschaftsrath einsetzte geschmiedet zu haben. Ist diese Beschuldigung begründet? Man versichert mich, die Thatsache sei nie erwiesen worden, aber mehr als wahrscheinlich. Mit solcher Eilfertigkeit wurde der Proceß geführt daß bereits am sechsten Tage nach dem Einzuge des Kaisers das Urtheil erfolgte. Die Prinzen J und Ching sollten den „stufenweisen" Tod erleiden, das heißt von unten nach oben in Stücke gehackt werden, wurden aber zum Selbstmord begnadigt, in der That im Gefängnisse erdrosselt. Shu-shu-en, den die Kaiserin Mutter wegen einer ihr früher angethanen Schmach persönlich haßte, erduldete die Behandlung eines gemeinen Verbrechers. Er wurde am öffentlichen Richtplatze enthauptet. Dieser große Herr ging dem Tode mit Kaltblütigkeit entgegen, rächte sich noch auf dem letzten Gange durch einige scharfe Witze und starb muthig.

Das Pekinger Publikum gleicht dem Publikum anderer Städte. Es liebt den Erfolg. Prinz Kung verdankt diesen Vorgängen seine ihm bis heute gebliebene Popularität und den Ruf des einzigen Mannes der im Stande sei China zu regieren. Man wußte ihm auch Dank die Kaiserinnen zur Rückkehr des Hofes nach Peking bestimmt zu haben.

Dennoch war seine Aufgabe nicht immer eine leichte. Die

Kaiſerin Wittwe, welche ſtets kinderlos war, iſt eine ſanfte, gutmüthige, etwas indolente Dame. Dagegen gilt die Mutter des Kaiſers für ehrgeizig, unruhig und rachſüchtig. Sie begann damit einen Antheil an der Regierungsgewalt zu verlangen, was ſie auch erreichte. Der Geſchäftsgang iſt folgender: Die Vorträge der Oberſten Vorſtände der verſchiedenen Dikaſterien und Räthe werden an den Miniſterrath, das Tſungli-yamen, gerichtet und ſodann, vom Prinzen Kung begutachtet, an die Kaiſerinnen geleitet, welche ſeine Vorſchläge mit dem kaiſerlichen Siegel verſehen oder ihnen dieſes verweigern. Die Beziehungen des Prinzen zur Kaiſerin Mutter, einer Gönnerin ſeiner Feinde, waren nicht immer befriedigend. Es gab Augenblicke wo ſeine Stellung erſchüttert ſchien. Einmal hielt man ihn für verloren. Ein in der Pekinger Hofzeitung veröffentlichtes Dekret entſetzte ihn aller ſeiner Würden. Die Kunde verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle und erregte allenthalben die äußerſte Beſtürzung. Hohe Beamte brachen vor ihren Untergebenen in Thränen aus. Das Reich hielt man für verloren. Da bekamen die Kaiſerinnen Angſt; das Dekret wurde im Namen des Kaiſers zurückgenommen, und Prinz Kung in ſeine Aemter wieder eingeſetzt.

Mit lebhafter Neugierde begab ich mich heute Morgens, von Herrn von Calice und Herrn Bismark begleitet, zu dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit. Raſch wurden wir durch den öſtlichen Theil der Stadt getragen. Vor dem Tſungli-yamen, einem unanſehnlichen Gebäude, fanden wir ein Häuflein Neugieriger verſammelt. Wir waren kaum aus unſeren Sänften geſtiegen als uns drei Miniſter begrüßten: Wên-ſiang, Mitglied des Rathes, einer der zwei aſſiſtirenden General-Staats-Sekretäre; Tſung-Hſün, der berühmte Dichter, betraut mit der auswärtigen Korreſpondenz und, als ſolcher, Verfaſſer aller

diplomatiſchen Staatsſchriften, endlich ein drittes minder hervorragendes Glied des Miniſterrathes. Dieſe Herren führten uns durch einen ſchmalen Korridor in einen kleinen Hof in deſſen Mitte Prinz Kung ſtand. Er ergriff meine Hand und geleitete mich nach einem Pavillon der kaum geräumig genug war um die nicht zahlreiche Geſellſchaft zu faſſen. Ein runder Tiſch trug eine große Menge von Schälchen welche ſtark gewürzte Fleiſchſpeiſen, getrocknetes Obſt und Süßigkeiten der mannigfaltigſten Art enthielten. Wir nahmen Platz, wobei mir der Prinz den Ehrenplatz zu ſeiner Linken anwies. Er und die Miniſter füllten unſere Teller mit Leckerbiſſen. An Aufforderungen zu eſſen und insbeſondere zu trinken ließen ſie es nicht fehlen. Der Wein ſchien mir geſchmacklos und hitzig; nicht ohne trübe Ahnungen entſprach ich ihren häufigen Toaſten. Glücklicherweiſe geſtatteten ſie mir mich auf die Pantomime eines trinkenden Mannes zu beſchränken. Dagegen pokulirte Tſung, der Schöngeiſt, feſt und herzhaft. Nach jedem Trunk zeigte er mir ſein leeres Glas. Dem Prinzen ſchien dies großen Spaß zu machen. Er lachte aus voller Kehle, ſprach ſehr laut und ſagte Tſung ſei ein Trunkenbold. Gegen Ende des Mahles hatte er die Güte mir ſeinen hohen Beſuch für einen der nächſten Tage anzukündigen, und als ich mich entſchuldigte dieſe Ehre nicht annehmen zu können, da meine Abreiſe auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt wäre, entgegnete er: „Dann müſſen wir heute den Wein trinken den uns General Vlangali bei meinem Beſuche vorgeſetzt hätte.“

Hr. Bismark, der mich als Dollmetſch zu begleiten die Güte hatte, entledigte ſich ſeiner ſchwierigen Aufgabe mit einer ſolchen Maeſtria daß die, übrigens nichts ſagende, Konverſation keinen Augenblick in Stockung gerieth. Mich erinnerte ſie lebhaft an die Perſonen des bekannten Romans: „Die beiden

Baſen“ *): Pe-kong, der Präſident des Bureau der Ceremonien, der mit den kaiſerlichen Monitoren U und Yang ſchäkert und trinkt. Der Prinz war (man ſagt es ſei nicht immer der Fall) bei fröhlicher Laune, nahm fortwährend an dem Geſpräche Theil und fand an den Späßen ſeiner Kollegen großen Gefallen. Ich ſagte ihm daß ſein Ruf bis nach Europa gedrungen ſei. „Wahrhaftig“, antwortete er, „ich weiß nicht wie ich dies verdiene, und wem ich mein Amt verdanke. — Zunächſt, antwortete ich, Ihrer hohen Geburt, und ſodann Ihrem Muthe und Ihrer Weisheit. Durch Muth haben Sie Ihre heutige Stellung errungen, durch Ihre Weisheit werden Sie ſich in ihr behaupten.“ Der Prinz lächelte, die Anſpielung an die, oben erwähnten, kritiſchen Tage ſeines Lebens ſchien ihm zu ſchmeicheln. „Ich weiß nicht“, ſagte er, „was ich antworten ſoll. Ich darf Ihnen nicht widerſprechen, und andererſeits kann ich ebenſowenig mein eigenes Lob ſingen. Trinken wir alſo!“

Einen Augenblick ſchien das Geſpräch eine ernſtere Wendung nehmen zu wollen. Wên-ſiang gab mir Veranlaſſung eine der brennenden Tagesfragen zu berühren und machte Miene darauf einzugehen, als ihm ein kalter ſtrenger Blick des Prinzen den Mund ſchloß.

Nachdem wir über eine Stunde bei Tiſche geſeſſen hatten, glaubte ich aufbrechen zu ſollen. Der Prinz verſprach mir ſeine Photographie. Er habe ſeinen Vorrath erſchöpft, aber werde ſie ſchicken.**) „Sie haben“, ſagte ich, „an Wichtigeres zu denken, Sie werden vergeſſen.“ — „Nein“, antwortete er,

*) Von Herrn von Remuſat aus dem Chineſiſchen überſetzt, vor Jahren auch in Deutſchland viel geleſen, aber nun ſchon lange in Vergeſſenheit gerathen.

**) Er hat Wort gehalten.

„und Du", mit befehlerischem Tone sich an einen der Minister wendend, „Du wirst nicht vergessen."

Wir wurden mit denselben Ceremonien zu unseren Sänften geleitet. Beim Abschied drückte mir der Prinz sein Bedauern aus daß ich bereits abreiste. „Es thut mir leid", sagte er, „um so mehr, als wir uns nicht wiedersehen werden." Diese Artigkeitsphrase wurde mit großer Einfachheit gesagt und mit einem Ausdrucke von Wahrheit welcher sie in mein Gedächtniß geprägt hat.

Yih-sin, Prinz von Kung, ist ungefähr vierzig Jahre alt, hat, für einen Mandju, regelmäßige Züge, einen ich möchte sagen schmachtenden Ausdruck, und, in Folge von Kurzsichtigkeit, die Gewohnheit zu blinzeln. Ein anmuthiges, etwas sarkastisches Lächeln leitet seine Scherze ein. Bevor er spricht sieht er dem Anzuredenden scharf in die Augen, schlägt aber die seinigen nieder sobald er das Wort ergriffen hat. Seine schmächtige Gestalt erreicht kaum die Mittelhöhe. Seine Züge sind schlaff; seine Gesichtsfarbe fahl. Uebrigens die Sorglosigkeit, das Sichgehenlassen, die Einfachheit der großen Herrn. Man sieht, der Mann ist enttäuscht über Manches, abgestumpft für Vieles. Er weiß zu sehr wie wenig die Gewalt glücklich macht, um ihren Besitz zu überschätzen, womit nicht gesagt sein soll daß er bereit sei ihr zu entsagen oder sie sich gutwillig nehmen zu lassen. Seine etwas weibischen Hände zeichnen sich durch ungeheuer lange Nägel aus. Eine landesübliche Sitte die ihre Bedeutung hat. Die Männer lassen die Nägel wachsen um darzuthun daß sie keine Handarbeit verrichten; den Frauen verstümmelt man die Füße um sie von den mongolischen Weibern zu unterscheiden, um zu beweisen daß die Chinesen keine Nomaden sind. Sonst könnten ja ihre Frauen den Gebrauch der Füße nicht entbehren! An der linken Hand trägt der Prinz

einen großen Ring von grünem Jade. Sein Anzug ist äußerst einfach: ein dunkelblauer Leibrock mit lichtblauen Aufschlägen und Kragen. Auf der Mütze den karmesinrothen Knopf mit gleichfarbigen Fransen. Der Prinz gilt nicht für einen geistig hochbegabten Mann, aber er besitzt, wie man mir sagt, die in seiner Stellung unschätzbare Eigenschaft die richtigen Männer zu finden und einen jeden an seinen Platz zu stellen.

Die drei Minister waren genau wie ihr Chef gekleidet. Nur trugen sie an den Mützen einen prachtvollen Pfauenschweif. Wên-siang gehört der herrschenden Rasse an; hat ein gewinnendes Aeußere, aber ausgesprochene mandjurische Züge. Tsung-Hsün ist Chinese und scheint, hierin verschieden von seinen Landsleuten, was er ist: ein gutmüthiger Lebemann. Unaufhörlich wiederholte er, seine Leidenschaften seien Wein und Poesie.

(29. Oktober). Endlich schlägt die unangenehme Stunde des Scheidens. Heute Morgen sprachen fast alle Glieder der kleinen Kolonie bei mir vor. Wir kennen uns seit gestern, und es scheint mir als lasse ich hier langjährige Freunde zurück. Im Hofe der russischen Gesandtschaft geht es lebhaft zu. Der Abschied verlängert sich; die mongolischen Ponies sind des Harrens müde; kaum daß die Mafu sie zu halten vermögen. Der liebenswürdige und geistreiche Herr vom Hause, seine Sekretäre und Attachés, der Minister der Vereinigten Staaten verlassen uns erst im letzten Augenblicke. Da werden Händedrücke gewechselt, Alles ruft „auf Wiedersehen", aber auf Wiedersehen in Europa und nicht in China! Endlich sitzen wir auf. Einige Herren, darunter der unvergeßliche Lenzi, begleiten uns vor die Stadt. Dort werden die Pferde in Galopp geworfen. Der Kosak, immer auf der Höhe seiner Mission, sorgt dafür

daß keiner der Diener, der Boys, zurückbleibe. Bald kommt die Pagode von Tung-Chow in Sicht, dann die Zinnen der Stadtmauern, endlich die Masten der Djonken. Bei Einbruch der Nacht entfalten die unserigen ihr großes Segel, und, von Wind und Strömung begünstigt, entfernen wir uns rasch von der Hauptstadt des „himmlischen" Reiches.

III.

Tien-tsin.

Vom 31. Oktober bis 7. November.

Die „Konzession." — Die chinesische Stadt. — Eine vergötterte Schlange. — Der Klub der Honoratioren von Shian-si. — Das Blutbad.

(31. Oktober.) Heute Morgen erweckt mich verworrenes Getöse. Unsere Boote gleiten rasch dahin zwischen einer doppelten Hecke von Djonken. Hinter ihnen ein Chaos von Häusern und Hütten. Wir sind wieder in Tien-tsin. Eine halbe Stunde später haben wir die „Niederlassung" erreicht. Dort harren unser ein freundlicher Empfang und eine unangenehme Nachricht. Der Westwind hat das Wasser von der Barre von Taku in das Meer hinaus getrieben. Keine Möglichkeit sie zu passiren. So wären wir denn gestrandet. Der Nordost-Monsoon kann uns allein flott machen, aber wer rechnet auf die Gefälligkeit der Winde! Wenn der Frost vor dem Monsoonwechsel eintritt, wenn der Pei-ho friert, so bleibt uns als Winterresidenz nur zwischen Peking und Tien-tsin die Wahl. Glücklicher Weise hat dieser unfreiwillige Aufenthalt seine Reize. Die Bewohner der „Konzession" bewähren ihre Gastlichkeit.

Ein jeder will uns haben. Herr Boyce und meine jungen Gefährten werden im engliſchen Konſulat untergebracht; ich nehme wieder mit Vergnügen, wie bei meiner erſten Durchreiſe, die Gaſtfreundſchaft des Herrn Henry Beveridge an. Er iſt Agent der Jardine und Co., der gute Typus des jungen Englands, des Gentleman welcher arbeitet. Seine liebenswürdige Gemahlin, aus Hongkong gebürtig aber franzöſiſcher Abkunft, vereinigt alle Abende einen kleinen Kreis um ein munteres Kaminfeuer das ſehr geſchätzt wird, an ihrem Piano das ſie meiſterhaft handhabt. Die Geſellſchaft beſteht aus Franzoſen. Die Kommandanten der beiden Kanonenboote, der franzöſiſche Konſul und ein junger Beamter des chineſiſchen Zollamtes ſind die Habitués. Zuweilen ſpricht Pater Delmaſure vor. Man ſchwätzt, man lacht, man hält nicht Haus mit witzigen Einfällen, man hat deren zur Genüge; denn in dieſem kleinen Salon ſind wir in Frankreich. Draußen eine eiſige Temperatur, ein Himmel von polirtem Stahl! Die Sterne funkeln; der Pei-ho wälzt langſam ſeine Waſſer an der Faktorei vorüber; der Wind heult dazu. Ein Wind, der geraden Weges aus Sibirien bläſt.

Die Vormittage reichen nicht aus für meine Geſchäfte. Ich war dreimal in der chineſiſchen Stadt und habe mir einen intereſſanten Zeitvertreib ausgedacht. Seit dem „großen Blutbade" ſind kaum ſechszehn Monate verfloſſen. Noch ſtehen dieſe Schreckenstage hier in friſchem Andenken. Die Reſidenten fragen ſich ob ſie wiederkehren werden. Um hierüber ein Urtheil zu fällen müßte man die Quelle des Uebels erforſcht haben. Iſt dies geſchehen? Die Berichte des engliſchen Geſandten in Peking und der engliſchen Konſuln in Tien-tſin und den andern „Häfen" enthalten viel ſchätzbares Material; da aber ſämmtliche Franzoſen welche ſich an Ort und Stelle befanden,

mit Ausnahme eines einzigen, unter den Streichen der Mörder fielen, konnten die engliſchen Angaben durch keine franzöſiſchen ergänzt werden. Ich benutzte alſo die neun Tage unfreiwilligen Aufenthalts in Tien-tſin um mit Hilfe einiger hieſiger Reſidenten an Ort und Stelle Auskünfte zu ſammeln und mit den vorhandenen zu vergleichen: mit dem Blue Book, mit den Erhebungen welche der Lazariſt Abbé Favier unmittelbar nach der Kataſtrophe gepflogen hat und mit andern authentiſchen Notizen. Ich betrachte als einen Glücksfall daß ich drei Eingeborene befragen konnte welche an den blutigen Ereigniſſen des 21. Juni 1870 perſönlich betheiligt waren: nämlich einen Mandarin, einen Diener des franzöſiſchen Konſuls und einen im Hauſe der Lazariſten angeſtellten Chriſten. Mit Hilfe dieſer Auskünfte und Studien, ſowie einer aufmerkſamen Prüfung der Oertlichkeit iſt es, glaube ich, gelungen ein wahrheitsgetreues Bild von dem „Tien-tſiner Blutbade" zuſammenzuſtellen. Doch kann ich mich der Entdeckung neuer Thatſachen nicht rühmen. Der Urſprung, die wahren Urheber der Schreckensthat, ihre eigentlichen und letzten Zwecke bleiben nach wie vor in Dunkel gehüllt.

Während ich mich in Tien-tſin mit dieſer Arbeit beſchäftigte, entſtand in mir der Gedanke mein Reiſetagebuch zu veröffentlichen.

Von der engliſchen und franzöſiſchen Conceſſion iſt nicht viel zu erzählen. In der erſteren findet man, wie in allen engliſchen Faktoreien China's und Japans, den „Bund" das heißt einen Quai auf dem, von Tien-tſin ſprechend, ein paar gut gebaute Häuſer ſtehen. Ein jedes derſelben, was für den Zuſtand der öffentlichen Sicherheit bezeichnend iſt, umgibt eine hohe feſte Mauer.

Ein jedes beſitzt ſeinen Nachtwächter. Mit einer Schnurre verſehen, macht er im Hofe die Runde, benachrichtigt durch den Lärm ſeines Inſtruments die Diebe von ſeiner Anweſenheit und ſtört die ehrlichen Bewohner in ihrem Schlafe. In den beſten Häuſern wohnen: der engliſche, der franzöſiſche, der ruſſiſche, der norddeutſche Konſul, Herr Hannen, Direktor des chineſiſchen Zollamtes, Herr Beveridge, mein Gaſtfreund, und Herr Starzoff, mein freundlicher Cicerone in Tung-chow. Im Ganzen iſt die Zahl der Europäer gering. Aber ſie beſitzen einen Klub in dem ſogar ein Ball gegeben wurde. Wegen der Ueberſchwemmung kamen die Gäſte in Kähnen angefahren. Damen hatte man nur fünf und darunter nur drei Tänzerinnen vereinigen können. Dennoch unterhielt man ſich köſtlich.

Die franzöſiſche Konceſſion beſitzt dermalen nicht ein einziges Haus. Die wenigen Reſidenten dieſer Nation wohnten in der chineſiſchen Stadt Dort befand ſich auch die Miſſion; ſeit dem Blutbade iſt die letztere aufgegeben worden; dagegen wird für die ſehr geſchmolzene katholiſche Gemeinde auf der franzöſiſchen Konceſſion eine Kirche gebaut.

Von den Konceſſionen nach der chineſiſchen Stadt zählt man etwas mehr als zwei Meilen. Während meines erſten Beſuches ſtand die Umgegend unter Waſſer. Ich glaubte mich in die venetianiſchen Lagunen verſetzt; nur die Alpen fehlten. Ein Sampan brachte uns nach der chineſiſchen Stadt. Wir ruderten über Wieſen hinweg und ſtrandeten von Zeit zu Zeit auf Gräbern die wie große Maulwurfshaufen ausſehen. Zu unſerer Linken Elgin Joſſ-houſe laſſend, den Tempel in welchem der Traktat von 1858 unterzeichnet wurde, landen wir bei einer Gruppe von Lehmhütten. Chineſiſche Städte umfängt immer

ein Gürtel von Unrath; auch uns überfallen entsetzliche Gerüche. Mit zugehaltener Nase laufen wir von dannen.

Die eigentliche oder innere Stadt von Chinesisch Tien-tsin ist ein Viereck mit gezinnten Mauern und vier Eckthürmen. Aber Handel und Gewerbe haben ihren Sitz in den Vorstädten genommen. Stadt und Vorstädte liegen am südlichen Ufer des Pei-ho und des großen Kanales der sich hier mit diesem Flusse vereinigt.*)

Eine andere Vorstadt dehnt sich am nördlichen Ufer aus. Dort, hart am Pei-ho, an einer Stelle wo er eine Biegung macht, erhebt sich die Kathedrale, gemeinhin die französische Kirche genannt. Dies schöne Gebäude war kaum vollendet, als es während des Blutbades zerstört wurde. Die Mauern, der Thurm und die Seitenthürmchen blieben stehen. Der Brand der hölzernen Treppe verhinderte die Mordbrenner das Dach zu ersteigen und das Werk der Zerstörung zu vollenden. Neben der Kathedrale standen das Missionshaus der Lazaristen und das französische Konsulat. Beide sind eine Beute der Flammen geworden und gänzlich verschwunden. Der Platz den sie einnahmen wurde in einen Kirchhof verwandelt. Weiter oben, gleichfalls am Flusse, ungefähr fünf Minuten Weges von der Kathedrale, befindet sich der Yamen des Kommissärs der „drei Nord-Häfen". Hinter den eben genannten Gebäuden beginnt ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen welche von dem übelst berüchtigten Theile der Bevölkerung bewohnt werden.

Eine einzige Schiffbrücke verbindet die beiden Ufer; sie wird zu gewissen Stunden geöffnet um den Djonken Durchlaß zu geben; der Strom hat hier eine starke Strömung und die

*) In Tien-tsin sagte man mir, dieses Wasser sei nicht der große Kanal, sondern ein Fluß Namens Yü-ho. Ich überlasse den Geographen die Richtigstellung dieser Angabe.

Ueberfahrt in Kähnen iſt ſchwierig, zuweilen gefährlich; daher nichts leichter als die Kommunikation zwiſchen beiden Ufern zu unterbrechen. Der Leſer wird gebeten ſich dieſen Umſtand gegenwärtig zu halten.

Mit Ausnahme der Pekinger Tartarenſtadt der das mongoliſche Element ſeinen Stempel aufdrückt, haben alle chineſiſchen Städte dieſelbe Phyſionomie: ein Stadtgraben, beſſer geſagt eine Kloake, eine gezinnte Ringmauer, die Stadtthore erhöht und mit zwei oder drei über einander geſtellten Dächern verſehen; die Gaſſen, Gäßchen und Sackgaſſen enge, ſchmutzig, ſtaubbedeckt und mit Miſt und Unrath aller Art gefüllt; die Häuſer ohne architektoniſche Verzierung; viele gut und ſchlecht verſehene Butiken; die Thee-, Tabak- und Arzneiläden an den reich vergoldeten Auslagen und Schildern erkenntlich; die Wohnungen der reichen Leute hinter hohen Mauern verſteckt; zwei oder drei Yamen, mehr oder weniger verfallen aber doch impoſant: am Eingange ein oder zwei Fahnenſtangen, im Hofe, neben den zwei Drachen aus Stein oder Terrakotta, eine Menge von Leuten die, in Lumpen gehüllt, als Bittſteller Reihe machen oder wenn ſie das Gewiſſen drückt einer gehörigen Anzahl Bambusſtreiche, wenn nicht Ueblerem, entgegenſehen. Hie und da ein Tempel. Wir werden uns bei ihm nicht aufhalten. Es lohnte kaum die Mühe noch die Ellbogenſtöße der Vorübergehenden. Wer könnte auch ſtehen bleiben in dem Gedränge! Und was für Geſtalten! Eingefallene Wangen, hohle Augen, fahle Geſichter. Eine Fluth menſchlicher Wogen in einem Felſenbette, überragt von der Sänfte eines Mandarins oder reichen Kaufmanns, von Waarenballen die auf Bambusſtäben ſchwanken, von dem Zeltdache ſchwerfälliger knarrender Wagen, von Weibern und Kindern die auf Schubkarren im Moraſte einherſchiffen. Das zarte Geſchlecht iſt nicht ſchön und in den Gaſſen wenig zahlreich vertreten. Damen von

Rang zeigen ſich ſelten und Weiber aus dem Volke nur wenn die Pflichten des Haushalts ſie dazu nöthigen.

Wir nähern uns einem Thore der inneren Stadt: ein gewaltiges Gewölbe aus maſſivem Stein, darüber ein zweiſtöckiger pagodenartiger Thurm. Der Durchgang iſt ſchwierig. Schubkarren, Wagen und Sänftenträger waten im Kothe. Die Fußgänger ſchwanken auf einem drei bis vier Fuß hohen Bretterſteg der ſo eng iſt daß zwei Perſonen ſich nur mit Mühe ausweichen. Iſt es ein Spiel meiner Einbildungskraft, iſt es Wirklichkeit? Dieſe chineſiſchen Straßenbilder wirken auf mich wie ein Alp. Callot allein vermöchte die grotesken Teufeleien wiederzugeben. Je mehr wir uns dem Thorwege nähern, je dichter wird die Menge. Gerne wäre ich umgekehrt; aber es iſt zu ſpät. Der dunkle ſchwarze Trichter verſchlingt mich bereits. Mein Begleiter, das Urbild des angloſächſiſchen Titanen, bricht ſich vor mir Bahn. Ich ſuche ihm zu folgen, aber die Menge trennt uns. Wehe dem Fremdling der hier ſtrauchelt! Keine hilfreiche Hand wird ihm gereicht werden. Es wird einen fremden Teufel weniger geben im chineſiſchen Reiche. Er iſt zufällig gefallen, und zufällig wurde er zertreten. Der Zufall zahlt keine Entſchädigung; er wird nicht nach den Ufern des Amur verbannt; man ſchlägt ihm nicht den Kopf ab. Mittlerweile werde ich, abſichtlich oder zufällig, von den Paſſanten (o die rohen Geſellen!) an den Rand des Steges gedrängt. Schon ſehe ich mich im Kothe liegen, unter den maſſiven Rädern der Karren, unter den Hufen der mongoliſchen Ponies, unter den breiten Füßen der Laſtträger und der Kamele. In dieſem kritiſchen Augenblicke ergreife ich den Zopf eines hochbeinigen Herrn der vor mir geht. Gibt es eine eigenthümlichere, eine beklagenswerthere Lage? Ein anſtändiger Europäer am Zopfe eines Chineſen hängend; der Chineſe wuthentbrannt aber durch

das Gedränge verhindert von ſeinen Fäuſten Gebrauch zu machen; ſein Geſicht unter furchtbaren Grimaſſen nach dem weißen Manne gekehrt den er wider Willen im Schlepptau führt; ich immer am Zopfe feſthaltend und, da uns der ſprachliche Ideenaustauſch verſagt iſt, durch Mienenſpiel und graziöſes Lächeln bemüht den gerechten Zorn meines unfreiwilligen Retters zu beſchwichtigen!

Seit einigen Wochen herrſcht in Tien-tſin große Aufregung. Ein Gott iſt erſchienen in Geſtalt eines Drachen, welcher Drache die Geſtalt einer Schlange annahm und von einem Bauern der Provinz Honan gefunden und hieher gebracht worden iſt. Er wird in einer elenden Pagode der Verehrung der Gläubigen ausgeſetzt. Der ihm als Abſteigequartier dienende Tempel liegt am nördlichen Ufer in dem oben erwähnten, mit Recht verrufenen Stadtviertel. Durch mehrere krumme Gäßchen ſchreitend gelangen wir an ſeine Schwelle. Um nicht dem kleinen Thiere dieſe Artigkeit bezeigen zu müſſen nehmen wir bereits am Eingange der Pagode die Hüte ab. Unſer Freund, ein Mandarin, führt uns in das Heiligthum. Mit Früchten und Gebäck gefüllte Körbe und andere Gaben der Gläubigen ſind ringsum angehäuft. Am Altar ruht, zuſammengerollt und bewegungslos, auf einem mit gelbem Papier bedeckten Teller, eine etwa fünfzehn Zoll lange Schlange. So weit das künſtliche Dämmerlicht es geſtattete, konnten wir das Thierchen mit Muße betrachten. Mittlerweile folgten ſich die Andächtigen, knieten am Fuße des Altars nieder, legten ihre Geſchenke auf den Boden und entfernten ſich ohne die drei Fremden eines Blickes zu würdigen.

Dem Heiligthume gegenüber war eine Schaubühne errichtet

auf welcher den ganzen Tag über gespielt wird. In der Mitte der Halle befinden sich die reservirten Plätze, ein runder Tisch und Lehnstühle für die Mandarine und andere von Nah und Fern gekommene Notabeln. Nachdem sie ihren Kow-tow gemacht, nehmen sie Platz. Von dem Gotte ist weiter keine Rede mehr.

Die Ehrenwache bei dem Drachen hält ein militärischer Mandarin, derselbe welcher, wie man weiter unten sehen wird, bei den Tien-tsiner-Mordthaten eine mehr als verdächtige Rolle gespielt hat. Bei dem Processe schlüpfte er mit einfachem Amtsverluste durch, später wurde er sogar zum Kommandanten der Festung von Taku ernannt, schien sich jedoch dort zu langweilen, was ich ihm nicht verübeln kann, kam oft ohne Urlaub nach Tien-tsin und wurde deshalb abermals abgesetzt. Jetzt ist er der kleinen Schlange als Kammerherr in außerordentlichem Dienste zugetheilt. Ich hatte die Ehre die Bekanntschaft dieses Ehrenmannes zu machen der die Manieren eines Gentleman mit der Physionomie eines Galgenstrickes vereint.

Wer die chinesische Stadt mit Genuß und Nutzen sehen will, stelle sich unter die Führung eines Eingeborenen von Stande. Auch heute begleitet uns der junge Mandarin. Er ist ein Typus seiner Gattung: Gesichtsfarbe bläßlich, Backenknochen vorspringend, Wangen voll, Hände fleischig, Nägel klauenartig, Zopf üppig, die Gestalt bereits beleibt und für das reifere Alter den obligaten Fettwanst verheißend. Der Anzug: zwei matratzenartig gesteppte Leibröcke von blauem Tafft, einer über dem anderen getragen, denn es ist bereits bitter kalt; am Hute der Knopf von der dem Range entsprechenden Farbe; Alles, Mann und Kleidung, reinlich, sorg-

fältig gehalten und, in gewiſſem Sinn, elegant. Dabei die Manieren des Bureaukraten der, je nach dem Range der Perſonen mit denen er ſpricht, unterwürfig oder befehlshaberiſch iſt, förmlich oder kurz angebunden und mit Niemandem vertraulich.

Wir vermeiden das Gedränge der Hauptarterien und ſchlendern von Bude zu Bude. Ich ſehe ſehr ſchöne Pelze. Tien-tſin iſt ein Hauptmarkt für dieſen Artikel. Wir treten in ein Opiumhaus. Traurige und widerliche Scenen. Bad, bad, ſagt unſer Mandarin. Aus Bad und Good beſteht ſein engliſches Wörterbuch. Glücklicherweiſe ſpricht mein anderer Begleiter, der franzöſiſche Konſul, Hr Dillon, mit ſeltener Geläufigkeit chineſiſch.

Dem Klub der Notabeln von Shanſi gilt unſer nächſter Beſuch. Die Provinz Shanſi zählt viele reiche Leute und viele von ihnen kommen nach Tien-tſin. Mehrere haben ſich hier niedergelaſſen. Alle Morgen verſammeln ſie ſich in ihrem großartigen Klub. Weder die Pariſer Cercles noch die erſten Klubs in London oder Wien können mit ihnen den Vergleich aushalten.

Dieſe große Anſtalt beſteht aus mehreren Häuſern und getrennten Kiosken, wo man ſich zum Geſpräche vereinigt oder Bekannte und Geſchäftsfreunde empfängt . Es ſind längliche, ſchmale, hohe Räume mit längs den Wänden ſymmetriſch aufgeſtellten Tiſchen und Stühlen. Die Wände bedeckt ein ſchön geſchnitztes Holzgitter. Im Theater, deſſen ſehr ſchöne Hängelampen von Porzellan mir auffielen, wird jeden Vormittag geſpielt. Der Präſident des Klubs hat die Güte uns das Repertoire vorweiſen zu laſſen. Es ſind zwei bis drei Fuß lange Stäbe von Elfenbein deren jeder den Titel eines Stückes enthält. Wir wählen ein hiſtoriſches Drama. Während die Schauſpieler ſich

beeilen das Vaudeville welches ſie eben aufführen zu Ende zu ſpielen und ſich aus Hanswurſten in Helden und Götter zu verwandeln, werden wir von unſerm Amphytrion mit Kuchen, Süßigkeiten und Früchten bewirthet, wobei der Thee natürlich in Strömen fließt. Nur mit Mühe entgehen wir einer Einladung zum Diner. Mittlerweile füllt ſich der Saal. Mehrere Herren treten ein, alle den höheren Ständen angehörig: meiſt Literaten und reiche Kaufleute deren einige gegen Bezahlung den Rang eines Mandarin erworben haben. Sie verneigen ſich gegen einander ſehr tief, ſchütteln die Köpfe, verrichten zum Schluſſe, mit vorgeneigtem Oberkörper, den Chin-chin, das heißt ſie zeigen ſich die Fäuſte indem ſie ſie an einander drücken und ihnen eine rotirende Bewegung verleihen; das Tempo hiebei regelt ſich nach dem Grade der Verehrung die man ſich ſchuldig iſt. Sodann treten ſie zu den Tiſchen deren jeder von vier Stühlen umgeben iſt. Hier beginnt eine neue Reihe von Artigkeitsbezeigungen. Niemand will ſich zuerſt niederlaſſen oder den Platz zur Linken, den Ehrenplatz, einnehmen. Nachdem dieſe Schwierigkeiten glücklich überwunden, und die Schauſpieler ſich gehörig geſchminkt und koſtümirt haben, beginnt das Stück. Dieſelben Geſichtsverzerrungen wie in anderen chineſiſchen Theatern, derſelbe Lärm eines hölliſchen Orcheſters, dieſelben Kämpfe und feierlichen Aufzüge, und dieſelbe Geſchicklichkeit der jungen Leute die Stimme, den Gang und die Gebehrden von Frauen nachzuahmen.*)

Mittlerweile geräth das Geſpräch mit dem Präſidenten nicht in Stockung. Unter vielen andern Artigkeitsphraſen ſagte er uns: „Europa übertrifft China. Ihr habt den Telegraphen und Eiſenbahnen, und Nachts ſind die Gaſſen Eurer Städte

*) Bekanntlich dürfen in China Frauen auf den Bühnen nicht erſcheinen.

hell wie bei Tage. Wir ſind ſehr zurück". Was mir bei den Literaten beſonders auffällt, iſt ihre vollendete Artigkeit, ihr ungezwungenes freies Benehmen — in der That, man vergißt daß ſie halbe Barbaren ſind — zugleich aber die Leerheit ihrer Geſpräche und die Armuth an Gedanken.

Zum Schluſſe zeigte uns der Präſident den reich vergoldeten Tempel des Klubs, deſſen Götzen mir ganz beſonders ſcheußlich ſchienen, und begleitete uns hierauf, ein Beweis von nicht gewöhnlichem Muthe, bis in die Gaſſe wo er, in Gegenwart einer neugierig aber nicht feindſelig ausſehenden Volksmenge, den Chin-chin verrichtete und alle anderen Abſchiedspflichten erfüllte welche ein chineſiſcher Gentleman ſich und Seinesgleichen ſchuldig iſt.

Ich ſagte ein Beweis von Muth, denn die Erbitterung gegen die Fremden beſteht noch heute. Zwar ſind in neueſter Zeit keine Gewaltthaten vorgekommen; aber das Mißtrauen, und zwar ein wechſelſeitiges, wuchert fort. Europäer ſowohl als Chineſen lauſchen den unheimlichen, periodiſch immer wieder auftauchenden Gerüchten von Krieg und von neuen Metzeleien. Noch vor zwei Monaten ſagten die Eingeborenen, ſie würden nächſtens alle Fremden „waſchen", das heißt umbringen. Die europäiſchen Kaufleute, fünf an der Zahl, haben zwar ihre Magazine in der chineſiſchen Stadt wieder geöffnet; aber ſie wagen nicht mehr dort die Nacht zuzubringen; jeden Abend ziehen ſie ſich nach den Konceſſionen zurück.

Einen Monat vor den traurigen Ereigniſſen, deren Geſchichte *) ich hier zu ſchreiben gedenke, herrſchte in der großen

*) Ich ſchreibe die Geſchichte des Blutbades von Tien-tſin nach den mündlichen Mittheilungen der Herren Geſandten in Peking, der hier und in

Stadt Tient-sin tiefe Ruhe. Es gab zwar Menschen welche ihre Abneigung gegen die Fremden nicht verhehlten; zuweilen hörte man Schimpfreden und Drohungen, und man mußte in den amtlichen Regionen in Peking wie auf den Konsulaten wissen daß die Zustände im Allgemeinen nicht befriedigend waren. Zehn Jahre waren verstrichen seit der Erschließung des großen Reiches, und keine wahrhafte Annäherung hatte zwischen Einheimischen und Fremden stattgefunden. Jedoch, kleine und dem Anscheine nach unbedeutende Zwischenfälle abgerechnet, verriethen die fünf- oder sieben- oder neunhunderttausend Bewohner der Stadt Tien-tsin — so weit laufen die Angaben hierüber auseinander — keine feindselige Stimmung gegen die wenigen Europäer, Missionäre oder Kaufleute welche gewagt hatten die Konzessionen zu verlassen und sich in dieser großen und volkreichen Stadt anzusiedeln.

Unter den dort wohnenden Fremden muß vor Allem der französische Konsul genannt werden. Er war der einzige unter seinen Kollegen welcher die Verbannung in der chinesischen Stadt, wo sich die unter seinem Schutze stehenden katholischen Institute befanden, dem bequemeren und sichreren Aufenthalte in der Faktorei vorzog. Obgleich von reizbarem Temperamente, genoß Herr Fontanier doch der allgemeinen Achtung. In der

---

Shanghai residirenden Konsuln; des Lazaristen Pater Favier, des englischen Arztes Doktor Frazer, des russischen Kaufmanns Herrn Starzoff, sodann der bereits erwähnten drei Chinesen welche ich mit Hilfe eines tüchtigen Sinologen befragen konnte, und die Augenzeugen der Mordscenen waren. Ich habe Herrn Coutries, den einzigen überlebenden Franzosen, nicht gesehen, doch wurden mir seine Aussagen mitgetheilt. Im Klub fand ich ein Exemplar des englischen Blue Book. Ueberdies konnte ich in einige Briefe der ermordeten Patres Chevrier und Du Einsicht nehmen. Meine Citationen des Blue Book beziehen sich ausschließlich auf die: Papers relating to the massacre of Europeans at Tien-tsin, presented to both houses of Parliament, China No. 1. (1870).

letzten Zeit allerdings hatte ſich in ihm die Geneigtheit zu Zornesausbrüchen geſteigert, und ſeine Freunde begannen ſich allmälig von ihm zurückzuziehen. Außer Herrn Fontanier wohnte nur Ein Europäer im Konſulat, ſein Kanzler Namens Simon.

Der unmittelbare Nachbar des Konſuls war der Lazariſt Pater Chevrier, Vorſtand der katholiſchen Miſſion von Tientſin. Eine niedere Mauer ſchied die Höfe des Konſulats und des Miſſionsgebäudes, aber die Beziehungen zwiſchen dem Konſul und dem Miſſionär waren erkaltet. Herr Chevrier, ein Mann von ſanftem und heiterem Naturell, hatte ſich Herrn Fontaniers Mißfallen zugezogen weil er ihm, aus Anlaß der gefahrvollen Lage, dringende wenngleich ehrerbietige Vorſtellungen machte. Ein chineſiſcher Pater Namens Ou, ein guter Prieſter, eifrig in ſeinem Berufe, unterrichtet, gegen Jedermann zuvorkommend *); ſodann der katholiſche Literat Wang-ſan und einige einheimiſche Diener bildeten mit den Kindern des Waiſenhauſes die Einwohnerſchaft der Miſſionsanſtalt welche übrigens von den Mitgliedern der einheimiſchen chriſtlichen Gemeinde, der „Chriſtenheit" wie man in China ſagt, gerne und häufig beſucht wurde.

Jenſeits des Waſſers, im belebteſten Theile einer der großen Vorſtädte, nicht weit vom Fluſſe, ſtanden eine kleine Kirche, das Haus, Spital und Orphelinat der Schweſtern des heiligen Vincenz de Paula. Zehn an der Zahl, darunter ſechs Franzöſinnen, zwei Belgierinnen, eine Toskanerin und eine Irländerin, beſchäftigten ſie ſich mit Unterricht und Krankenpflege. Doktor Frazer, ein engliſcher Arzt, obgleich er in der Faktorei wohnte, obgleich er Proteſtant war, behandelte ihre Kranken

*) Nach dem Zeugniſſe ſeines Biſchofs, Monſeigneur de Laplace, und Aller die ihn kannten.

aus Menſchenliebe. Ueber die Achtung und Beliebtheit deren ſich die Schweſtern bei der Bevölkerung erfreuten herrſcht nur Eine Stimme. Die Schweſter Marie, insbeſondere, wurde häufig in chineſiſche Häuſer geladen. Erſt in den letzten Tagen vor der Kataſtrophe ſah ſie ſich genöthigt ihre Beſuche in den Hütten der Armen einzuſtellen.

Die übrigen Reſidenten waren franzöſiſche, engliſche und ruſſiſche Kaufleute, zwei Schweizer und eine Franzöſin, im Ganzen zwölf oder dreizehn Perſonen.

In der chineſiſchen Welt nahm Chung-hou die erſte Stelle ein. Er war einer der Oberwächter des Erbprinzen, ausgezeichnet mit den Inſignien des erſten Grades und einer Pfauenfeder mit zwei Augen, General-Lieutenant der Diviſion Hanchün von der rothen Fahne, und einer der Vice-Präſidenten im Kriegsminiſterium.*) Als Mandju und eine bei Hofe wohl geſehene Perſönlichkeit, hatte er ſich ſeit zehn Jahren auf dem Poſten des Kommiſſärs der „Drei Nordhäfen“**) zu erhalten gewußt. Wie der Vice-König von Nanking in Mittelchina, wie der Vice-König von Kanton im Süden, war er mit der Leitung aller die Fremden betreffenden Angelegenheiten betraut. Letztere rühmten ſein Wohlwollen, ſeine Zuvorkommenheit, ſeine artigen und feinen Manieren. Die Agenten der Mächte welche mit ihm in Geſchäftsberührung traten hatten von ihm die beſte Meinung gefaßt. Den Provinzial- und ſtädtiſchen Behörden gegenüber war ſeine amtliche Wirkſamkeit nicht klar begrenzt, daher es zuweilen an Reibungen nicht fehlte. Chung-hou hatte, in rein chineſiſchen Angelegenheiten, keine Gerichtsbarkeit. Sein Einfluß auf den Generalgouverneur der Provinz, auf den Taotai und die ſtädtiſchen Magiſtrate von Tien-tſin konnte

*) Blue Book S. 83.

**) Dieſe drei Häfen ſind Che-fu, Tien-tſin und New-Chwang.

ſich nur auf vertraulichem Wege geltend machen: durch das natürliche Anſehen welches ihm ſeine mandjuriſche Abkunft verlieh, durch ſeinen hohen Rang und die Gunſt in der er am kaiſerlichen Hofe ſtand. Ueberdies führte er den Oberbefehl über die um Tien-tſin verſammelten Truppen, ungefähr viertauſend Mann.

Der Generalgouverneur von Chi-li reſidirt abwechſelnd hier und in der Provinzial-Hauptſtadt Pao-fing-fu welche hundert Meilen von Peking und ungefähr ebenſo ſo weit von hier entfernt iſt. Tſeng-kwo-fan, der neu ernannte Gouverneur, hatte ſich durch die Eingriffe Chung-hou's in ſeinem Wirkungskreis verletzt gefühlt und in dieſer Stimmung faſt alle höheren Poſten ſeiner Provinz mit neuen Männern beſetzt. Zur Zeit der Metzeleien befand er ſich in der Provinzialhauptſtadt.

Nach ihm waren die höchſtgeſtellten Beamten in Tien-tſin: Chou, der Taotai oder oberſter Verwaltungschef der Departements von Tien-tſin und Ho-kien-fu;

Chang, der Chih-fu oder Bezirksvorſtand von Tien-tſin;

Lin, der Chih-hüen oder Stadtmagiſtrat. Der Chih-hüen iſt gewiſſermaßen der Bürgermeiſter und, obgleich aus der Klaſſe der niederen Mandarine entnommen, immer eine wichtige und einflußreiche Perſon. Er übt in allen Civil- und Kriminalfällen die Gerichtsbarkeit aus; nur Todesurtheile bedürfen der Beſtätigung des Generalgouverneurs.

Endlich der Chen-ta-ſhuai, der militäriſche Diſtriktskommandant.

Mehrere Tage vor dem Blutbade kam General Chên-kwo-ſhuai nach Tien-tſin Aus der Provinz Hupeh gebürtig, in die Taeping-Rebellion verwickelt, ſpäter, als Belohnung für den Verrath den er an einigen Aufrührern, ſeinen Kameraden, geübt, zum Range eines Titu erhoben, das heißt Befehlshaber

eines Korps unregelmäßiger Truppen, war Chên-kwo-ſhuai die Schmach und der Schrecken der kaiſerlichen Regierung, und zugleich der Liebling des Pekinger Pöbels. In den Provinzen galt er für einen Eiſenfreſſer, Störenfried, Bedränger und Ausſauger des Volkes. Seine den Europäern feindſeligen Geſinnungen waren allgemein bekannt. In Nanking und in Chinkiang hatte er davon neuerliche Proben abgelegt. Nun erſchien er in Tien-tſin, ohne amtlichen Auftrag, aus freiem Antriebe, an der Spitze einer Schaar von etwa ſechshundert Miſſethätern. Bald ſollte man erfahren warum er gekommen war.

Außerhalb den officiellen Kreiſen zählt die Stadt noch eine beträchtliche Anzahl von Literaten. Man weiß was dieſe Literaten ſind, und welche Geſinnungen ſie gegen die Fremden beſeelen. Hier dürfen die achtundvierzig alten und mehrere neue Feuerlöſch-Korporationen nicht vergeſſen werden. Die Anführer der erſteren ſind durchwegs Literaten. Zu dieſen Leuten welche, militäriſch abgerichtet und in Kompagnien getheilt, gewiſſermaßen die geordnete Heeresmacht der Unordnung ſind, treten die Jmin oder ehemaligen Freiwilligen aus der Zeit der Taeping-Rebellion welche Waffen tragen dürfen und gleichfalls von Licentiaten oder Doktoren befehligt werden. Dennoch war noch kein Anzeichen von Aufregung oder von Vorbereitungen zu irgend einem Anſchlage gegen die Ausländer bemerkbar. Das Volk ging, wie gewöhnlich, ſeinen Beſchäftigungen nach. Tien-tſin befand ſich in ſeinem normalen Zuſtande.

Aber um die Mitte Mai*) begann ſich die Lage zu ändern. Beunruhigende Gerüchte wurden in Umlauf geſetzt: Kinder waren verſchwunden. Sie ſeien von Leuten geſtohlen worden

*) 1870.

die im Solde der Miſſionäre ſtänden. Die Kloſterfrauen hätten ſie getödtet, ihnen die Augen ausgeriſſen, damit Arzneien und Zaubermittel bereitet. Dergleichen Albernheiten hörte man nicht zum erſten Male. Es war alſo zu hoffen daß, wie ſo oft vorher, auch diesmal das müßige Geſchwätz allmälig verſtummen würde. Das Gegentheil fand ſtatt. Dieſe und ähnliche Mährchen vermehrten ſich. Auffallend war nicht die überall und immer ſchlechte Haltung des Pöbels, ſondern das offenbar geänderte Benehmen der anſtändigen Leute. Unbeſtimmte Schrecken, eine abergläubiſche Furcht bemächtigten ſich des Publikums. Die guten „Schweſtern", ſonſt ſo beliebt, ſo geachtet, begegneten wenn ſie ausgingen nur mehr kalten oder finſteren Mienen. Niemand trat mehr wie ſonſt zur Seite um ihnen Platz zu machen. Eines Abends ſammelten ſich einige Haufen vor ihrem Hauſe. An den folgenden Abenden abermals Volksauflauf. Die Anklagen gegen ſie wurden immer lauter. Beſchwerende Thatſachen wurden vorgebracht, behauptet, geglaubt. Noch keine Ausſchreitung; noch keine Störung der Ordnung, aber drohende, mit jedem Tage ſteigende Bewegung der Gemüther. Dieſe ungeheure Bevölkerung von Tien-tſin bebte wie das Laub unter den erſten Windſtößen die, dem Sturme vorauseilend, durch den Wald heulen.

Der Zufall ſchien ſich mit den Urhebern dieſer finſtern Gerüchte zu verſchwören. Im Waiſenhauſe der Schweſtern brach eine anſteckende Krankheit aus. Mehrere Kinder ſtarben und wurden auf dem Armenkirchhofe, hinter dem franzöſiſchen Konſulate, begraben. Während einiger Tage*) lief jeden Morgen eine Menge Volkes dahin; Särge wurden geöffnet, Gebeine umhergeſtreut, mit Chriſtenleichen gröblicher Unfug getrieben. Pa-

*) Zum erſten Male am 4. Juni.

ter Chevrier eilte herbei, faßte einen der Gräberſchänder beim Kragen und führte ihn auf das Konſulat. Er ſelbſt begab ſich zu Herrn Fontanier und beſchwor ihn die Dazwiſchenkunft der chineſiſchen Behörden in Anſpruch zu nehmen. Man muß, ſagte er, die Aufregung beſchwichtigen; mit Leichtigkeit werden die Mandarine, wofern ſie nur wollen, die Ruhe wiederherſtellen; wenn den Literaten freies Spiel gelaſſen werde, ſo müſſe man ſich auf das Aergſte gefaßt machen. Wir ſind allein, wie verloren inmitten dieſer ungeheuren Bevölkerung; die Konceſſionen ſind ferne und könnten uns auch, da ſie ſelbſt bedroht ſind, kaum zu Hilfe kommen; nicht Ein Kanonenboot liege im Pei-ho. So ſprach, aber vergebens, der Vorgeſetzte der Miſſion zum Konſul der, dieſer und ähnlicher Vorſtellungen müde, ihm, ſtatt aller Antwort, das Haus verbot.*)

Indeß verſchlimmerte ſich die Lage augenſcheinlich. Pater Chevrier ſchildert ſie fünf Tage vor ſeinem Tode in einem Briefe der das Datum des 16. Juni trägt. „Immer verſpätet", ſchreibt er einem Berufsgenoſſen in Peking. „Schon iſt es halb zehn Uhr, und ich habe noch an dieſen und jenen, aber vor Allen an Sie zu ſchreiben. Beten Sie wenigſtens daß ich nicht nach Thorſchluß in den Himmel komme. Vorgeſtern hat die Oberin, in Begleitung der Schweſter Sullivan, ſich entſchloſſen zu unſerm Konſul zu gehen. Zwei Engländer die die Anſtalt der Schweſtern beſuchten riethen zu dem Schritt. Die Schweſtern wurden nicht ſchlecht empfangen. Auf mich kam nicht die Rede. Aber über die gegen uns vorgebrachten immer mehr beglaubigten furchtbaren Verleumdungen den chineſiſchen Behörden auch nur ein Wort zu ſagen, dazu, meint der Konſul, ſei es noch nicht an der Zeit. Heute wird unter Anderem erzählt daß der erſte und

*) Bereits am 9. Juni.

zweite (chineſiſche) Katechiſt in Verzweiflung ſeien, weil die Tochter des Erſtren und des Zweiten Gattin getödtet worden ſeien. Heute, am Fronleichnamsfeſte, kam nicht Eine Frau zur Kirche! Die heidniſchen Freunde der Chriſten ziehen ſich von ihnen zurück und ſagen ſie ſeien Böſewichte. Heute habe ich verſucht ſie (die Chriſten) zu überzeugen daß ſie glückliche Menſchen ſind. Beati estis quum maledixerint vobis propter me. Gaudete et exultate quoniam! Aber dies will ihnen nicht einleuchten. Schweſter Marie ſagte mir heute daß, wenn ſie ſich in einem der Dörfer zeigt wo ſie faſt immer mit Freuden aufgenommen wurde, Jedermann flieht oder ſich verſteckt. Ich wurde gefragt ob ich nicht für unſere Anſtalten beſorgt ſei, weil ſich Banden von Unruhſtiftern gebildet haben. Inmitten dieſer hölliſchen Umtriebe ſetzen wir und die Schweſtern unſer Vertrauen in Gott und verzweifeln nicht daß uns von Oben Hilfe komme."

Gereizt und noch mehr beunruhigt als gereizt über die unerklärliche Unthätigkeit Fontanier's, eilte Pater Chevrier nach den Konceſſionen, beſuchte den ruſſiſchen Generalkonſul, theilte ihm mit was ſich zwiſchen ihm und Herrn Fontanier zugetragen, bat ihn auf ſeinen franzöſiſchen Kollegen und mit, der Hilfe des letzteren, auf Chung und die ſtädtiſche Behörde zu wirken. Herr Skatſchkoff welcher die Lage ganz wie der Abbé beurtheilte ließ ſich, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach der chineſiſchen Stadt tragen. Vor dem Konſulate angelangt, wurde er unter dem Verwande abgewieſen, Hr. Fontanier ſei ausgegangen. Er bat alſo Letzteren ſchriftlich um eine Unterredung und kehrte nach der Faktorei zurück. Am nächſten Morgen erhielt er Herrn Fontanier's Beſuch. Als er aber die Rede auf die brennende Tagesfrage brachte, erhob ſich der franzöſiſche Konſul und machte mit den Worten: „Das geht Sie nichts an", der Unterredung ein Ende.

Mittlerweile vermehrten ſich die bedenklichen Zwiſchenfälle. Eines Abends blieb ein junges Mädchen vor einer Bude ſtehen um Reis zu kaufen. Frauen und Mädchen betreten nie das Innere eines Kaufladens; die junge Perſon reichte alſo, wie dies üblich iſt, ihren Korb in welchen ſich einige Sapeken befanden dem Kaufmann durch die Thüre. Dieſer nahm das Geld, füllte den Korb mit Reis und wollte ihn ihr zurückſtellen, als er bemerkte daß ſie verſchwunden war. Er trat auf die Gaſſe hinaus und ſah ſie in einiger Entfernung einem Unbekannten folgen. Die Sache ſchien ihm nicht geheuer. Er theilte ſie den Nachbarn mit. Auch ſie meinten der Mann ſei ein Zauberer. Man lief ihm alſo nach, nahm ihn feſt, mißhandelte ihn, ſchleppte ihn vor den Chih-hüen der ihm zuerſt einige Bambusſtreiche ertheilen und dann, aus Mangel an Beweiſen, in Freiheit ſetzen ließ. Murrend entfernte ſich das Volk.

Zwei Tage darauf erſchienen zwei fremde Chriſten in dem weſtlichen, von Muhamedanern bewohnten, Stadtviertel. Sie trugen einen Sack am Rücken und führten zwei kleine Knaben an der Hand. Dies fiel auf. Um den Zweck ihrer Reiſe befragt, liefen ſie davon. Ein Grund mehr ſie für Hexenmeiſter zu halten. Sie wurden verfolgt, eingeholt, nach dem Yamen des Chih-hüen geſchleppt. In ihren Säcken fand man einige mexikaniſche Dollar, eine vorzugsweiſe unter Europäern gangbare Münze, und einige Packete mit Arzneimitteln. Sofort auf die Folter geworfen, ſagten ſie aus daß ſie mit Hilfe dieſer Pulver die Kinder verhext hätten. Die Dollar ſeien ihnen, als Lohn für das Verbrechen, von den Schweſtern gegeben worden. Der Chih-hüen ließ dieſe Ausſage ohne Bemerkung gelten. Das chineſiſche Geſetz kennt in der That das Verbrechen der Verhexungen. Auch die Natur der Ausſagen dieſer Männer hatte für Chineſen, ſelbſt für Literaten und Mandarine,

nichts Unglaubliches. Der Chih-hüen berichtete alſo über den Vorfall an den Chih-fu. Die beiden Männer, laut eigenem Geſtändniſſe eines Verbrechens ſchuldig welches ſie im Auftrage der Kloſterfrauen begangen zu haben ausſagten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Mittelbar war dies das Todesurtheil der Schweſtern und aller Europäer. Eine Proklamation des Chih-fu brachte den Vorfall zur Kenntniß des Publikums. Ohne die Schweſtern namentlich zu bezeichnen, betonte das Schriftſtück die Entrüſtung des Volkes und die Sympathien der Mandarine. Die Anſtifter der bevorſtehenden Unruhen waren über dieſen Schritt ſo erfreut daß ſie eine öffentliche Demonſtration veranſtalteten. Ein Sonnenſchirm mit den Namen der Geber wurde dem Chih-fu geſpendet und feierlich überreicht. Das Geſchenk war durch freiwillige Beiträge zu Stande gekommen. Die Hinrichtung der beiden Männer hatte in Folge eines allgemeinen Cirkulars ſtattgefunden welches der damals von Tien-tſin abweſende General-Gouverneur der Provinz erlaſſen hatte. Durch dieſes Rundſchreiben ermächtigte Tſeng-kwo-fan die ſtädtiſchen Gerichtsbehörden Zauberer, Beherer und Menſchenräuber einem ſummariſchen Verfahren zu unterwerfen und die erfolgten Todesurtheile ohne vorläufige Einholung ſeiner Beſtätigung zu vollziehen. Mit anderen Worten, er proklamirte das Kriegsrecht in Folge des häufigen Vorkommens eingebildeter Verbrechen.

Der Chih-fu, der militäriſche Mandarin und der Chih-hüen begaben ſich zu Chung. Sie ſtellten ihm die Lage als bedenklich vor und verlangten die Ermächtigung, die er verweigerte, an Ort und Stelle eine Unterſuchung einzuleiten, das heißt, in dem hinter dem franzöſiſchen Konſulate gelegenen Kirchhofe die Leichne auszugraben und einer Prüfung zu unterziehen. In dieſer Unterredung erklärten die Mandarine daß die Mit-

ſchuld der Kloſterfrauen erwieſen ſei. Chung-hou behauptete das Gegentheil und verweigerte, Anfangs beharrlich, die erbetene Ermächtigung. Endlich aber, eingeſchüchtert durch das Bewußtſein ſeiner Unpopularität, gab er dem Andrängen der Magiſtrate nach. Er that wie Pontius Pilatus: er wuſch ſich die Hände. Die Unterſuchung fand ſtatt. Es war der erſte Akt des großen Trauerſpiels. Man ſah die Mandarine, von einem Pöbelhaufen gefolgt, gewiſſermaßen im Schatten der franzöſiſchen Fahne, in die Hofräume der Miſſion dringen. Am Kirchhofe wurden mehrere Leichen ausgegraben und unterſucht. Einigen fehlten die Augen. Was eine natürliche Wirkung der Auflöſung war galt für einen unumſtößlichen Beweis der den Schweſtern und den Miſſionären zur Laſt gelegten Verbrechen.

Ein katholiſcher Literat, der in einem Dorfe der Umgegend einer Schule vorſtand, kam an einem Feſttage mit einem ſeiner Zöglinge nach Tien-tſin. Abends, am Heimwege begriffen, ſprachen ſie bei einem Reſtaurant in der chineſiſchen Stadt vor. Einigen Gäſten fiel auf daß der Literat, welcher an der mongoliſchen Grenze zu Hauſe war, und der Knabe eine verſchiedene Mundart hatten. Ein Beweis daß der Mann ein Hexenmeiſter war. Er wurde mit eiſernen Stangen, die man am Feuer erhitzt hatte, auf das Grauſamſte geſchlagen und dann zum Chih-hüen geſchleppt. Das Verhör ergab ſeine Unſchuld, und auf Verlangen des Paters Chevrier wurde der unglückliche Literat mit einer gebrochenen Rippe, unter dem Geheule des Pöbels, auf einer Bahre nach dem Miſſionshauſe getragen.

Am 17. Juni, vier Tage vor dem Blutbade, fand die Verhaftung eines jungen Menſchen Namens Wu-lan-chên in einem Dorfe der Umgegend ſtatt. Auch er war beſchuldigt, einen Mann verhext zu haben. Vor den Chih-hüen geführt

machte er folgende Aussage*): Ich bin in Ning-chin-shien geboren. Ich bin neunzehn Jahre alt. Mein Vater und Großvater leben noch. Mein Vater heißt Wu-tsun und steht im fünfundvierzigsten Jahre. Meine Mutter ist eine geborene Fang. Ich habe keine Brüder. Ich verheirathete mich im ersten Monat dieses Jahres. Da ich zu Hause unbeschäftigt war, so begab ich mich, am 18. Februar, nach Tien-tsin wo ich als Schiffer mein Brod verdiene. Bis zu jener Zeit war mir Wang-san von Ho-lou (von der katholischen Kirche) unbekannt; aber am 13. Juni gab er mir Arzenei ein und schleppte mich nach der Kirche deren Schwelle ich jedoch nicht übertrat. Wang-san drang in mich daß ich Katholik würde. Ich widerstand Anfangs, ließ mich aber einschüchtern, da er mir mit dem Tode drohte. Hierauf gab er einem gewissen Tang vier Dollar mit dem Auftrage sie für mich aufzubewahren. Am 14. gab er mir ein Packet mit Schlafpulver und hieß mich am Lande herumgehen um mit Hilfe dieser Arzenei Männer zu fangen. Es war ein sehr feines, in Papier gewickeltes Pulver. Ich ging nach Mu-chuang-tzu und begegnete dort einem ungefähr zwanzigjährigen Jüngling der einen blauen Rock und blaue Beinkleider trug. Ich schüttete etwas Pulver in meine hohle Hand und rieb damit eine Wange. Alsogleich wurde er wie betäubt und folgte mir. Ich eilte nach der katholischen Kirche zurück und übergab den Mann dem Wang-san, wofür ich von diesem fünf Dollar und ein anderes Päckchen mit Pulver erhielt. Ich ging nun nach dem Dorfe Tao-hua-ssu, wo ich

*) Blue Book S. 18. Ich gebe dieses merkwürdige Aktenstück in extenso, als charakteristisch für den Gesichtskreis und Ideengang des chinesischen Volkes. Die Magistrate von Tien-tsin haben nachmals die Falschheit der Aussagen des elenden Wu zugestehen müssen. Dieser befindet sich noch in den Gefängnissen von Tien-tsin.

einen gewiſſen Li-ſo Waſſer ſchöpfen ſah. Ich betäubte ihn mit dem Pulver, und er folgte mir wie der Andere. Ich wurde jedoch von Bauern feſtgenommen und vor die Obrigkeit geführt. In der katholiſchen Kirche wurden, außer mir, ſieben Menſchenräuber beſchäftigt. Die Nächte ſchliefen wir im Hofe (der Miſſion). Wang-ſan war unſer Anführer. Jeden Morgen brachte er aus dem inneren Zimmer mehrere Päckchen die das genannte Pulver enthielten, vertheilte ſie unter uns und gab außerdem einem jeden dreihundert Kupfermünzen Koſtgeld. Wenn wir Niemanden gefangen hatten gaben wir ihm das Pulver zurück. (Hier nennt Wu ſeine angeblichen Mitſchuldigen.) Wang-ſan iſt ungefähr zwanzig Jahre alt. Er hat eine helle Geſichtsfarbe und leichte Spuren der Pocken. Als er mir das Pulver eingegeben und mich nach der Kirche geführt hatte, ließ er mich ein Gegengift nehmen, worauf ich ſogleich zu mir kam. Dies Gegengift beſteht, wie mir Wang-ſan ſagte, aus einer Miſchung von ſüßem Kraut, der Hülle einer Cigale und eines anderen Inſektes welche am Feuer getrocknet und pulveriſirt werden, Alles mit Seſamöl verſetzt. Dieſes Dekokt, warm getrunken, bringt den Betäubten alſogleich zur Beſinnung. Als mich die Bauern geſtern hieher brachten frugen ſie mich was zu thun ſei. Ich antwortete, ſie ſollten Li-ſo dies Gegengift geben. Ich trug die fünf Dollar, welche ich als Belohnung für den Mann aus Mu-chuang-tzu erhalten hatte, in meinem Säckel verſteckt, habe ſie aber bei meiner Verhaftung verloren. Während meines Aufenthaltes in der Kirche (im Miſſionshauſe) gab mir Wang-ſan jeden Morgen ein rothes Pulver zu ſchnupfen. Sobald ich davon genommen, fühlte ich mich voll Muth und aufgelegt alle Welt zu behexen. Abends nach meiner Rückkunft, gab er mir einige Tropfen ein die mich ſofort in meinen natürlichen Zuſtand verſetzten. Ich konnte aber

nicht entfliehen, weil während der Nacht die Thore geſchloſſen waren."

In Folge dieſes Verhörs ſtellten der Chih-fu und der Chih-hüen an Chung-hou die Bitte die Auslieferung Wang-ſan's zu verlangen. Chung verrieth abermals dieſelbe Unſchlüſſigkeit. Er könne, er wolle keinen ſolchen Schritt bei dem franzöſiſchen Konſul thun. Frei ſtehe ihnen nach eigenem Gutdünken und unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln. So bemächtigten ſie ſich denn des unglücklichen Wang-ſan. Der Chih-hüen ließ ihn auf die Folter werfen und ſodann mit zerſchmetterten Knöcheln nach der Miſſion zurücktragen.

Am 19. erſchien der Taotai am Konſulat. Er brachte ein Protokoll mit den Ausſagen mehrerer Zeugen welche erklärten, auf Veranlaſſung der Miſſionäre, behext worden zu ſein. Daher bäte er den Konſul die Prieſter in Unterſuchung zu ziehen. Herrn Fontanier war es ein Leichtes die Albernheit dieſer bösartigen und verleumderiſchen Anklagen nachzuweiſen.

Einige Stunden ſpäter kam der Chih-hüen in Begleitung eines Polizeibeamten. Herr Fontanier ließ ſich zuerſt entſchuldigen; da der Mandarin aber auf ſeinem Verlangen beſtand ihn zu ſprechen, ſo empfing er ihn nach einigem Zögern. Während Letzterer in den Salon geführt wurde, drang ſein Gefolge in den Hof des Konſulats. Die Unterredung der beiden Funktionäre war eine äußerſt lebhafte. Ihre ſehr lauten Stimmen wurden bis in das Vorzimmer gehört. Der Mandarin beſtand auf einer amtlichen Unterſuchung welche im Domizil der Schweſtern und der Miſſionäre ſtattzufinden hätte und vergaß ſich ſoweit dem Konſul mit der Volksrache zu drohen. Dieſer verlor die Geduld, brach die Unterredung zornig ab und erklärte, er würde dieſen Gegenſtand nur mit Chung verhandeln. In heftigſter Aufregung und von dem Konſul nicht zur Thüre begleitet, wie

dies die Etiquette erfordert hätte, zog ſich der Chih-hüen zurück. Man hörte Fontanier ihm nachrufen: „Wenn Unordnungen ſtattfinden, ſo tragen Sie davon die Verantwortung.“ Der Sekretär des Chih-hüen flüſterte dem Konſul zu, er möchte ihn, den Sekretär, nicht in die Sache verwickeln.

Am ſelben Tage (den 19.) wurde Doktor Frazer, als er aus dem Hauſe der Schweſtern trat, von einem Pöbelhaufen überfallen. Der Schnelligkeit ſeines Pferdes verdankte er die Rettung. Im Spitale befand ſich ein ſchwerkranker Kapitän der engliſchen Handelsmarine. Ungeachtet ſeines leidenden Zuſtandes, ließ ihn die Oberin nach den Konceſſionen bringen, damit er nicht, wie ſie bereits vorausſah, das den Kloſterfrauen bevorſtehende Loos zu theilen hätte.

Seit mehreren Tagen befand ſich General Chên-kwo-ſhuai in Tien-tſin. Seine Ankunft hatte das Signal zu größerer Aufregung gegeben. In den Gaſſen vermehrten ſich die aufreizenden Maueranſchläge welche um Rache ſchrien für die Opfer der Kindermörder und Menſchenräuber. Der Komprador eines europäiſchen Reſidenten hörte, als er an einem Volkshaufen vorüberging, wie man flüſterte: „Bringen wir die Fremden um“, worauf Andere entgegneten: „Nur raſch, jetzt iſt hiezu die beſte Zeit, da kein fremdes Kriegsſchiff im Fluſſe liegt.“

Am 20. Juni fand ein bedeutender Volksauflauf am Quai ſtatt. Einige Burſche erfrechten ſich Steine gegen das Konſulat und das Miſſionshaus zu ſchleudern. Gegend Abend zerſtreute ſich die Menge.

Chung war von Herrn Fontanier von ſeinem Auftritte mit dem Chih-hüen verſtändigt worden. Er begab ſich nun nach dem Konſulat, entſchuldigte den Stadtmagiſtrat ziemlich lau, tadelte ihn ſogar im Laufe des Geſpräches und beklagte ſich über das geringe Entgegenkommen welches er bei den Pro-

vinzial- und den ſtädtiſchen Behörden finde. Umſonſt habe er ſich bemüht die verleumderiſchen Gerüchte welche man gegen die Miſſionäre ausſtreue zu widerlegen. Am Ende habe er nachgeben müſſen. Werde er ja doch ſchon wieder der rechte Arm der Europäer genannt.

Während die Vertreter China's und Frankreichs artige Redensarten wechſelten, der eine um ſeine Verlegenheit zu bemänteln und ſich wohl hütend den Ernſt der Lage einzugeſtehen, der andere immer noch in unbegreiflicher Verblendung befangen, überließen ſich die Miſſionäre und Kloſterfrauen keinen täuſchenden Hoffnungen. Sie wußten daß die Stunde des Martyrertodes für ſie eheſtens ſchlagen werde. Herr Coutries, einer der wenigen Reſidenten der chineſiſchen Stadt, hatte den Pater Chevrier unter Tages begegnet. „Kommen Sie morgen zur Meſſe", ſagte ihm dieſer. „Es iſt Zeit ſich auf den Tod vorzubereiten."

Am ſelben Abend trafen Herr Thomaſſin, Dollmetſch der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Peking, und ſeine junge Frau ein und ſtiegen im Konſulate ab. Sie kamen aus Europa, widerſtanden den dringenden Einladungen durch welche man ſie in der Konceſſion zurückhalten wollte, und zogen vor die Nacht in der chineſiſchen Stadt zuzubringen um ſodann am folgenden Tage früh Morgens nach Peking aufzubrechen. Sie wußten daß ſie im Konſulat gaſtfreundliche Aufnahme, ſie ahnten nicht daß ſie dort den Tod finden würden.

In den Konceſſionen herrſchte Beſtürzung. Die Reſidenten zitterten nicht nur für ihre in der chineſiſchen Stadt anſäſſigen Landsleute, ſondern auch für ihr eigenes Leben. Eine Deputation von angeſehenen Gliedern der Faktorei, darunter Doktor Frazer, begaben ſich zum engliſchen Konſul und baten ihn die

ſchleunige Sendung eines Kriegsſchiffes von Che-fu zu veranlaſſen. Herr Lay, wahrſcheinlich um die Befürchtungen der europäiſchen Gemeinde nicht zu ſteigern, ſtellte ſich als ob er ſie nicht theilte. In der That hatte er bereits am Morgen (20. Juni) an Chung geſchrieben. In ſeinem Briefe bittet er ihn dem Volke Artigkeit gegen die Fremden anzuempfehlen. Der Angriff auf Doktor Frazer gab ihm zu einem zweiten Schreiben an Chung Anlaß*); es wurde am nächſten Morgen, wenige Stunden vor der Kataſtrophe, an Letzteren abgefertigt und hat wahrſcheinlich ſeine Beſtimmung niemals erreicht. Am 20. Juni berichtete er an Herrn Wade: „Wir bedürfen eines Kriegsſchiffes; wenn keines anweſend iſt, nehmen ähnliche Unruhen immer größere Verhältniſſe an... Daß die Chineſen gegen die Fremden ſehr feindſelig geſtimmt ſind, unterliegt keinem Zweifel. Das Feuer glimmte unter der Aſche; jetzt iſt es ausgebrochen." Er wundere ſich über die Unthätigkeit Fontaniers mit Beziehung auf die Schweſtern. — In der That, man fragte ſich warum er ſie nicht nach der Konceſſion ſchicke. War es nicht mehr möglich ſie bei hellem Tage aus dem Kloſter zu ſchaffen, ſo könne man ſie ja doch Nachts entfernen. Aber Herr Fontanier blieb unthätig, weil er eben an die Gefahr nicht glaubte.

Am Tage des Blutbades ſelbſt ſchrieb Herr Lay an Herrn Wade**): „Eine unangenehme Pflicht nöthigt mich Ihnen zu berichten daß die hieſige Lage äußerſt unbefriedigend iſt. Seit einiger Zeit drohen die Chineſen die Fremden umzubringen oder von Tien-tſin zu verjagen. In den letzten Tagen wuchs die Aufregung. Die Chineſen machen Miene die katholiſche Kirche und das franzöſiſche Konſulat in Brand zu ſtecken und

*) Blue Book. Herr Lay an Herrn Wade. S. 19. 32.
**) Blue Book. Herr Lay an Herrn Wade. S. 21.

die Fremden zu tödten. . . . Ich glaube nicht daß wirkliche Todesgefahr vorhanden ſei; aber ich fürchte für das Eigenthum; unſere Magazine ſind mit Waaren gefüllt. Alle Tage laufen Berichte ein welche unſere Vertreibung oder Ermordung vorausſagen. . . ." Er ſchrieb alſo nach Che-fu um die Rückkehr des Kanonenbootes zu beſchleunigen. Klarſehender als ſein ganz verblendeter franzöſiſcher Kollege, erkennt er die Gefahr, aber er ermißt nicht ihre ganze Tragweite. Der Gong rief in der chineſiſchen Stadt die Mörder bereits an das Werk, als er vorſtehende Zeilen ſchrieb.

Und nun ſind wir bei dem Unglückstage, bei dem 21. Juni angelangt.

Dem frommen Rathe Pater Chevrier's Folge leiſtend, war Coutries früh Morgens in die Kathedrale gegangen um die Sechs-Uhr-Meſſe zu hören. Die Kirche war überfüllt. Eine Menge Eingeborener, welche glaubten ihre letzte Stunde habe geſchlagen, drängten ſich um die Beichtſtühle der beiden Prieſter. Um neun Uhr begannen Volkshaufen ſich, in größeren Maſſen als am vorigen Tage, vor dem Miſſionshauſe und dem Konſulate zu ſammeln. Mit Steinen und andern Gegenſtänden wurden die Fenſter eingeworfen. Ein gewaltſamer Einbruch ſchien bevorſtehend. Um zehn Uhr erſchienen der Tao-tai, der Chih-fu und der Chih-hüen mit Wu-lan-chên und einem zahlreichen Gefolge vor dem Miſſionshauſe. Sie wurden vom Pater Chevrier der ſelbſt die Unterſuchung verlangt hatte empfangen, in allen Räumen umhergeführt, verhörten die Dienerſchaft und geſtanden nichts Verdächtiges geſehen zu haben. Mit den beiden Miſſionären und den Dienern konfrontirt, erkannte Wu weder die Perſonen die er angeklagt noch die Oertlichkeiten die er genannt hatte. Sichtlich verdrießlich und unter ironiſchem Gelächter des Pöbels, zogen die beiden

Mandarine ab. Das Volk zu beſchwichtigen und zu zerſtreuen machten ſie nicht den geringſten Verſuch. Sie beſtiegen ihre Sänften indem ſie ſagten ſie würden über die Sache an Chung berichten. Letzterer hatte bereits Pater Chevrier zu ſich beſchieden, und dieſer ſich beeilt dem Rufe zu folgen. Der Ober-Kommiſſar verſicherte ihn daß er den verleumderiſchen Gerüchten keinen Glauben ſchenke. Doch halte er für gerathen jeden Grund des Argwohns zu beſeitigen; darum bäte er ihn in Zukunft den Namen, den Geburtsort und, vorkommenden Falls, das Ableben der Kinder welche die Väter oder die Schweſtern in ihre Orphelinate aufgenommen hätten, der Behörde anzuzeigen. Pater Chevrier gab die gewünſchte Zuſage und eilte nach Hauſe. Mittlerweile hatte ſich die Lage bedeutend verſchlimmert. Es wurde wieder unter Gebrülle mit Steinen nach der Kirche geworfen, und das Aeußerſte ſchien zu befürchten. Männer aus dem Korps der Feuerlöſcher hatten ſich unter das Volk gemiſcht. Ihre Anweſenheit war von übler Vorbedeutung. Als Pater Chevrier zurückkam fand er alle Fenſterſcheiben der Kirche und des Hauſes zertrümmert. Demungeachtet ſetzte er ſich zu Tiſche und gab ſich den Anſchein zu eſſen; er wollte die Chriſten beruhigen indem er ihnen das Beiſpiel des Muthes gab. Da der Tumult zunahm, zeigte er ſich dem Pöbelhaufen und forderte ihn auf in das Haus zu treten um ſich durch den Augenſchein von der Falſchheit der gegen die Miſſionäre erhobenen Anklagen zu überzeugen. Zugleich ließ er die Thore öffnen. Es war damals ein Uhr Nachmittags. Die Menge ſtürzte in den Hof, zog ſich dann aber, wie von plötzlichem Schreck ergriffen, wieder auf die Gaſſe zurück; aber bald beruhigt, drang ſie nochmals ein. Pater Chevrier dachte ſein letzter Augenblick ſei gekommen. Da er von dem Konſul keinen Beiſtand zu erwarten hatte, ſo wandte er ſich noch einmal

an Chung-hou. Er ſandte ihm durch ſeinen Diener*) ſeine Viſitenkarte — Viſitenkarten ſpielen in China eine große Rolle —, ließ ihm die Gefahren der Lage auseinanderſetzen und bat um gewaffneten Schutz. Nachdem dies in Eile geſchehen war, floh er mit dem chineſiſchen Pater Ou in die Kirche wo ſie ſich mit vier einheimiſchen Chriſten verbarrikadirten.

Er hörte hier die Beichte des Pater Ou, und dieſer erwies ihm denſelben Dienſt. Da fielen die Kirchenthore unter den Schlägen des Mörderhaufens. Die beiden Prieſter entwichen in die Sakriſtei wo wir ſie vorerſt laſſen wollen um zu ſehen wie es dem Konſul erging.

Es wurde geſagt daß das Konſulat und das Miſſionshaus, nur durch eine niedere Mauer von einander getrennt, am Quai lagen, wenn man dem zwiſchen dem Fluſſe und den Häuſern hinziehenden offenen Raume dieſen Namen geben kann. Wie in allen europäiſchen Wohnungen in China, lief längs der Faſſade des Konſulats eine Veranda hin. Dort ſaßen, vom Lärm angezogen, Herr Fontanier und ſeine beiden Gäſte, Herr und Frau Thomaſſin, den erſten Vorbereitungen zum Angriffe gegen ſie ruhig zuſehend. Der Konſul hatte ſeinen Literaten**) und den Kanzler Simon zu Chung geſandt. Auch er verlangte Soldaten. Während ſeine beiden Beamten ſich nach dem Yamen des Oberkommiſſars durchzuſchleichen ſuchten, ſchrieb er an Grafen Rochechouart, den franzöſiſchen Geſchäftsträger in Peking, nachſtehenden Brief den er durch Herrn Thomaſſin zu befördern gedachte***):

---

*) Denſelben den ich während meines Aufenthaltes in Tien-tſin befragte. Siehe oben.

**) Bei jedem Konſulat iſt ein Literat für die Korreſpondenz mit den Lokalbehörden angeſtellt.

***) Blue Book. Herr Fontanier an Grafen Rochechouart. S. 20.

„Unſere kleine, gewöhnlich ſo ruhige Stadt Tien-tſin wird ſeit einigen Tagen durch Lärm und Volksaufläufe vor dem Schweſterhauſe und dem Konſulate in Unruhe verſetzt.“ Hierauf erzählt er die Beſuche des Taotai und Chung-hou's, ſowie ſeinen Auftritt mit dem Chih-hüen „ein kleiner Zwiſchenfall, der ohne Chung-hou's Dazwiſchenkunft eine üble Wendung nehmen konnte, nun aber beigelegt iſt. Chung-hou verſprach mir auch in einigen Tagen zur Beruhigung der Gemüther eine kleine Proklamation zu erlaſſen.“

Man glaubt zu träumen, wenn man dieſe um zehn Uhr Morgens geſchriebenen Worte lieſt. Der Lärm welcher die „kleine“ Stadt in ihrer Ruhe ſtört; die kleine Stadt zählt mindeſtens ſechs- bis ſiebenhunderttauſend Einwohner! Der „kleine“ Zwiſchenfall, das heißt ſeine Entzweiungen mit dem einflußreichſten Mandarine der Stadt der ſchon ſeinen Untergang vorbereitet! Die „kleine“ Proklamation welche Chung-hou verſpricht zur Beruhigung der Gemüther „in einigen Tagen“ zu erlaſſen. Ach, Herr Fontanier, ahnen Sie denn nicht daß Sie in wenigen Stunden ein entſtellter Leichnam ſein werden?

Chung ſandte einige Polizeiagenten. „Was“, rief Fontanier zornig aus, „ich verlangte Soldaten, und er ſchickt mir Polizeidiener!“ Er ſtieg in die Gaſſe hinab und befahl ihnen ſich zurückzuziehen. In der That vermochten ſie nicht nur nicht die Menge zu zerſtreuen, ſondern ſie wurden ſelbſt mißhandelt und zur Flucht genöthigt. Einer entkam, ſehr übel zugerichtet und mit genauer Noth, auf der Fähre nach dem jenſeitigen Ufer. Der Konſulatsbote wollte den Pöbel am Schreien verhindern; er wurde geprügelt und durch den Koch mit Mühe gerettet.

In dieſem Augenblick bemerkt Herr Coutries, der unter dem Thore des Konſulates ſtand, daß jenſeits des Pei-ho ein reich

gekleideter Chineſe mit einem zahlreichen Gefolge erſchien. Die Menge begrüßte ihn mit Freudengeſchrei. Er ſprach einige Zeit mit den Nächſtſtehenden und zog ſich zurück, nachdem er mit der Hand nach dem Konſulate und dem, damals leerſtehenden, Jeſuitengebäude gewieſen hatte. Alsbald begann das Geſchrei vermiſcht mit dem dumpfen Dröhnen der Gong. Zugleich wurden gegen das bisher verſchont gebliebene Haus der Geſellſchaft Jeſu Steine geſchleudert.

Herr Fontanier hatte vergebens auf die von Chung verlangte Militärhilfe gewartet; jetzt beſchloß er ſie ſelbſt zu holen. Unerachtet der flehentlichen Vorſtellungen ſeiner Diener, verließ er mit einem Revolver bewaffnet und begleitet von dem Kanzler Simon, der einen Säbel umgegürtet hatte, das Konſulat durch eine Hinterthüre und ſuchte durch Nebengaſſen die wenig entfernte Wohnung des Oberkommiſſars zu erreichen. Herr Coutries der eine Flinte trug und ein chineſiſcher Diener*) des Konſuls, beide für ſein Leben fürchtend, liefen ihm nach in der Hoffnung ihn unter Weges einzuholen.

Es wurde erzählt daß Pater Chevrier einen Mann ſeines Vertrauens mit ſeiner Viſitenkarte und einem mündlichen Auftrage zu Chung geſchickt hatte. Auch dieſer Bote ſuchte durch die kleinen Gaſſen nach dem Yamen zu ſchleichen. Aber mit Steinwürfen empfangen, wahrſcheinlich eingeſchüchtert und unvermögend durch die Volksmaſſe zu dringen, war er umgekehrt als er den Konſul mit dem Kanzler erblickte. Erſterer hielt mit der einen Hand einen Chineſen beim Zopfe, mit der andern ſchwang er ſeine Piſtole. Der Chineſe war ein Mandarin niederen Ranges, einer der von Chung zur Wiederherſtellung der Ruhe entſendeten Polizei-Agenten. Herr Fontanier, in einem Anfalle

*) Derſelbe den ich in Tien-tſin befragte.

äußerſter Wuth, überhäufte den Mann mit Schmähungen. „Wie", rief er, „Du, ein Mandarin, Du der nichts über das Volk vermag, Du wagſt einen Knopf an deinem Hute zu tragen! Komm mit mir zu Chung-hou!" Dieſe Worte liefen von Mund zu Munde und ſteigerten die Erbitterung des Volkes. Von allen Seiten hörte man rufen: „Er tödtet einen Mandarin!" Vor dem Yamen angekommen, fand man das Thor geſchloſſen. Mit einem Fußtritt ſtieß es der Konſul ein und, immer von Simon begleitet und den Chineſen am Zopfe mitſchleppend, drang er bis in den zweiten Hof. Sein Diener (der wie erwähnt mit Herrn Coutries dem Konſul gefolgt war und mit ihm in den Yamen drang) — ſein Diener wurde zu Boden geworfen und erhielt mehrere Lanzenſtöße. Mit Noth gelang es einem der Sekretäre Chungs ihn zu retten. Coutries verdankte ſein Leben der Dazwiſchenkunft eines befreundeten Unterbeamten der ihn in einem dunklen Raum verbarg; am nächſten Morgen ließ ihn Chung nach den Konceſſionen führen. Coutries will ſeinen Beſchützer, den kleinen Mandarin, haben ſagen hören: „Er iſt nicht Franzoſe, er iſt ein Engländer." Der Diener des Miſſionshauſes, ſchwer verwundet und ſeiner Vorderzähne verluſtig, entkam gleichfalls.

Was hat ſich bei der Zuſammenkunft des Konſuls mit dem Ober-Kommiſſar zugetragen? Niemand weiß es. Man müßte denn die wenig glaubwürdige Darſtellung Chung-hou's als wahrheitsgetreu annehmen. Hier folgen wortgetreu die Auskünfte die er, noch am Tage des Blutbades, an das Tſungli-yamen berichtet hat.*) „Nachdem ich den Pater Chevrier entlaſſen hatte, beſchäftigte ich mich, um den Argwohn des Volkes zu beſchwichtigen und die Fremden zu beruhigen, mit der Abfaſſung einer Proklama-

*) Blue Book. Chung-hou an das Yamen der auswärtigen Angelegenheiten.

tion die ich sofort anschlagen lassen wollte, als mir gegen zwei Uhr gemeldet wurde daß es zwischen einigen Leuten der Kathedrale (der Mission) und einem Haufen Neugieriger die sich vor der Kirche versammelt hatten zu Raufhändeln gekommen sei. Ich hatte eben einen Beamten dahin abgesandt mit dem Befehle die Ruhe herzustellen, als ich erfuhr daß Herr Fontanier in das Yamen gekommen sei. Ich ging ihm entgegen. Der Konsul befand sich im Zustande der äußersten Aufregung und trug zwei Pistolen im Gürtel. Ein Fremder der ihn begleitete war mit einem Säbel bewaffnet. Beide stürzten auf mich los, und Herr Fontanier begann, als er neben mir stand, sich der unpassendsten Ausdrücke zu bedienen, zog dann eine Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie in meiner Gegenwart ab. Glücklicher Weise wurde Niemand getroffen und Herr Fontanier festgenommen. Da es unter meiner Würde war mit ihm handgemein zu werden, zog ich mich zurück. Herr Fontanier ging hierauf in den Saal wo er fortwährend lärmend die Tassen und sonstige auf dem Tische befindliche Gegenstände zertrümmerte. Ich begab mich neuerdings zu ihm und sagte ihm daß die (vor dem Yamen versammelte) Menge eine drohende Haltung annehme; daß die ganze Feuerbrigade ausgerückt sei, offenbar in der Absicht den Pöbel zu unterstützen; daß ich Unruhen befürchtete und ihn daher ersuchte bei mir zu bleiben. Er aber, der Lebensgefahr in der er sich befand nicht achtend, stürzte aus dem Yamen. Ich schickte ihm einige Leute nach mit dem Auftrage ihn einzuholen und nach Hause zu begleiten."

Dies ist die Darstellung der einen der beiden Personen; die andere ereilte der Tod wenige Minuten nach der Unterredung. Man hätte sich also an Chung's Version zu halten. Aber abgesehen von den Lügen welche dieser hochgestellte Mann nicht erröthete über den Tod des Konsuls vorzubringen, und

die er ſpäter gezwungen wurde zurückzunehmen, iſt die Erzählung welche man ſo eben las nur annehmbar unter der Vorausſetzung daß ſich Fontanier in einem gänzlich unzurechnungsfähigen Zuſtande befunden habe. Im Innern des Yamen, in Gegenwart des großen Mandarins, wenn nicht auf ihn, ſchießen, war barer Wahnſinn. Ohne allen Zweifel wäre der Konſul von den Soldaten die im Hofe ſtanden ſofort in Stücke geriſſen worden ohne daß Chung-hou, ſelbſt wenn er gewollt, ihn zu retten vermochte. Dagegen ließe ſich allerdings anführen daß Fontanier, wie man ſogleich ſehen wird, am Rückwege nach dem Konſulat einem Betrunkenen glich.*) Aber wenn außer ſich beim Anblicke des bewaffneten Geſindels das ihn umtobt, wenn aufgebracht über Chung's Feigheit, über den kaum verhüllten Verrath der ſtädtiſchen Behörden, der unglückliche Mann den Kopf verlor, ſo war er doch nicht taub für die Stimme ſeines muthigen und treuen Herzens. Sein Platz war am Konſulat. Er hatte die Miſſionäre zu ſchützen, ſeine Nachbarn; das Ehepaar Thomaſſin, ſeine Gäſte. Alſo nach dem Konſulat richtete er ſeine Schritte. Er wußte, er mußte jetzt wiſſen, daß er dem Tode entgegen ging, daß wenn er Chung's Anerbieten bei ihm zu bleiben annahm er ſich wahrſcheinlich rettete; aber er wies es ohne Zögern zurück, und von ſeinem Kanzler gefolgt ſtürzte er aus dem Yamen. Zwölf niedere Mandarine**) be-

*) Die Ausſagen ſämmtlicher Augenzeugen, meiſt chineſiſcher Chriſten welche Pater Favier verhörte, ſtimmen hierin überein. Der Diener Fontanier's, von mir über den Piſtolenſchuß befragt, ſchwieg. Gleich nach den Ereigniſſen vernommen, hatte er ausgeſagt den Piſtolenſchuß gehört zu haben. Später nahm er dieſe Angabe zurück. Herr Coutries und der, gleichfalls von mir befragte, Diener des P. Chevrier erklären keine Detonation gehört zu haben.

**) Einer dieſer Beamten iſt der Mandarin von dem ich mir die Vorgänge deren Zeuge er war erzählen ließ.

gleiteten ihn zu Fuß; der Chih-hüen, zuerſt in ſeiner Sänfte die er bald verließ, hielt ſich an ſeiner Seite.

Fontanier war kaum aus dem Yamen getreten, als er einen Lanzenſtich erhielt. Es war ſeine erſte Wunde. Heftig geſtikulirend, taumelte er wie ein Betrunkener umher. Vielleicht in der Abſicht ihn zu beruhigen und von Aeußerungen abzuhalten welche die Menge noch mehr reizen konnten, berührte ihn der Chih-hüen mit der Hand, was Fontanier als eine Beleidigung auslegte: „Elender Chih-hüen", rief er, „elender Mandarin! Du thuſt nichts um das Geſindel zurückzuweiſen?" Der Mandarin ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Dies iſt nicht meine Sache."*) Man war am Quai angekommen in welchen mehrere Gäßchen ausmünden die jetzt mit Pikenträgern angefüllt waren. Sie ſtürzten auf die beiden Europäer. Herr Fontanier gab Feuer ohne zu treffen; dann wandte er ſich gegen den Chih-hüen und drückte aus unmittelbarer Nähe ſeinen Revolver auf ihn ab. Dieſer, ein kleiner dicker Mann, hatte gerade noch Zeit ſich hinter ſeinen Diener zu verkriechen der den Schuß empfing und einige Tage ſpäter ſtarb. Da rief die Menge: „Er tödtet uns. Er ſoll ſterben, ſo wie Alle die uns hindern wollen ihn umzubringen." Als der Chih-hüen und die ihn begleitenden Mandarine dies hörten ergriffen ſie die Flucht. Dies fand ſtatt vor der kleinen Pagode welche ſich auf halbem Wege zwiſchen der Schiffbrücke und der Kirche befindet. Es war halb zwei Uhr. Die beiden Franzoſen, zu Boden geworfen und von Lanzenſtichen durchbohrt, raffen ſich auf, dringen auf das Mordgeſindel ein, brechen ſich Bahn, erreichen das große Thor des Konſulates, ſinken dort zuſammen und geben den Geiſt auf. In demſelben Augenblicke erſcheinen die Patres Chevrier und

*) Nach den Ausſagen der von Pater Favier verhörten Chriſten.

Du, welche in der Sakriſtei entdeckt worden waren, von einer Bande verfolgt am Fenſter, ſpringen über die Mauer in den Hof des Konſulats und ſuchen ſich in einem kleinen von künſtlichen Felſen und Muſchelwerk gebildeten Kiosk zu verbergen. Aber die Mörder des Konſuls und des Kanzlers gewahren und erſchlagen ſie.

Dieſe Unglücklichen fielen nicht die erſten Opfer. Herr und Frau Thomaſſin waren, wie ſich der Leſer erinnern wird, im Konſulate geblieben. Von Schreck ergriffen ſuchen ſie ſich auf das Pei-ho-Boot zu retten das ihrer in geringer Entfernung harrte um ſie nach Peking zu bringen. Thomaſſin mit einer Piſtole und einem chineſiſchen Säbel bewaffnet, ſeine Frau auf ſeinen Arm geſtützt, treten auf die Straße. Von einem Steinwurf getroffen begeht der junge Mann die Unvorſichtigkeit auf die Menge zu ſchießen. Augenblicklich wird er in Stücke gehauen und ſeine Frau durch einen Hieb mit einem Beile in den Nacken getödtet.*) Ihre Leichen wurden entkleidet, in den Fluß geworfen und am zweiten Tage bei der Konceſſion aufgefiſcht. Nachdem dies erſte Verbrechen vollbracht war, ſtürzte ſich das Geſindel auf das Konſulatsgebäude und begann es zu zerſtören.

Als der Chih-hüen den Konſul tödtlich getroffen neben dem Kanzler am Boden liegen ſah, ergriff ihn Bangen. Er lief zu Chung: „Ein entſetzliches Unglück", ſagte er ihm, „hat ſtattgefunden. Der Konſul iſt todt. Ich zähle auf Euch; rettet mich! — „Wie ſoll ich Euch retten", antwortete der Ober-Kommiſſar. „Es wird kein Leichtes ſein, mich ſelbſt zu retten. Ihr ſeid der Vorſtand der ſtädtiſchen Behörde. Eure Pflicht war das Volk zu beſchwichtigen. Aber ſtatt ſie zu erfüllen, habt Ihr die Ruheſtörer begünſtigt. Nun da der Konſul todt iſt, ſucht

*) Durch die Autopſie beſtätigt.

wenigſtens die übrigen Europäer zu beſchützen und die Plünderung zu verhindern.“*) Hierauf zog er ſein Amtsgewand aus, ſchritt aus dem Yamen und, ſich vorſichtig in der Nähe des Thores haltend, betrachtete er ſchweigend das grauenhafte Schauſpiel: die Kathedrale, das Miſſionshaus, das Konſulat ſtanden in Flammen.

* * *

Der Leſer erinnert ſich daß der am wenigſten achtbare Theil der Bevölkerung Tien-tſins am nördlichen Ufer wohnt; daß eine einzige Schiffbrücke dies Viertel mit der inneren Stadt und den großen Vorſtädten am rechten Pei-ho-Ufer verbindet, und daß die Kirche, das Kloſter, das Spital und das Waiſenhaus der Schweſtern ſich in einer dieſer Vorſtädte befanden. Er hat auch nicht vergeſſen daß die Brüderſchaften der Feuerlöſcher auf beiden Ufern mit dem Geſindel ſympathiſirten welches, von unſichtbaren Händen geleitet, vom General Chên-kwo-ſhuai offen, von dem Militär-Mandarin des Diſtriktes insgeheim begünſtigt, mit Ungeduld das Zeichen zum Losbruch erwartete. Gegen Mittag wurde es ertheilt. Da rief, auf fünf verſchiedenen Punkten, der Gong die Feuerlöſcher und die ehemaligen Freiwilligen unter die Waffen. Es verſtand ſich von ſelbſt, die geringſte Vorausſicht gebotes, daß der Verkehr zwiſchen beiden Ufern vom frühen Morgen an unterbrochen werden mußte. Es war dies ein ſicheres Mittel die Vereinigung der Ruheſtörer zu verhindern. Man brauchte nur die Schiffbrücke zu öffnen und die ſie bildenden Boote zu entfernen. Erſt nach Ermordung des Konſuls gab Chung die-

*) Dies merkwürdige Zwiegeſpräch ſcheint mir zu jenen Dingen zu gehören die nicht erfunden werden. Der oben erwähnte Mandarin erzählte es mir. Er behauptet dabei geweſen zu ſein.

ſen Befehl. Man war eben mit der Vollziehung deſſelben beſchäftigt, als General Chên-kwo-ſhuai am Quai erſchien und über die Brücke zu gehen verlangte. In Anbetracht ſeines hohen Ranges wurde ihm dies geſtattet. Er überſchritt alſo die Brücke, und mit ihm eine Horde von Mördern. Am linken Ufer war das Werk vollbracht, die Europäer waren getödtet, die Kirche und die Häuſer verbrannt.

Jetzt zu den Schweſtern!

Seit ungefähr einer Woche hielten ſich die Kloſterfrauen für verloren. Die Oberin betrachtete, wie bereits erwähnt, die Lage für ſo gefahrvoll daß ſie einen ſchwerkranken Engländer aus dem Hoſpital entfernen und nach der Faktorei ſchaffen ließ. Doktor Frazer, der gute Samaritaner, der täglich, zuweilen zweimal des Tages, die Kranken im Spital der Schweſtern beſuchte, war als er es das letzte Mal verließ beinahe getödtet worden und ſeither nicht wiedergekommen. Der Verkehr mit den beiden Prieſtern war unterbrochen. Die Schweſtern wagten nicht mehr ſich in den Gaſſen zu zeigen. Seit drei Tagen umſtand eine tobende Volksmaſſe das Kloſter vom Morgen zum Abend. Dennoch war die Flucht noch möglich. Während der Nacht hätten die Kloſterfrauen ihr Haus verlaſſen und die Faktorei erreichen können. Aber was wäre aus ihren Waiſen und Kranken geworden? Von aller menſchlichen Hilfe abgeſchnitten, umringt von einer feindſeligen jeder Schreckensthat fähigen Volksmenge, beſchloſſen dieſe frommen und muthigen Frauen ihre Pflicht zu erfüllen bis zu Ende.

Ich gebe hier ihre Namen: die Oberin Schweſter Maria Thereſia Marguet aus Belgien, ſechsundvierzig Jahr; die Schweſtern Marie Seraphine Clavelin aus Frankreich, achtundvierzig Jahre; Marie Pauline Viollet aus Frankreich, neununddreißig Jahre; Marie Anna Pavillon aus Frankreich, ſieben-

undvierzig Jahre; Amalie Karoline Legras aus Frankreich, sechsunddreißig Jahre; Adelaide Marie-Angelica Lenu aus Frankreich, achtunddreißig Jahre; Marie Clorinda Andreoni aus Toskana, vierunddreißig Jahre; Alice O'Sullivan aus Irland, vierunddreißig Jahre; Maria Josephine Adam aus Belgien, vierunddreißig Jahre und Marie Anna Noemi Tillet aus Frankreich, vierundvierzig Jahre alt.

Im Orphelinat befanden sich an hundert Kinder.

Gegen halb drei Uhr erschienen unter Trommelschlag und Böllerschüssen, mit dem Rufe: Tod den Franzosen, Tod den Fremden, starke Volkshaufen vor dem Kloster. Es wurde in Brand gesteckt und das Thor sofort eingeschlagen. Da trat die Oberin den Elenden entgegen. Sie wurde mit Lanzenstichen durchbohrt und in Stücke gehauen. Die andern Nonnen suchten sich in dem Kellerraume der Kirche, im Garten, in der Apotheke zu verstecken, wurden aber binnen wenigen Minuten ergriffen und niedergemetzelt. Die Wuth der Mörder läßt hoffen, daß die Schwestern nicht lange zu leiden hatten.*)

Die Leichen wurden zerrissen und in den Fluß geworfen. Einige geröstete Stücke Fleisch und ein Häufchen verkohlter Knochen, die man im Hofe des Spitals fand, waren Alles was

*) Dies ist die Meinung des Pater Favier. Meiner Feder widerstrebt die Einzelnheiten zu geben welche die amtlichen Berichte des Herrn Lay, Blue Book S. 24 und 28, andeuten. Die sorgfältigen Nachforschungen, welche sowohl von dem Apostolischen Vikariat in Peking als von den Konsularbehörden über den Tod der Nonnen veranstaltet wurden, haben zu keinem klaren Ergebnisse geführt; was sich übrigens dadurch erklärt daß die einheimischen Christen die Flucht ergriffen und die heidnischen Nachbarn der Schwestern, weil mehr oder minder in die Blutthat verwickelt, wenig geneigt waren die an sie gestellten Fragen zu beantworten, am wenigsten die Wahrheit zu sagen.

von den frommen und guten Schweſtern übrig blieb.*) Der Taotai ſchickte dieſe Reſte an den engliſchen Konſul. Doktor Frazer lag die ſchmerzliche Pflicht ob die ſpärlichen Ueberbleibſel ſeiner Freundinnen zu ſichten. Er vermochte damit kaum fünf Körper zuſammenzuſetzen. Man kann das Verſchwinden der Leichen nicht wohl durch die Verkohlung erklären, denn in dieſem Falle würde man immerhin einige Knochen gefunden haben. Wahrſcheinlich wurden die abhandengekommenen Theile der Körper als Talisman unter das Volk vertheilt. So erzählte eines der Waiſenkinder daß ein Mann es mit der abgeſchnittenen Hand einer Kloſterfrau in das Geſicht ſchlug indem er ihm ſagte: „Dies iſt Deine Mutter die Dich züchtigt.“ (Die Kinder pflegten die Nonnen Mutter zu nennen.) Ein im Blue Book**) citirter Zeuge ſagte aus daß hundert Kinder des Orphelinats im Keller erſtickt worden ſeien. Dieſe Angabe hat ſich glücklicher Weiſe nicht beſtätigt. Die Kinder hatten ſich in ihrem Schrecken überall verſteckt. Sie wurden entdeckt, eingezogen und einem Verhör unterworfen. Obgleich ſie deshalb viel zu leiden hatten, weigerten ſie ſich ſtandhaft zum Nachtheile der Schweſtern auszuſagen. Sechs Wochen ſpäter wurden ſie von den chineſiſchen Behörden einem zu dieſem Zwecke von Peking gekommenen Miſſionäre übergeben.

Mehrere eingeborene Chriſten kamen in der Nähe des Kloſters um das Leben. Die andern, wie wilde Thiere gehetzt, zerſtreuten ſich in alle Richtungen, ſuchten ſich bei Freunden zu verbergen oder Nachts aus der Stadt zu entkommen. Eine Chri-

*) The pious and good sisters of Mercy, nennt ſie George Thin M. D. Vicepräſident des North-China branch der Royal asiatic society. Mehrere engliſche Reſidenten, Proteſtanten, welche dieſe Kloſterfrauen perſönlich kannten und Zeuge ihres Wirkens waren, ſprachen mir von ihnen mit Thränen in den Augen und erklärten ſie für Heilige.

**) S. 75.

ſtin wurde in den Fluß geworfen und dann wieder herausgezogen, nachdem ſie verſprochen hatte gegen die Schweſtern auszuſagen, nämlich zu erklären daß ſie von ihnen behext worden ſei. Sie wurde nach dem Yamen gebracht um dort ein Verhör zu beſtehen.*) Ein merkwürdiges Faktum weil es wie ſo viel Anderes darthut daß die Mörder mit Methode vorgingen, und ihre Leiter, wer ſie auch waren, ſich für alle Fälle mit ſchriftlichen Beweisſtücken verſehen wollten.

Herr von Chalmaiſon, ein in der chineſiſchen Stadt anſäſſiger Kaufmann, wurde ermordet als er aus ſeinem Hauſe trat. Eine unter demſelben Dache lebende Franzöſin lief in einem Gäßchen umher und wurde von einem Weibe aufgenommen und verſteckt. Nachts begab ſie ſich als Chineſin verkleidet in ihre Wohnung, fand ſie verlaſſen und wollte daher nach ihrem Zufluchtsorte zurückkehren. Sie konnte ihn nicht wieder finden, klopfte an eine unrechte Thüre, wurde an ihrer Ausſprache als Fremde erkannt und ſofort niedergemacht.

Ein in demſelben Stadtviertel lebender Engländer verdankte die Rettung ſeinem Komprador. Dieſer verſteckte ihn am Dache zwiſchen zwei Rauchfängen, verſchloß ſodann Thüre und Fenſter und bot, ſeine Pfeife rauchend, den vorüberziehen den Horden die Schlüſſel des Hauſes indem er ihnen ſagte, ſein Herr habe ſich nach der Faktorei geflüchtet.

Die beiden Schweizer Kaufleute Borel entgingen dem Tode wie durch ein Wunder. Von Mittag bis zum Abend waren ſie in ihrem Hauſe belagert. Immer wieder erſchienen Pöbelhaufen, aber immer ließen ſie ſich durch die Bitten des Kompradors zum Abzuge bewegen. Während der Nacht ſandte Chung die zwei Herrn nach der brittiſchen Konceſſion.

---

*) Blue Book. Ausſage eines Eingebornen.

Ein Herr Baſſow und ein erſt ſeit einigen Tagen verheirathetes junges Ehepaar, Herr Protopopoff*) und ſeine Frau, eine Schweſter der Frau Starzoff, alle drei in der Faktorei angeſiedelt, hatten ſich Morgens nach der chineſiſchen Stadt begeben um bei Landsleuten welche dort wohnten zu frühſtücken. Ungeachtet der Zuſammenrottungen des Volkes denen ſie keine Bedeutung beilegten, gingen die Freunde gegen Mittag zu Tiſche als ein chineſiſcher Diener mit der Nachricht in das Zimmer ſtürzte: „Die Kirche werde in den Fluß geworfen.“ Nun ſchien es rathſam ſo raſch als möglich nach den Konceſſionen zurückzukehren. Da die Brücke mit Menſchen überfüllt war, wurde der Weg am linken Ufer des Pei-ho eingeſchlagen oder, wie man es hier nennt, auf der Salzſeite, He-boune. Das junge Paar und Herr Baſſow bedienten ſich der Tragſtühle in denen ſie am Morgen gekommen waren. Die drei andern Ruſſen folgten ihnen zu Fuß, begegneten aber einem Trupp Bewaffneter und flüchteten in ein Schilderhaus. Sie wurden einem Verhör unterworfen und, nachdem ſie ihre ruſſiſche Nationalität dargethan hatten, nach ihrem Hong zurückgeführt. Mittlerweilen ließen ſich Herr und Frau Protopopoff und ihr Freund ſo raſch als möglich durch das nördliche Stadtviertel tragen, als ſie mit dem Geſchrei: Fremde, Fremde, tödtet, tödtet, von einer Mörderbande überfallen wurden. Sie riefen: ſie ſeien keine Franzoſen, ſie ſeien Engländer, und erhielten zur Antwort: „Gleichviel, alle Fremde müſſen ſterben!“ Man ließ ihnen nicht Zeit aus ihren Sänften zu ſpringen. Dieſe wurden zertrümmert; die beiden Männer welche die junge Frau zu vertheidigen ſuchten wurden mit ihr

*) Blue Book S. 105—139 und nach den mündlichen Mittheilungen des Herrn Starzoff.

niedergesäbelt, die Leichen nackt ausgezogen, vergraben und in der Nacht in den Fluß geworfen.

Vier protestantische (englische und amerikanische) Kapellen wurden zerstört oder stark beschädigt.

Um halb sechs Uhr Nachmittags hörte man allenthalben den Tam-Tam zum Rückzug trommeln. Die verschiedenen Löschbrigaden hatten ihr Werk vollbracht; in Reih und Glied geordnet, marschirten sie nach ihren Stadtvierteln zurück. Die Menge verlief sich. Der Lärm verstummte. Ueber den Schauplatz der Greuelthat sanken die Schleier der Nacht.

* * *

Während in der chinesischen Stadt das Blut in Strömen floß, herrschten Verwirrung und Entsetzen in der Faktorei. Aller Vertheidigungsmittel, sogar der schwachen Hilfe eines Kanonenbootes beraubt, von dem Schauplatze der Mordscenen durch kein natürliches Hinderniß getrennt, hielten sich die Residenten für verloren. Einem starken Regenguſſe der gegen Abend fiel verdanken sie wahrscheinlich ihre Rettung. Inzwischen wurde in größter Eile gewaffnet. Aber was vermochten diese hundert Männer auszurichten gegen die Tausende die, bluttrunken und mit Piken und Aexten bewaffnet, jeden Augenblick anstürmen konnten? Die englischen und amerikanischen Missionäre flohen mit Frau und Kindern an Bord eines Handelssteamers der im Pei-ho lag.*) Früh am nächsten Morgen erschien Chung-hou in den Konceſſionen und verlangte die Konsuln zu sprechen. Er trug militärischen Schutz an. Herr Lay wies den Antrag mit

*) Herr Lay meldet dies an Herrn Wade, und fügt hinzu: although this is against my wish as an appearance of danger, yet I have no power to stay them. Blue Book S. 23.

der richtigen Bemerkung zurück daß die Soldaten mehr zu fürchten seien als das Volk. Den Besuch und Tod Fontanier's, so wie die Ereignisse des vergangenen Tages, erzählte Chung in seiner Weise. Der Konsul, sagte er, habe zweimal auf ihn geschossen und sei an seiner Seite getödtet worden. Er, Chung, habe den Körper in seinem Yamen beigesetzt und werde ihn mit den sterblichen Resten der übrigen Opfer nach den Concessionen bringen lassen.

Im Laufe des Tages liefen fortwährend die beunruhigendsten Nachrichten aus Tien-tsin ein. Die Furcht vor einem Angriff verbreitete sich neuerdings. „Unsere Lage", schreibt Herr Lay an den Gesandten der Königin in Peking, „ist entsetzlich. Alle männlichen Bewohner der Gemeinde haben die Wache bezogen; aber wir sind numerisch zu schwach."

Vor den Fenstern der Residenten schwammen die Leichen ihrer Freunde vorüber. Die erste die man aus dem Wasser zog war die des französischen Konsuls. Die von Chung erzählte Geschichte war ein Mährchen. Seine Excellenz hatte einfach gelogen. Der Taotai sandte die Reste der Schwestern. Da die gesammte männliche Bevölkerung die Zugänge der Faktorei bewachte, und kein Chinese, selbst nicht die Kuli, für Geld und gute Worte zu bestimmen waren die Leichen zu berühren, so mußten der englische Konsul und sein Kanzler selbst Hand anlegen. Sie sammelten die zerrissenen Gliedmaßen und legten sie in Särge. Herr Lay hatte überdies die Frauen zu beruhigen, die tausend Anfragen der Männer zu beantworten, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, dabei aber sorgfältig Alles zu vermeiden was die ohnehin mit jedem Augenblick steigende Angst der Residenten vermehren konnte.

In der chinesischen Stadt hatte sich die Aufregung nur wenig gelegt. Leute von einigem Besitz fürchteten Plünderungen

des Pöbels und die Rache der Europäer. Sie flohen daher aus der Stadt. Die Kaufleute verwandelten ihre Baarvorräthe in Waaren, weil Räuber und Diebe Geld vorzugsweise ſuchen und leichter als umfangreiche Gegenſtände mit ſich forttragen. Die Literaten riefen und ließen rufen: Tod den Fremden! Herr Lay beſorgte daß der franzöſiſche Geſchäftsträger mit unzureichenden Kräften den Verſuch wagen könnte die Mörder zu züchtigen. „Wenn", ſchreibt er an Herrn Wade, „dergleichen mit Hilfe eines oder zweier Kanonenboote unternommen wird, ſo wird nicht Einer von uns den Verſuch überleben, nicht Einer die Geſchichte der Niederlage und der neuen Metzeleien erzählen können." Die Frauen und Kinder der Reſidenten ließ Herr Lay auf die zufällig anweſenden Kauffahrteiſchiffe bringen.

In der chineſiſchen Stadt wurden Fächer und Kupferſtiche verkauft welche das Ende Fontanier's und ſeines Kanzlers darſtellten. Die chineſiſchen Behörden ließen dieſe ſcheußlichen Bilder konfisciren. Sie ſind daher ſelten geworden. Ich beſitze deren zwei die denſelben Gegenſtand in derſelben Weiſe geben. Man ſieht Chung's Namen, in der Mitte die ziemlich getreu gezeichnete Kathedrale, das Haus der Lazariſten und das Konſulat, ſämmtlich in Flammen. Der Konſul und ſein Begleiter liegen am Boden; vier Mörder verſetzen ihnen Hiebe mit Schwertern und Lanzen. Ein Mann kniet am Boden um ſeine Schuhriemen zu binden; dabei hält er den Säbel im Munde und wendet den Kopf der Mordſcene zu die ihn zu unterhalten ſcheint. Eine Art Hanswurſt. In geringer Entfernung betrachtet ein Ober-Beamter, nach der Auslegung des Tien-tſiner Publikums der Chih-hüen, neben ſeinem Tragſeſſel ſtehend und von einigen Mandarinen umgeben, die Ermordung der zwei Franzoſen. Auf beiden Ufern kommen Pikenträger gelaufen.

Andere rudern in einem Boote herbei. Neugierige ſehen zu indem ſie ihre Fächer bewegen. In der Ferne gewahrt man zwei Reiter, wahrſcheinlich General Chên-kwo-ſhuai und den Militär-Mandarin des Diſtriktes vorſtellend. Beide Männer verdienten, durch ihr Benehmen, die Ehre in dieſem Bilde verewigt zu werden. Die Zeichnung iſt roh, aber die Darſtellung lebendig: ſie athmet Blut und wirkt auf die Einbildungskraft durch den ſchneidenden Gegenſatz zwiſchen dem wilden Haſſe der herbeiſtürzenden Mörder und der olympiſchen Ruhe der offiziellen Zuſchauer.

Mittlerweile kamen engliſche Kanonenboote aus Che-fu und Shanghai an. Chung erließ eine Proklamation welche die Ruhe herſtellte und dadurch zugleich den Beweis lieferte daß das Unglück verhindert werden konnte, wenn die Mandarinen gewollt hätten.

Später im Jahre, als der Winter nahte, erneuerten ſich die Beſorgniſſe. Wie wird es den Bewohnern des Settlement ergehen nach der Abfahrt der Kanonenboote, die man natürlich nicht der Gefahr ausſetzen konnte, im Eiſe eingefroren, eine leichte Beute der Chineſen zu werden, und welche daher vor Eintritt des Froſtes nach Che-fu zurückkehren mußten. Die engliſche Regierung hielt für zweckmäßig daß die Reſidenten während des Winters Tien-tſin verließen und war bereit ihnen hiebei behilflich zu ſein. Auch in Peking wurde die Frage beſprochen, ob das diplomatiſche Korps nicht beſſer thäte ſich aus der Hauptſtadt zu entfernen. Herr Wade erklärte ſich aber, in Uebereinſtimmung mit ſeinen Kollegen, gegen ähnliche Maßregeln welche ihm „nicht gerechtfertigt ſchienen, in den Faktoreien nicht gebilligt würden und dem Anſehen Englands in dieſem Theile der Welt nur Eintrag thun könnten.“ Aber in Tien-tſin war die Lage abermals kritiſch geworden. „Ich bin kein furchtſamer

Menſch", ſchrieb Herr Lay an Herrn Wade, „und ich werde auf meinem Poſten ausharren bis man mich verjagt. Wenn ſie uns angreifen ſo werden ſie, hoffentlich, gut empfangen werden; aber ich kann meine Frau und mein Kind nicht ſolchen Wechſelfällen ausſetzen, und wenn ich ſie von hier entferne, ſo wird dies das Signal zu einer allgemeinen Flucht ſein. Was ſoll ich alſo thun?" — „Nichts", war die Antwort des Herrn Wade. „Seit drei Monaten ſind Sie fortwährend au qui vive. Ihre Nerven ſind angegriffen. Aber in Tien-tſin gibt es mehr Angſt als Gefahr." Welche Lage! Der Konſul, bereit ſein Leben zu geben aber für Frau und Kind zitternd; der Miniſter, der im Intereſſe des öffentlichen Wohles es auf ſich nimmt ihn zu beruhigen! Wahrhaftig, der diplomatiſche und Konſulardienſt in China ſind keine Sinekuren. Ehre der Opferwilligkeit, dem Muthe, der Kaltblütigkeit dieſer würdigen Vertreter eines großen Landes! Uebrigens gaben die Thatſachen dem Geſandten Recht. Die Ruhe wurde nicht wieder geſtört. Chung und der General-Gouverneur der Provinz, Tſeng, der Letztere mit der Einleitung der Unterſuchung betraut, wußten den Pöbel in Zaum zu halten und die wenigen Europäer zu ſchützen welche, auf der Reiſe nach oder von Peking begriffen, die Stadt Tien-tſin nicht umgehen konnten.

Dies iſt das große Trauerſpiel von Tien-tſin. Betrachten wir nunmehr die personae dramatis!

* * *

Die Miſſionäre und die Kloſterfrauen wurden beſchuldigt die blutigen Angriffe als deren Opfer ſie fielen durch ihre Unvorſichtigkeit und durch ihren blinden Eifer veranlaßt zu haben. Am Tage des Blutbades ſelbſt, am 21. Juni Morgens, ſchreibt Herr Lay an Herrn Wade: „Die barmherzigen Schweſtern haben

die Dummheit begangen Kinder zu kaufen.'"*) Der Beweis daß dieſe Angabe irrig war wurde geliefert, und Herr Wade, der ihr Anfangs Glauben beigemeſſen, bewährte auch diesmal die ihm von Freund und Gegner nachgerühmte Ehrenhaftigkeit indem er ſeinen Irrthum ſogleich berichtigte.**) Eine Deputation engliſcher mit China in Handelsverkehr ſtehender Kaufleute der City erſchien bei Lord Granville und überreichte ihm eine Denkſchrift in der es heißt: „Die Gemeinde welcher die Schweſtern angehören beſteht ſeit dreihundert Jahren, und wir glauben zu wiſſen daß in dieſem langen Zeitraume nie irgend eine Klage gegen dieſe Frauen erhoben wurde. Ihre Handlungsweiſe iſt vollkommen bekannt. Wir behaupten auf das Entſchiedenſte daß ſie den Leuten welche ihnen verlaſſene Kinder brachten nicht einmal Geldgeſchenke machten." ***)

Die gegen die Lazariſten-Prieſter vorgebrachte unbeſtimmte Beſchuldigung der Unvorſichtigkeit ſcheint ebenſo unbegründet zu ſein. Diejenigen welche einen ſo großen Werth darauf legten den Beweis zu liefern daß der Unwille des Volkes und der Literaten ausſchließlich gegen die Geiſtlichen und die Kloſterfrauen und, inſoferne dieſe der Mehrzahl nach Franzoſen waren, gegen die Franzoſen gerichtet war, würden ihre Anklagen gewiß im Einzelnen nachgewieſen haben, hätten ſie zur Erhärtung

*) „The sisters of charity have been very stupid in buying children and so on" Blue Book S. 19. Dieſe Stelle wird von den engliſchen Reſidenten in den Trade-Ports allgemein getadelt.

**) „Meine Ueberzeugung, ſagt er, daß die Aufregung durch den Glauben hervorgerufen wurde, die unglücklichen Schweſtern hätten die Kinder zu ruchloſen Zwecken in ihr Waiſenhaus aufgenommen, bleibt nach wie vor unerſchüttert; aber ich erfahre daß die Behauptung, dieſe Kinder ſeien, wie ich glaubte, von den Schweſtern gekauft worden, unwahr iſt." Blue Book S. 68.

***) Blue Book S. 51.

ihrer Voraussetzungen bestimmte Thatsachen vorbringen können. Nun befindet sich aber in den Proceßakten nicht Ein solcher Fall. Die albernen Erfindungen des elenden Wu-lan-chen, der offenbar im Solde der Literaten stand, wurden von ihm selbst zurückgenommen und von den chinesischen Behörden als erfunden und vollkommen falsch anerkannt.*) Da diese Anklagen durchwegs gegen die katholischen Missionäre und die Schwestern gerichtet sind, werde ich bei Besprechung der sogenannten Missionsfrage auf sie zurückkommen. Hier genügt die Feststellung der Thatsache daß das einzige den Klosterfrauen von Tien-tsin nachgewiesene Unrecht darin besteht daß sie Waisen in ihr Waisenhaus und Kranke in ihr Spital aufnahmen! Eine Epidemie war ausgebrochen, und mehrere Kinder starben. Die Anstifter der Metzeleien benützten den Umstand um das Volk aufzuwiegeln. Kann man die Schwestern für den Ausbruch der Krankheit verantwortlich machen? Unterlassen wir auch nicht zu ihrer Vertheidigung, da sie sich nicht selbst vertheidigen können weil ihnen der Tod den Mund schloß, unterlassen wir nicht hier das ihnen von vielen Protestanten, von sämmtlichen Residenten der Konceſſionen von Tien-tsin ertheilte Zeugniß anzuführen, daß während acht Jahren und bis in die Mitte Mai, also einen Monat vor den Ereignissen, die Schwestern von den Chinesen allgemein geliebt und verehrt waren; daß sie bei Aufnahme von Kindern immer auf dieselbe Weise zu Werke gingen; daß zu wiederholten Malen in ihrem Orphelinate eine ebenso große Sterblichkeit geherrscht hat wie um die Zeit des großen Blutbades, und daß die periodisch auftauchenden, für die Priester und Nonnen verleumderischen, Gerüchte immer und meist binnen kurzer Zeit verstummt sind.

*) Chung-hou an das Yamen der auswärtigen Angelegenheiten. Blue Book S. 21.

Der französische Konsul, taub für die Vorstellungen eines Nachbars des Pater Chevrier, seines Kollegen des russischen Konsuls; immer zu heftigem Vorgehen geneigt und, in dem kritischen Augenblicke, überreizt durch die Gefahr welche er weder vorauszusehen noch zu beschwören vermocht, Herr Fontanier hat, in seiner unerklärlichen Verblendung, nichts gethan zur Verhinderung und Alles zur Beschleunigung der Katastrophe. Er fiel, eines der ersten Opfer. Seine Fehler, die er durch einen edlen Tod gebüßt, waren Fehler des Urtheils und des Charakters, die verzeihlichsten bei einem Staatsdiener wenn gleich sehr oft die bedauerlichsten, wegen ihrer üblen, zuweilen verhängnißvollen Folgen. Hätte der Konsul die Lage richtig aufgefaßt, so würde er seine Kollegen, bei guter Zeit, verständigt und, durch einen gemeinschaftlichen Schritt des Konsularkorps, Chung Muth eingeflößt haben. Chung fürchtete den Pöbel und die Literaten. Die Konsuln mußten dafür sorgen daß er noch mehr Schrecken empfände vor den Klagen der fremden Gesandten in Peking und der ihm drohenden Ungnade der Prinzen Kung. Die Klosterfrauen mußten entfernt, und, am Morgen des Blutbades als sich die ersten Volkshaufen zusammenrotteten, die Schiffbrücke geöffnet und der Verkehr zwischen beiden Ufern unterbrochen werden. Nach sorgfältiger und wiederholter Besichtigung der Oertlichkeiten, nach einem eingehenden Studium des englischen „Blaubuches" und mit Hilfe der theils in Peking theils hier gesammelten mündlichen Auskünfte bin ich zur Ueberzeugung gelangt daß die von den Residenten, welche sich während der Unruhen in den Konzessionen befanden, gehegte Ansicht die richtige ist. Sie sind der Ueberzeugung daß Herr Fontanier, in der eben angedeuteten Weise handelnd, das furchtbare Unglück abwenden konnte. Vielleicht hätte er die Zerstörung der Gebäude nicht verhindern

können; aber die Schweſtern, höchſt wahrſcheinlich alle Europäer und, ohne irgend einer Pflicht untreu zu werden, ſich ſelbſt hätte er gerettet. Es thut mir leid über einen Ehrenmann der ein ſo furchtbares Ende nahm ein vielleicht hart ſcheinendes Urtheil fällen zu müſſen. Ich leiſtete dem edlen Pflichtgefühl das ihn in den Tod führte Gerechtigkeit. Seine Irrthümer und Fehler durfte ich nicht verſchweigen. Die Erforſchung, die Entdeckung, der Kultus der Wahrheit ſind des Geſchichtſchreibers erſte, wenn gleich zuweilen ſchmerzliche Pflicht.

Auch Herr Lay, obſchon in geringerem Grade als der franzöſiſche Konſul, täuſchte ſich über den Ernſt der Lage. Ich beurtheile ihn, ausſchließlich, nach den von ſeiner Hand gezeichneten amtlichen Urkunden. Sieben Tage nach den Ereigniſſen ſchreibt er*) an Herrn Wade: „Ich hatte damals keine Ahnung daß die Lage ſo bedenklich war.“ In der That, er hatte ſie nicht. Zweimal ſchrieb er an Chung; aber wann? Sein erſtes Schreiben iſt vom 20., ſein zweites vom 21. Juni Morgens! Alſo vom Vorabende und vom Tage des Blutbades. In dem erſten erſucht er den Ober-Kommiſſar das Volk zur Artigkeit (!) gegen die Fremden aufzufordern und zur Achtung der Kapellen und des Spitales. In dem zweiten Briefe beklagt er ſich über den Anfall auf Doktor Frazer und bittet Chung den Chineſen, durch eine Proklamation des Chih-fu, begreiflich zu machen daß ſie gegen Unterthanen der Königin artig ſein müßten und ſie nicht beläſtigen dürften.**) Hiedurch beweiſt Herr Lay daß er die in der chineſiſchen Stadt herrſchende Aufregung gar ſehr unterſchätzte.

*) I had no idea then that matters were so serious“ Blue Book S. 32.

**) Blue Book, Herr Lay an Herrn Wade; bereits citirt.

Zu ſeiner Entſchuldigung kann angeführt werden daß er ſich nicht an Ort und Stelle befand, daß einige Kloſterfrauen welche ſeine Gemahlin acht Tage vor dem Ereigniſſe beſuchten an keine Gefahr zu glauben ſchienen, und daß die kleine ruſſiſche Kolonie ebenſo dachte. Sonſt würde wohl kaum das junge Ehepaar Protopopoff gewagt haben, am Tage des Blutbades, einer Einladung nach der chineſiſchen Stadt Folge zu leiſten. Auch ihre ruſſiſchen Freunde bei denen ſie ſpeiſten ſchienen nicht beſſer unterrichtet. Dagegen aber muß erinnert werden daß dieſes Gefühl der Sicherheit kein allgemeines war. Der ruſſiſche Konſul, Doktor Frazer, mehrere hervorragende Glieder der Faktorei beſtanden auf der Ergreifung von Vorſichtsmaßregeln, insbeſondere auf der ſchleunigen Berufung eines Kanonenbootes aus Che-fu. Dagegen zeigte ſich Herr Lay, nach der Kataſtrophe, auf der Höhe ſeiner Aufgabe und verdiente hiedurch das ihm von ſeinen Vorgeſetzten gewordene Lob.

Von den chineſiſchen Oberbeamten wird der höchſtſtehende, Chung, wie mir ſcheint mit Recht, der Nachläſſigkeit und Unentſchloſſenheit beſchuldigt. Bei den Literaten ſchon deshalb wenig beliebt weil ihn ſeine amtlichen Pflichten nöthigten mit den Fremden in perſönlichem Verkehr zu ſtehen, war er von einer undisciplinirten, durch den ehemaligen Rebellen Chênkwo-ſhuai aufgereizten Soldateska umgeben. Er beſaß, wie bereits erwähnt, keine Gerichtsbarkeit und war zu einem amtlichen Einfluſſe auf den Taotai und die ſtädtiſchen Magiſtrate weder berufen noch befähigt. Seine Lage war ſchief, ſeine Arme gelähmt. Um anders aufzutreten als er that, hätte er Muth und Thatkraft beſitzen müſſen, Eigenſchaften welche ihm fehlten.

Daß der Chih-fu und der Chih-hüen die Mörder mittelbar begünſtigten iſt heute eine durch die Proceßakten feſtgeſtellte von der kaiſerlichen Regierung anerkannte Thatſache. Man weiß,

und eine alte Erfahrung lehrt, daß, in gewöhnlichen Zeiten, die Mandarine durch eine Proklamation Ruheſtörungen immer und mit Leichtigkeit hintanhalten. Zahlloſe und darunter viele neuere Fälle beſtätigen dies. Hier will ich nur zwei anführen. Der, während der Abweſenheit des apoſtoliſchen Vikars, proviſoriſche Leiter der Lazariſtenmiſſion in Peking fürchtete für die Schweſtern in Pei-tang, wollte ſie nach Shanghai ſchicken und bat für ſie um ſicheres Geleite. Der Miniſterrath antwortete es ſei kein Grund zu ſolchen Befürchtungen vorhanden, und er bürge für die Sicherheit der katholiſchen Anſtalten in der Hauptſtadt. Sie blieben, in der That, unbehelligt.

In Tung-chow, am blauen Fluſſe, leben amerikaniſche Miſſionäre. Durch die feindſelige Stimmung des gemeinen Volkes eingeſchüchtert, entflohen ſie mit ihren Familien. Der Taotai ließ ſie erſuchen zurückzukehren indem er ihnen völlige Sicherheit zuſagte. In beiden Fällen erwieſen ſich die chineſiſchen Behörden als vollkommen befähigt den Pöbel im Zaume zu halten. Aber ganz anders war das Benehmen der beiden ſtädtiſchen Vorſtände von Tien-tſin, und wenn auch ein thätiger Antheil an den Mordſcenen ihnen nicht nachgewieſen werden konnte, ſo würde die Proklamation des Chih-fu's allein hinreichen um ihre Mitſchuld außer Zweifel zu ſtellen.

General Chên-kwo-ſhuai hat, erwieſenermaßen, die Mörder angeſtachelt und bei ihrem blutigen Werke angeführt; der Militär-Mandarin des Diſtriktes leiſtete ihm hiebei verſteckten Beiſtand. Uebrigens liegt wenig daran den Antheil nachzuweiſen den ein jeder dieſer Elenden an den Unthaten genommen hat. Von weit höherem Intereſſe wäre es die wahren Anſtifter des Verbrechens und ihre Beweggründe zu entdecken. Von wo ging der Anſchlag aus, und gegen wen war er gerichtet? Leider blei-

ben dieſe ſo wichtigen Fragen unbeantwortet. Eine Maſſe von Ausſagen wurde zwar geſammelt, aber ſie führten zu keinem entſchiedenen Ergebniſſe. Unerachtet der dringenden und wiederholten Aufforderungen des diplomatiſchen Korps, weigerte ſich die kaiſerliche Regierung mit auffallender Beharrlichkeit über den Urſprung und die Urheber des Blutbades eine ernſte Unterſuchung einzuleiten.

Unter den Europäern haben ſich zwei Anſichten gebildet. Nach der einen hätte das unvorſichtige Benehmen der Miſſionäre und der Schweſtern Anfangs den Argwohn und ſpäter den Unwillen des Volkes erregt; ein unvorbereiteter Zornesausbruch habe ſtattgefunden; der Angriff ſei aber ausſchließlich gegen die Franzoſen gerichtet worden, weil die meiſten katholiſchen Prieſter und Nonnen Franzoſen ſind. Unter den Vertretern dieſer Anſicht, deren Zahl ſehr geringe iſt, ſteht Herr Wade oben an. Ein langjähriger Aufenthalt in China, perſönliche Beziehungen mit den Großwürdenträgern des Reiches, mit Literaten, mit den Spitzen des einheimiſchen Handelsſtandes, ſeltene Kenntniß der Menſchen und der Dinge, der Geſchichte und der Sprache des Landes, der weite Geſichtskreis ſeiner hohen Stellung, alle dieſe Vortheile vereint mit einer ſprichwörtlich gewordenen Lauterkeit des Charakters verleihen den Anſichten des Vertreters der Königin Viktoria immer einen hohen und, in ähnlichen Fragen, den höchſten Werth. In dem uns beſchäftigenden Falle beruft ſich der brittiſche Geſandte auf eine allgemeine Würdigung der Zuſtände und auf gewiſſe im Laufe meiner Erzählung angeführte Erhebungen. Die Mörder hatte man rufen hören: Tödtet die Franzoſen. Die ruſſiſchen Kaufleute wurden verſchont nachdem ſie ihre Nationalität nachgewieſen hatten. Herrn Wade's großer Beweisgrund iſt die durch die angebliche Unvorſichtigkeit der Schweſtern hervorgerufene Aufregung. „Ich

halte für meine Pflicht", ſchreibt er an Herrn Lay*), „die Ueberzeugung auszudrücken daß ohne den unter den Chineſen verbreiteten Glauben, die Kinder würden eingefangen, keine Aufregung im Volke entſtanden wäre und daß die durch dieſe Gerüchte entſtandene Aufregung ſich gelegt hätte, wenn die Gewohnheit der Schweſtern eine große Anzahl Kinder in ihr Hospiz aufzunehmen von den unwiſſenden Chineſen nicht als ein Beweis der Schuld jener unglücklichen Frauen gedeutet worden wäre. Als der Zorn des Volkes gegen ſie losbrach, verfielen ihre Landsleute und Religionsgenoſſen natürlich demſelben Schickſale. Ich erfahre daß ſogar katholiſche Chineſen verfolgt wurden, während Eingeborenen des proteſtantiſchen Glaubens kein Leid widerfuhr."

Folgendermaßen lautet die entgegengeſetzte Anſicht: Der Streich wurde ſeit Langem durch Literaten vorbereitet. Die Wuth des Pöbels wurde zunächſt, dies gibt man zu, gegen die Schweſtern und die katholiſchen Anſtalten gerichtet; aber der wahre Zweck der Anſtifter war die Vertreibung oder Ausrottung aller Ausländer. Herr Lay, eine andere Autorität erſten Ranges, denn auch er lebt ſeit Jahren in China, auch er kennt dies Land und befand ſich überdies in unmittelbarer Nähe des blutigen Schauplatzes, Herr Lay ſchreibt an Herrn Wade**): „Der Ruf (den das Volk ausſtieß) war nicht „Tödtet die Schweſtern", ſondern „Tödtet die Franzoſen" und ſpäter „Tödtet die andern Fremden." Hierauf antwortet ihm Hr. Wade***): „Ich kann Ihre Auffaſſung nicht annehmen der gemäß der Fremdenhaß im Allgemeinen zum Ausbruche Anlaß gegeben hätte."

*) Blue Book S. 45.
**) Blue Book S. 32.
***) In der oben citirten Depeſche.

Wenn es in China Männer gibt, deren Meinung über die Ereigniſſe des 21. Juni Bedeutung hat, ſo ſind es, ich wiederhole es, Herr Wade und Herr Lay, und dennoch laufen, wie man eben ſah, ihre Anſichten ſo weit auseinander. Wenn drei Ruſſen verſchont wurden weil ſie ihre Nationalität nachweiſen konnten, ſo wurden drei andere Ruſſen niedergemacht obgleich ſie den Mördern zuriefen: „Wir ſind keine Franzoſen, wir ſind Engländer.“ (Beſſer hätten ſie vielleicht gethan zu ſagen: wir ſind Ruſſen.) Die beiden Thatſachen ſind im Blue Book nachgewieſen und wurden mir durch Herrn Starzoff, den Schwager der ermordeten Dame, beſtätigt.

Endlich wird die Anſicht daß das Blutbad nur die theilweiſe Verwirklichung eines weitgreifenden Planes geweſen und daß die Vertilgung aller Ausländer beabſichtigt war von der ungeheuren Mehrzahl, ich möchte beinahe ſagen, von der Geſammtheit der europäiſchen und amerikaniſchen Bewohner der offenen Häfen getheilt. Ich habe bereits von der Ehrenhaftigkeit dieſer Klaſſe im Allgemeinen geſprochen, und Niemand wird mehreren unter den fremden Kaufleuten eine genaue Kenntniß der Verhältniſſe in gewiſſen Gegenden China's abſprechen wollen. Ihre Auffaſſung fällt daher gleichfalls in das Gewicht.

Eine dritte Verſion darf nicht unerwähnt bleiben. Es iſt die Auslegung welche dieſen Vorfällen in den Kreiſen des hohen chineſiſchen Handelsſtandes gegeben wird. Dort hört man behaupten die Tien-tſiner Metzeleien ſeien das erſte Ergebniß einer in Central-China angezettelten, weit verbreiteten Verſchwörung der Patrioten. Der Zweck ſei einen Krieg mit den europäiſchen Mächten hervorzurufen und hiedurch den Sturz des Miniſteriums Kung wenn nicht der Dynaſtie herbeizuführen.

So verſchiedenartigen und doch ſo wohl bekräftigten Auf-

faſſungen gegenüber, gebührt es dem Touriſten natürlich nicht eine Meinung abzugeben. Ich beſchränke mich daher darauf zu wiederholen daß die eingehenden Erhebungen welche die geiſtlichen und Konſulatsbehörden pflegen ließen, daß die Ausſagen vieler Eingeborenen und das einſtimmige Zeugniß der fremden Reſidenten in Tien-tſin chineſiſche Stadt und Faktorei die gänzliche Grundloſigkeit des gegen die Prieſter und Schweſtern erhobenen Vorwurfes der Unvorſichtigkeit und des blinden Eifers auf das Entſchiedenſte darthun. Dieſe pflichttreuen Prieſter, dieſe wohlthätigen und heiligen Frauen waren die Opfer, ſie waren nicht die Urheber des Blutbades von Tien-tſin.

Die Kunde von den Ereigniſſen des 21. Juni verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle im Innern und längs den Küſten des Reiches. In Wu-ching, unweit Kiu-kiang, wurde die katholiſche Kirche vom Pöbel eingeäſchert; der ſie verſehende Prieſter war glücklicher Weiſe abweſend. In Hankow *) entſtand ſolche Aufregung daß die ſehr kleine Faktorei ſich in äußerſter Gefahr glaubte. Der engliſche Konſul bot den barmherzigen Schweſtern eine Zufluchtsſtätte in ſeinem Hauſe an. Dieſe muthigen Frauen, ſämmtlich Italienerinnen, blieben aber in ihrem Kloſter und erfuhren keine Unbild. Selbſt Kanton, unerachtet der fünfzehnhundert Meilen die es von den Ufern des Pei-ho trennen, fühlte den Rückſtoß der Kataſtrophe. Der franzöſiſche Konſul glaubte nicht für die Sicherheit der dort befindlichen Schweſtern bürgen zu können und ſandte ſie, trotz ihrer Widerrede, nach Hongkong.

In Peking gaben die Ereigniſſe des 21. Juni zwiſchen den Vorſtänden der Geſandtſchaften und Prinzen Kung zu langen Verhandlungen Anlaß. Der größte Antheil hievon fiel

*) Am Yang-tſe-kiang, im Innern des Reiches, ſiebenhundert Meilen von Schanghai.

natürlich dem französischen Geschäftsträger zu. Herr Wade hatte, von der allgemeinen Frage abgesehen, insbesondere zu reklamiren weil eine der ermordeten Klosterfrauen eine brittische Unterthanin war. Ein Theil der gewechselten Schriftstücke findet sich im „Blauen Buche".

Am 3. August fand am Kirchhofe von Tien-tsin das feierliche Begräbniß der Opfer statt. Die Vertreter Englands und Frankreichs, die Admiräle Kellett und Dupré welche die englischen und französischen Geschwader in den chinesischen Meeren befehligten, die Konsuln und die Kapitäne der im Pei-ho liegenden Kanonenboote, sämmtliche europäische und amerikanische Residenten der Faktorei begleiteten die Leichen nach ihrer letzten Ruhestätte. Der apostolische Vikar von Peking hielt den Gottesdienst nach dessen Vollendung er, Herr Wade, Graf Rochechouart und der französische Admiral Reden hielten. Die gewöhnliche Garnison von Tien-tsin war durch die Truppen des Prinzen Kung und des General-Gouverneurs der Provinz für die Gelegenheit verstärkt worden.* Kein Zwischenfall störte die ergreifende Feier.

Unmittelbar nach den Ereignissen war Chung zum außerordentlichen Botschafter in Frankreich ernannt worden. Er sollte das Benehmen der chinesischen Regierung „erklären."*) Tseng-kwo-fan erhielt Befehl sich nach Tien-tsin zu begeben um an Ort und Stelle die Untersuchung und gegen die der Mitschuld angeklagten Individuen den Proceß einzuleiten. Er kam spät und that wenig oder nichts. Erst ein Besuch des französischen Geschäftsträgers und die von Che-fu als bevorstehend gemeldete Ankunft des Admirals Dupré der den Pei-ho

*) Rundschreiben des Grafen Rochechouart an die französischen Konsuln in China. Blue Book S. 230.

mit einigen Kanonenbooten heraufſegelte belebten den matten Amtseifer dieſes hohen Würdenträgers.

Nach viermonatlichen Verhandlungen und einer ebenſo langen Procedur erfolgte endlich der Urtheilsſpruch in Form eines kaiſerlichen Dekretes.*) Es wurde erklärt daß der Chih-fu Chang-kuang-tſao und der Chih-hüen Lin, bei Anlaß eines Zuſammenſtoßes zwiſchen dem Volke und den Chriſten, unterlaſſen hätten, vor dem Ereigniſſe, die nöthigen Vorſichtsmaßregeln zu treffen und, nach dem Ereigniſſe, die Verhaftung der Schuldigen zu veranlaſſen. „Daher", fährt das Dekret fort, „haben Wir (der Kaiſer) ſie von ihren Aemtern enthoben und dem Hſing-pu (dem Departement der Strafen) übergeben laſſen damit ſie daſelbſt die gehörige Strafe zu erleiden hätten. Nachdem ſie von Tſeng-kwo-fan verhört worden, wurden ſie abermals an das Hſing-pu abgeführt. Letzteres hat nunmehr vorgeſchlagen daß, außer der Amtsentſetzung welche den Geſetzen gemäß die Staatsdiener trifft die unfähig ſind die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, die beiden Funktionäre überdies nach den Grenzſtationen geſandt und dort dem Heere als gemeine Soldaten eingereiht würden. Seither aber haben ſie ihre bereits ſehr bedeutenden Fehler noch erſchwert indem ſie ſich ohne vorher eingeholte Erlaubniß, aus eigenem Antriebe, der Eine nach Shun-te und der andere nach Mih-yun begaben. Dies war eine Verhöhnung (der Obrigkeit). Aus dieſem Grunde ſollen Chang und Lin eine „äußerſte Strafe" erleiden, nach einem andern Orte, nach Hei-lung-chiang (in der Provinz Tſi-tuhar am Amur) verbannt und, zur Büßung ihrer Vergehen und zur Warnung Anderer, zu den öffentlichen Arbeiten verwendet werden."

*) Dem diplomatiſchen Corps durch Prinz Kung mitgetheilt. Blue Book S. 194.

Dies Dekret bedarf keiner Erklärung. Es verräth die geheimen Beſorgniſſe und Hintergedanken des Prinzen Kung der, zugleich chineſiſcher Patriot und aufgeklärter Geiſt, die blutigen Vorfälle bedauerte und einſah daß eine Genugthuung gegeben werden mußte, der aber dabei das nationale Selbſtgefühl des Publikums zu ſchonen hatte. Nachdem nun einmal die Schuldigen beſtraft werden mußten ſo ſollte dies wenigſtens in den üblichen Formen der heimiſchen Geſetzgebung ſtattfinden und nicht unter dem Anſchein eines auswärtigen Druckes.

Das diplomatiſche Korps war durch den erſten Ausſpruch natürlich nicht befriedigt. Es mußte alſo mehr geſchehen. Da nahm man, um die Verſchärfung der Strafe zu begründen, zu einem erfundenen Vergehen Zuflucht. Die beiden Beamten hätten ſich ohne Urlaub entfernt; ſie haben es an dem nöthigen Reſpekte fehlen laſſen; deshalb würden ſie zur harten Arbeit verurtheilt. Herr von Rochechouart beſtand auf ihrer Hinrichtung, konnte aber mit dieſer Forderung bei Prinz Kung nicht durchdringen. Zwanzig kleine Mörder erlitten den Tod, dreizehn andere wurden für zehn Jahre und drei Jahre in die Verbannung geſchickt. General Chên-kwo-ſhuai, pro forma dem Hſing-pu überantwortet, erhielt alsbald ſeine Freiheit. Dank ſeiner mandjuriſchen Abkunft, kam er diesmal ohne alle Strafe davon.*) Der gleichfalls ſehr ſchwer beinzichtigte Militär-Mandarin des Diſtrikts verrichtet dermalen, wie dem Leſer bekannt, Kammerherrndienſte bei der kleinen Schlange im Tempel von Tien-tſin.

Zweihundertfünfzigtauſend Tael wurden als Entſchädigung bewilligt.

*) Seither wurde er wegen eines mit den Tien-tſiner Ereigniſſen nicht zuſammenhängenden Verbrechens im Kerker hingerichtet.

Wegen der großen Wichtigkeit der Proklamationen und ihrer sehr bedeutsamen Wirkung auf die Massen, verlangten und erwirkten die Gesandten, nicht ohne viele Schwierigkeit, die Erlassung einer Proklamation mit der Zusage daß sie im ganzen Reiche angeschlagen werden sollte.

Dies Dokument erzählt in Kürze die Vorgänge: die Leichtgläubigkeit des Volkes, seinen Argwohn, seinen Zorn, die Ermordung vieler Fremden, „Akte welche offenbar verbrecherisch und ungesetzlich waren." Dann folgt die Aufzählung der den Schuldigen gewordenen Strafen. Die beiden Ober-Beamten seien mit „ungewöhnlicher" Strenge behandelt worden. Die wichtigste Stelle erinnert „die Wohlhabenden, die Militärs und das Volk daß seit dem Abschlusse der Verträge die fremden Kaufleute Handel treiben und die Missionäre predigen dürfen; daß die Predigten der Letzteren die Verbesserung der Menschen zum Gegenstande haben, und daß der Handelsverkehr zwischen Fremden und Einheimischen beiden Theilen Vortheil bringe... Es ist nicht erlaubt sich, unter diesem oder jenem Vorwande, zusammenzurotten und Gewaltthaten zu begehen. Wer hiegegen verstößt, handle gegen den Willen des Kaisers, gegen die Gesetze und werde mit äußerster Strenge bestraft werden. Die Beamten und das Volk von Tien-tsin werden dem Zuwiderhandelnden ein Spiegel der Yin sein.*) Ein jeder zittere, ein jeder gehorche, niemand widerstehe. Specielle Proklamation."**)

* * *

*) Das heißt sie sehen in dem Schicksale der Verurtheilten das ihnen bevorstehende Loos.

**) Beilage zum Berichte des Hrn. Wade an Lord Granville vom 24. Oktober 1870 Blue Book S. 222 und 223. Zur Vervollständigung meiner Darstellung füge ich hier nachstehende Anzeige des Pariser Journal officiel vom 25. November 1871 bei: „Der Präsident der Republik empfängt

Wir ſind am Kirchhofe. In der weiten Umfriedung welche noch vor Kurzem die Konſulatsgebäude und das Miſſionshaus umſchloß ſtehen, in zwei Gruppen getheilt, vierzehn große ſteinerne Gräber deren oberer Theil, nach Landesſitte, einem Tonnengewölbe gleicht. In dieſen Gräbern ruhen, hier Herr Fontanier und die Opfer aus dem Laienſtande, dort die Patres Chevrier und Ou, die zehn Schweſtern (ihre wenigen Reſte) und einige an der Seite der Prieſter gefallene chriſtliche Diener der Miſſion. Die Gräber ſollen mit Inſchriften verſehen werden. Hiefür haben die chineſiſchen Behörden zu ſorgen; ebenſo auch für Errichtung eines ſühnenden Denkmals mit einer Proklamation welches den Europäern eine (ſehr unvollkommene) Genugthuung zu geben beſtimmt iſt.

Wir ſtehen auf einem Trümmerhaufen. Ganz nahe vor uns ſteigt der Thurm der Kathedrale in die Luft empor. Noch trägt er das Kreuz an ſeiner Spitze. Der Strom, von zahlreichen Djonken befahren, fließt majeſtätiſch dahin und verliert ſich am Horizont zwiſchen einem Walde von Maſten. Uns gegenüber zeigt ſich die Stadt: düſter, barbariſch, unheimlich; der gedämpfte Lärm ihrer Gaſſen dringt bis hieher. Aber um uns herrſcht die Ruhe des ewigen Schlafes, die Trauer des Todes verklärt durch die Glorie des Martyrthums.

---

in Verſailles den Botſchafter Chung-hou welcher das Bedauern und die Entſchuldigungen der chineſiſchen Regierung aus Anlaß des Blutbades von Tien-tſin auszudrücken hat."

Die an Frankreich bezahlte Entſchädigung betrug 3,450,000 Franken.

IV.

Hongkong.

Vom 7. zum 27. November.

Annehmlichkeiten des Gelben Meeres. — Phyſionomie von Hongkong. — Sein Handelsverkehr. — Seine politiſche und militäriſche Bedeutung.

(7—19. November.) Daß uns ein Winteraufenthalt hier in Tien-tſin bevorſtehe, wird immer wahrſcheinlicher. Die bereits ſtrenge Kälte nimmt zu; bald werden wir im Eiſe feſtſitzen. Flucht allein könnte retten, aber ſo lange der Weſtwind die Waſſer von der Barre in das Meer treibt und die außerhalb Taku liegenden Schiffe verhindert in den Pei-ho einzulaufen iſt Flucht unmöglich. Auch im Fluſſe liegt nicht Ein Steamer; und was würde er nützen! Die Barre könnte er ja doch nicht paſſiren! Am Ende hilft die Güte des Kapitäns von Maiſonneuve aus der Verlegenheit. Er läßt uns im Kanonenboote Skorpion, Kommandant Kapitän Sallandrouze, an die Mündung des Pei-ho bringen. Am ſelben Abend noch an der Barre angelangt, paſſiren wir ſie im Gig des Kapitäns. Eine halbe Stunde ſpäter befinden wir uns an Bord des Sinan-ſing, eines dem Hauſe Jardine gehörigen, prachtvollen Dampfers.

Nun haben wir die Annehmlichkeiten des Gelben Meeres zu beſtehen: Windſtöße, über Deck waſchende Wogen, zertrümmerte Luken, eiſige Douchebäder und dergleichen mehr. Zwei ſehr kalte Tage werden angenehm in Shanghai verlebt; dann abermals ſchlechtes Wetter, hohle See, chineſiſche Djonken die wir beinahe in den Grund bohren — nie hörte ich ähnliches Angſtgeſchrei, nie hoffe ich es wieder zu hören — dann neuer-

dings Sturm; alles unter einem metalliſchen, wolkenloſen Himmel und bei einer Temperatur die noch in der Erinnerung den Schauer gibt. Am übelſten benimmt ſich der Kanal von Amoy. Wahrhaftig, dieſe chineſiſchen Meere verdienen ihren böſen Ruf. Aber eines Morgens erwachen wir unter den Tropen. Die Luft fächelt, die Sonne wärmt uns. Von der Küſte, deren ſteile Felſen, deren zahlloſe Scheeren an Norwegen erinnern, wehen balſamiſche Düfte herüber. Am 19. November werfen wir auf der Rhede von Hongkong die Anker.

Man ſtelle ſich den Felſen von Gibraltar vor, gegen Norden gewendet. Gegenüber liegt das Feſtland. Wir haben die höchſte Spitze erklommen und ſtehen neben der Flaggenſtange. Die bereits ſinkende Sonne vergoldet Himmel, Waſſer und Land. Die Natur gefällt ſich darin ihre grellſten Farben aufzutragen. Phantaſtiſche, ich möchte ſagen, unnatürliche Effekte. Wenige Maler würden wagen, keiner würde vermögen ſie wieder zu geben.

Im Süden ſtreiten Sonne und Nebel um den Beſitz einiger Eilande: in dieſem Augenblicke Schwarz auf Goldgrund in einem Silberrahmen. Gegen Norden blickend, gewahren wir tief unter uns die Stadt welche den officiellen Namen Viktoria trägt und gemeinhin Hongkong genannt wird. Wir ſchweben gewiſſermaßen über ihr und ſehen nur Dächer, Höfe und weiße Linien: die Gaſſen; darüber hinaus, auf der ſehr belebten Rhede, große Panzerſchiffe, Korvetten, Kanonenboote, die großen P.- and O.-Dampfer, die der franzöſiſchen Meſſagerien, eine Unzahl kleinerer Steamer, Segelſchiffe und chineſiſcher Djonken. Uns gegerade gegenüber, in der Entfernung von drei bis vier Meilen, eine hohe Felskette, nackt, zerklüftet, jetzt mit roſigem Lichte

übergoſſen: das Halsgeſchmeide einer Rieſin, von Korallen. Dies iſt das Feſtland. Gegen Nord-Weſt zwei Durchfahrten: nach Kanton und Makao; in Nord-Oſt eine dritte, die durch die wir gekommen ſind. Allenthalben ſieht das Meer wie ein See aus; die Berge des Feſtlandes, die gezackten Felſen von Hongkong bilden ſeine Ufer.

Ich habe oft zartere und harmoniſchere Lichteffekte geſehen, niemals ſo ſeltſame und unnatürlich grelle.

Viktoria iſt eine reizende Stadt, anmuthig und impoſant, nordiſch und tropiſch, ein buntes Gemiſch von Cottages und von Paläſten. Phantaſtiſche Landſchaftsbilder neben der Proſa des Geſchäftslebens, engliſcher Komfort neben der berauſchenden Ueppigkeit des Südens. Die gut makadamiſirten, gut und reinlich gehaltenen Gaſſen ſchlängeln den Felſen hinan, bald zwiſchen Häuſern deren etwas anſpruchsvolle Faſſaden ſich wie unter einem Schleier hinter Veranden verbergen, bald zwiſchen Gärten, Steinbaluſtraden oder grünen Hecken. Ventnor oder Shanklin, unter elektriſchem Lichte, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Ueberall Bäume: Bananen, Bambus, Pinien. Ganz Hongkong könnte man durchſtreifen immer im Schatten gehend. Aber in Hongkong geht Niemand zu Fuß; man bewegt ſich nur in Portechaiſen. Kuli, den Kopf durch einen rieſigen Strohhut gegen die Sonne geſchützt, tragen uns im gymnaſtiſchen Schritte. Es gibt nichts Lieblicheres als ein nächtlicher Spaziergang in einem unbedeckten Tragſtuhle. In der untern Stadt herrſcht reges Leben. Da folgen ſich ununterbrochen Officiere und Soldaten, Rothröcke mit bronzefarbigem Teint (Cipayes); Parſi, Hindu, Chineſen, Malayen; europäiſche Damen in eleganten Toiletten, Herren und Frauen in europäiſchem Anzuge,

aber durch ihren gelben Teint portugieſiſches Halbblut verrathend. In den höheren Regionen beruhigen ſich die Gaſſen allmälig. Unmerklich erſtirbt die Stadt. Noch ein paar Staffeln erſtiegen, und wir befinden uns am Lande oder vielmehr in einer baumloſen Wildniß, zwiſchen Felsblöcken und wohlriechenden Büſchen. Eine ſchöne makadamiſirte Straße führt den Abgründen entlang. Die wechſelnden Fernſichten ſind von unbeſchreiblicher Schönheit.

General Whitfield Militär-Kommandant und zeitweiliger Civil-Gouverneur, Herr Auſtin Colonial-Secretary, Herr Caswick vom Hauſe Jardine, Richter Ball, die Repräſentanten der Häuſer Ruſſel, Alle mit denen ich in Berührung trete überhäufen mich mit Freundlichkeit. Diners, Pikniks, Ausflüge zu Land und zu Waſſer in Menge. Engliſche Gaſtlichkeit im großen und guten Style. Die officielle Welt und der hohe Handelsſtand ſtehen auf beſtem Fuße, aber die ſtaatlichen und militäriſchen Elemente, Land- und Seemacht, ſcheinen vorzuherrſchen. Ueberall findet man den ſoliden Luxus der mir ſchon in Shanghai auffiel. Ich wohne bei dem öſterreichiſchen Generalkonſul Herrn von Overbeck, einem der bedeutenden Kaufleute Hongkongs. Sein Haus, halb Villa halb Schloß, vereinigt die Bequemlichkeiten des engliſchen country house mit tropiſcher Pracht, letztere durch feinen Geſchmack auf das richtige Maß beſchränkt.

Wir haben den Nachmittag in Caſtcliff zugebracht und kehren durch das „glückliche Thal", the happy valley, nach der Stadt zurück; glücklich weil man dort eine ſtetige Briſe, etwas mehr Schatten und Kühlung findet als anderwärts. Wir fahren am Strande dem Meere entlang. Die Sonne iſt bereits hinter den Felſen getreten der die Flaggenſtange trägt. Wieder einer jener magiſchen Lichteffekte! Der Himmel orange- und perl-

farb; die Schiffe auf der Rhede blaße durchſichtige Schattenbilder auf Silbergrund. Die Granitfelſen dunkelſchwarz mit violetten und gelblichen Tönen.

Der Handel von Hongkong hat nicht nur das Loos ſämmtlicher europäiſcher Faktoreien in China getheilt, ſondern ſich ſogar in ſeinem Weſen umgeſtaltet. Als die engliſche Regierung von dieſem Felſen Beſitz ergriff*) und ihn in ein zweites Gibraltar umwandelte, ſchien Kanton beſtimmt abermals der Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwiſchen China und dem Mutterlande zu werden. Darnach richtete ſich Hongkong ein. Dieſe Vorausſicht hat ſich nicht verwirklicht. Shanghai trat an die Stelle Kanton's. Die große Pulsader, der Yang-tſe-kiang, zieht die im Centrum und, jetzt ſogar, die im Süden des Reiches erzeugten, für die Ausfuhr beſtimmten Waaren an ſich. Kanton lebt nur mehr von ſeinen Erinnerungen. Dem ungeachtet iſt Hongkong bis jetzt noch ein Handelsplatz erſten Ranges. Den großen Häuſern von Shanghai und den anderen offenen „Häfen" dient es als ſicheres Depot ihrer Baarvorräthe.

In politiſcher ſowie in militäriſcher Hinſicht läßt ſich die Bedeutung dieſes Eilandes, ſeit es ſich in den Händen ſeiner gegenwärtigen Beſitzer befindet, nicht zu hoch anſchlagen. Ich glaube kein Engländer kann hieher kommen ohne eine Regung gerechten Nationalſtolzes zu empfinden. Hongkong iſt die Hand; Singapore, Malakka, Ceylon, Aden, Malta ſind der Arm; England der Kopf und das Herz des brittiſchen Rieſen der Süd-Aſien und den äußerſten Oſten umſchlungen hält.

---

*) 1841.

V.

Die christlichen Gemeinden im Se-non.

Vom 25. zum 27. November.

Die Dörfer Si-kung, Sau-ting-say und Ting-kok. Geschichte der „Christenheiten" des Se-non.

Wir sind eben vom Tiffin aufgestanden und genießen auf Herrn von Overbeck's Veranda der Frische des Nachmittags; denn obgleich erst drei Uhr, verbirgt sich die Sonne bereits hinter den höchsten Zinken des Berges der Hong-kong ist. Uns gegenüber, am jenseitigen Ufer des Meeresarmes, strahlen die Felsen des Festlandes in hellem Lichte. Jeder Riß im Gestein ist sichtbar. „Jene weiße fast senkrechte Linie", sagt man mir, „ist der Weg der von Kao-lung nach dem Innern und zu mehreren Ortschaften führt die von A-ka bewohnt sind." — „Ich möchte sie besuchen", entgegne ich. — „Unmöglich", antwortet einer der Gäste des Konsuls. — „Schwer", sagt ein Anderer. „Es ist ein Piratennest. Um sich dahin zu wagen muß man zahlreich und gut bewaffnet sein. Noch diesen Winter machte dort ein englisches Kanonenboot auf Piraten Jagd. Das Ergebniß war die Wegnahme einer absichtlich gestrandeten und von den Seeräubern verlassenen Djonke. Nichts ist leichter als sich aus dem Staube zu machen in einem Lande dessen Bewohner zugleich Bauern und Räuber sind. Sie wissen mit Ruder und Büchse ebenso gut umzugehen wie mit Harke und Schaufel. Dazu kommen die vielen Hausirer. Man braucht ja nur die Hand auszustrecken um einen aufzugreifen und zu berauben. Die Gelegenheit ist wirklich zu gut, und Gelegenheit macht Diebe. Nein, geben Sie den Gedanken auf, gehen Sie nicht nach Se-non." Pater Raimondi lächelt als

er dies hört. Pater Raimondi ist Prokurator der römischen Propaganda Fide für die Missionen in China und Vorgesetzter der katholischen Gemeinde in Hongkong. „Ich werde Sie begleiten", sagt er mir „und bürge für Ihre Sicherheit."

Vorgestern Morgens sind wir nach dem Se-non abgereist: Pater Raimondi, ein chinesischer Pater der geläufig lateinisch spricht und ich. In fünfzig Minuten durchsegeln wir den Kanal der Hongkong von der Terra ferma trennt; dann ersteigen wir auf einem sehr steilen, zum Theile gepflasterten Pfade die hohe Granitmauer, den Gürtel des chinesischen Festlandes. Vom Grate wundervolle Aussicht auf Hongkong.

Während drei Tagen zogen wir, mit apostolischer Einfachheit, in diesem wilden Lande umher dessen Bevölkerungen vom Seeraube leben, sich aber allmälig bessern seit sämmtliche Christen diesem Gewerbe entsagt haben.

Die erste Nacht verbrachten wir in der „Christenheit" von Si-kung und den folgenden Tag auf einem kleinen Eilande Namens San-ting-say dessen Bevölkerung, mit wenigen Ausnahmen, getauft ist. Gegen Abend kamen wir in Ting-kok an, dem wichtigsten Punkte der Mission Se-non. Die Priester besitzen dort ein, verhältnißmäßig, geräumiges Haus. Der Aufenthalt wäre gesund ohne einen Vorhang von Bäumen welche die kühle Westbrise abhalten. Der Aberglaube der ungetauften Einwohner gestattet jedoch nicht das Gehölze zu lichten; es würde dies den Geistern mißfallen. Die neuen Christen lachen bereits über die Angst und Unwissenheit ihrer heidnischen Brüder. Ist das nicht charakteristisch? Das größte Hinderniß welches der Verbreitung des Christenthums in China entgegen tritt ist der Aberglaube. Man erinnere sich an das Gespräch eines Diplomaten in Peking mit seinem Freunde dem Literaten, dem aufgeklärten, sehr unterrichteten, sehr civilisirten

Mann, der ſich vor den Geiſtern fürchtet und in dieſem Punkte weniger aufgeklärt und weniger civiliſirt erweiſt als die armen Chriſten im Dorfe Ting-kok.

Die andern „Chriſtenheiten" beſitzen alle eine kleine Kapelle mit oder ohne Kreuz je nach der Stimmung der Bewohner; daneben befindet ſich ein elendes Stübchen mit vier leeren Wänden, einer Bettſtelle, einem Tiſch und einem Stuhl: die Wohnung des Miſſionärs während ſeiner zahlreichen Beſuche.

Auch hier, Himmel und Vegetation abgerechnet, mahnt die Beſchaffenheit des Bodens an Norwegen. Es iſt ein Labyrinth von Waſſer und Land, von Granitfelſen und Meeresarmen die bald Landſeen bald Flüſſen, niemals dem Meere gleichen. Die ſüdlichen Abhänge der Felſen ſind vollkommen nackt, die nördlichen mit niederen mageren Pinien und feinblätterigen Zwergpalmen bewachſen; der kleinſte Fleck fruchtbaren Erdreichs bebaut. Aber der Weg führt uns gewöhnlich durch Schluchten, zwiſchen ſchwarzen Granitblöcken deren Kanten in der tropiſchen Sonne erglänzen wie Metall.

Die kleine Inſel San-ting-ſay gleicht einer ſchwarzen bis an den Rand mit exotiſchen Blumen und Blättern gefüllten Schale. Dieſe beiden Farben, ſchwarz und grün, letztere in unendlichen Abſtufungen, verſchmelzen ſich in harmoniſcher Weiſe. Die chriſtliche Gemeinde der Inſel iſt, obgleich ſie beinahe die ganze Bevölkerung umfaßt, nicht ſehr zahlreich, aber was für gute Geſichter! Hier wie in den andern von uns beſuchten Chriſtenheiten erzeugt unſere Ankunft eine gewiſſe Aufregung. Von allen Seiten ſtrömen die Gläubigen herbei. Die Männer treten in die Stube der Miſſionäre, die Frauen, mit ihren auf den Rücken gebundenen Kindern, ziehen ohne die Schwelle zu überſchreiten an der Thüre vorüber. Alles kniet

nieder, erbittet und empfängt den Segen. Jetzt begreife ich den großen Einfluß den man den katholischen Priestern in China nachrühmt oder zum Vorwurfe macht. Sie leben mit dem Volke, sie kennen seine Bedürfnisse, sie lindern und theilen seine Leiden.

Der Distrikt von Se-non zählt, wie man mir sagt, sechshunderttausend Einwohner. Von der, kurz nach Besitzergreifung der Insel durch die Engländer, auf Hongkong gegründeten apostolischen Mission gingen die ersten Missionäre aus. Ihr Auftrag war die damals gänzlich heidnische Gegend zu erforschen. Pater Borghignoli aus Verona faßte dort zuerst Fuß.*) Heute zählt man ungefähr sechshundert Christen. In diese Ziffer nicht inbegriffen sind die Kinder der Sainte-Enfance, das heißt der ausgesetzten oder nach den Waisenhäusern gebrachten Kinder. Seit einigen Jahren finden jährlich im Durchschnitte hundert Bekehrungen statt, was für ein gutes Ergebniß gilt. Nur gehören alle diese Konvertiten dem niedern Volke an. Der Fall daß sich ein Literat taufen ließe ist bisher im Se-non nicht vorgekommen. Zwei zur Hongkonger Mission gehörige Priester versehen den Dienst in den dreizehn Christenheiten aus welchen gegenwärtig die Mission von Se-non besteht. Der Taotai des Distriktes residirt in Nam-tao. Die Missionäre begünstigt und verfolgt er nicht. Er ignorirt sie. Nur in ganz letzter Zeit ließ er sich herab ihr Dasein zu bemerken, indem er die Bevölkerungen seines Distriktes durch eine Proklamation aufforderte die Kinder lieber den Vätern zu übergeben als sie auszusetzen oder zu tödten.

In Ting-kok verlasse ich den Pater Prokurator der, in Begleitung Don Andrea's, des chinesischen Priesters, seine In-

*) 1863.

ſpektionsreiſe fortſetzt. Mein Führer auf dem Heimwege iſt ein junger Miſſionär, Don Luigi aus Bergamo Er zählt keine vierundzwanzig Jahre und befindet ſich ſeit zwei Jahren hier. Die tropiſche Sonne, die Mühſeligkeiten und Entbehrungen des Wanderlebens haben auf ſeinen ſchönen und männlichen Zügen die friſchen Farben der Jugend noch nicht verlöſcht. Er hat die hohe ſchmächtige Geſtalt der Kinder ſeiner Vaterſtadt, eine Eigenſchaft welche der alte Feldmarſchall Radetzky ſo ſehr zu ſchätzen wußte. „Ich liebe", ſagte mir eines Tages der große Feldherr, „ich liebe die Bergamasken; ſie kommen als Grenadiere auf die Welt." Der gute Don Luigi, der tapfere Grenadier des Glaubens, ſchreitet vor mir einher mit elaſtiſchem Tritt. Die furchtbare Hitze die mich faſt überwältigt hat ihm wenig an, kaum daß er ſie bemerkt; ſo ſehr iſt er an dieſe Gegend und dieſe Wege gewöhnt, ſelbſt zur grauſamen Sommerszeit. Er erzählt mir ſeine Mühen, ſeine Prüfungen, ſeine Enttäuſchungen, ſeinen Troſt — ein gutes Gewiſſen iſt glaube ich ſein Hauptkapital — all' die Peripetien ſeiner apoſtoliſchen Wirkſamkeit, die Anhänglichkeit ſeiner Pfarrkinder, die Liſt und Kunſtgriffe die ſie anwenden um den böswilligen Anſchlägen, den verleumderiſchen Anklagen der Literaten zu entgehen, ihre Ergebung in den Willen des Himmels, ihre ſeltenen Anwandlungen von Schwäche, ihre heroiſche Standhaftigkeit in nie endenden Leiden.

Dorfepopöen, lebende Chinoiſerien, exotiſche Früchte vom Zweige gepflückt!

VI.

Kanton.

Vom 28. November zum 2. December.

Der Kantonfluß. — Shamien. — Elegante Kaufläden. — Ein Bonzenkopf. Der Tempel und das Kloſter der „Fahne des Oceans". — Eng und ſein Haus. — Proceſſion des Kriegsgottes. — Das große Gefängniß. — Das peinliche Gericht. — Beſuch beim Vice-König. — Fa-ti. — Die Todtenſtadt. — Der Richtplatz — Abreiſe nach Makao.

Wir dampfen den Perlfluß hinauf. Hier iſt die Bocca Tigris, auch unter dem Namen Bogues bekannt; dort Wampoa, der Hafen wo fremde Segelſchiffe ihre für Kanton beſtimmte Ladung ausſchiffen. Die engliſche Flagge weht über dem Zellengefängniſſe des brittiſchen Konſuls, des einzigen in dem Städtchen lebenden Europäers. Weiter oben ſteigen zwei ſchlanke Thürme in die Luft empor. Die Engländer nennen ſie die first bar und die second bar pagode. Dies iſt die geſchichtlich denkwürdige Stelle der erſten Begegnung zwiſchen rothen Backenbärten und ſchwarzen Zöpfen. Hier wurde der Prolog des großen Drama's aufgeführt, betitelt: die Erſchließung China's. Die erſten Akte waren intereſſant genug. Der Vorhang fiel über Kanton, Nanking, Taku, Palikao, dem Sommerpalaſt, Tien-tſin. Fortſetzung folgt. Entwickelung und Schluß des Stückes ſind das Geheimniß der Vorſehung.

Ich ſitze auf dem Gangwege und laſſe mich von der lauen Briſe fächeln. Der prachtvolle Strom rollt ſeine gewaltigen und friedlichen Waſſer zwiſchen flachen Ufern: Reisfelder und Zuckerpflanzungen, rieſige Baumgruppen und zahlreiche Dörfer, Thürme die wie gothiſche Münſter oder Ritterburgen ausſehen, in Wirklichkeit aber weder Kirchen noch Schlöſſer ſind, ſondern befeſtigte Niederlagen der Pfandleiher. Wie proſaiſch, wie ſtö-

rend für meine Träume, der ich glaubte den großen Strom des Vaterlandes hinauf zu ſegeln, einen idealen von der tropiſchen Sonne verklärten Rhein.

Wir haben einen chineſiſchen Gefangenen an Bord. Unweit Kao-lung, auf der Straße die ich geſtern bereiſte, beraubte und ermordete er einen Krämer, flüchtete nach Hongkong wo er verhaftet wurde und ſoll nun an die chineſiſchen Behörden ausgeliefert werden. Ein engliſcher Policeman bringt ihn nach ſeiner Vaterſtadt Kanton. In der Nacht hatte er verſucht ſich den Schädel an der Wand ſeines Gefängniſſes zu zerſchellen. Der Kapitän zeigt mir ihn indem er, mit löblichem Zartgefühl, das dem Manne bevorſtehende Ende pantomimiſch ausdrückt. Die Antwort war ein Seufzer und ein Blick: ich werde ſie nicht vergeſſen. Später begegnete ich dem Unglücklichen wieder. Er weiß daß er, wenn nicht heute ſo gewiß morgen, enthauptet, vielleicht gekreuzigt, vielleicht von unten nach oben zerſtückelt wird; dennoch, den Kopf in Binden und Pflaſter gewickelt, ſeine ſchweren Ketten mühſelig ſchleppend, geht der Mann, begleitet von ſeinem Wächter dem Sinnbilde brittiſcher Behaglichkeit, am Decke umher, ſieht ſich die Maſchine an, den Rauch der aus der Eſſe quillt, betrachtet mit offenem Munde die Wunder der Civiliſation.

Es iſt Mittag. Ein grüner Vorhang verhüllt noch die Hauptſtadt des Südens; aber über die Baumwipfel ragt ein Münſter empor: die „franzöſiſche“ Kathedrale. In weiter Ferne bilden die „weiß gewölkten Berge“, ihren Namen verdienend, den Hintergrund. Nunmehr entwickeln ſich auf beiden Ufern und auf der Strominſel Honan ungeheure Häuſermaſſen. Die Einzelnheiten gleichen ſich in allen chineſiſchen Städten, aber der Geſammteindruck iſt hier ein gewaltiger. Wir ankern am Eingange eines Stadtviertels welches durchgehends aus bewohnten Schiffen

beſteht. Um den Quai zu erreichen müſſen wir durch die „Gaſſe“ der Wirthshäuſer rudern. Wir ſind im ſchwimmenden Kanton. Hier gibt es Theeboote, Blumenboote, meublirte Boote, Hotelboote und ſo fort. Hier bringen Durchreiſende die Nacht zu. Sie ſind Abends auf einer Djonke aus dem Innern angelangt und wollen am nächſten Morgen weiter reiſen. In die Stadt werden ſie nicht eingelaſſen, weil man die Thore bei Sonnenuntergang ſchließt. Zu Waſſer und zu Land herrſcht das regſte Treiben.

Ich ſteige in einem dem Herrn Ruſſel aus Shanghai gehörigen Hauſe ab, an dem Platze auf welchem einſt die, nun ganz abgetragene, ehemalige engliſche Faktorei ſtand.

Die neue Niederlaſſung der Fremden, Shamien genannt, beſteht erſt ſeit einigen Jahren. Man ſieht dort nur ſehr wenige aber zierlich gebaute und gut gehaltene Wohnhäuſer, eine ſchöne Epiſkopalkirche welcher Archdeacon Gray vorſteht, das Klubhaus und beſonders viele verkäufliche, beſſer geſagt, wieder verkäufliche Bauplätze. Ein prachtvoller Quai aus Granit, große herrliche Bäume und die ſchöne Ausſicht nach der Inſel Honan ſind der Stolz und die Hauptzier der jungen Faktorei welche mehr den Eindruck ländlicher Zurückgezogenheit als geſchäftlicher Thätigkeit hervorbringt.*)

Archdeacon Gray hat die Güte mir als Führer zu dienen. Niemand kennt Kanton und Niemand iſt in Kanton beſſer und vortheilhafter bekannt. Fremde die hieher kommen ſuchen vor

*) Jedermann kennt die Geſchichte der alten Niederlaſſung der oſtindiſchen Kompagnie in Kanton, die Ereigniſſe welche ihre Zerſtörung herbeiführten und die Schöpfung einer neuen, im Vergleiche mit der alten, unbedeutenden Faktorei. Kanton, ſeit dem letzten Kriege Fremden zugänglich, iſt oft beſchrieben worden. Ich gebe alſo hier nur einige Bruchſtücke meines Tagebuches.

Allem ihn zu ſehen, und wer ihn ſah vergißt ihn nie. Er wird mir daher vergeben, wenn ich ſeine Photographie ad usum ſeiner zahlreichen Freunde verbreite. Public caracters müſſen ſich das gefallen laſſen.

Reverend Gray wurde im ſchottiſchen Grenzlande geboren, dürfte ein Fünfziger ſein und wirkt hier in ſeinem geiſtlichen Berufe ſeit neunzehn Jahren. Die thatenreichſte Epoche ſeines Lebens fällt mit der engliſchen Beſetzung Kantons zuſammen. Viele junge Leben erlagen Krankheiten mehr noch als chineſiſchen Kugeln. Damals gewöhnten ſich die Kantoneſen an den Anblick des guten Hirten. In weißer Kravatte, im langen ſchwarzen Gehrocke, mit hohem Cylinder, ſahen ſie ihn von Spital zu Spital, von einem Wachtpoſten zum andern eilen, die Kranken pflegen, die Sterbenden tröſten, die Todten begraben. Daher ſeine große Beliebtheit. Schöne edle Geſichtszüge, intelligentes Auge, der Backenbart weiß wie friſch gefallener Schnee, hohe Geſtalt, kräftige Schultern und Arme, Alles in Allem eine ſympathiſche Erſcheinung. Nach der erſten Viertelſtunde ſeiner Bekanntſchaft glaubt man ihn ſeit der Kinderzeit gekannt zu haben; man bedauert faſt nicht irgend ein furchtbares Geheimniß auf dem Gewiſſen zu haben. Welches Labſal es ihm anzuvertrauen! Dermalen aber iſt es an ihm mich in die Geheimniſſe Kanton's einzuweihen.

Wir ſind in den „weſtlichen Vorſtädten", einem induſtriellen, geld- und volkreichen Stadtviertel. Zum Schutze gegen die Sonne ſind Strohmatten über die Gaſſen geſpannt. Unter dieſen Zelten fließen menſchliche Ströme auf und nieder. In Kanton iſt der Wagen unmöglich und daher unbekannt. Es iſt die Stadt der Fußgänger und der Tragſtühle. Bei jedem Schritte wird man, jedoch ſanft, geſtoßen. Die Menſchen ſcheinen aus Baumwolle gemacht. Ein magiſches Halbdunkel herrſcht

in den eleganten Gassen. Die Aushängschilder, hier wie überall in China lange schmale reich lackirte und vergoldete Bretter, hängen senkrecht vor den Läden und sehen aus wie die Koulissen eines Theaters. Die Farbenpracht wäre überwältigend ohne die mildernde Wirkung der künstlichen Dämmerung. Mit ihrer Hilfe verschmelzen die grellen Töne zu einem harmonischen Ganzen. Eine Beethoven'sche Symphonie mit den Augen genossen.

Zahllose Male läßt mein Führer anhalten, springt aus seiner Portechaise, tritt an die meinige und erklärt mir mit Stentorstimme die interessanten Gegenstände.

Die sehr hohen und geräumigen Butiken stehen gegen die Straße in ihrer ganzen Breite und Höhe offen. An der Schwelle sieht man einen kleinen dem Gotte der Reichthümer gewidmeten Altar, im Hintergrunde des Ladens in schönem reich vergoldetem Holzschnitzwerke den Ahnenaltar des Eigenthümers. Dieser, einfach aber sorgfältig gekleidet, begrüßt uns mit anmuthigem Lächeln. Seine beiden Kommis, das Bild des büreaukratischen Dekorums, machen uns tiefe Bücklinge. In der Auslage und im Innern längs der Wände sind die Waaren mit großem Geschmack ausgestellt; die besten Etalagisten von Paris oder Wien hätten sich dessen nicht zu schämen. An einem Tische sitzen zwei oder drei Gentlemen; mit ernster Miene und äußerster Sorgfalt prüfen sie die Gegenstände welche ihre Kauflust erregen. Die Ruhe über diesem Bilde, die die Staffage bildenden wohlhäbigen Figuren, ihre Höflichkeitsbezeigungen, die einfache Pracht der hohen luftigen, ihre Schätze dem Auge preisgebenden Räume bilden einen eigenthümlichen Gegensatz zu der bunten, zuweilen zerlumpten Menge die in der schmalen Gasse eilends vorüberzieht, sich kreuzt, drängt und stößt, einem Gießbache ähnlich der in seinem engen Bette dahin braust ohne

doch je die Ufer zu überfluthen. Ein ſchlagender Beweis, ſagt mein Führer der die Welt gern von der Glanzſeite betrachtet, ein Beweis wie ſehr der Kantoneſe das Eigenthum achtet.

Hier werden Jade und alle Arten von Juwelierarbeit verkauft; dort ſetzt ein Chevet ſeine Leckerbiſſen aus; weiterhin, in einer gewöhnlichen Garküche, verſorgen ſich zu wohlfeilen Preiſen Leute aus dem Volke mit Lebensmitteln, als da ſind Ratten, Mäuſe, Hundekeulen, ja ſogar der Rückgrat dieſes Thieres den übrigens, in gewiſſer Bereitung, auch hochgeſtellte Feinſchmecker würdigen.

Wir treten in einen Bäckerladen. Die verſchiedenſten Backgattungen, Makaroni und Kuchen ſind hier ausgeſtellt. Eine Hinterthür führt in eine breite unabſehbare Gallerie. Ueber hundert Ochſen mahlen Korn indem ſie ſich im Kreiſe bewegen. Durch eine ebenſo einfache als ſinnreiche Einrichtung wird zugleich für die Reinlichkeit und die Bedürfniſſe der Landwirthe geſorgt die ihren Düngervorrath an der Quelle ſchöpfen. In China geht nichts verloren. Die ekelhafteſten Stoffe haben ihren Marktpreis. Wir kommen an einer mit Brettern geſchloſſenen und mit Inſchriften bedeckten Bude vorüber. Der Eigenthümer hat Bankrutt gemacht, und die Anſchläge rühren von den Gläubigern her welche auf dieſe Art den Betrag ihrer Verluſte zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Ueberall iſt der Archdeacon zu Hauſe. Er tritt ein, er geht fort, ohne ſich um den Beſitzer des Magazins zu kümmern. Er weiß genau wo ſich die ſehenswerthen Gegenſtände befinden, nimmt ſie von dem Schaubrette oder auch aus dem Schranke, ſtellt ſie auf den Tiſch und gibt dann die Erklärung, gerade wie der Kuſtode eines Muſeums. Sein Muſeum iſt eben Kanton, und, merkwürdig genug, Niemand hat dagegen etwas einzuwenden. Man lächelt wohlwollend und läßt ihn gewähren. Er

iſt bekannt und beliebt. Auch der ſchöne weiße Bart, in China an und für ſich ein Gegenſtand der Verehrung, kommt ihm hiebei zu Statten.

„Sie haben wohl nie einen Bonzenkopf in der Nähe betrachtet?“ ſagt er mir. „Ei, das ſollten Sie nicht verſäumen.“ Der Zufall will daß in dieſem Augenblicke ein Dutzend Bonzen an uns vorübergehen, einer hinter dem andern, ſchweigend mit geneigtem Haupte: taciti, soli, senza compagnia. „Ein jeder“, ſagt mir mein Führer, „hat ſo viele weiße Flecken am Schädel, als er Gelübde abgelegt hat. Dieſe Flecken werden eingebrannt. Sie werden ſehen.“ Mit dieſen Worten faßt er einen der Bonzen beim Kopfe, drückt dieſen gewaltſam herab, wie es für ſeine Zwecke nöthig iſt, und beginnt ſeinen Vortrag mit der Kaltblütigkeit eines Profeſſors. Mittlerweile halten die anderen Bonzen für gerathen ſich eilends aus dem Staube zu machen. „Dies iſt das Gelübde der Keuſchheit.“ Hier macht der Bonze mit dem Kopfe eine konvulſiviſche Bewegung. — „Steady“, ſagt mein Führer, und in ſeiner Erklärung fortfahrend, „hier das Gelübde der Enthaltung vom Genuſſe des Weins, Gelübde kein Schwein zu tödten, Gelübde kein Fleiſch zu genießen, Gelübde die heiligen Karpfen im Kloſterteiche zu reſpectiren“, und ſo fort. Von Zeit zu Zeit bewegt ſich der Gegenſtand unſerer Studien, aber der Archdeacon hält ihn feſt in ſeiner gewaltigen Fauſt, wiederholt ſein kategoriſches steady und fährt in ſeinem Vortrage fort. Am Ende gibt er dem Bonzen die Freiheit. Dieſer, mehr überraſcht als erzürnt, wechſelt eiligſt mit dem Hochwürdigen die herkömmlichen Artigkeitsbezeigungen und ſucht ſodann das Weite. „Ach“, ſagt der Archdeacon, „wir haben die Arme vergeſſen; auch dort ſind Gelübde eingebrannt.“ Er ruft alſo den Bonzen zurück der gutwillig umkehrt, ſeinen Aermel ſchürzt und uns an ſeinem

Arme eine Menge kleiner, weißer Punkte zeigt, ebenſo viele Gelübde die dem heiligen Manne die verſchiedenartigſten und unglaublichſten Pflichten und Entbehrungen auferlegen.

Wir haben ſoeben den berühmten Tempel „der Fahne des Oceans" auf der Inſel Honan beſehen. Jetzt beſuchen wir den Abt. Das Kloſter nimmt einen großen Flächenraum ein und zählt mehrere Hundert Bonzen. Durch ein Wirrſal von Häuschen und Gäßchen findet der Archdeacon ſeinen Weg ohne die geringſte Schwierigkeit. Der Abt, ein bejahrtes kleines Männchen mit ſchlaffen Zügen, erloſchenen Augen und feinem Lächeln, empfängt uns in ſeinem Schlafzimmer. Alles iſt rein und zierlich. Ein feines Muskitonetz beſchützt das Bett; die Einrichtung iſt elegant; auf den in Hongkong fabricirten Mahagonitiſchen ſtehen drei oder vier engliſche Uhren. Kein übertriebener Aufwand, aber gerade was recht iſt um die ascetiſchen Uebungen, die eine Pflicht, mit dem mäßigen Genuſſe der guten Dinge dieſer Welt, der geduldet iſt, in den gehörigen Einklang zu bringen. Dieſe Räume haben einen entſchieden geiſtlichen Anſtrich. Leider ſehen wir in einem andern Gemache die Zauberflöte, die verhängnißvolle Opiumpfeife. Ja, leider! der würdige Prälat hat dieſe Schwäche, und unerachtet wiederholter Verſuche ſich zu beſſern, Verſuche bei denen ihm der gute Archdeacon an die Hand geht, verfällt er immer wieder der üblen Gewohnheit. Wie alle Opiumraucher, weiß er daß er ſein Leben verkürzt; es gibt Tage wo er vor ſich ſelbſt Abſcheu empfindet, aber die Kette iſt zu feſt geſchmiedet, er kann ſie nicht brechen, und mit Inbrunſt kehrt er immer wieder zu ſeinem geliebten Pfeifchen zurück. Der heilige Mann ſtirbt ohne Zweifel im Zuſtande der Unbußfertigkeit.

In einer Ecke des sehr weitläufigen Gartens befindet sich das Cremarium, in einer andern das Mausoleum, ein cylinderförmiges Gebäude von Granit, wo die Asche der verblichenen Bonzen in kleinen mit Aufschriften versehenen Krügen aufbewahrt wird. Der Chinese beschäftigt sich unaufhörlich mit dem Tode. Der Gedanke zu sterben erschreckt ihn nicht, aber für Leichen empfindet er tiefen Abscheu. Dies erklärt eine in diesem Kloster übliche höchst barbarische Sitte. Wenn ein kranker Mönch von den Aerzten aufgegeben ist, oder wenn er eine gewisse Altersklasse erreicht hat, so wird er nach einem abgesonderten Gebäude gebracht: nach der Wohnung der Sterbenden. Wer sie betrat weiß daß er sie nur als Leiche verlassen wird. Der Grund dieser grausamen Einrichtung ist die Scheu nicht vor dem Tode, sondern vor den Leichen. Nicht nur die Berührung, auch der Anblick, ja die bloße Anwesenheit derselben besudelt.

Nebenan befindet sich ein mit aufrecht stehenden Särgen gefülltes Magazin. Auf einem jeden steht der Name des Eigenthümers geschrieben. Die Särge gehören Privatleuten und wurden (gewöhnlich) von zärtlichen Kindern den Eltern an ihrem einundsechzigsten Geburtstage zum Geschenke gemacht. Diese Möbel erwarten an geheiligter Stelle den Augenblick wo sie in Aktivität zu treten haben.

Auf der Insel Honan befindet sich auch der Wohnsitz Eng's. Eng ist das Haupt einer der vornehmsten und angesehensten Familien Kantons. Er, seine Söhne und Schwiegersöhne, ihre Gattinnen und Kinder, die Diener und Sklaven, im Ganzen über sechshundert Personen, bewohnen eine Gruppe von Häusern die eine hohe Ringmauer neidischen Blicken entzieht. Eng gibt jährlich an zwanzigtausend Pfund Sterling aus.

Da der Archdeacon ein Hausfreund, werden wir ohne Schwierigkeit in die kleine Stadt eingelaſſen. Die Vorhalle iſt eine Waffenkammer. In den Ecken lehnen Piken, Hellebarden, Bogen und Köcher. Eine nöthige Vorſicht in Anbetracht der vielen und frechen Diebe, und eine ſchlagende Widerlegung, ſo fürchte ich, des guten Zeugniſſes welches mein Cicerone den Tugenden der Kantoneſen ſo gern und reichlich ſpendet. Wir gehen durch eine Reihe von Gemächern, Empfangsſälen, Kabinetten, Schulzimmern. Auf unſerer Wanderung begegnen wir mehreren Knaben; einen jeden begleitet ſein Hofmeiſter der bei unſerem Anblicke mit dem einen Auge Herrn Gray anlächelt und mit dem anderen ſein Mißbehagen über meine Anweſenheit verräth. In der Hand trägt er das Wahrzeichen ſeines Standes, ein Inſtrument das in ſeinem Zöglinge unangenehme Erinnerungen und düſtere Ahnungen hervorruft. Der Archdeacon überbietet ſich ſelbſt. Er kennt alle Wege dieſes Labyrinths. Ueberall dringt er ein, nur nicht in die Gemächer der Frauen. Man ſollte meinen er ſei Herr Eng und nicht der Reverend Gray. Die Perſonen denen wir begegnen oder die wir in ihren Beſchäftigungen überraſchen nehmen wenig Notiz von uns; einige grüßen meinen Führer auf das Zuvorkommendſte.

Der Garten ſcheint mir viel ſchöner als die Gärten im nördlichen China; er enthält einen Teich von höchſt bizarrer Zeichnung den im Sommer eine dichte Decke von Lotusblumen verhüllt. Auf den beiden Ufern ſtehen ſich zwei Pavillons gegenüber; der eine iſt für die Herren, der andere für die Damen beſtimmt. Dort wird geſchwatzt, geſpielt und geraucht.

In dem Herrenpavillon finden wir Eng, von ſeinen Intendanten und Agenten umgeben. Bei unſerem Eintritte erhebt er ſich, legt die Pfeife ab, kommt uns entgegen und begrüßt den Archdeacon wie einen Freund, mich mit den in ähnlichen

Fällen üblichen Förmlichkeiten. Sein Aeußeres hat nichts Imposantes, aber seine Manieren sind die der großen Welt. Er kennt seine Bedeutung und fühlt kein Bedürfniß sie Anderen begreiflich zu machen.

Von allen Häusern dieser Residenz ist das prachtvollste und am reichsten verzierte die dem Andenken der verstorbenen Familienglieder gewidmete „Halle der Voreltern". Sie steht auf einer Seite völlig offen. Hier, vor den Tafeln der Ahnen, finden die großen Akte der chinesischen Selbstverwaltung statt: Eröffnung und Lesung des Testamentes, Geschenke unter Lebenden, friedliche Abmachungen in Streitsachen, Untersuchung in Kriminalfällen, Urtheilsspruch und Vollziehung des Urtheils.*) Hier werden die (selten vorkommenden) Klagen des betrogenen Gatten vernommen. Wehe der Schuldigen! Sie ist des Todes. Hier empfängt der leichtfertige Ehemann dem eine Zerstreuung nachgewiesen wurde die entsprechende Anzahl Bambusstreiche.

Heute Abends Ball in Shamien. Die kleine Kolonie ist vollständig erschienen. Die europäischen Kaufleute in Kanton machen keine großen Geschäfte mehr. Shanghai und die Eröffnung des Yang-tse-kiang haben Kanton getödtet; aber die Herren leben so großartig wie ihre vom Glücke mehr begünstigten Vorgänger. Ihre Häuser zeugen von demselben Luxus. Nichts vom Emporkömmlinge, von dem neuen Reichen! Im Gegentheil, an der Ausstattung läßt sich erkennen daß die Merchant-Princes von ehemals aus der Klasse der Gentry, mittelbar aus den Reihen der englischen Aristokratie hervorgegangen waren. Die von ihnen gegründeten Faktoreien glänzen nach wie vor

*) Siehe Seite 239.

durch den Aufwand und die Bequemlichkeiten des high life aus dem vorigen Jahrhunderte. Ich machte dieſe Bemerkung einem ältlichen Herrn der ſich, wie ich, in den Tanzſaal gedrängt hatte. Dort drehten ſich drei oder vier Paare im Kreiſe umher. Die jungen Damen in friſchen und eleganten Balltoiletten, die jungen Herren mit weißer Kravatte und einer Blume im Knopfloch verrichteten mit dem Ernſte der dem Britten ziemt die harte Arbeit des Walzens. Man bedenke daß Kanton genau unter dem Wendekreiſe liegt und der Thermometer auf +30 R. ſtand. „Ohne Zweifel," entgegnete mir mein Nachbar mit einem leiſen Seufzer, „ſteht dieſer Luxus in keinem Verhältniſſe zu unſeren Geſchäften. Aber es wäre kaum möglich uns einzuſchränken. Solche Verſuche würden die alten Herren entmuthigen und die jungen Männer ihrer Hoffnungen in die Zukunft berauben. Alſo leben und leben laſſen."

Heute einſamer Morgenſpaziergang auf den gezinnten Stadtmauern, bei lauer Mailuft. Um Mittag wird die Winterhitze beſchwerlich ſein. Ich wende mich gegen Norden, das heißt gegen das eigentliche Kanton, die alte Stadt. Wie Peking zeigt ſie nichts als Baumwipfel welche hie und da eine Pagode überragt. Der höchſte Thurm iſt das Minaret der Mohamedaniſchen Moſchee. Im Hintergrunde die „weißwolkigen" Berge. Ich kehre nach der Vorſtadt zurück um die franzöſiſche Kirche zu beſehen. Ein edler gothiſcher Bau. Der Architekt, ein junger Franzoſe Namens Lhermite, ſtarb zu früh für ſeinen Ruhm. Ich ſtelle ihn den berühmteſten Architekten ſeines Landes wenigſtens gleich.*)

*) Herr Lhermite baute den Gouvernement-Palaſt in Saigon und das Stadthaus in Hongkong; in ihrer Art anerkannt als die ſchönſten Gebäude im äußerſten Orient.

Neben der Kirche ſteht das Miſſionshaus und, in geringer Entfernung, das ſeit den Tien-tſiner Ereigniſſen verlaſſene Kloſter der Schweſtern. Die fünf Prieſter (von den Miſſions étrangères de Paris) empfangen mich freundlich. Sie leben in banger Sorge um ihre in Sze-chuen und in Yünan, den fernſten Provinzen, zerſtreut lebenden Brüder.*) Was würde, fragen ſie, ihr Loos ſein wenn der junge Kaiſer ſich in die Arme der Europa feindlichen Partei würfe, wenn die Dynaſtie geſtürzt würde? Von der chineſiſchen Mauer bis Kanton, von Peking bis tief in das Herz des Reiches zittert der Boden unter ihren Füßen.

Auf einer Wanderung in den weſtlichen Vorſtädten ſprechen wir bei einem Herrn vor deſſen Haus der „Cité" Eng nur wenig nachſteht. Die Gärten ſind ſogar größer und ſchöner angelegt. Sie enthalten ein Theater. Die Bühne öffnet ſich auf einen Teich; der Kiosk am jenſeitigen Ufer iſt für die Zuſchauer beſtimmt. Die Damen des Hauſes und ihre Freundinnen nehmen das zweite Stockwerk ein. Man ſagt mir daß reiche Leute keine Koſten ſcheuen um ihren Frauen und Töchtern Unterhaltung zu verſchaffen, verſteht ſich intra muros.

Die ſehr enge Gaſſe vor dem Eingange in das oben erwähnte Haus iſt mit Menſchen überfüllt. Glücklicher Weiſe hat man uns Plätze unter dem Thorwege vorbehalten. Dort können wir in aller Bequemlichkeit den Kriegsgott erwarten. Er war genöthigt geweſen ſeinen etwas baufälligen Tempel zu verlaſſen. Nunmehr dieſer auf Koſten gewiſſer Bankiers wieder hergeſtellt, kehrt Mars nach ſeinem Quartier zurück. Ganz

---

*) Einer derſelben erlitt ſeither in der Provinz Sze-chuen, dieſen Sommer (1873), den Martyrertod. Ein chineſiſcher Prieſter theilte ſein Loos.

Kanton iſt auf den Beinen. Die Gaſſe gleicht einer ſturmgepeitſchten Meeresenge. Aus den Seitengaſſen fließt die Menge unabläſſig zu; dies erzeugt Stoß und Gegenſtoß, Ebbe und Fluth. Inmitten des Gedränges bieten Burſche Obſt und Süßigkeiten aus, zierlich geordnet in Körben die ſie hoch über den Köpfen auf der flachen Hand halten. Die Käufer legen zuerſt die entſprechende Anzahl Sapeken in den Korb. Würde dies in Europa möglich ſein? Würde der Mob unſerer Hauptſtädte ſich ſo anſtändig und gewiſſenhaft betragen? Reverend Gray, ein entſchiedener Kantonophile, ſtellt mir dieſe Fragen, mit dem Ausdrucke der äußerſten Befriedigung.

Nach langem Warten verkünden die dumpfen Töne des Gong und eine infernale Muſik das Nahen des Gottes. Polizeibeamte, ein jeder mit einem tüchtigen Bambusrohr bewaffnet, eröffnen den Zug. Wie ſich dieſer hier durchwinden könne iſt ein Räthſel, aber mit Hilfe des Bambus und mit allſeitigem guten Willen iſt in China Vieles möglich. Die Menge macht Platz, und ich ſehe vor mir eine Reihe von phantaſtiſchen Feenbildern vorüberziehen auf deren Beſchreibung ich jedoch verzichten muß. Nur andeuten werde ich ſie.

Die Proceſſion währte zwei Stunden. Sie beſtand aus gewiſſen Elementen die ſich regelmäßig wiederholten: hohe Standarten; ein Kuli trägt die Fahne, ein anderer unterſtützt die zurückgeneigte Spitze derſelben mit einer Gabel; trotz dem Gedränge und den Stößen die er erhält weiß er das Gleichgewicht zu bewahren. Hierauf reich geſchnitzte lackirte und vergoldete Schränke von den bizarrſten Formen; Opfergaben, verſchiedenes Geräthe, prachtvolle Sonnenſchirme; kleine Knaben und Mädchen aus guten Familien die, auf Ponies reitend, von daneben gehenden Männern im Sattel gehalten, verſchiedene Gottheiten vorſtellen. Junge Mädchen in hiſtori-

ſchen Gewändern oder Phantaſieanzügen, auf Geſtellen getragen, meiſt an eiſerne Stangen geſchraubt, wie man dies in unſern Hippodromen ſehen kann. Dieſe Göttinnen ſuchen durch ihre beſcheidene Haltung und die ernſte etwas ſtupide Miene, welche anſtändige Frauen der höheren Stände annehmen, zu ſcheinen was ſie nicht ſind. Nun folgen, vom Volke mit lautem Zuruf begrüßt, die Aelteſten des Stadtviertels; nach ihnen junge Leute aus den wohlhabenden Klaſſen, einfach aber ſorgfältig gekleidet; Bewaffnete die Piken, Hellebarden, alte Säbel und Aexte tragen. Muſikbanden erſcheinen in kurzen Zwiſchenräumen und erfüllen, wie bereits geſagt, die Luft mit betäubenden Mißtönen. Der Held des Tages ſchließt den Zug. Dieſer Gott ſcheint ein guter Teufel zu ſein. Seine weit geöffneten Augen, ſein offener Mund, ſeine ungeheuren plattgedrückten Ohren flößen Niemandem Schrecken ein. Mars hat nichts Martialiſches. Obgleich von Kopf zu Füßen vergoldet, ſieht er doch aus wie ein armer Schlucker. Selbſt die Kuli die ihn auf einer elenden Bahre tragen ſcheinen von der Heiligkeit ihrer Miſſion wenig durchdrungen; ſie lachen, ſchwätzen und rauchen. So wahr iſt es daß es nicht genügt im Olymp geboren zu ſein; man muß auch dieſe Gunſt des Himmels durch perſönliche Eigenſchaften rechtfertigen.

Die Menge, vor Ankunft der Proceſſion ſo bewegt, ſo ungeduldig, das Schauſpiel gleichſam mit Heißhunger erwartend, entfernt ſich nun ruhig und gewiſſermaßen geſättigt. Die reichen Leute in Kanton ſuchen mit dem Volke auf gutem Fuße zu leben. Heute veranſtalten ſie einen feierlichen Umzug, morgen Freitheater, ein andermal Reisvertheilung. Panem et circenses.

Bei allem Reſpekt den man den Göttern, bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt den falſchen Götzen ſchuldig iſt, muß ich

geſtehen daß eine Gruppe junger Damen während dieſer heiligen Ceremonie meine innere Sammlung beeinträchtigte. Uns gegenüber, jenſeits der engen Gaſſe, ſaßen vier Mädchen oder junge Frauen in dem Vorſaale eines für die Gelegenheit gemietheten Hauſes. Ihr weißer Teint, ihre Haltung, ihre einfache aber elegante Toilette laſſen in ihnen die vornehme Dame erkennen. Der Archdeacon beſtätigt meine Vermuthung. Ihr Haar iſt ſehr geſchmackvoll geordnet, und zwei von ihnen könnten in Europa für Schönheiten gelten. Frauen ihres Ranges müſſen, wenn ſie öffentlich erſcheinen, apathiſch und gelangweilt ausſehen. Die Geſetze des Anſtandes erheiſchen dies. Aber iſt das Geſpräch einmal im Gange, flüſtert und lächelt man, dann fällt man wohl bald aus der Rolle. So ergeht es auch meinen jugendlichen Vis-à-vis. Die Geſichter beleben ſich, die kleinen mandelförmig geſchlitzten Augen funkeln, und ein ſpöttiſcher, ſchelmiſcher, ſkeptiſcher Ausdruck erſetzt die eben erſt zur Schau geſtellte Miene der Geiſtloſigkeit und Langenweile. Eine ſehr geſchminkte, äußerſt beleibte Matrone, die mich lebhaft an die unvergeßliche Thierret vom Palais-Royal-Theater erinnert, ſcheint mit dem Amte der Dueña betraut. Offenbar mißfällt ihr mein Lorgnon das nicht immer auf die Proceſſion gerichtet iſt. Sie ſtellt ſich alſo in die Hausthüre und verhindert die Damen zu ſehen und geſehen zu werden. Ein großer Fehler, unwürdig einer Dueña von Einſicht und Erfahrung! Was iſt die Folge? Unmittelbares Anknüpfen des elektriſchen Verkehrs mit dem fremden Teufel, ſtrenger Befehl an die Dueña den Blicken freien Durchgang zu geſtatten, und für mich pantomimiſch ertheilte Ermächtigung dieſe Scene aus dem chineſiſchen high life nach Bequemlichkeit zu betrachten. Aeltliche Herren nähern ſich den Damen, verneigen ſich tief und weiſen ihnen die geballten Fäuſte, werden mit einem gnädigen Lächeln be-

ehrt, laſſen Thee ſerviren, ziehen ſich dann unter langwierigen Ehrfurchtsbezeigungen zurück. Mittlerweile ſitzen die Damen auf ihren Schemmeln, lachen und ſchwätzen, ſpielen mit den Fächern, erfreuen ſich an dem Verdruſſe der Matrone.

Ein Befehl des Vice-Königs öffnet uns die Thore des großen Gefängniſſes: ein oblonges Viereck welches mehrere Höfe enthält und von einer der Länge nach getheilten Gallerie umgeben iſt. Die innere wird von den männlichen Gefangenen bewohnt; die äußere, welche ein unbedeckter Gang von der Ringmauer ſcheidet, von den Weibern.

In den Höfen drängen ſich die Sträflinge; die Mehrzahl wird im nächſten Semeſter den Tod erleiden. Bekanntlich finden die Hinrichtungen in China, ausgenommen die der Mörder die keinen Aufſchub erleidet, zweimal im Jahre, im Frühling und im Herbſt, ſtatt. Es iſt dies ein in Kanton periodiſch wiederkehrendes Blutbad. Einige dieſer Menſchen ſchleppen ihre ſchweren Ketten mühſelig, andere ſtellen ſie frech zur Schau. Nach ihren Geſichtern zu urtheilen, ſind ſie keine Unſchuldigen. Wahrſcheinlich wurden ſie im Gefängniſſe ſchlechter als ſie bei ihrem Eintritte waren. Die vergiftete Luft, der beſtändige Verkehr mit dem Laſter mußte die letzten Reſte von Ehrbarkeit zerſtören welche ſie vielleicht in dieſe Hölle auf Erden gebracht hatten. Einer ſagte mir: „Ich bin eines Mordes beſchuldigt, aber ich leugne dieſe That.“ Der Gefangenwärter lächelte, ein teufliſches Lächeln, als wollte er ſagen: „Die Folterbank wird Dir die Zunge löſen.“ Ein junger Menſch aus deſſen hohlen Augen Irrſinn ſpricht nähert ſich uns. Als fünfzehnjähriger Knabe hat er ſeinen Schullehrer vergiftet, ein Verbrechen welches das Geſetz dem Vatermorde gleichſtellt.

Seine Jugend bewahrte ihn vor einem greulichen Tode. Alle Jahre richtet sein Vater der der wohlhabenden Klasse angehört ein Gesuch um Begnadigung an den Vice-König; der Vice-König schickt es an das Tsungli-yamen welches es der Kaiserin Regentin vorlegt. Bis jetzt erfolgte immer ein abschlägiger Bescheid.

Wir treten in einen der Säle. Es ist Essenszeit. Wie die wilden Thiere einer Menagerie werfen sich die Sträflinge auf ihre ärmlichen Rationen. Das Klirren der Fesseln bildet die Tafelmusik.

In einem fensterlosen finstern Raume in welchen Lichtreflexe aus dem Vorgemache ein schwaches Dämmerlicht werfen, errathen wir mehr als wir sie sehen hinter einem massiven Holzgitter mehrere Menschen die zur furchtbaren Strafe des Kang verurtheilt sind. Sie fluchen, sie weinen, sie seufzen. Einige wälzen sich am Boden, andere stehen an die Wand gelehnt. Einige kauern in den Ecken, andere gehen langsam im Kreise umher. Aber alle bewegen sich unablässig; sie suchen was ihr Marterwerkzeug sie nicht finden läßt, die Ruhe. Bei unserer Erscheinung treten sie an das Gitter, werfen uns Blicke des Hasses zu, der Rache, der Verzweiflung; Blicke von Verdammten! Dann entfernen sie sich langsam und verschwinden im Dunkel.

Aus andern, gleichfalls in die Schleier einer ewigen Nacht gehüllten Kerkern ertönen unterdrückte Schmerzenslaute, lautes Geheul, Kettengeklirre und der dumpfe Schall wuchtiger Bambusstreiche auf entfleischte Leiber.

In einem kleinen Raume, der verhältnißmäßig reinlich gehalten ist, rauchten einige Gentlemen, andere nehmen ihr Mahl ein das ihre eigenen Diener auftragen. Dies sind Privilegirte, in Untersuchungshaft Befindliche oder bereits Verurtheilte, aber

jedenfalls Begünſtigte. Wahrſcheinlich um einen ungeheuren Preis haben ſie dies Zimmer gemiethet. Dieſe kleine Induſtrie bildet einen der Nebenerwerbe des Gefängnißdirektors. Andere Lokalitäten ſind als Spielſaal eingerichtet, ein praktiſches Mittel zu gleicher Zeit die Taſchen des Mandarins mit Taelen und das Gefängniß mit Verbrechern zu füllen.

Man führt uns nun in die äußere Gallerie die, wie bereits geſagt, den Weibern vorbehalten und durch einen ungedeckten Gang von der Ringmauer des Gefängniſſes getrennt iſt. Es iſt das Höchſte im Niedrigſten, das äußerſte Maß des Entſetzlichen. Dante's Phantaſie allein vermochte ſich ſo hoch zu erheben, ſo tief zu verſenken. Was ſie ihm als Traumbild zeigte, habe ich in Wirklichkeit geſehen. Immer ſinkt das verkommene Weib unter den verkommenen Mann. Aus feinerem, aus zarterem Stoffe geformt, fällt ſie von höher herab und fällt tiefer. Ich ſah hier auf engem Raume vereint allen phyſiſchen Jammer und alle moraliſche Verworfenheit. Und in dieſem ſchändlichen Kerker ſind mit den verurtheilten, entmenſchten Hyänen, anſtändige Frauen und Mädchen als Geißeln eingeſperrt, weil ihre Männer, Väter, Brüder, Söhne der gerichtlichen Unterſuchung durch die Flucht entgingen. Doch, da wir es können, entfliehen auch wir aus dieſer Hölle!

Vor dem Thore des großen Gefängniſſes ſehen wir einige lebendige Skelette welche gezwungen ſind komiſch ſein ſollende Stellungen einzunehmen. Ein hölzerne Tafel auf ihrer Bruſt enthält die Worte: „dem öffentlichen Gelächter ausgeſetzt". Ob wohl irgend Jemand bei dieſem Anblicke lachen kann!

Im großen Vorhof erregt eine Gruppe von etwa dreißig Männern unſere Aufmerkſamkeit. Sie ſind ſoeben angekommen und ruhen im Schatten einer Sykomore: Jünglinge, Männer in voller Kraft der Jahre, Greiſe; einige ſind wie wohlhabende

Leute gekleidet. Sie wurden als Menſchenjäger oder Hexer auf friſcher That ertappt. Ihr Geſchäft iſt die Barrancões von Makao mit unfreiwilligen Auswanderern zu verſehen. Dieſe Unglücklichen ſind, immer je vier, an ihren Zöpfen und überdies mit Stricken aneinander gebunden. Auf den Ferſen kauernd oder dicht neben einander am Boden liegend gleichen ſie einer Heerde Schafe. Der Tod erwartet ſie und, vor dem Tode, die Folterbank. Sie wiſſen es. Jeder Chineſe weiß das Strafgeſetzbuch auswendig. Ihre Mienen ſagen es deutlich genug; die Einen weinen ſtill vor ſich hin, Andere ſeufzen und Einige ſcheinen wie wahnſinnig vor Entſetzen. Keiner ſpricht. Als wir eine Stunde ſpäter wieder vorübergingen, rauchten ſie. Ein guter Samaritaner hatte Cigaretten unter ſie vertheilt. In den kurzen Genuß verſunken haben ſie ihr furchtbares Loos für den Augenblick vergeſſen. Die eben noch geſpannten Züge ſind erſchlafft. Dumpfe Gleichgültigkeit erſetzt den eben noch ſo lebhaften Ausdruck der Verzweiflung.

Die Gerichtshalle, ein länglicher Hof, befindet ſich in der Nähe des Gefängniſſes. Der Richter ſitzt in einer offenen Gallerie hinter einem mit Aktenſtücken beladenen Tiſche. Zu ſeiner Rechten ſteht der Gerichtsſchreiber, zur Linken der Dollmetſch. Dem Tiſche gegenüber, wenige Schritte entfernt, kniet der Angeklagte. Auf beiden Seiten bilden fünf bis ſechs Diener oder Unterbeamte des Tribunals eine Hecke. Der Henker und ſeine Knechte ſtehen gegen die Wand gelehnt mit ihren blutbefleckten Marterwerkzeugen, bereit ſie auf den erſten Wink zu gebrauchen. Der Archdeacon und ich ſtellen uns neben den Dollmetſch. Mit etwas weniger lauter Stimme als gewöhnlich, das einzige Zugeſtändniß welches er der Majeſtät des Ortes

macht, überſetzt er mir die weſentlichen Theile des Verhöres. Uebrigens ſind der Hof und die Gallerie leer, und die beiden Fremden die einzigen Zuſchauer. Weder der Richter noch die anderen Anweſenden nehmen von uns die geringſte Notiz. Sie thun als ſähen ſie uns nicht.

Der Richter mag ein Vierziger ſein, vielleicht ein Fünfziger: blaſſes Geſicht, Katzenaugen, auf der Naſe eine rieſige Brille, die Amtsmiene geeignet ſelbſt ein gepanzertes Gewiſſen mit Schrecken zu erfüllen, der Anzug einfach aber ſorgfältig, die Nägel wahre Klauen, am Daumen ein großer Ring von Jade, das allgemeine Ausſehen ehrbar, impoſant, ſcheußlich. Dieſer chineſiſche Minos iſt über den Tiſch gebeugt und heftet ſeine Augen auf zwei offene Bücher deren eines mit ſchwarzen, das andere mit rothen Schriftzügen bedeckt iſt. Hinter ihm ſtehen ſeine Privatdiener. Einer reicht ihm von Zeit zu Zeit die Pfeife, indem er ſie ihm unter dem Arm durch in den Mund ſteckt und, nachdem ſein Gebieter einige Züge gethan, ſogleich wieder zurückzieht. Obgleich der Richter der Südſprache vollkommen mächtig, ſo iſt die amtliche Annahme daß er nur das „Mandarin" das heißt die Nordſprache verſtehe. Daher die Nothwendigkeit eines Dollmetſch. Er ſelbſt nimmt an dem Verhör perſönlich keinen Antheil. Dies iſt Sache des Schreibers und des Dollmetſch, die er übrigens durch einige leiſe Worte zu leiten ſcheint. Tiefes Schweigen unter den Zuhörern. Soll ich es geſtehen? Der Anblick des Richters macht mein Blut in den Adern gerinnen. Nichts Menſchliches in dieſem metallenen Antlitz. Keine Spur von Barmherzigkeit oder Menſchenliebe. Ich blicke um mich und finde auf allen Geſichtern denſelben Ausdruck. Ich ſetze mich an die Stelle des Angeklagten, und der Angſtſchweiß tritt auf meine Stirne.

Ein Gefangener wird vorgeführt oder vielmehr in einem

Korbe hereingetragen. Geſtern wurden ihm, an dieſer Stelle, auf der Folterbank die Fußgelenke zermalmt. Heute iſt er ein Bündel Haut und Knochen, unfähig zu antworten. Das Leben entflieht ſichtlich. Auf ein Zeichen des Richters trägt man ihn fort.

Ein junger Menſch aus dem Volke wird eingeführt. Er läßt ſich an der den Gefangenen angewieſenen Stelle auf die Kniee nieder. Furcht und Hinterliſt leuchten ihm aus den Augen. Seine gemeinen Züge tragen bereits das unverlöſchbare Gepräge des Verbrechers Er beantwortet die üblichen Fragen: woher iſt ſeine Familie, wie heißen ſeine Eltern, ſeine Großeltern und ſo fort. Dann beginnt das eigentliche Verhör: „Du haſt ſechszehn Dollar geſtohlen?“ ſagt der Dollmetſch. Der Angeklagte leugnet ſtandhaft, bis der Richter die Hand erhebt und der Henker vortritt. Bei ſeinem Anblicke ruft der Gefangene: Ja, ja, er habe ſie geſtohlen um Reis zu kaufen; Hunger habe ihn verleitet. — In welchem Laden? In dieſer oder jener Gaſſe, dem Schauplatze eines größern Verbrechens, einer wahrſcheinlich von ihm begangenen Mordthat? — Da erblaßt der Angeklagte. Er ſtottert, weint, fleht um Barmherzigkeit und leugnet. Bisher hatte der Dollmetſch ihn einzuſchüchtern geſucht; jetzt ſchlägt er plötzlich einen ſüßlichen ſchmeichelnden Ton an. „Warum leugnen, mein Sohn?“ ſagt er. „Sprich, geſtehe und Du wirſt Dich unſerer beloben. Siehſt Du, ich laſſe Dir die Ketten abnehmen.“ Der Henker entfeſſelt ihn. — „Und nun, mein Kind, ſprich.“ — Aber mein Kind iſt nicht ſo albern. Hier beginnt zwiſchen den beiden Männern ein Zweikampf von Frechheit, Liſt und Lügenhaftigkeit. Der eine weiß daß er für ſein Leben kämpft, der andere für ſeinen Ruf als Inquiſitor. Der freundliche, einſchmeichelnde Ton des Dollmetſch ſtimmt wenig zu ſeinem gehäſſigen Ausdruck und zu der ſteigenden Angſt die

ſich im Geſichte des Angeklagten malt. Letzterer leugnet beharrlich. Der Richter lispelt wieder ein Wort, worauf der Henker und ſeine Knechte ſich auf den Mann ſtürzen, ihn zu Boden werfen, der Länge nach ausſtrecken und zum Theile entblößen; dann neben ihm auf die Ferſen kauernd ertheilt ihm der Henker, während er mit lauter Stimme zählt, wenigſtens hundert Bambusſtreiche. Ich geſtehe daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte, und mein guter Archdeacon ſchien mir in ähnlicher Verfaſſung. Die Anweſenden ſahen uns mit dem Ausdrucke der Geringſchätzung an. Einige lächelten verächtlich. Noch tönt das Geheule des Unglücklichen in meinen Ohren. Bald aber verſtummt er. Er ſcheint nur mehr eine lebloſe Maſſe. „Nun," ſagt mir Reverend Gray, „wird man zur Zermalmung der Knöchel ſchreiten." Dies läßt aber der Zuſtand des Inquiſiten nicht zu. Er wird alſo hinaus geſchleppt. Wir athmen auf. Die Philanthropie meines liebenswürdigen Führers erfreut ſich des Aufſchubes; aber, als Cicerone, hätte er gewünſcht mich die heutige Procedur der chineſiſchen Gerichtshöfe in allen ihren Phaſen ſehen zu laſſen. Inſofern miſcht ſich zu ſeiner Befriedigung ein Beiſatz gelinden Bedauerns.

Der junge Dieb und muthmaßliche Mörder wird durch zwei Herren von achtbarem Anſehen erſetzt. Ein Kaufmann und ſein Kommis; jener ein bejahrter, dieſer ein junger elegant gekleideter Mann. Sie ſind des Salzſchmuggels angeklagt. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem Richter knieen ſie nieder. Weder der Eine noch der Andere ſcheinen bewegt. Der ältere Mann geſteht ſeine Schuld. Der Kommis vertheidigt ſich. — Er habe nur den ihm ertheilten Befehlen gehorcht. Er wußte nicht daß er das Geſetz übertrete. Wahr ſei, daß er unter die Beamten Reis vertheilt habe. Aber iſt es ein Verbrechen Hungrige zu ſpeiſen? — Während er ſpricht läßt ihn ſein Patron, der nun

anfängt ängſtlich zu werden, nicht aus den Augen. Durch Zeichen ſucht er ihm Schweigen aufzuerlegen. Der Richter macht dem Auftritte plötzlich ein Ende. Er zieht eine große engliſche Uhr aus der Taſche, betrachtet ſie aufmerkſam und hebt die Sitzung auf. Die beiden Kaufleute werden weggeführt; ich vermuthe ſie haben es ſich ein gutes Stück Geld koſten laſſen um dem Bambus und Schlimmerem zu entgehen. Ohne uns eines Blickes zu würdigen geht der Richter mit ſeinem Gefolge ab; der Schreiber und der Dollmetſch packen Tintenfaß und Akten zuſammen, der Henker und ſeine Knechte die Marterwerkzeuge. Alles geräuſchlos und mit Methode. Dies Prätorium iſt eine wohlorganiſirte Hölle.

Herr Hughes, engliſcher Konſul ad interim, hat die Güte mich nach dem Yamen zu begleiten. Einige Böllerſchüſſe begrüßen uns bei der Ankunft. Der Vice-König kommt uns entgegen und führt uns in einen reich verzierten, nach dem Garten offenen Pavillon. Die bereits tief ſtehende Sonne dringt durch exotiſches Laub in den Saal wo wir um einen viereckigen Tiſch ſitzend uns den Genüſſen eines chineſiſchen Feſtmahles ergeben. Der Vice-König iſt ein liebenswürdiger Hausherr, wählt mit eigener Hand die beſten Leckerbiſſen und lädt ſie mit Hilfe ſeiner Elfenbeinſtäbchen auf mein Tellerchen. Ich erwidere die Artigkeit in ähnlicher Weiſe. Der Champagner wird in Taſſen kredenzt. Die zahlreiche Dienerſchaft trägt ſchöne, reinliche Livreen. Die ganze Szene ſah aus wie eines jener Bilder die man ſo oft auf lackirten Schirmen oder Theebüchſen ſieht.

Ein perſönlicher Freund des verſtorbenen Kaiſers und ſeit neun Jahren auf ſeinem gegenwärtigen Poſten erhalten — es iſt das wichtigſte Gouvernement weil es die beiden großen Pro-

vinzen Kwang-tung und Kwang-si umfaßt, das ſchwierigſte wegen des Verkehrs mit den Ausländern in Hongkong —, zählt Yüe zu den hervorragendſten Männern des Reiches, erfreut ſich beſonderer Gunſt bei Hofe und erwartet nächſtens in das Miniſterium berufen zu werden. Man rühmt ſeine Sanftmuth und geiſtige Begabung. Er iſt zweiundſechszig Jahre alt und hat das Aeußere eines in der hohen Politik ergrauten Staatsmannes: edle, geiſtreiche Züge, lichtgraue lebendige Augen, ein kauſtiſches Lächeln auf den verhältnißmäßig fein geſchnittenen Lippen. Er trägt ſein Hofkleid, eine dunkelblaue Tunika mit lichtblauen Aufſchlägen, über der Bruſt reiche Goldſtickereien, um den Hals einen koloſſalen Roſenkranz. Ein prachtvoller Pfauenſchweif fällt von dem Hute den der kryſtallene Knopf ziert.

Das Geſpräch bewegte ſich um verſchiedene Gegenſtände. Großer Austauſch von Komplimenten, aber keine nichtsſagenden Phraſen.

Beim Fortgehen hatten wir mehrere Säle und Korridore zu durchſchreiten. Der Vice-König begleitete uns bis zu den Sänften, und an jeder Thür machten wir Chin-chin. Nun gibt es für den Europäer kaum etwas Komiſcheres als dieſe Art zu grüßen. Man hebt, wie bereits erwähnt, die beiden geballten Fäuſte auf die Höhe der Stirn, verſetzt ſie in eine rotirende Bewegung und blickt mittlerweile dem Begrüßten, der dieſelbe Gymnaſtik vornimmt, feſt in die Augen. Der Vice-König entledigte ſich dieſer grotesken Artigkeitspflicht mit ſolcher Grazie und Würde daß mir dabei die Bedeutung des Chin-chin mit Einem Male klar wurde. Seit dieſem Beſuche in ſeinem Yamen reizt mich der Anblick chin-chinirender Chineſen nicht mehr zum Lachen. Als Gegengift der allzu vertraulichen amerikaniſchen Umgangsformen, die nun auch in Europa einreißen, würde ich

unſeren tonangebenden Herren und Damen den Chin-chin zur Annahme empfehlen.

Im Dorfe Fa-ti (Blumenfeld) befinden ſich die Gärten welche Kanton mit Blumen verſehen. Was für ein ſonderbarer, verderbter Geſchmack! Welch' eigenthümliches Gefallen an den abgeſchmackteſten Metamorphoſen. Orangenbäume werden in Vaſen verwandelt, Buxbaumbüſche in Drachen mit eingeſetzten Porzellanaugen, Lorbeer in Ungeheuer, Cypreſſen in Djonken oder Faſanen. Und alle dieſe verkrüppelten Pflanzen wachſen, blühen und tragen ſogar ſpärlich Früchte; ungefähr wie die Frauen auf ihren künſtlichen Klumpfüßen ſchwerfällig und unter Leiden umherwackeln. Aber das Princip iſt daſſelbe. Dieſe in ihrem Weſen grauſame und ſinnreiche Nation gefällt ſich darin zu verſtümmeln ohne zu tödten.

Wir rudern einen der zahlreichen Nebenflüſſe des Pearl-River hinauf. Da hören wir den Gong begleitet von Schmerzensgeſchrei. Letzteres ſtößt ein Dieb aus der durch die Hauptgaſſe eines übelberüchtigten Dorfes gepeitſcht wird. Der Mann mit dem Tam-tam ſchreitet ihm voran, der Henker folgt mit dem Bambus. Die Dorfbewohner ſehen mit offenen Mäulern zu und ſcheinen ſich des Schauſpiels zu erfreuen. Ob es ſie auch beſſern wird?

Es iſt beinahe Nacht. Wir befinden uns im Süd-Oſt-Ende, an dem äußeren Umfange Kantons, in der „Todtenſtadt". Man ſtelle ſich ein ganzes Viertel vor welches ausſchließend von Todten bewohnt wird. Hier werden die Leichen der in Kanton verſtorbenen Eingeborenen der Provinz Che-kiang beigeſetzt bis ihre Angehörigen ſie abholen laſſen. Jeder Sarg ſteht in einer

Art Kapelle zu welcher man durch ein Vorzimmer gelangt. Es ist die Anwendung des in China so weit entwickelten Korporationswesens auf die Todten. Die äußerste Reinlichkeit herrscht in der Nekropole. Kein übler Geruch verräth die Verwesung. Von Katafalk schreiten wir zu Katafalk. Ein Fackelträger geht uns voran. Ein unheimlicher Spaziergang!

Wir sind am Richtplatz angekommen. Er befindet sich in einer engen Gasse welche auf der einen Seite durch eine Häuserreihe mit Töpferbuden, auf der andern durch eine lange Ziegelmauer gebildet wird Glücklicher Weise wird heute an der Mauer, nicht „gearbeitet". Aber wir sehen die Werkzeuge deren man sich dabei bedient: Tische auf denen der Delinquent ausgestreckt wird um von unten nach oben zerstückelt zu werden; Kreuze, kleine Käfige zur Aussetzung von Schädeln; mit Leim gefüllte Gefäße zur vorhergehenden Präparirung der Köpfe. Alle diese Geräthschaften tragen frische Spuren des Gebrauches. Zur Zeit der großen Hinrichtungen, im Frühling und Herbst, ist der Boden buchstäblich mit Blut getränkt. Und dies hindert die Töpfer gegenüber nicht an ihrer Arbeit!

(2. December.) Der Vice-König hatte die Güte für die Reise nach Makao den Peng-chao-hoy zu meiner Verfügung zu stellen. Dieser prachtvolle Steamer, ein im Dienste der Zollbehörden gebrauchtes Staatsschiff, wird von einem ehemaligen Officier unserer Marine, dem Kapitän Vasallo aus Prag, befehligt. Um fünf Uhr Morgens holte er mich in seinem Gig ab. Nachdem der Peng durch seine Kanonensalve die friedlichen Bewohner von Shamien aus dem Schlafe geschreckt, zieht er

Oeſterreichs weiß-rothe Flagge auf die, wohl zum erſten Male, neben dem gelben Drachen des Reiches der Mitte weht. Vorſichtig windet er ſich durch den Wald von Djonken und rauſcht dann, zwölf Knoten in der Stunde laufend, den Pearl-River hinab.

Wer Kanton nicht ſah, hat China nicht geſehen. Peking iſt Central-Aſien, die Stadt der Bibel, ſeinem Weſen nach ein Feldlager, das Zelt des Nomaden auf einem Raſttage. Kanton iſt China, Peking die Mongolei. In Kanton, dem Mittel- und Brennpunkte einer ungeheuren, falſch civiliſirten, raffinirten, verderbten Bevölkerung pulſirt chineſiſches Leben. Das Auge iſt überraſcht und angezogen, aber alsbald wendet es ſich mit Ekel ab.

Das Frühſtück wird in der Kabine des liebenswürdigen Kapitäns eingenommen. Dort ſind wir in Oeſterreich: Wiener Möbel, Wiener Vorhänge und Teppiche. An den Wänden die Porträts des Kaiſers, der Kaiſerin, des Erzherzogs Max und viele Anſichten aus unſerem lieben fernen Vaterlande. Beim Deſſert wird der dem Wiener werthe Gumpoldskirchner Wein kredenzt.

Um zwei Uhr Nachmittags dampft der Peng um das Fort da Barra auf deſſen Wällen die portugieſiſchen Quinas wehen. Einige Minuten ſpäter gehen wir in Makao an Land.

VII.

Makao.

Vom 2. zum 4. December.

Sein Verfall. — Die Kulifrage. — Zunahme des chineſiſchen Elementes. — Camões.

Makao iſt bekanntlich eine kleine aus drei Hügeln, welche ein Plateau unter einander verbindet, beſtehende, mit Häuſern bedeckte Halbinſel. Eine ſchmale Landzunge verbindet ſie mit dem Kontinent. Soweit iſt die Aehnlichkeit mit Kadix auffallend.

Es iſt Feſttag. Ich ſtehe vor der Kirche mit einer Gruppe junger Leute in bunten, auf Eleganz Anſpruch machenden Toiletten. Man kennt den fragwürdigen Geſchmack der Söhne Iberiens aus den Mittelklaſſen der ſich beſonders an Sonntagen bemerklich macht. Wir betrachten uns die Damenwelt. Unförmliche Fleiſchmaſſen, in ſchwarzſeidene Mantillen gehüllt, mit fahlen Geſichtern und geſchlitzten Augen. Mühſelig ſteigen ſie aus ihren Tragſeſſeln. Die Dueñas und malaiiſchen Zofen folgen der Gebieterin zu Fuße. In der Kirche laſſen ſich Alle, nach portugieſiſcher Sitte, auf die Ferſen nieder, murmeln ihre Gebete und rauſchen mit den Fächern. Die Dienerinnen, wie alle Weiber aus dem Volke, unterſcheiden ſich von der Herrin durch einen dunkleren Teint, denn ein größerer Beiſatz chineſiſchen oder malaiiſchen Blutes fließt in ihren Adern, durch geringere Beleibtheit und, ſtatt der ſchwarzen, durch grellfarbige Kapuzen. Makao zählt kaum mehr zwölf Familien von rein portugieſiſchem Blute. In dieſe Zahl ſind nicht begriffen

die Aerzte und die ſchlecht bezahlten Civil- und Militärbeamten welche die Regierung zu gewiſſen Epochen hieher ſendet und, nach Ablauf ihrer Dienſtzeit, wieder nach Hauſe bringen läßt. Die ſchönen Tage wo die Portugieſen nach Makao kamen um reich zu werden gehören ja der Geſchichte an, ſind gewiſſermaßen eine Mythe geworden. Niemand gedeiht hier außer die Kulihändler und die Eigenthümer von Spielhäuſern. Wenn man letztere ſchlöſſe, wurde mir geſagt, würde das Gras in den Straßen wachſen. Außer den Portugieſen gibt es hier drei engliſche und fünf deutſche Reſidenten, die einen wie die anderen Kaufleute ohne Geſchäfte. Zuweilen vereinigt ſie der Gouverneur bei ſich. Dieſe ſehr ſeltenen Soirées bieten der luſitaniſchen und der germaniſchen Raſſe die einzige Gelegenheit ſich zu begegnen, die Gaſſen ausgenommen, die immer verödet ſind, in auffallendem Gegenſatze zu dem äußerſt belebten Viertel der Chineſen. Dort geht es gar lebhaft her. Wohlverſehene Butiken mit ungeheuren Aushängeſchildern wechſeln da mit ſtets gefüllten Speiſe- und Spielhäuſern. Zwiſchen einer doppelten Reihe niederer Gebäude im chineſiſchen Style drängen ſich Krämer ihre Waare ausrufend, Laſtträger mit Waarenballen, zahlloſes Volk, Männer, Weiber und Kinder. Man iſt in China, aber um jene Ecke biegend, ſind wir mit Einem Male in eine portugieſiſche Provinzialſtadt gerathen. Kein menſchliches Weſen zu ſehen, höchſtens ein paar Soldaten die ihr Cherut rauchend vorüberſchlendern; ſehr ſelten ein Tragſeſſel, kaum vermögend die Dame zu faſſen welche ihn einnimmt; wir haben ihre Bekanntſchaft bereits in der Kirche gemacht. Die Häuſer ſind maſſiv aus Stein gebaut, roth oder gelb übertüncht und tragen das ausgeſprochene Gepräge des Mutterlandes. Es läßt ſich behaupten daß keines älter iſt als 1622 und keines jünger als 1650. Hinter den Häuſern und zu beiden Seiten, über Mauern auf

denen Vaſen mit Agaven ſtehen oder die plumpe Steinbalu-ſtraden krönen ragen Cedern empor, Pinien, Bananen, exo-tiſche Büſche mit glänzenden Blättern. Die prachtvolle Kathe-drale von Sankt Paul, von den Jeſuiten am Ende des ſechs-zehnten Jahrhunderts erbaut, unter dem Miniſterium Pombal in eine Kaſerne verwandelt, wurde vor einigen Jahren ein Raub der Flammen. Nichts blieb als die, trotz einiger Ueber-ladung, ſchöne Faſſade. Die übrigen Kirchen ſind baroke oder ganz ſchmuckloſe Bauten. Die vielen zu ihnen emporführenden Rampen und Treppen, die ſchweren Steingeländer erinnern an Abrantes, Santarem, Viſeu. Bei jedem Schritte erfreut ſich das Auge am Anblicke ſtattlicher Gebäude. Es ſind ehema-lige Mönchs- und Nonnenklöſter, dermalen in Kaſernen ohne Soldaten umgeſtaltet, in Muſeen ohne Kunſtſchätze, in Kanz-leien die überfüllt ſind mit hungrigen Beamten. Die Praya grande, oder der Quai, iſt eine dem Meere ſüdwärts zuge-wandte Häuſerreihe; ſie erinnert an die Junqueira in Liſſa-bon. Die Makaeſen vergleichen ſie mit der Chiaja in Neapel; eine etwas gewagte Hyperbel. Hier genießt man im Sommer der Südweſt-Monſoons und, in allen Jahreszeiten, einer rei-zenden Ausſicht nach der Küſte des Feſtlandes und dem es umgür-tenden Archipel. Dieſe Inſeln, obgleich ganz nackt, höchſtens mit einigen ſonnverbrannten Büſchen bewachſen, feſſeln den Blick durch ihre phantaſtiſchen Umriſſe und ſchmücken ſich mit den wechſelnden Tönen welche der Himmel, wenn auch weniger ſchön als im ſüdlichen Europa, Morgens und Abends über ſie ergießt.

Das chineſiſche Element iſt in ſtetiger Zunahme begriffen. Dies begreift ſich. Der Chineſe vertritt das Leben, der Por-tugieſe den Schlummer, wenn nicht den Tod. Daher kommt es daß viele ſchöne alte portugieſiſche Häuſer in chineſiſchen Beſitz

gelangten. Ich habe einige beſucht. Die Metamorphoſe iſt vollſtändig. Das Madonnenbild welches gewiß in keinem portugieſiſchen Haushalte fehlte erſetzt der Altar der Voreltern. Keine Spur mehr von der einfachen Einrichtung, von dem vornehmen Verſchmähen der Bequemlichkeiten des Lebens welches die iberiſche Raſſe und ihre Wohnſitze kennzeichnet. Jetzt ſind dieſe Räume überfüllt mit Spielſachen, mit nutzloſem Geräthe, Rollen von bemaltem Papier oder Seidenſtoffen, mit all' den namenloſen Kleinigkeiten welche der Einheimiſche liebt und die wir gemeinhin Chinoiſerien nennen. Während die engliſchen und deutſchen Reſidenten allmälig fortziehen weil ſie keine Geſchäfte mehr machen, während das portugieſiſche Element, durch fortwährende Aufnahme aſiatiſchen Blutes entartet, allmälig ausſtirbt, bewirkt der Chineſe durch ſeine bewunderungswürdige Thätigkeit und Mäßigkeit was ſeine Regierung*) weder durch Liſt noch mit Gewalt erreichen konnte: er ergreift, noch im Schatten der portugieſiſchen Flagge, Beſitz von dem einſt durch luſitaniſche Helden eroberten Gebiet.

Das Ueberhandnehmen des den Portugieſen ſo verhaßten chineſiſchen Elementes gab zu einer Vorſchrift Veranlaſſung welche den in Kalifornien beſtehenden gegen die gelbe Raſſe gerichteten Geſetzen würdig zur Seite ſteht. In Makao iſt den Chineſen unterſagt auf der Praya grande und in den anſtoßenden Gaſſen Häuſer in ihrem Style zu erbauen. Eine ungerechte, unpolitiſche und ohnmächtige Maßregel. Die Folge iſt daß die Chineſen portugieſiſche Häuſer kaufen. Sobald letztere in den Beſitz ihrer neuen Erwerber gerathen ſind verdoppelt ſich ihr Werth. Ich wohne hier in einem geräumigen

*) Die chineſiſche Regierung hat die Beſitzergreifung der Halbinſel Makao durch die Portugieſen niemals anerkannt.

prachtvollen Herrenhauſe das in einem ſchönen Garten ſteht unweit der Praya grande. Die Eigenthümer, welche es nicht verkaufen wollen, haben es um einen Spottpreis, um vierzig Dollar monatlich, an einen europäiſchen Kaufmann vermiethet deſſen Familie hier die Sommermonate zubringt! Im Beſitz eines Chineſen würde es mindeſtens den doppelten Werth haben.

Die Urſachen des Verfalles ſind die chineſiſche Konkurrenz und die Eröffnung der Treaty-Ports.*)

Alles hat ſich alſo zum Untergange Makao's verſchworen. Und doch war es das große Emporium der erſten portugieſiſchen Kaufherren und, ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, der Brennpunkt katholiſcher Wiſſenſchaft und katholiſchen Lebens im äußerſten Oſten. Noch heute iſt es das, ſchwache, Band welches die portugieſiſche Miſchraſſe mit der chriſtlichen Geſellſchaft verbindet.

Ich empfing heute mehrere Beſuche. Der Gouverneur Vice-Admiral Sergio de Souza ſcheint ſeine Beliebtheit zu verdienen. Ihm verdankt Makao die gut erhaltenen Straßen und alle andern Vortheile einer trefflich gehandhabten Aedilität. Viel Sorge verurſacht ihm die Auswanderung der Kuli. Nach Möglichkeit ſorgt er für das Wohl dieſer Menſchen.

Die Kaufleute welche ich ſah ſprachen mit Gereiztheit über die Stockung des Handels: „Kanton", ſagten ſie mir, „iſt ganz geſunken, und Makao war ſo zu ſagen nur eine Succurſale Kantons. Die Schiffe welche dort ſchwarzen Thee eingenommen vervollſtändigten hier ihre Ladung. Aber der Thee kommt

*) Siehe S. 191.

jetzt weder nach Kanton noch nach Makao, ſondern ſucht die Häfen des Yang-tſe-kiang. Alſo keine Schiffe, kein Thee, keine Geſchäfte. Der Kulihandel allein gibt Profit, aber Leute die ſich achten, Engländer und Deutſche, nehmen hieran keinen Theil. So weit hat uns die Schwäche und Engherzigkeit der engliſchen Regierung gebracht. Wir brauchen eine kräftige Politik.“ Alſo jemehr man leidet, deſto kriegeriſcher wird die Stimmung. In den Augen dieſer Kaufleute iſt das einzige, das ſichere Heilmittel der Krieg.

Ich beſah die Barrancões heute ſehr eingehend. Es iſt ein blutroth getünchtes Gebäude welches mehrere Säle enthält. In letzteren belehren große Maueranſchläge die Kuli über die Bedingungen unter welchen ſie ſich nach Peru oder nach der Havana verdingen können. Bei ihrer Ankunft vom Feſtlande werden ſie in den Barrancões eingeſperrt, ſodann in einem dieſer Säle verſammelt. Man lieſt ihnen die Bedingungen vor und befragt ſie zu wiederholten Malen ob ſie noch immer zur Auswanderung entſchloſſen ſeien. Sodann haben ſie ihre endgiltige Einwilligung vor dem Notar abzugeben. Iſt dies geſchehen, ſo ſind ſie gebunden. Viele nehmen im letzten Augenblicke ihr Wort zurück. Erſt unlängſt verlangten von Achthundert Fünfhundert nach ihrer Heimath zurückgeſchickt zu werden. Da ſie das verhängnißvolle Jawort noch nicht geſprochen hatten; wurde dem Begehren willfahren. Die Angeworbenen werden an Bord gebracht. Dieſe Einſchiffungen finden dreimal in der Woche ſtatt. Die Schiffe, meiſt Schnellſegler, verlaſſen die Rhede ſobald ihre Ladung vollſtändig iſt, dubliren, je nach ihrer Beſtimmung, Cap Horn oder das Cap der guten Hoffnung und bringen gewöhnlich drei Monate auf der

Ueberfahrt zu. Nächſtens werden Dampfer die Segelſchiffe erſetzen. Dem Gouverneur liegt es ob darüber zu wachen daß die geſetzlich feſtgeſtellte Anzahl der Einzuſchiffenden nicht überſchritten werde.

Unparteiiſche Zeugen beſtätigen daß Admiral Souza angelegentlich bemüht iſt unfreiwillige Einſchiffungen hintanzuhalten. Zu dieſem Ende begünſtigt er eine Uebung welche, am Ende der Reiſe, für jeden in guter Verfaſſung ausgeſchifften Kuli dem Kapitän eine Prämie von einem Pfund Sterling und ſeinem erſten Officier von fünf Schillingen zuſichert. Aber die menſchenfreundlichen Beſtrebungen des portugieſiſchen Gouverneurs, ſo wie die ſtrengen Maßregeln der chineſiſchen Behörden welche jeden in ihre Hände fallenden Werbeagenten ohne Weiteres hinrichten laſſen, werden häufig vereitelt durch die Käuflichkeit der Unterbeamten, durch die Beſtechung welche die „Brokers", faſt immer Spanier und Portugieſen, zu üben wiſſen, insbeſondere aber durch die Schiffskapitäne ſelbſt. Letztere verlaſſen Makao nachdem ſie ihre normale Ladung Menſchenfleiſch eingenommen haben; aber ſtatt ihren Kurs nach Amerika zu nehmen, laufen ſie an irgend einem nahen verlaſſenen Punkte der Küſte an. Dort harren ihrer chineſiſche Werber mit einem neuen Vorrathe unfreiwilliger Auswanderer welche unbarmherzig in die unteren Schiffsräume geſteckt werden.

Die Agenten oder Behexer wenden verſchiedene Kunſtgriffe an. Eine häufig gebrauchte Liſt iſt folgende. Der Werber geht von Dorf zu Dorf, jammert über die ſchlechten Zeiten, ſpricht von dem glücklichen Looſe der Brüder in Amerika und erzählt daß er zur Auswanderung entſchloſſen ſei. Er findet Glauben, beredet Einige oder Mehrere ihm zu folgen und bringt ſie nach Makao. Dort vollzieht er mit ihnen in den Barrancões die vorgeſchriebenen Förmlichkeiten. Den Schluß derſelben macht

die endgültige Zusage. Zu diesem Zwecke treten die Kuli, zwischen Geländern wie man deren an unsern Theatern und in den Bahnhöfen sieht hintereinander gehend, vor den Notar um die bindende Erklärung abzugeben. Der Werber ist zu artig um den Vortritt zu beanspruchen. Er will in seiner Demuth der Letzte sein. Während sie sich langsam dem Schreibpulte nähern macht er sich aus dem Staube.

Von dem Sklavenhandel dürfte sich das Kuligeschäft in moralischer und physischer Beziehung kaum wesentlich unterscheiden. Vielleicht hatten die Neger, während der immer grauenhaften Ueberfahrt, etwas mehr zu leiden; aber am Orte ihrer Bestimmung angelangt fanden sie, wenn nicht in der Menschlichkeit so doch im Interresse ihres Eigenthümers der sein Kapital nicht verlieren wollte, eine gewisse Bürgschaft verhältnißmäßigen Wohlseins. Die Kuli entbehren dieser Gewähr; und ihr Loos ist, wie man mir sagt, auch deshalb beklagenswerther weil sie einer der schwarzen weit überlegenen Rasse angehören.

Bekanntlich hat Camões die Lusiaden in Makao gedichtet. In einem noch in seiner Verwahrlosung wundervollen Garten, zwischen natürlichen Felsen und alten Bäumen, zeigt man auf einer Anhöhe die Grotte des Sängers. Ein einsames entlegenes Plätzchen. Die Stille nur unterbrochen durch das Flüstern der Zweige. Mit Entzücken streift das Auge über Wasser und Land hin, über die Stadt, die Küste, den Archipel. Wie sollte man da nicht Tasso's gedenken und seiner Eiche in Sant Onofrio. Eine letzte trübe wehmüthig schöne Analogie zwischen den beiden hart geprüften Zeitgenossen!

Auf einem Steine wurden einige Verse aus den Lusiaden eingegraben: Klagen über königlichen Undank. Man hätte

beſſer wählen können. Warum das Intereſſe für Camões auf die Entbehrungen des armen Edelmannes beſchränken? Warum nicht lieber dem Barden folgen in die luftige Höhe des Parnaß? Dort, unter ſeinen Pairs, feiert er die glänzendſten Triumphe. Die Begeiſterung, das Bedürfniß zu dichten wie die Nachtigall ſingt weil ſie muß, die Vaterlandsliebe, die Treue für das angeſtammte Königshaus entlockten ſeiner Leier ihre bezaubernden Töne, und nicht der Durſt nach Hofgunſt, das Verlangen nach etwas Geld oder nach einem Bande. Wenige Schritte von der Grotte befindet ſich ein Gewölbe durch deſſen Spalten der Poet, einer Sage nach, die Sterne beobachtete. Armer Camões, dein Stern erblich damals, aber er erſchien wieder am Himmel wo er leuchten wird bis an das Ende der Zeit.

VIII.

Auf der Heimfahrt.

Vom 6. December bis 13. Januar (1872).

Abreiſe von Hongkong. — Die Miſſionäre in China. — Europäiſche Beziehungen zum Reiche der Mitte. — Ankunft in Marſeille.

(6. December.) Genau um Mittag dampfte der Tigre, Kapitän Boilève der Meſſageries Maritimes, aus dem Hafen von Hongkong. Der jetzt herrſchende Nord-Oſt-Monſoon läßt uns hoffen Marſeille in achtunddreißig Tagen zu erreichen.

Dem „äußerſten Oſten" Lebewohl ſagend, fühle ich mich wie beſtürmt von angenehmen Erinnerungen. Ich gedenke der freundlichen Aufnahme die mir dort zu Theil ward und bemerke jetzt erſt daß ich, mit Ausnahme der erſten Tage in

Yokohama und der Reiſen im Innern, ſeit ich San Francisko verließ in keinem Wirthshauſe geſchlafen habe.

In Europa ziehe ich das Hotel vor; aber hier iſt dies anders. Eure Freunde entdecken Eure Reiſepläne und verſtändigen hievon ihre Korreſpondenten in den anderen Häfen. Der Dampfer läuft ein. Eine Flottille von Sampanen, von kleinen Kähnen und Nachen aller Art umgeben ihn ſofort. Ein ſchmucker Gig nähert ſich; die Matroſen tragen Livree; am Steuer ſitzt, ſein Cherut im Munde, ein junger Elegant, weiß gekleidet vom Wirbel bis zur Zehe. Er ſtürzt an Bord, ſucht, errathet entführt Dich. Deine Boys und ſeine Boys ſorgen für das Gepäck. Nun biſt Du gelandet und in einem ſchönen durch die Veranda etwas verdunkelten Zimmer untergebracht. Das Bad iſt bereit, die Toilette alsbald gemacht, das Diner angeſagt. Im Salon erwartet Dich die Frau vom Hauſe in großer Toilette. Meiſt jung, oft hübſch, immer liebenswürdig, weil offenbar erfreut über den Beſuch. Jedermann iſt es; denn Deine Ankunft unterbricht die Monotonie, dieſe Geißel des kolonialen Daſeins. Ein friſch ausgeſchiffter Europäer der gekommen iſt um ſich zu unterhalten und nicht um Anderen Konkurrenz zu machen, dieſer ſeltene Vogel, iſt gewiß willkommen. Ich verweile nicht bei den materiellen, übrigens nicht zu unterſchätzenden Genüſſen dieſer ſchönen oft fürſtlichen Gaſtfreundſchaft. Ich hebe beſonders die geiſtigen Vortheile hervor. Du biſt mit Einem Male in den Familienkreis eingelaſſen und zugleich in eine neue Welt verſetzt. Jeder Tag iſt reich an neuen Eindrücken und Beobachtungen. Man rechne nur die Stunden nach die der Reiſende in unſeren Hotels allein zubringt und die, inſofern es ſich um Belehrung handelt, zu den verlorenen gehören. Hier vom Morgen zum Abende biſt Du nie allein, und Du hörſt von nichts ſprechen als von lo-

kalen Angelegenheiten die ſich auf China oder Japan beziehen und die Dich eben intereſſiren da Du um ihretwillen gekommen biſt. Während Dein Hauswirth auf ſeiner Kanzlei oder in ſeinem Kontor arbeitet, ſchwäzeſt Du mit ſeiner Frau oder gehſt mit ihr ſpazieren, oder Du ſpielſt mit ihren Kindern oder nimmſt bei der chineſiſchen Bonne im bitchen english Unterricht. Kurz Du hörſt nur vom Reiche der Mitte oder von dem der aufgehenden Sonne ſprechen. Zu jeder Stunde biſt Du dort.

Die Ueberfahrt gibt Zeit und Stimmung zu einem Rückblick auf das Geſehene. Wie ſteht es mit den beiden in den Treaty-Ports ſo viel beſprochenen großen Fragen: den Miſſionären und den künftigen Beziehungen Europa's zu China?

* * *

Unerachtet der Bemühungen der franzöſiſchen Regierung durch ihren Geſandten Herrn von Lagrenée ein Toleranzedikt zu Gunſten der Chriſten zu erlangen, blieb unſer Glaube im Reiche der Mitte auf das Strengſte verpönt. Die Miſſionäre welche das Evangelium predigten, die Eingeborenen welche die Taufe empfingen waren nach wie vor die Opfer periodiſcher Verfolgungen und ununterbrochener Plackereien. Ihr Schickſal, ihr Vermögen, ja ſelbſt ihr Leben lagen in den Händen des Mandarins. Das Beſte, das Wünſchenswertheſte für ſie war, daß er ihr Daſein vornehm ignorirte.

Die von China mit England und Frankreich geſchloſſenen Verträge von Tien-tſin und die nachträglichen Konventionen von Peking haben dieſe Zuſtände gründlich verändert.*)

*) Der engliſche Vertrag wurde zu Tien-tſin am 26. Juni 1858 unterzeichnet, die nachträgliche Konvention in Peking am 24. Oktobr 1860; der franzöſiſche Vertrag zu Tien-tſin am 27. Juni 1858, die nachträgliche Konvention zu Peking am 25. Oktober 1860. -

„Die christliche Religion," sagt der achte Artikel des englischen Vertrages, „so wie sie von den Protestanten und den römisch-katholischen Christen geübt wird, empfiehlt dem Menschen tugendhaft zu sein und Andere zu behandeln wie er selbst wünscht behandelt zu werden. Daher werden jene welche diese Religion lehren Anspruch auf den Schutz der chinesischen Behörden haben und nicht verfolgt oder (in ihrem Berufe) behindert werden können, sofern sie ihren eigenen Geschäften friedlich nachgehen und ihnen keine Uebertretung der Gesetze zur Last fällt."

Der viel eingehendere dreizehnte Artikel des französischen Vertrages lautet folgendermaßen:

„Da die christliche Religion zum Zwecke hat den Menschen tugendhaft zu machen, so werden die Angehörigen aller christlichen Glaubensgenossenschaften vollkommene Sicherheit genießen sowohl für ihre Personen, als für ihr Eigenthum und die freie Ausübung ihrer Religion; auch wird den sich friedfertig in das Innere begebenden, zu diesem Ende mit regelmäßigen Pässen versehenen Missionären wirksamer Schutz geleistet werden. Die Behörden des chinesischen Reiches werden Niemanden in dem Rechte behindern welches Jedermann in China besitzt, nämlich in dem Recht, die christliche Religion freiwillig anzunehmen und auszuüben ohne deshalb in Strafe zu verfallen."

Der sechste Artikel der Zusatz-Konvention von Peking fügt zu diesen Bestimmungen eine wichtige Klausel: „die religiösen Niederlassungen der Christen und ihre wohlthätigen Anstalten, welche zur Zeit der Verfolgungen unterdrückt und eingezogen wurden, sollen den ehemaligen Eigenthümern mit den Kirchhöfen und sonstigen dazu gehörigen Gebäuden zurückerstattet werden."

Die Gesammtzahl der katholischen Chinesen im ganzen Reiche wird, gewiß sehr willkürlich, auf eine halbe, auf eine, auf zwei Millionen veranschlagt. Die bedeutendsten christlichen Gemeinden befinden sich in den Provinzen Sze-chuen, Kiang-su, Ngan-hwei und Chi-li. Ungefähr fünfhundert europäische Missionäre, deren drei Viertheile Franzosen sind, und hundertsechszig bis zweihundert chinesische Priester üben die Seelsorge aus. Folgendermaßen sind sie über das Reich vertheilt.

Priester der Mission étrangère de Paris (sämmtlich Franzosen) in den Provinzen Kwang-tung und Kwang-si (in letzterer haben sie wegen der Feindseligkeit der Bevölkerung bisher noch nicht festen Fuß gefaßt); in Sze-chuen, Yünan und Kwei-chow; überdies in der Mandjurei und in Thibet. Aus Korea wurden sie vertrieben.

Die Dominikaner (Spanier) in Fuh-kien, Hunan und auf der Insel Formosa.

Die Priester der „Kongregation von der Mission genannt Lazaristen" (Franzosen) im Che-kiang, Nord-Chi-li (Peking), West-Chi-li und Kiang-si.

Die Jesuiten (Franzosen und einige Italiener) in Kiang-su, Süd-Chi-li und Ngan-hwei.

Die Franciskaner (Italiener) in Shan-si, Shen-su, Kang-su und Hu-peh.

Die Priester der römischen Propaganda Fidei (Italiener) in Honan, wo sie jedoch bisher, gleichfalls wegen der feindseligen Haltung des Volkes, nicht eindringen konnten; auf der Insel Hongkong und in dem zur Provinz Kwang-tung gehörigen Distrikte Se-non.

Die Priester der belgischen „Kongregation für die Missionen in China" (Belgier) in der Mongolei.

Die Schwestern vom heiligen Vincenz de Paula (Fran-

zösinnen) in Peking, Ning-po, Shanghai, Hang-chow (Che-kiang) und auf den Inseln Chusan.

Die Karmeliterinnen in Shanghai.

Die Hilfschwestern der armen Seelen im Fegefeuer (Französinnen) in Sü-kia-wei.

Die Schwestern des heiligen Paul von Chartres (Französinnen) in Kanton, seit dem Tien-tsiner Blutbade, in Hongkong.

Die Schwestern von Canossa (Italienerinnen) in Hongkong.

Die italienischen Schwestern in Hang-kow am Yang-tse-kiang.

In jeder Provinz gibt es ein General-Vikariat. Sze-chuen und Chi-li zählen deren drei. Je nach der Anzahl der Priester und der Christenheiten, ist jedes Vikariat in mehrere Distrikte getheilt.

Die in Rom residirende Propaganda Fidei bildet das Band zwischen den Missionen und dem heiligen Stuhl. Der General-Prokurator, gegenwärtig Pater Raimondi, der seinen Sitz in Hongkong hat, unterhält den Verkehr zwischen Rom und den apostolischen Vikariaten. Seine Briefe erreichen die entferntesten Bischofssitze binnen dritthalb Monaten.

Die chinesischen Priester gehören sämmtlich altchristlichen das heißt Familien an welche seit zwei- oder dreihundert Jahren katholisch sind. Neophyten werden nur in Folge einer, selten erbetenen, noch seltener gewährten, Dispens zur Priesterweihe zugelassen. Die eingeborenen Priester schildert man als gläubig, dem Studium ergeben, meist eifrig, aber ohne Thatkraft, schüchtern und unfähig eine „Christenheit" zu leiten. Sie lieben und suchen theologische Diskussionen; aber, mehr spitzfindig als tief, erheben sie sich in der Wissenschaft selten über eine gewisse Grenze. Die Ueberlegenheit der europäischen Missionäre fühlen sie, zuweilen nicht ohne einige Bitterkeit; aber sanft und mit

Klugheit behandelt, ſind ſie treffliche Gehilfen. Allgemein wird ihnen Sittenreinheit nachgerühmt. Die höheren Stellen der Hierarchie, wie Biſchofsſitze, blieben ihnen bisher verſchloſſen.

Die eingeborenen Kloſterfrauen ſind ſehr gute Weſen die ſehr wohlthätig wirken aber einer beſtändigen Leitung bedürfen.

Damit eine Miſſion gedeihe iſt es nöthig daß die ihr angehörigen Miſſionäre unter einander in häufigem und regelmäßigem Verkehre ſtehen. In vielen Provinzen iſt dies wegen der ungeheuren Entfernungen geradezu unmöglich. Aber bei Errichtung neuer Miſſionen wird darauf Bedacht genommen daß die Kirchſprengel an einander grenzen und die Prieſter ſich ein- oder zweimal im Monate ſehen können.

Die Katechumenen werden als die Pioniere des Chriſtenthums benutzt. Sie gehen von Dorf zu Dorf, erregen zuerſt Neugierde, dann Intereſſe, beantworten die an ſie geſtellten Fragen und laſſen zuweilen dauernde Spuren ihrer vorübergehenden Erſcheinung zurück. Ihnen folgen eingeborene Prieſter; ſie beginnen den Unterricht und ſuchen die gute Stimmung zu erhalten. Erſt wenn der Boden gehörig vorbereitet, begeben ſich die Miſſionäre an Ort und Stelle, vollenden die Belehrung, verleihen die Taufe und gründen eine „Chriſtenheit“. In Betreff des weiblichen Geſchlechtes liegen die Vorarbeiten den einheimiſchen Schweſtern ob. Sie gehen wie die Katechumenen zu Werke, verſammeln die Frauen und jungen Mädchen des Dorfes in dem Hauſe eines Freundes, erklären die Grundwahrheiten des Glaubens, erwecken den Wunſch der Bekehrung. Iſt ihre Sendung bis zu einem gewiſſen Grade gelungen, ſo erſcheinen die Miſſionäre, vervollſtändigen den Unterricht und ertheilen die Taufe. Die Neophyten ſind ſelten eifrige Katholiken, aber ſie bleiben treu ſo lange ſie in ihrer Gemeinde leben. Diejenigen welche viel reiſen, lange Zeit vom Hauſe abweſend ſind

oder ſich in heidniſchen Gegenden niederlaſſen, verlieren leicht den Glauben, fallen aber ſelten ausdrücklich von ihm ab. Die alten Chriſten hängen dagegen an ihrer Religion. In Sze-chuen, wo ſie ſehr zahlreich ſind, haben ſie das Gefühl ihrer Stärke und vertheidigen ſich tapfer, zuweilen mit gewaffneter Hand, gegen die Nachſtellungen der Literaten.

Jedermann kennt die Gefahren welchen das Apoſtolat in China ausgeſetzt iſt. Weniger bekannt iſt die elende ärmliche Lebensart der Miſſionäre und der Schweſtern. Furchtbar mäht der Tod in den Reihen dieſer muthigen Männer, dieſer opferwilligen Frauen. „Wir kamen," ſagte mir ein Miſſionär, „vor zehn Jahren aus Europa; mit den ſechs Schweſtern waren wir vierundzwanzig. Sie ſind alle todt bis auf vier, deren einer ich bin. Die Diplomaten und Konſuln ertragen den Aufenthalt in China ganz wohl. Die große Sterblichkeit unter uns kann alſo nicht dem Klima zur Laſt gelegt werden, ſondern unſerer Lebensart, der chineſiſchen Koſt, dem Mangel an ärztlicher Hilfe und den vielen Entbehrungen."

Während meiner Reiſen in China bildeten die Miſſionäre das allgemeine Tagesgeſpräch der Ausländer. Das Memorandum des Prinzen Kung*) und die Tien-tſiner Mordthaten hatten die Prieſter und Schweſtern auf die Tagesordnung geſetzt. Jedermann, die chineſiſche Regierung, die Miſſionäre ſelbſt, endlich die Vertreter der chriſtlichen Mächte gaben ihre Meinung über die „Miſſionsfrage" ab.

Hören wir ſie!

Zunächſt die Anſicht der Trade-Ports. Niemand hat ſie noch beſſer zuſammengefaßt als Herr Medhurſt in ſeinem be-

*) Es bildet eine Beilage des Rundſchreibens des Tſungli-Yamen vom 9. Februar 1871.

reits von mir citirten Buche.*) Herr Medhurſt iſt Engländer und Proteſtant.

„Es iſt jetzt Mode," ſagt er, „ſich über die proteſtantiſchen Miſſionäre zu beklagen und ſie zu ihrem Nachtheile mit den römiſch-katholiſchen Prieſtern zu vergleichen. Dies iſt eine Ungerechtigkeit. Ich werde keine ſolchen Parallelen ziehen, ſondern einfach die Wirkſamkeit beider Theile prüfen. ..... Die katholiſchen Miſſionäre, obgleich ſie im Vergleich mit den proteſtantiſchen Legion ſind, laſſen ſich wenig ſehen. Ihr Syſtem beſteht darin daß ſie, gleich nach ihrer Ankunft, ſo weit als möglich in das Innere dringen, jede Berührung mit den europäiſchen Kaufleuten vermeiden, ſich als Chineſen verkleiden und ihren Beruf im Dunkel und ohne Unterlaß in den verſchiedenen Stationen üben welche ihre Vorgänger und Brüder ſeit Jahren wenn nicht ſeit Jahrhunderten beſaßen. Ihre Aufopferung iſt merkwürdig, ihre Erfolge erſtaunlich, und ich gehöre zu jenen welche glauben daß ſie ſehr viel Gutes thaten und noch thun. Sie ſuchen durch die Erziehung Proſelyten zu machen, ein nothwendiger Weiſe langſames Verfahren, aber gerechtfertigt durch die zahlreichen und ſoliden Bekehrungen. In den Städten oder Dörfern wo ſich eine römiſche Miſſion befindet gibt es immer einen Kern chriſtlicher Familien in denen ſich der Glaube von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt hat, und oft war ich überraſcht durch die Ruhe und das ehrbare Weſen welche man in dieſen Gemeinden findet, beſonders wenn man ſie vergleicht mit der ſie umgebenden heidniſchen Bevölkerung, ſowie durch den Gehorſam und die Anhänglichkeit welche die Bekehrten für ihre geiſtlichen Väter, ſo nennen ſie die Prieſter, ſtets an den Tag legen."

*) The foreigner in far Cathay. Der Leſer wolle mir geneigteſt den Anachronismus nachſehen den ich begehe indem ich in ein im Jahre 1871 geſchriebenes Tagebuch Citationen aus einem 1872 erſchienenen Buche aufnehme.

Herr Medhurst mißbilligt die, oben gegebenen, Bestimmungen der französischen Verträge. Den katholischen Priestern, meint er, die bisher gewissermaßen im Verborgenen wirken mußten, sei in Folge dieser großen Zugeständnisse der Kamm geschwollen. Sie verlangen Rückstellung von Gütern welche vor langen Jahren und aus politischen Gründen eingezogen wurden; sie maßen sich eine Gerichtsbarkeit über die eingebornen Glaubensgenossen an und ermuthigen diese ihre Pflichten als chinesische Unterthanen nicht zu erfüllen.

Die Missionäre, die katholischen wie die protestantischen, begehen auch einen Fehler durch Erbauung prachtvoller Kirchen und hoher Thürme, wodurch gewisse chinesische Vorurtheile verletzt werden.

Endlich tadelt der Verfasser an den barmherzigen Schwestern daß sie durch Aufnahme von Kindern in ihre Waisenhäuser den Feinden der Ausländer willkommenen Stoff zu verleumderischen Gerüchten gewähren.

Andere Stimmen, weniger gemäßigt als Herr Medhurst, sprechen überhaupt den Missionen jede praktische Nützlichkeit ab. Doch auch sie, wie Jedermann, wie alle jene mit denen ich hierüber sprach, bestätigen die große Ueberlegenheit der katholischen über die protestantischen Missionäre. Die ersten katholischen Anstalten entstanden vor dreihundert Jahren. Der Unterricht und die Verbreitung des Glaubens wurden nie ganz eingestellt, und unter den zahlreichen über das ganze ungeheure Land zerstreuten Christenheiten gibt es einige sehr bedeutende. Die römischen Missionäre kennen China besser als irgend Jemand, und durch sie erhält man aus den entferntesten und unzugänglichsten Punkten des Reiches die besten und verläßlichsten Nachrichten.*)

*) Indem Herr Wade Lord Granville die Proklamation des Prinzen Kung über die Tien-tsiner Vorfälle einschickt, fügt er hinzu: „Wir werden

Alles dies gibt man gerne zu. Aber man fürchtet daß die Miſſionäre zu große Anſprüche erheben, dadurch die Mandarine in üble Stimmung verſetzen und ſo, mittelbar, dem Handelsverkehr Nachtheil zufügen.

Wozu, ſagt man, die Verkündigung des Evangeliums? Die Chineſen verſtehen es nicht. Sie ſind nicht reif für die Dogmen des Chriſtenthums. Man laſſe die Zeit wirken. Zuerſt werde civiliſirt und dann gepredigt und bekehrt! Schon fiel die große Mauer welche China umfing. Unſere Kanonen haben die erſte Breſche hineingeſchoſſen. Ein neues Element drang in das erſt noch verlaſſene, jetzt immer mehr und mehr ſich erſchließende Land. Dies neue Element ſind wir. Wir bringen den Chineſen unſere Ideen, wir geben ihnen das Beiſpiel der Sicherheit, der gut gepflaſterten gefegten erleuchteten Straßen, der Eiſenbahnen und des Telegraphen. Hiezu tritt der Einfluß der aus Amerika, Auſtralien und unſern Anſiedlungen in der Meerenge von Malacca zurückkehrenden Chineſen. Sie haben dort, bis zu einem gewiſſen Grade, den Geſchmack, die Ideen, die Gewohnheiten der Europäer angenommen. Das ſind die wahren Miſſionäre. Wenn die Chineſen hinlänglich aufgeklärt ſein werden um über ihren Aberglauben zu lachen, ſo werden ſie ſich vielleicht taufen laſſen. Wenn die katholiſchen Miſſionäre ſtatt zu predigen, die proteſtantiſchen ſtatt die Bibel zu verkaufen, kleine Flugſchriften mit Abhandlungen über nützliche Kenntniſſe, über Phyſik und Mechanik, illuſtrirte Zeitungen und dergleichen verbreiteten, ſo würden ſie weit kräftiger als durch ihr jetziges Verfahren zur Umwandlung dieſer Nation beitragen.

---

durch die römiſchen Miſſionäre erfahren, in welchem Maße die Proklamation verbreitet wurde." Blue Book. China No. 1. (1871) S. 222.

Wenn ich antworte: „Aber die Auswanderer kommen aus Kalifornien*), aus Auſtralien, aus Singapore als größere Fremdenhaſſer zurück als ſie bei ihrer Abreiſe nach jenen Ländern waren", ſo lächelt und ſchweigt man. Indeß, nicht Jedermann theilt dieſe Selbſttäuſchungen. „Ich habe immer gefunden", ſagt Herr Medhurſt**), „daß der Chineſe durch die Berührung mit den Fremden nicht beſſer wird. Die herrſchenden Klaſſen dulden uns, aber mit Freuden würden ſie den Tag begrüßen an dem ſie die letzte unſerer Faktoreien vernichtet, das letzte unſerer Schiffe von ihren Küſten verwieſen ſähen. Die Emigranten verfallen nach ihrer Rückkehr immer wieder, ihrem Inſtinkte folgend, in die alte Lebensweiſe und betrachten ihren Aufenthalt im Auslande als eine glücklich überſtandene Prüfung. Selbſt die Chineſen von Rang welche in neueſter Zeit Europa gewiſſermaßen in diplomatiſcher Miſſion beſuchten ſchienen durch das was ſie dort ſahen wenig berührt und verriethen nicht das geringſte Verlangen nach den Fortſchritten und Errungenſchaften der Civiliſation." Der Verfaſſer führt Chung-hou an, den dem Leſer bekannten Ober-Kommiſſar in Tien-tſin. Er war gegenwärtig bei ſeiner Einſchiffung an Bord eines prachtvollen Dampfers der franzöſiſchen Meſſagerie und beſuchte ihn ſpäter in London in einem großen Appartement des Grosvenor-Hotel. Bei beiden Anläſſen ſchien der chineſiſche Reiſende den Luxus der ihn umgab nicht zu bemerken. Eben ſo wenig hätte er ſich über die elende Unterkunft in einer Djonke oder in einer chineſiſchen Herberge gewundert. Herr Medhurſt meint daß dieſe Nation geiſtig unfähig iſt ſich von den ererbten Anſichten, Vorurtheilen und Gewohnheiten loszureißen.

*) Siehe I. Band, Seite 186–191.

**) The forigner in far Cathay S. 176.

Alſo: das Publikum in den „Häfen“ will daß ſich China civiliſire; es bezweifelt die Nützlichkeit der Miſſionen; es hat eine hohe Meinung von den perſönlichen Eigenſchaften der katholiſchen Miſſionäre, aber es betrachtet ſie als eine Quelle der Verlegenheit. Die Kloſterfrauen werden, wie dies auch Herr Medhurſt that, wegen ihrer angeblichen Unvorſichtigkeit getadelt und wegen ihrer übrigen Eigenſchaften und ihres Lebenswandels bewundert. Dies iſt in China, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Generalbilanz der katholiſchen Miſſionäre in den Faktoreien.

Die proteſtantiſchen Miſſionäre ſind nicht beliebter als die katholiſchen, vielleicht noch viel weniger. Man beſchuldigt ſie ſich an Handelsunternehmungen zu betheiligen, zu viel an das zeitliche Wohl ihrer Familien und die irdiſchen Güter dieſer Welt zu denken und die Konſulate durch unabläſſige Reklamationen zu beläſtigen. Als Beiſpiel führt man an daß ſie im verfloſſenen Jahre nicht nur für die Verwüſtung ihrer Kapellen in Tien-tſin, ſondern auch für den lucrum cessans ihres durch die Unruhen beeinträchtigten Bibelverkaufes Entſchädigung beanſpruchten.

Herr Medhurſt der weniger als die meiſten Reſidenten gegen ſie eingenommen iſt ſagt von ihnen: „Die proteſtantiſchen Miſſionäre ſind faſt alle verheirathet, laſſen ſich in den offenen Häfen nieder, bauen ſich in der Konceſſion oder in der Nähe derſelben Häuſer im europäiſchen Style und leben mehr oder weniger im Umgange mit den Fremden. Obgleich ſie ihre Enthaltung von Handelsgeſchäften nachzuweiſen ſuchen, ſo ſind die Eingeborenen doch überzeugt daß ſie Handel treiben. Ich habe geſagt daß ſie verheirathet ſind. Gewiß, meine Abſicht iſt nicht mich gegen den Eheſtand auszuſprechen oder das Cölibat anzupreiſen, um ſo weniger als ich mehr als ein Ehepaar kenne

welches gemeinsam viel Gutes wirkt. Demungeachtet glaube ich daß in China unverheirathete Männer und Frauen sich vorzugsweise für den Missionsberuf eignen. Sie können ihre ganze Zeit dem Apostolate widmen, mit größerer Leichtigkeit den Umgang mit den Europäern meiden und ihren Wohnsitz unter den Eingebornen nehmen. Auch werden sie sich bei diesen eher in Gunst und Ansehen setzen weil der Chinese die Ehelosigkeit als ein Hauptelement der Selbstaufopferung betrachtet."

Der Verfasser zollt übrigens den Organen der verschiedenen Bibelgesellschaften volle Anerkennung. Ich habe nur wenige Männer dieses Standes begegnet, und die ich sah erfreuten sich eines guten Rufes und schienen ihn zu verdienen. Die Zahl der Bekehrungen zum Protestantismus ist verschwindend klein, aber wenn die englischen, amerikanischen und deutschen Missionäre wenig Schafe in die Hürde führen, so haben sie, jedenfalls, in den letzten vierzig Jahren für Verbreitung der Kenntniß von China in Europa Bedeutendes geleistet.

Ich habe in Vorstehendem die in den Faktoreien herrschenden Ansichten über die Missionen sämmtlicher Glaubensbekenntnisse, der Wahrheit getreu, jedenfalls nach bestem Wissen und Gewissen, zusammengestellt. Die Kaufleute kommen um reich zu werden, die Priester und Schwestern um die Seelen zu retten. Die Standpunkte sind verschieden, die Auffassungsweise desgleichen. Man lebt in verschiedenen Welten. Man versteht sich also nicht. Wen könnte dies Wunder nehmen?

Nun gehe ich zu den Beschwerden der chinesischen Regierung über. In seinem berühmten Memorandum hat sie Prinz Kung zusammengestellt.*)

*) Wie bereits bemerkt, vom 9. Februar 1871. Schon zwei Jahre vorher, am 26. Juni 1869, hatte er an Sir R. Alcock, damals brittischer Gesandter in Peking, über denselben Gegenstand eine Note gerichtet.

Die Vertragsbestimmungen über den Handelsverkehr geben, heißt es daselbst, ziemlich gute Resultate. Dagegen haben die die Missionäre betreffenden Klauseln ihren Zweck verfehlt, ja sogar die guten Beziehungen mit den Ausländern gefährdet.

Die Missionäre taufen Gute und Böse, sogar Rebellen. Sie unterstützen die unbegründeten Anforderungen schlechter Menschen. Daher die Unpopularität der katholischen Religion. Die Nation unterscheidet nicht zwischen Katholiken und Protestanten, noch zwischen Fremden und Fremden. Umsonst versuchte die Regierung das Publikum aufzuklären. China ist ein großes Reich!

Schon vor den Tien-tsiner Ereignissen habe die steigende Erbitterung gegen die Verbreitung des Christenthums die Aufmerksamkeit der Regierung erregt. In Folge dieser Ereignisse seien Mandarine in das Elend geschickt, mehrere Uebelthäter hingerichtet, Entschädigungen gezahlt worden. Wenn aber solche Ausbrüche des Volksunwillens sich erneuern sollten, so würde die Anwendung von Gewaltmaßregeln gegen dieselben immer schwieriger werden.

Bisher haben die Ober-Beamten, die chinesischen sowohl als die fremden, zu Palliativmitteln ihre Zuflucht genommen, was ein Fehler war. Die Fremden verlangen und China gewährt Maßregeln zur Beseitigung der Schwierigkeiten des Augenblickes. Die Anforderungen der Fremden sind oft unzulässig und scheinen darauf angelegt China in eine falsche Lage zu versetzen. Die chinesische Regierung wünscht daß die Missionäre sich den in andern Ländern bestehenden Vorschriften zu unterwerfen haben; daß sie die Landesgesetze beobachten, und daß ihnen untersagt werde sich Vorrechte anzumaßen die ihnen nicht gebühren, Aergerniß zu geben und (eine Anspielung auf die Waisenhäuser) ihre Handlungen in Geheimniß zu hül-

len. In jeder Beziehung ſollte ihr Benehmen den von ihnen geprebigten Grundſätzen entſprechen. Dies ſei aber nicht der Fall. Im Gegentheile, ſie bedrücken die Nicht-Chriſten und erbittern das Volk durch ihre Läſterungen des Konfucius. Sie veranlaſſen die Chriſten ſich ihren Unterthanspflichten zu entziehen und die Steuern zu verweigern; ſie vertreten vor Gericht die Sache der Widerſpenſtigen, löſen Eheverſprechen, miſchen ſich in Familienangelegenheiten und ſtiften, aus eigennützigen Beweggründen, Unfrieden. Sie beläſtigen die Behörden durch ihre oft übertriebenen Forderungen und entblöden ſich nicht die Chriſten dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Einige bedienen ſich ſogar in ihren Korreſpondenzen eines Siegels und legen ſich Titel bei die ihnen nicht gebühren. Endlich mißbrauchen ſie den Artikel VI der franzöſiſchen Konvention um die Rückgabe ehemaliger Kirchengüter zu verlangen, ohne alle Rückſicht auf die Stimmung des Publikums und auf den heut zu Tage bedeutend höhern Werth der reklamirten Grundſtücke. Sie bilden einen Staat im Staat. Ermuthigt durch die ſtrenge Beſtrafung der ſchuldigen Tien-tſiner, glauben ſie ſich Alles erlaubt. Die Folge kann ein Volksaufſtand ſein welchen die Regierung ſchwerlich zu bemeiſtern vermögen wird. Groß wäre die Verantwortlichkeit der Mächte wenn ſie ſich weigerten, gemeinſam mit China, für ähnliche Fälle die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Daher ſchlägt der Miniſterrath vor:

Die gänzliche Aufhebung der Orphelinate; wenn dies nicht zugegeben würde, Ausſchluß der nichtchriſtlichen Kinder; jedenfalls Abfaſſung von Liſten auf welchen die Kinder verzeichnet wären; ungehinderte Zulaſſung der ſie beſuchenden Verwandten und Freunde. Das jetzt beobachtete Geheimniß errege Verdacht. Das Volk glaube nun einmal daß den Kindern

das Herz und die Augen ausgeriſſen würden. Uebrigens gebe es in China Waiſenhäuſer im Ueberfluß und daher keinen Grund für den Beſtand chriſtlicher Orphelinate.

Den Weibern ſolle unterſagt werden dieſelben Kapellen wie Männer zu beſuchen, ebenſo Miſſionärinnen zu ſein.

Chriſten welche als ſchlechte Subjekte bekannt ſind ſollen aus der Gemeinde ausgeſtoßen werden. Auch werden periodiſch revidirte Liſten verlangt auf welchen die Namen der Glieder einer jeden Chriſtenheit verzeichnet ſeien, ſowie neue Paßvorſchriften in Betreff der Miſſionäre.

Alſo: die im Innern lebenden Miſſionäre werden beſchuldigt ſich eine halb amtliche, der der Provinzialmandarine ähnliche Stellung anzumaßen; die Amtsbefugniſſe der letzteren in Betreff der eingeborenen Chriſten in Frage zu ſtellen; dieſe der Landes Gerichtsbarkeit zu entziehen und, in Folge deſſen, Leute von böſem Lebenswandel anzulocken; Kinder für die Orphelinate zu werben und zwar mit Anwendung verbotener Mittel und gegen den Willen der Eltern. Dieſe Anklage richtet ſich indirekt auch gegen die Geſandtſchaft und die Konſulate Frankreichs indem ſie ſie verdächtigt den überſpannten Anforderungen der katholiſchen Prieſter insgeheim Vorſchub zu leiſten.

Die Miſſionäre, ihrerſeits, leugnen weder die Popularität deren ſie in den Chriſtenheiten genießen noch das Anſehen in welchem ſie bei ihnen ſtehen. Die Mandarine, ſagen ſie, ſind nicht zahlreich. Es gibt Diſtrikte von einer bis zwei Millionen Einwohnern die von zwei oder drei Mandarinen verwaltet werden. Dieſe wiſſen ſelten und kümmern ſich wenig um das was im Schooße der von ihnen regierten Bevölkerung vorgeht. Perſönlich ſind ſie dem Chriſtenthum nicht immer feind; einige widerſetzen ſich der Verbreitung deſſelben in keiner Weiſe. Sie üben die Gerichtspflege gut oder ſchlecht und treiben die Steuern

ein. Es gibt gute und böſe Mandarine, aber den einen wie den andern geht der Unterthan ſorgfältig aus dem Wege. Der Gouverneur der Provinz, der Taotai des Diſtriktes, der Chih-fu ſind Perſönlichkeiten deren bloßes Erſcheinen das Blut in den Adern gerinnen macht. Die Dörfer haben eine ſehr freiſinnige Gemeindeverfaſſung. Sie verwalten ſich in vielfacher Beziehung ſelbſt. Wo das Chriſtenthum Wurzel ſchlägt, gewinnen die Miſſionäre, ohne ihr Zuthun, großen Einfluß. Denn obgleich autonom, will der Chineſe geleitet ſein; er liebt eine Behörde über ſich zu ſehen weil er fühlt daß er ihrer bedarf, und er zieht als ſolche den Miſſionär der ihm Gutes erweiſt dem Mandarin vor welcher mit dem Henker in ſeinem Gefolge erſcheint und nur zu dem Zwecke ſo viel Geld als möglich zu erpreſſen.

Die Miſſionäre ſtellen in Abrede daß ſie je chineſiſche Unterthanen zur Widerſetzlichkeit gegen die Geſetze ermuntern, geſtehen aber daß ſie ſie auffordern ſich von den heidniſchen Ceremonien fernezuhalten und zu den Koſten derſelben nicht beizuſteuern.

Sie leugnen nicht die Chriſten, welche um ihres Glaubens willen zu leiden haben, vor Gericht zu vertheidigen und ſie erklären die Aufnahme in den Schoos der Kirche Niemandem verweigern zu können deſſen Bekehrung aufrichtig iſt oder ſcheint, ſelbſt wenn ſolche Leute in den Augen des Mandarin üble Subjekte ſeien, denn der Zweck der Religion ſei ja die Rettung der Seelen und, daher, die vorhergehende Beſſerung der Böſen.

Nachdem der franzöſiſche Vertrag mit China die Rückgabe des ehemaligen Kirchengutes feſtgeſtellt habe, üben die Miſſionäre nur ein Recht indem ſie vorkommenden Falles die Dazwiſchenkunft der Konſulate oder des Geſandten Frankreichs in Anſpruch nehmen. Wenn der Geſandte ihre Reklamation für unbegründet oder unzeitgemäß hält, ſo laſſen ſie die Forderung

fallen oder verſchieben ſie. Könne irgend Jemand ſie der Zudringlichkeit beſchuldigen, was ſie nicht zugeben, ſo wären dies jedenfalls die franzöſiſchen Behörden und nicht die chineſiſchen.

Der Gebrauch von Siegeln, die Annahme von Titeln iſt Sache des Herkommens, der Uebung und, für die Miſſionäre, des Taktes und der Unterwerfung unter den Ausſpruch ihrer Obern. Der Miſſionär muß vor Allem das Beiſpiel der Demuth geben; aber die Apoſtoliſchen Vikare ſind Biſchöfe, Kirchenfürſten; durch den Gebrauch ihres Siegels begehen ſie keinen Eingriff in die Gerichtsbarkeit der Mandarine. In China iſt das Siegel das einzige Symbol der höheren Amtsgewalt. Das Siegel des Apoſtoliſchen Vikars beſtätigt, in den Augen der einheimiſchen Chriſten, ſeine Eigenſchaft als geiſtlicher Hirte und Biſchof. Auch vor Abſchluß der Traktate haben die General-Vikare ſich fortwährend ihres Siegels bedient. Uebrigens geben dieſe ſogenannten Etiquettenfragen, wie dies dem Tſungliyamen wohlbekannt ſein muß, nur äußerſt ſelten zu Reibungen Anlaß.

Jedermann weiß wie in den Orphelinaten vorgegangen wird. Nie haben die Prieſter oder die Kloſterfrauen Kinder gekauft. Kaum iſt ein Aſyl irgendwo errichtet, ſo ſtrömen die Kinder herbei. Sie werden von ihren Eltern oder von chriſtlichen oder heidniſchen Reiſenden gebracht, denen ſie die Eltern zu dieſem Ende anvertraut haben. Kinder männlichen Geſchlechtes werden nur ausgeſetzt wenn die Armuth des Vaters es ihm ſchlechterdings unmöglich macht ſie zu ernähren. Mädchen gelten für eine Laſt und werden, kaum geboren, auf die Gaſſe oder in einen Fluß geworfen, oder auch lebendig begraben. Sogar wohlhabende Leute entledigen ſich ihrer Töchter in dieſer Art. Iſt aber ein Orphelinat in der Nähe, ſo überwiegt die Stimme der Natur; die Eltern tragen ihre Kinder zum Miſſionär. Die

Sterblichkeit der kleinen Knaben ist sehr groß weil die Eltern sich nur wenn durch die äußerste Noth gezwungen von ihnen trennen, also erst nachdem die Kinder bereits während einiger Zeit gehungert haben. Im Waisenhause aufgenommen, gedeihen sie scheinbar, aber nach Verlauf einiger Monate tritt plötzlich Abnahme der Kräfte ein; die meisten erliegen. Die Sterblichkeit der kleinen Mädchen ist, obgleich nur zu groß, doch viel geringer als die der Knaben, weil sie unmittelbar nach ihrer Geburt oder sehr bald darauf in die Hände der Schwestern gelangen. Sie haben nicht Zeit gehabt den Keim der Krankheiten die der Hunger erzeugt in sich aufzunehmen. Wenn viele dieser Mädchen sterben, so wachsen doch andere zu kräftigen gesunden Personen heran. Alle diese verlassenen kleinen Wesen wären ohne die Dazwischenkunft der Missionäre und der Schwestern eine Beute des Todes geworden. In den Vertragshäfen beschuldigt man die Klosterfrauen der Unvorsichtigkeit. Man sagt ihnen: Die Anzahl der von Euch geretteten Kinder ist zu gering um als Ersatz für das Uebel zu gelten was Ihr Euch selbst und, mittelbar, uns allen zufügt, indem Ihr zu Argwohn gegen die Europäer Anlaß gebt. Auf diesen Vorwurf antworten wir, Missionäre und Schwestern, vor Allem daß wir die Thatsache bestreiten. Ueberall werden die Schwestern vom Volke geliebt und geehrt. Zum Beispiel, in Ning-po grüßen sie die Einheimischen auf der Straße, und die armen Schiffsknechte bei der Fähre nehmen von ihnen kein Geld an.*) Zahllose Beispiele dieser Art könnten wir anführen. Erst in der neuesten Zeit ist es den Literaten gelungen das Volk gegen uns aufzureizen. Dann, vergeßt Eines nicht: wir sind Mis-

*) Diese Thatsache wurde mir durch einen Protestanten, einen englischen Residenten in Ning-po, bestätigt.

ſionäre; wir wollen nicht nur das Leben, wir wollen auch die Seelen dieſer Kinder retten. Sobald wir ſie in Empfang genommen, werden ſie, vorausgeſetzt daß ſie das Alter der Vernunft noch nicht erreicht haben, getauft. Sind ſie über ſieben Jahre alt, ſo werden ſie zuerſt im Glauben unterrichtet und dann getauft. Ihr lächelt? Wir begreifen das. Ein jeder hat ſeinen Geſichtspunkt. Ein jeder erfüllt ſeine Pflicht in ſeiner Weiſe, und ſo lange hieraus für Andere nicht entſchiedener Nachtheil erwächſt haben die Anderen nicht das Recht über ihn zu klagen. Ihr beruft Euch auf Tien-tſin. Wir beſtreiten daß die Sterblichkeit in unſerem Orphelinate die Veranlaſſung zum Blutbade gab. Sie gab den Vorwand, ſie ward eine Waffe in den Händen derer welche die Blutthat erſonnen, vorbereitet, geleitet haben; und der Zweck dieſer Menſchen war und iſt nicht allein die Vertilgung der Miſſionäre, ſondern die Vertreibung oder Vernichtung aller Ausländer.

Die Klagen des Tſungli-yamen ſind nicht aufrichtig. Sie werden vorgebracht um uns des vertragsmäßigen Rechtes der Exterritorialität zu berauben; um uns den Landesgeſetzen, das heißt dem Bambusrohr und der Folter zu unterwerfen, um, ſo weit es ſich um uns Geiſtliche handelt, auf den Zuſtand wie er vor dem Kriege und vor den Verträgen war zurückzukommen, und zwar mit Wiſſen und Zuſtimmung der Mächte mit welchen jene Verträge geſchloſſen wurden.

Dies ſind die weſentlichſten von den Miſſionären zu ihren Gunſten vorgebrachten Beweisgründe. Mehrere derſelben wurden von dem brittiſchen und amerikaniſchen Miniſter in ihre Antwort auf die Rundſchrift des Tſungli-yamen aufgenommen. Die beiden Noten ſind bekannt, denn ſie befinden ſich unter den dem engliſchen Parlament mitgetheilten Papieren. Die in Paris

redigirte Note des französischen Geschäftsträgers*) verwirft das Ansinnen der chinesischen Regierung in einer drohenden Sprache.

Ich übergehe hier die Argumentation der englischen und amerikanischen Noten. Einige Theile derselben verdienen jedoch hervorgehoben zu werden.

Herr Wade benutzte die Gelegenheit um die Ausarbeitung eines internationalen Gesetzbuches für „gemischte" Fälle, sowie von Seite China's die Errichtung stehender Gesandtschaften in Europa anzurathen.

Herr Low deutet darauf hin daß fast alle Klagen der chinesischen Regierung Priester und Christen betreffen welche in den fernen Provinzen Sze-chuen und Kwei-chow leben, wo es weder Konsuln noch fremde Kaufleute gibt, und es daher an unparteiischen Zeugen fehle. Darum sollten dort Konsulate errichtet und jene fernen Gegenden dem auswärtigen Handel eröffnet werden. Letzterer Gedanke fand bei Lord Granville Anklang.

Das wahre Interesse dieses diplomatischen Schriftwechsels liegt in den Berichten der Herren Wade und Low an ihre eigenen Regierungen.

„Das chinesische Memorandum", schreibt Herr Wade an Lord Granville, „ist schlecht gemacht. Es enthält neben leicht zu widerlegenden Behauptungen unhaltbare Anklagen. Aber in ihrem Zusammenhange betrachtet, und verglichen mit dem was ich hier in den letzten acht Jahren in langen Unterredungen erfahren habe, bestätigt diese Staatsschrift meine Ueberzeugung daß es nur zwei Mittel gibt die Missionäre gegen die Feindschaft der Literaten zu schützen. Entweder die Mächte müssen die Ansprüche der Missionäre mit gewaffneter Hand bis auf das

*) Datirt Peking 14. November 1871.

Aeußerſte (out and out) verfechten, oder ſie müſſen dieſen Anſprüchen gewiſſe Schranken ziehen. Dieſe Beſchränkungen ſollten einerſeits den Miſſionären alle Freiheit laſſen welche ſie wünſchen können wenn ſie nichts Anderes im Sinne haben als die Verbreitung des Chriſtenthums; andererſeits aber ſollten dieſe Beſchränkungen die chineſiſche Regierung in den Stand ſetzen der konſervativen, durch die Prätenſionen der Miſſionäre beleidigten, Partei die Verſicherung zu ertheilen daß dieſe Prätenſionen von den Mächten nicht zugeſtanden noch gebilligt werden . . ."

Mit anderen Worten, klar und einfach geſagt: England wird das Dilemma geſtellt entweder für die Miſſionäre das Schwert zu ziehen, dem chineſiſchen Reiche den Krieg zu erklären, oder die Miſſionäre in eine Lage zu verſetzen welche der konſervativen Partei in China, den Feinden der Fremden, insbeſondere der Chriſten und vor Allem der Katholiken, fernerhin keinen Anſtoß gebe. Arme Miſſionäre!

„Es iſt nur billig," fährt Herr Wade fort, „beizufügen daß, wie die römiſchen Miſſionäre ſelbſt mit Einſtimmigkeit bezeugen, die Regierung ihr Möglichſtes thut um Reibungen mit den Chriſten zu verhindern Drei Viertheile der katholiſchen Miſſionäre, deren Geſammtzahl vier- bis fünfhundert ſein dürfte, ſind Franzoſen; und die nichtchriſtlichen Chineſen nennen die römiſch-katholiſche Religion die franzöſiſche oder die Religion des Herrn des Himmels.

„Sehr oft hörte ich hier Befürchtungen äußern über den vorwiegenden Einfluß des „romaniſtiſchen"*) Elementes. Die

*) Herr Wade bedient ſich fortwährend der Worte Romanismus und romaniſtiſch, Ausdrücke welche die engliſchen Miſſionäre anzuwenden pflegen, die aber dem diplomatiſchen Style gänzlich fremd ſind.

Beſorgniß daß die Romaniſten ihre Reihen durch Aufnahme der Feinde der Regierung anſchwellen, und daß letztere am Ende die wohlgeſinnten Unterthanen des Kaiſers an Zahl übertreffen, oder daß die chriſtlichen Gemeinden ſich Frankreich gänzlich in die Arme werfen würden, dieſe Beſorgniß, obgleich ſie nicht eingeſtanden wird, gab offenbar den Anlaß zur Erlaſſung des Memorandums."

Herr Low, Geſandter der Vereinigten Staaten, ſchreibt an Herrn Fiſh:

„Ich glaube nicht daß alle gegen die katholiſchen Miſſionäre vorgebrachten Klagen wahr ſind; einige dürften jedoch nicht aller Begründung entbehren. Und, obgleich ich mir von den Schwierigkeiten und Gefahren vollkommen Rechenſchaft gebe, ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen (candour compels me) daß meiner Anſicht nach die Abhilfe außerhalb dem Wirkungskreiſe und den Mitteln der Diplomatie zu liegen ſcheint. Die Anforderungen einer geſunden Politik, die religiöſen und moraliſchen Gefühle chriſtlicher Nationen geſtatten nicht daß man (zu den früheren Zuſtänden) zurückkehre, welche Vortheile auch hieraus für die Induſtrie und den Handel erwachſen könnten. Auch Rückſichten der Menſchlichkeit erheiſchen daß das Recht nach den Geſetzen ihres Landes regiert und, vorkommenden Falles, gerichtet zu werden, allen Fremden ohne Ausnahme zugeſichert bleibe. Andererſeits müſſen die Regierungen darüber wachen daß ihre Beamten, Agenten und Unterthanen ſich keine Eingriffe in die Rechte der Chineſen erlauben, und daß Jedermann die Beſtimmungen der Verträge befolge ... Daß eine gänzliche Enthaltung von jedweder Einmiſchung zu Gunſten der eingeborenen Chriſten zu Verfolgungen letzterer benutzt würde, iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich. Vielleicht würde dies aber der Sache der Miſſionäre am Ende eher Vorſchub leiſten. (?) ...

Gibt es überhaupt ein Mittel, ſo iſt Frankreich allein berufen es anzuwenden und, in ſeinem Intereſſe ſowie im Intereſſe ſämmtlicher auswärtiger Reſidenten, den Chineſen jede Urſache zu Klagen zu benehmen."

Aus dem Geſagten folgt daß Herr Wade und Herr Low ſich in der Ueberzeugung begegnen die Diplomatie ſei außer Stande die ſogenannte „Miſſionsfrage" endgültig zu löſen. Aber von dieſem gemeinſamen Standpunkte ausgehend, gelangen ſie zu entgegengeſetzten Schlüſſen. Der engliſche Geſandte inſinuirt daß die Miſſionäre ihrem Schickſale zu überlaſſen ſeien. Dieſer Rath iſt ihm nicht nothwendiger Weiſe durch ein feindſeliges Gefühl, durch einen Mangel an Sympathie für die Verbreitung des Chriſtenthums eingegeben. Ich bin, meines Theils, weit entfernt ihm einen ſolche Seelenſtimmung zuzumuthen. Es gibt eifrige Katholiken welche dieſe Anſicht des Herrn Wade theilen und die Aufhebung des Protektorats verlangen. Ich werde dieſe Theorie ſogleich prüfen. Herr Low verlangt, im Gegentheil, mit bemerkenswerther Unbefangenheit, für die Prieſter die Aufrechterhaltung der Rechte und Privilegien welche die Verträge einem jeden in China lebenden Ausländer zuſichern.

In Europa gab das chineſiſche Memorandum zwiſchen den Regierungen der Großmächte zu einem unfruchtbaren Ideenaustauſch Anlaß.*) Das franzöſiſche Kabinet ſchlug die Beantwortung mittelſt einer Kollektivnote vor. Die engliſche Regierung lehnte dies Anſinnen ab wegen der Verſchiedenheit, ſagte ſie, welche in Beziehung auf katholiſche und proteſtantiſche Miſſionäre zwiſchen den Verträgen der beiden Mächte beſtehe. Die Repräſentanten antworteten alſo in abgeſonderten Noten,

* Juni und Juli 1871.

aber alle wiesen die chinesischen Ansinnen zurück. Vor der Hand hatte es dabei sein Bewenden.*)

Die Tragödie von Tien-tsin und das über Frankreich hereingebrochene Unglück stellten das französische Schutzrecht über die Missionäre und einheimischen Christen in Frage. Stimmen erhoben sich welche eine Neugestaltung des Protektorates beantragten. Auf den ersten Blick hin empfahl sich der Vorschlag durch seine Einfachheit. Die katholischen Missionäre, sagte man, sind Ausländer wie alle anderen in China lebenden Fremden, gerade so wie die in den „Häfen" ansässigen Kaufleute. Diese Priester sollten daher fortan, wie letztere, durch den Gesandten und die Konsuln ihrer Nation beschützt werden: die französischen Geistlichen durch die französischen Agenten, die spanischen Dominikaner durch die spanischen; die italienischen Franziskaner und Priester der römischen Propaganda durch den Minister und die Konsuln des Königs von Italien. Oder, wenn der heilige Stuhl nicht zustimmte, könnte man nicht die katholischen und protestantischen Missionäre unter das Kollektivprotektorat der in Peking vertretenen Mächte stellen? Die Minister Rußlands, Englands, Deutschlands und Italiens, endlich der Vertreter des katholischen Frankreichs würden einen Rath bilden der über alle auf die Missionen bezügliche Angelegenheiten in letzter Instanz zu entscheiden hätte.

Dieser Vorschlag wurde in Peking von den Gesandtschaften ernsthaft (!) berathen und von den chinesischen Ministern sehr günstig aufgenommen. Anders beurtheilten ihn die Missionäre. Alle, Franzosen, Spanier, Italiener, Belgier, wiesen ihn ein-

*) Im November 1871 wurde der Zwischenfall als beseitigt betrachtet. „Wir haben Euch, sagte Prinz Kung zu den Gesandten, Vorschläge gemacht. Ihr nehmt sie nicht an? Gut. Sprechen wir nicht weiter davon."

ſtimmig zurück und verlangten die Fortdauer des franzöſiſchen Protektorates.

Ein anderer Antrag war auf Abſchaffung jedweden Protektorates gerichtet. Der ſo blühende Zuſtand der chineſiſchen Kirche zur Zeit der großen Kaiſer der gegenwärtigen Dynaſtie empfehle die Rückkehr zu den damaligen Zuſtänden. Das Protektorat habe viele Nachtheile. Zunächſt, und dies ſei nicht der geringſte, die Einmiſchung derer welche es im Namen Frankreichs ausüben in rein geiſtliche Angelegenheiten. Der Geſandte in Peking, die Konſuln in den „Häfen" ſind verpflichtet die Intereſſen der Kirche zu wahren, bis zu einem gewiſſen Grade für die Sicherheit der Miſſionäre zu ſorgen, die Reklamationen der letzteren, wenn ſie ihnen billig ſcheinen, zu unterſtützen. Wie können ſie dieſen Anforderungen genügen wenn ſie in Unwiſſenheit erhalten werden über die Wirkſamkeit, das Thun und Laſſen der Miſſionäre; wenn letztere, in Fragen wo geiſtliche und weltliche Intereſſen ſich berühren oder in kritiſchen Zeiten, den Rathſchlägen der Vertreter der Schutzmacht kein Gehör ſchenken wollen? In der Theorie iſt dieſer Anſpruch logiſch vollkommen gerechtfertigt. In der praktiſchen Anwendung führt er zu großen Uebelſtänden, zu unlösbaren Schwierigkeiten, zu Reibungen zwiſchen beiden Theilen die, wenn ſie bekannt werden, ein öffentliches Aergerniß, zuweilen eine wirkliche Gefahr ſind. Man erinnere ſich nur an die Vorgänge in Tien-tſin: ein Konſul der ſich fortwährend in die Miſſionsgeſchäfte einmiſcht; der Alles, ſogar das Waiſenhaus der Schweſtern überwachen, regeln und leiten will; der den Prieſtern die Thüre weiſt weil ſie wagen ihm Vorſtellungen zu machen; oder, aus Widerſpruchsgeiſt, ſich über den Ernſt der Lage täuſcht gerade weil die Patres ſie für gefahrvoll halten. In dem alten großen China beſchützten ſich die Jeſuiten ſelbſt, oder vielmehr

ſie wußten den einzigen wirkſamen Schutz zu erwerben: den der Kaiſer. Allerdings kamen auch für ſie böſe Zeiten: die Zeiten der Verfolgungen. Dies iſt aber das Loos auf das Miſſionäre gefaßt ſein müſſen, vor dem ſie nicht zurückſchrecken, denn in Zeiten der Verfolgung erwerben ſie die Krone des Martyrthums. Uebrigens was hat ihnen der franzöſiſche Schutz in Tien-tſin gefrommt?

Dieſe Beweisführung, die ich übrigens keinen Miſſionär aber mehrere Laien vorbringen hörte, bedarf kaum einer Widerlegung. Das heutige China iſt nicht das China des Kaiſers Kang-hi. Die Ankunft und Niederlaſſung der Europäer in den Häfen und der Geſandtſchaften in Peking hat die Lage gründlich geändert. Die alten Jeſuiten konnten die Gunſt des Hofes erwerben und durch zwei Jahrhunderte bewahren, weil ihnen Niemand politiſche Hintergedanken zumuthete. Heute gilt jeder katholiſche Miſſionär für einen franzöſiſchen Agenten und iſt als ſolcher ein verdächtiger Menſch. Die chineſiſchen Miniſter kümmern ſich wenig um die Lehrſätze welche die Prieſter in den Schulen und Orphelinaten vortragen. Die Anweſenheit der Miſſionäre im Innern, ihre Geringſchätzung des Konfucius, die Einführung fremdländiſcher Riten mißfällt ihnen und erregt den Unwillen der höheren Stände. Hiezu tritt die auffallende Zunahme der Bekehrungen. Daß ſeit 1860 die Zahl der katholiſchen Chriſten in China ſich namhaft vermehrt habe, wird mir von allen Seiten beſtätigt. Daher der ſteigende Haß, die ſteigende Angſt der Literaten und, für die chineſiſche Regierung, die Nothwendigkeit beſchränkende Maßregeln, wirklich oder wenigſtens ſcheinbar, zu ergreifen.

„Den Miſſionären", ſagten mir aufgeklärte Mitglieder des Apoſtolats in China, „jeden diplomatiſchen Schutz entziehen, hieße ſie der Vortheile des franzöſiſchen Traktates berauben, ſie

in Acht erklären, der Gehässigkeit, den Verfolgungen der Mandarine preisgeben; es hieße den Bestand der christlichen Gemeinden im äußersten Grade gefährden. Gewiß, Reibungen können stattfinden zwischen den Schützern und Beschützten. Keinem Gesetzgeber gelang es noch die Grenzlinie zu ziehen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht; und nie wird dies gelingen, denn die Trennung von Kirche und Staat ist entweder ein leeres Wort, oder der Bruch, ein feindseliges Verhältniß zwischen Staat und Kirche, in letzter Folge, die Auflösung der christlichen Gesellschaft. Eine endgültige Lösung dieser Fragen suchen, ist und wird immer ein fruchtloser Versuch bleiben. Darum gebe man ihn auf. Aber in allen schwierigen Fällen müssen Priester und Diplomaten so viel als möglich zusammenwirken. Uebrigens man nenne uns diese Konflikte! Nicht Einen Fall kennen wir wo die Missionäre sich nicht dem Ausspruche des französischen Gesandten in Peking sofort gefügt hätten. Findet er unser Verlangen gerecht und nicht unzeitgemäß, so unterstützt er es; im entgegengesetzten Falle versagt er seine Unterstützung oder verschiebt sie auf einen geeigneteren Zeitpunkt, und dabei bleibt es. Heute residiren in Peking die Vertreter der großen nicht katholischen Länder: die Gesandten Rußlands, Englands, der Vereinigten Staaten. Wir haben uns ihrer nur zu beloben; wir danken ihnen für die oft bewährten Sympathien; aber wir bedürfen, neben und bei ihnen, eines Fürsprechers, eines Vertheidigers der Interessen unseres Glaubens, eines Mannes dem die Verträge das Recht geben zu unsern Gunsten seine Stimme zu erheben, und diese Sendung kann, in Abwesenheit Oesterreichs, nur das officielle Frankreich erfüllen, das — in China wenigstens — wesentlich katholische Frankreich."

Wie ſteht es mit den inneren Zuſtänden des Reiches? Was geht bei Hofe vor, im Schooße des Tſungli-yamen, in den Köpfen, in den Herzen dieſer zahlloſen Literaten die auf die Geſchicke ihres Landes einen ſo großen Einfluß üben? Man begreift wie ſchwierig die Beantwortung dieſer Fragen iſt, ſelbſt für die in Peking lebenden Diplomaten. Nachſtehende Notizen wurden indeß aus guten Quellen geſchöpft.

Während die Mächte entſchloſſen ſind die erworbenen Stellungen zu behaupten, ihren Angehörigen die durch die Traktate gewährleiſteten Vortheile zu wahren, die kaiſerliche Regierung zur treuen Erfüllung der übernommenen Vertragspflicht zu verhalten, verfolgen die Chineſen nur Einen Zweck: ſie ſuchen ſich den übernommenen Obliegenheiten zu entziehen; ſie ſinnen insgeheim auf Vertreibung der Fremden und treffen hiezu die nöthigen Vorkehrungen. Dieſer Wunſch beſeelt jeden nichtchriſtlichen Chineſen; er iſt der Traum, die Lebensaufgabe der ſo einflußreichen Literaten und niedern Mandarine. Den Maſſen, die mit dem alltäglichen Elende, mit Nahrungsſorgen zu kämpfen haben, bleibt keine Zeit für Politik. Aber auch im Volke herrſcht entſchiedene Abneigung gegen die Ausländer. Die Literaten nähren dieſe Stimmung auf alle Weiſe, durch Ausſtreuung verleumderiſcher Gerüchte, durch Verbreitung zahlloſer Schmähſchriften, durch Weisſagungen bevorſtehender Ermordung und Plünderung der Fremdlinge.

Wie benimmt ſich nun die Regierung dieſen Beſtrebungen gegenüber?

Die regierende Dynaſtie erfährt das Loos aller derer die ihr vorangingen: ſie verkommt. Eine natürliche Wirkung der Allmacht mit der die Söhne des Himmels ausgeſtattet und der Abgeſchloſſenheit zu der ſie verurtheilt ſind. Der Gründer und ſeine erſten Nachfolger waren Männer von Bedeutung, Män-

ner der That; ſonſt hätten ſie ſich nicht zu ſolcher Höhe emporgeſchwungen; aber kaum am Gipfel angelangt, beginnen ſie herabzuſteigen. Raſch entnerven ſich, raſch verkommen die Geſchlechter der Despoten. Auf eine von allzu großer Sorgfalt umgebene Kindheit, auf eine vorzeitige Jugend, alsbald verderbt durch die gefällige Dienſtfertigkeit der Höflinge, alsbald und vor der Zeit abgeſtumpft, folgt ein bereits hinfälliges Mannesalter, das Alter, was es nicht ſein ſollte, der zweiten Kindheit, der moraliſchen und phyſiſchen Impotenz. Nun iſt aber die chineſiſche Regierung ihrem Weſen nach ein perſönliches Regiment. Der Wille des Kaiſers iſt der belebende Hauch der das Räderwerk der Verwaltung in Bewegung ſetzt. Fällt dieſer Wille hinweg, ſo bleibt die Maſchine ſtehen. China verträgt auf ſeinem Throne keine Müßiggänger. So erklärte man mir den Sturz der früheren, die gefährdete Lage der regierenden Dynaſtie.

Tung-chi, der jetzige Kaiſer, hatte noch keine Gelegenheit ſich zu zeigen. Man weiß nur daß er mit Ungeduld den Augenblick erwartet wo es ihm geſtattet ſein werde die läſtige Bevormundung der, etwas pedantiſchen, Kaiſerin Regentin abzuſchütteln; daß er, von ehrgeizigen Geſpielen umgeben, darnach lechzt die Zügel der Regierung zu ergreifen. Dieſe Jugendfreunde ſind eben ſo ungeduldig wie ihr Gebieter ſich ihren Theil an der Gewalt zu ſichern und hoffen dies zu erreichen indem ſie den Fremdenhaß auf ihre Fahne ſchreiben. Die einflußreichſten Perſonen der Kamarilla ſind die Kaiſerin Mutter und der „ſiebente“ Prinz, ein jüngerer Bruder des „ſechſten“ nämlich des Prinzen Kung. In dieſen Kreiſen ſucht man den Kaiſer glauben zu machen daß die erlittenen Niederlagen nur von der Unvollkommenheit der chineſiſchen Waffen herrührten; heute ſeien die kaiſerlichen Truppen trefflich bewaffnet und

eingeübt, daher vollkommen im Stande den Feind zu zermalmen. Ein Wort des Kaisers, und zahllose unwiderstehliche Heerschaaren würden zusammenströmen. Leider seien aber die Minister unfähige Feiglinge, oder vielmehr strafwürdige Verräther; sie seien die Urheber der demüthigenden Verträge, der Zulassung der Fremdlinge in die Häfen, kurz aller Uebel die in den letzten zwölf Jahren über China hereinbrachen.

Diese Höflinge stützen sich auf die Mutter des Monarchen, auf ein enges Bündniß mit den Literaten und niedern Mandarinen, auf das patriotische Gefühl der Nation. Die Glieder des Tsungli-yamen erfüllen sie mit Schrecken. In China hat der gefallene Staatsmann in der Regel das Leben verwirkt. Das Benehmen der Minister verräth ihre Rathlosigkeit. Statt den Kampf aufzunehmen, statt dem Kaiser die Falschheit der gegen sie geschleuderten Anklagen zu beweisen, die Haltlosigkeit der bei Hofe gehegten Hoffnungen, die Ohnmacht China's in einem erneuerten Kampfe mit einer oder mehreren europäischen Mächten darzuthun, gehen Kung, obgleich der mächtigste und einsichtsvollste chinesische Staatsmann, und die übrigen Minister in die ihnen gelegte Falle. Sie nehmen die Stellung der Angeklagten an, betheuern ihre Unschuld, bieten die Hand zu Maßregeln welche die Kriegspartei fordert. Hieher gehören die Abdankung der meisten europäischen Instruktoren und Kommandanten der chinesischen Staatsschiffe; die, von ihnen wenigstens geduldete, systematische Aufreizung der Truppen gegen die Fremden, die Rüstungen und der mit Eifer betriebene Bau von Kriegsschiffen und Festungen. Immer in der leeren Hoffnung die Gegner zu entwaffnen und der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, sucht das Ministerium den Vertragsbestimmungen eine möglichst enge Auslegung zu geben, sich den Reklamationeu der Gesandtschaften gegenüber schwierig zu zei-

gen und ſeinerſeits unzuläſſige Forderungen zu ſtellen. Mit dem Memorandum bezweckte es hauptſächlich eine vorübergehende Beſchwichtigung der fremdenfeindlichen Partei.

Die Tien-tſiner Mordthaten und die darüber in den europäiſchen Niederlaſſungen entſtandene Erbitterung erhöhen den Ernſt der Lage. Die Polemik der in den „Häfen" erſcheinenden engliſchen Zeitungen, ihre fortwährenden Schmähartikel gegen die chineſiſche Regierung ſind für die höheren Mandarine kein Geheimniß geblieben und werden von ihnen als ein Beweis gedeutet daß die engliſchen Kaufleute feſt entſchloſſen ſind einen Krieg hervorzurufen. Aus den zahlreichen Flugſchriften welche die engliſchen und amerikaniſchen Miſſionäre in chineſiſcher Sprache drucken laſſen ſchöpfen die Hofkamarilla, der Tſungli-yamen, die Literaten und Mandarine eine ziemlich richtige Kenntniß der europäiſchen Zuſtände; durch ſie erfuhren ſie die Niederlagen Frankreichs, den Aufſchwung der deutſchen Macht, die Verlegenheiten Englands gegenüber von Rußland.

Alſo, ein geheimes Ringen um die Gewalt in den höchſten Sphären, gefährliche aber begreifliche Schwankungen im Miniſterrath und im Lande, als Wirkung der gegen die Fremden gerichteten Umtriebe, eine dumpfe aber ſteigende Gährung. Vom Norden zum Süden, von den Geſtaden des Gelben Meeres bis Thibet wird Brennmaterial aufgehäuft. Die Anſtifter und ihre Werkzeuge entwickeln dabei die den Chineſen eigenthümliche Behendigkeit, Ausdauer und Geduld. Die Miniſter zittern für ihr Amt und zugleich für ihr Leben. Sie geben nach bis zu einem gewiſſen Grade, ſuchen aber doch ernſtlich und aufrichtig, weil dies in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe liegt, die Ruhe im Innern und den Frieden mit dem Auslande zu erhalten. In dieſem Sinne ſind ihre geheimen Inſtruktionen an die Gouverneure der Provinzen abgefaßt. Man

weiß im Tſungli-yamen daß, in der gegebenen Lage, ein Funke hinreichen könnte um den Brand zu entzünden.

So wurden mir die innern Zuſtände China's dargeſtellt. Wie haben ſich ſeine Beziehungen zum Auslande geſtaltet?

Alle großen und einige Mächte zweiten Ranges ſchloſſen, in den letzten eilf Jahren, Verträge mit China; aber Rußland und England allein haben in dieſem Reiche bleibende Intereſſen zu vertreten, bleibend inſoferne es nicht von dem Willen dieſer Regierungen abhängt ſie andern Rückſichten zu opfern. Eine ernſtere politiſche Niederlage Rußlands in Peking würde ſein Anſehen in Central-Aſien vernichten; eine Niederlage Englands ſeine indiſche Herrſchaft in Frage ſtellen.

Frankreich ſchützt die Miſſionäre und ſichert den einheimiſchen Chriſten, nach Maßgabe ſeiner Kräfte und innerhalb der Grenzen der Verträge, die freie Ausübung der katholiſchen Religion. Eine hohe, edle Aufgabe! Dieſe Macht hat ſie ſich aber ſelbſt geſtellt; ſie könnte ſie, was der Himmel verhüte, nöthigen Falles aufgeben ohne dadurch ihre Stellung als Großmacht in Europa einzubüßen. In Beziehung auf den Handel hat die franzöſiſche Regierung von China wenig zu verlangen. Alle für den Verbrauch der Fremden in den Vertragshäfen beſtimmten franzöſiſchen Artikel, mit Ausnahme der Seide, werden dort zollfrei eingeführt. Die Chineſen ſind bisher keine Konſumenten franzöſiſcher Erzeugniſſe.*)

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nähern ſich, gewiſſermaßen, durch die Vervielfältigung des Dampfverkehrs zwiſchen Kalifornien und China.**) Aber die Anzahl der in den Trade-Ports angeſiedelten amerikaniſchen Kaufleute iſt ſehr

*) In neueſter Zeit fangen ſie an franzöſiſche Parfumeriewaaren zu würdigen.

**) Im verfloſſenen Jahre hat er abgenommen.

gering, und einige derſelben arbeiten mit chineſiſchen Kapitalien. Die Dampfſchifffahrt und die ſich daran knüpfenden Intereſſen bilden alſo, bis jetzt, das einzige Band zwiſchen Nordamerika und dem Reiche der Mitte. Dies erklärt daß die Amerikaner mit Hinblick auf ihre Steamer vor Allem auf Entdeckung von Kohlenlagern ausgehen. In militäriſcher Beziehung iſt die Operationsbaſis der Vereinigten Staaten, die Arſenale im Atlantiſchen Meere, weiter entfernt als Portsmouth und Cherbourg. Uebrigens weiß man daß ihre Kriegsmarine in keinem Verhältniſſe ſteht zur Ausdehnung ihres Gebietes, und daß die öffentliche Meinung ferne Expeditionen verabſcheut.

Die bereits ſeit Langem bedeutende Schifffahrt Deutſchlands in den chineſiſchen Gewäſſern hat ſich in den letzten Jahren etwas vermindert. Während des franzöſiſch-deutſchen Krieges waren die unter norddeutſcher Flagge ſegelnden Schiffe in den chineſiſchen und japaniſchen Häfen durch franzöſiſche Kriegsſchiffe blokirt worden. Mittlerweile bedienten ſich die Chineſen der engliſchen und amerikaniſchen Küſtenfahrer, und es wird einige, gewiß nicht lange, Zeit brauchen bis ſich dieſe Gewohnheit verliert und die deutſche Flagge ihre frühere Bedeutung wieder gewinnt. Die im äußerſten Oriente angeſiedelten Kaufleute deutſcher Zunge verlangen daher von ihrer Regierung einen ausgiebigeren Schutz, die Vermehrung der Kriegsmarine und die Beſitzergreifung eines großen Ländergebietes, beſtimmt ein deutſches Auſtralien zu werden. Zuerſt dachten ſie an die Inſel Formoſa; keine glückliche Wahl wegen des tropiſchen ungeſunden Klimas; dann an Korea. Dies ſind die Wünſche und Hoffnungen der wenig zahlreichen aber thätigen und unternehmenden deutſchen Kolonie in den Vertragshäfen.

Oeſterreich hat bis jetzt keine Veranlaſſung Kriegsſchiffe nach dem äußerſten Orient zu entſenden. Kein politiſches, kein

ernſthaftes Handelsintereſſe ruft es nach jenen fernen Landen. Seine ſo blühende Induſtrie befriedigt die Bedürfniſſe der Monarchie und konkurrirt, in gewiſſen Zweigen, mit fremder Gewerbsthätigkeit auf europäiſchen und levantiniſchen Plätzen. Sie iſt dermalen weder im Stande noch genöthigt ihre Erzeugniſſe bei den Antipoden auszubieten. Indem die öſterreichiſche Regierung, wie die andern Großmächte, einen Vertrag mit China ſchloß, hat ſie ſich das Recht geſichert in aſiatiſchen Angelegenheiten, wenn je hiezu veranlaßt, mitzuſprechen; ſie hat in dem vornehmſten Hafen des chineſiſchen Reiches ein Konſulat errichtet und dem Konſul zum Behufe der Auswechſelung der Ratifikationen des Vertrages diplomatiſchen Rang verliehen. Dieſe vorübergehende Miſſion wird, hoffentlich, eingezogen werden. Außer den durch nichts gerechtfertigten Koſten, ſprechen politiſche Beweggründe dafür. Fragen, mit welchen die Monarchie nichts gemein hat, können in jenen fernen Gegenden zu Verwickelungen führen. Den andern mit ihr befreundeten chriſtlichen Mächten, in Anweſenheit ihres Vertreters, jede Mitwirkung verweigern, dürfte kaum angemeſſen ſcheinen; in großem Maßſtabe mitwirken zur Vertheidigung von ihr gänzlich fremden Intereſſen, widerſpräche den Anforderungen einer geſunden Politik; ſich darauf beſchränken, wie es die kleineren Vertragsmächte thun würden, ihre Flagge neben der belgiſchen, niederländiſchen und portugieſiſchen, im Gefolge der anglo-franzöſiſchen Flotten zu zeigen, wäre Oeſterreichs, als europäiſcher Großmacht, unwürdig. Die diplomatiſche Abweſenheit ſcheint daher geboten.

Rußland grenzt an das Reich der Mitte in einer Ausdehnung von mehreren tauſend Meilen. Jeder Schritt den es in Centralaſien vorwärts thut, nähert es China und vermehrt dort, mittelbar, das Anſehen ſeiner Macht. Seine erſten Be-

ziehungen die, aus religiösen Bedürfnissen entsprungen, keinen streng amtlichen Charakter trugen, reichen in die Zeiten Peters des Großen zurück. Russische Gefangene waren gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nach Peking gebracht worden und gründeten dort eine kleine Kolonie. Obgleich mit Chinesinnen vermählt, bewahrten und überlieferten sie ihren Kindern den christlichen Glauben. In Folge einer Uebereinkunft zwischen beiden Höfen durften sich griechische Priester als Seelsorger der russischen Gemeinde in Peking niederlassen. Diese „geistliche Mission" an deren Spitze ein Archimandrit steht erneuert sich alle zehn Jahre und besteht noch heute. Sie hat nie Propaganda gemacht und, bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, den Verkehr zwischen beiden Regierungen vermittelt. Die amtlichen Verbindungen China's mit England und Frankreich, die Frucht eines für China unheilvollen Krieges, begannen im Jahre 1860. Die Beziehungen zu Rußland umfassen beinahe zwei Jahrhunderte.

Die wenigen russischen Residenten sind in Tien-tsin und bei Hankow am Yang-tse-kiang angesiedelt und beschäftigen sich ausschließend mit dem Theehandel. Fast alle sind Sibirier, die meisten aus Kiachta, also an der chinesischen Grenze gebürtig. Sie lernen mit Leichtigkeit die chinesische Sprache; in ihren Adern fließt tartarisches Blut; sie sind Stammesverwandte der Mandju, der herrschenden Rasse in China. Man kennt sich also seit Langem und man versteht sich leicht. Deshalb unterscheidet das chinesische Volk zwischen „Russen" und „Fremden". Unter der letzten Bezeichung umfaßt es alle andern in den „Häfen" vertretenen Nationalitäten.

Der russische Gesandte nimmt seinen Landsleuten gegenüber die Stellung eines Familienvaters ein. Sie werden leicht bestimmt, in Zwistigkeiten unter einander, in Streitfällen mit Chinesen, seinem Rathe zu folgen. Begründeten Reklamationen

gewährt er Unterſtützung, aber er wählt ſeine Zeit, und, ohne bei ihnen auf Widerſtand zu ſtoßen, ohne Lärm und Aufſehen zu erregen, ſetzt er über die Intereſſen der Einzelnen das Wohl des Staates den er vertritt. Er wird nicht beirrt durch die ſich mit Ungeſtüm geltend machende öffentliche Meinung der Vertragshäfen, durch die in Shanghai und in jeder andern Faktorei erſcheinenden Zeitungen, durch die Interpellationen im engliſchen Parlament und die Artikel der Times. Aber da ſeine Schritte von Jedermann gekannt ſind, ſo fehlt es doch nicht an Kontrole. Nur beſitzt er die nöthige Freiheit ſein Auftreten zu regeln nach den Umſtänden, nach den Weiſungen ſeines Hofes, nach den Eingebungen ſeines Urtheils und ſeines Gewiſſens. Die Folge iſt eine minder ſchwierige Stellung als die der Vertreter der anderen Mächte, namentlich Englands, und freundliche faſt intime Beziehungen mit dem chineſiſchen Hof.

Das auf das Maß der Nothwendigkeit beſchränkte ruſſiſche Konſularkorps beſteht aus einem in Tien-tſin reſidirenden General-Konſul, aus einem Handelskonſul in Shanghai und einem andern in Hankow.

Der Chineſe iſt ſeiner Natur nach Skeptiker; er glaubt nur was er ſieht, und er ſieht Rußland; er ſieht es weil er es berührt an ſeinen Grenzen: in Nord-Oſt, im Norden, im Nord-Weſt; er greift es, ſo zu ſagen, mit Händen. Er glaubt alſo an Rußland. Er kann das Daſein Englands und Frankreichs nicht bezweifeln; die unangenehmen Erinnerungen die ſich an die erſte Bekanntſchaft mit ihnen knüpfen ſind zu friſch um bereits vergeſſen zu ſein. Von den übrigen Mächten hat er nur dunkle Begriffe, er kennt ſie nur von Hörenſagen. „Wo liegt Oeſterreich?“ fragte mich der Vice-König von Kanton, ein hochgebildeter Literat und einer der hervorragendſten Staatsmänner China's, „nördlich von Rußland oder ſüdlich? England

liegt westlich von Rußland.“ Man sieht, Rußland ist der Ausgangspunkt seiner Kenntnisse des Erdballes.

Dies sind die Vortheile deren diese Macht in China genießt. Sie gründen sich auf die geographische Lage, auf eine gewisse Blutsverwandtschaft und auf die Macht der Dinge, die Beschlüsse der Vorsehung welche der Staatsmann, soferne er nicht absichtlich die Augen schließt, als bestehend anerkennen muß, selbst wenn er nicht vermag sie zu ergründen. Rußland, bedarf es dieser Bemerkung? wird scharf überwacht. Von beiden Seiten des Stillen Weltmeeres sind die Blicke klar- und weitsehender Beobachter auf seine Bewegungen geheftet. Die Fortschritte welche es im Innern des Kontinents macht bringt es selbst zur allgemeinen Kenntniß. Die St. Petersburger Blätter, die Mittheilungen russischer Gelehrter geben, gelegentlich, Kunde von den Märschen und Erfolgen seiner in Central-Asien operirenden Truppen. Ich glaube nicht daß die russische Regierung daraus ein Geheimniß machen will. Die Nachrichten kommen spät an, denn die Entfernungen sind ungeheuer und die Verbindungsmittel langsam. Aber früher oder später erfährt man die Wahrheit. Man weiß daß sich Rußland, in Beziehung auf die sechs Monate des Jahres gefrornen Häfen des Amurgebietes, keiner Selbsttäuschung hingibt; daß es keine Entwürfe hegt welche die Seemächte beunruhigen könnten. Man weiß und man sieht daß auf dem Hochplateau welches Sibirien von Indien, China vom Aral und vom kaspischen Meere trennt, Rußland vordringt, stetig und unaufhaltsam, gerade wie einst die Engländer in Indien, und daß es hierin einer unabweislichen Nothwendigkeit gehorcht gerade wie jene, eine Sendung erfüllt die einem großen Theile der Menschheit nur zum Heile gereichen kann. Das Alles weiß man. Ich war überrascht in den Vereinigten Staaten, in Japan und besonders in China, unter den englischen

Reſidenten ſo vielen Männern von Urtheil und Erfahrung zu begegnen welche zwar Verwicklungen befürchten wenn ſich die ruſſiſchen Heere den indiſchen Grenzen allzu ſehr näherten, aber dieſe Macht mit voller Unbefangenheit beurtheilen.

In Peking beſchränkt ſich die Aufgabe der ruſſiſchen Diplomatie auf die Wahrung der eben angedeuteten Intereſſen. In Beziehung auf den Handel verlangt Rußland nichts von China; in politiſcher Hinſicht verlangt es, nachdem ſeine Grenzen mit dem chineſiſchen Reiche geregelt ſind, daß es ihm in Centralaſien keine Schwierigkeiten bereite.

Ganz verſchieden iſt die Stellung Englands. Unermeßliche Handelsintereſſen erheiſchen ſeinen Schutz. Sein jährlicher Handelsverkehr mit dem „himmliſchen" Reiche beträgt zweiundvierzig Millionen Pfund Sterling! Er würde noch viel größere Verhältniſſe annehmen wenn die Erzeugniſſe der engliſchen Induſtrie, welche heute nur durch die Vertragshäfen importirt werden können, auf allen Punkten des Reiches Eingang fänden, und wenn ſie nicht — gegen die Verträge, ſagen die Engländer, im Einklange mit ihnen, behaupten die Chineſen — im Innern des Reiches mit Durchgangszöllen belaſtet würden. Alſo: Eröffnung des ganzen Reiches für europäiſche Waaren, Zulaſſung der fremden Handelsflaggen in die Flüſſe, freier und direkter Verkehr zwiſchen den weſtlichen Provinzen Szechuen und Yünan mit Indien (über Iravaddy), Abſchaffung der innern Zolllinien oder Aufhebung des Tranſitozolles auf europäiſche Artikel, dies ſind die Errungenſchaften welche England anſtrebt. Ich ſage England: Mancheſter, Leeds, die großen Herde der vaterländiſchen Gewerbsthätigkeit, die ich hier ausdrücklich unterſcheide von den in Hongkong, Shanghai und in den andern offenen Häfen angeſiedelten Engländern. Die brittiſche Induſtrie verlangt alſo die Erſchließung des Reiches

und den freien Durchgang, und die Regierung der Königin könnte ſich, ſelbſt wenn ſie es wollte, dieſem Andringen nicht widerſetzen. Um den Zweck zu erreichen, gebraucht ſie alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel der Ueberredung; und ſie wird bei der bevorſtehenden Reviſion der Verträge ihre Anſtrengungen in dieſer Richtung verdoppeln; aber aus politiſchen und finanziellen Gründen, aus Gründen der Menſchlichkeit, um tauſend anderer Urſachen willen, weicht ſie zurück vor der Anwendung der Gewalt. Sie weiß übrigens daß wenn ihre kommerciellen Anſprüche zum Kriege mit China führten, eben wegen des ungeheuren Ueberwiegens der brittiſchen Intereſſen im Vergleiche zu den unendlich geringeren der anderen Vertragsmächte ſie auf die bewaffnete Mitwirkung keiner der letzteren zu zählen hätte.

Und hier ſei mir, im Vorbeigehen, eine Bemerkung geſtattet über eine in Peking und den „Häfen" vielbeſprochene Frage, über die Solidarität, das Zuſammengehen der Vertragsmächte in dem Falle daß die Beziehungen einer oder der andern derſelben zu China durch ernſte Verwickelungen getrübt würden. Dieſe ſo ſehr gewünſchte und gehoffte Solidarität bildet das große Argument welches man chineſiſcher Halsſtarrigkeit entgegenhält. Ihr ſteht, ſagt man den Großmandarinen, nicht nur England gegenüber, oder Rußland oder Frankreich oder den Vereinigten Staaten, ſondern uns allen. Auch Herr Hart gebraucht dies Drohmittel in ſeiner berühmten Denkſchrift die ich ſogleich beſprechen werde. Iſt es nöthig das Trügeriſche dieſes Gedankenganges nachzuweiſen? Kann irgend Jemand wirklich glauben und im Ernſte behaupten daß Mächte, die an der Handelsbewegung der offenen Häfen keinen oder nur ſehr geringen Antheil nehmen, für die aus dieſem Handelsverkehre entſpringenden Anforderungen Englands das Schwert ziehen;

daß England für die politiſchen Intereſſen Rußlands in Centralaſien oder für den ausgiebigeren Schutz der katholiſchen Miſſionäre durch Frankreich kämpfen, daß Rußland ſich mit China entzweien werde um das brittiſche Anſehen in Indien zu ſtützen? Und dennoch beſtehen dieſe Täuſchungen. So wahr iſt es daß der Menſch immer geneigt iſt zu glauben was er wünſcht. Gewiß, es gibt gemeinſame Intereſſen; und für die Wahrung dieſer Intereſſen wird es vielleicht gelingen eine Uebereinſtimmung zwiſchen den Anſichten der Kabinette und ein analoges Auftreten ihrer Vertreter in Peking zu erzielen.*) Nun iſt aber ſehr weit von einem ſolchen diplomatiſchen Schritte zu einer gemeinſamen militäriſchen Handlung welche der Krieg mit China wäre oder dazu führen müßte. Die Regierungen wiſſen dies vollkommen, und eben ſo gut weiß man es ohne Zweifel im Tſungli-yamen. Die Reſidenten in den Faktoreien aber geben ſich ſolchen Täuſchungen hin.

Ich habe an einem andern Orte die Handelsverhältniſſe beſprochen und hervorgehoben daß die Lage der europäiſchen Kaufleute in den Trade-Ports, obgleich noch immer befriedigend, dennoch nicht mehr ſo glänzend ſei wie ſie war. Man hat geſehen daß der Gewinn der Einzelnen ſinkt, während die

*) Der Leſer hat oben geſehen daß die franzöſiſche Regierung vorſchlug das chineſiſche Memorandum vom 9. Februar 1871 über die Miſſionäre mittelſt einer Kollektivnote zu beantworten und daß das engliſche Kabinet dieſen Antrag ablehnte. Nun handelte es ſich aber in dem gegebenen Falle um eine allen Mächten gemeinſame Angelegenheit, um Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen, denn die eigentliche Veranlaſſung zur Denkſchrift des Prinzen Kung hatte ja das Blutbad von Tien-tſin gegeben. Die Erlaſſung einer Kollektivnote war nur eine Demonſtration welche die Unterzeichner noch zu keiner gemeinſamen Handlung verpflichtete. Aber ſelbſt zu dieſer Demonſtration wollte und, wie ich glaube, konnte die engliſche Regierung ſich nicht entſchließen. Und man ſpricht von einem gemeinſamen Kriege der Mächte mit China!

Ausfuhr engliſcher Produkte zunimmt. Ich habe dieſe Erſcheinung erklärt. Sie erzeugte in den Settlements oder Konceſſionen zwar nicht eine allgemeine Unzufriedenheit, aber eine moraliſche Verſtimmung, eine gewiſſe Unruhe, eine Geneigtheit die engliſche Regierung und ihre vornehmſten Organe in China zu tadeln, eine ſteigende Erbitterung gegen das Tſungliyamen und gegen die Mandarine; im Allgemeinen endlich den, ſehr natürlichen, Wunſch die Dinge auf die Spitze zu treiben, eine Kriſis hervorzurufen und mit Hilfe dieſer Kriſis zurückzukehren zu den großen und raſchen Profiten der guten alten Zeit. Alſo zwei verſchiedene Strömungen wirken auf die Geſandtſchaft und die Konſulate Ihrer brittiſchen Majeſtät; die Strömung aus dem Vaterlande: ſtufenweiſe und friedliche Entwickelung der Handelsbeziehungen zum Vortheile Aller; und die Strömung aus den „Häfen": individuelle Forderungen, Auslegung der Verträge im Sinne der Anſprüche eines jeden Einzelnen, Drohungen, Repreſſalien, und, wenn es ſein muß, Kanonenſchüſſe. Der brittiſchen Regierung wird Weichheit vorgeworfen, ihrem Miniſter in Peking Wohldienerei, zu weit getriebene Nachgiebigkeit, offenkundige Sympathien für die Chineſen; den kaiſerlichen Behörden Doppelzüngigkeit und Inſolenz, daher ihre unmittelbare Züchtigung durch die Konſuln und Kommandanten der Kriegsſchiffe mit Nachdruck gefordert wird. Viele Beiſpiele, und viele gute Gründe laſſen ſich zu Gunſten der von den Faktoreien bevorworteten Methode vorbringen. In dieſer Weiſe, das heißt durch die direkte und eigenmächtige Dazwiſchenkunft der Konſularbehörde geſtützt auf die Flotte, hat Herr Medhurſt mit dem Vice-König von Nanking*) und der Konſul Gibſon mit den Mandarinen von For-

*) 1868.

moſa abgerechnet. Die Häfen klatſchten Beifall, aber aus London kam eine Mißbilligung. Nicht den Konſuln gebühre es, ſchrieb das Foreign Office, Repreſſalien zu üben, ebenſowenig als den Kapitänen der Kriegsſchiffe ihnen hiezu die Hand zu bieten. Klagen und Reklamationen ſeien durch die Geſandtſchaft in Peking an die kaiſerliche Centralregierung zu leiten. Der Konſul in Shanghai erhielt eine Rüge, der Konſul auf Formoſa ſeine Abſetzung, die Marineofficiere einen ſcharfen Verweis. Ein Schrei des Unwillens war die Antwort der Faktoreien. Von allen Seiten liefen Proteſtationen ein gegen dieſe „Preisgebung der brittiſchen Intereſſen". Eine vor Lord Granville erſcheinende Deputation der größten mit China handeltreibenden City-Häuſer beklagte ſich im Namen ihrer wuchtigen Kommittenten über die engliſche Politik im äußerſten Oſten, „eine Politik der Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit, wo im Gegentheile nöthig wäre auf der ſtrengen Beobachtung der Verträge zu beſtehen und für Akte der Willkür und für Beſchimpfungen ſofort gebührende Genugthuung zu verlangen." Die Sprache der Citymänner iſt charakteriſtiſch als getreuer Wiederhall der Stimmung ihrer Geſchäftsfreunde in den Faktoreien.

Die kaiſerliche Regierung und ihre höchſtgeſtellten Mandarine geben noch zu anderen Klagen Anlaß. Herr Hart hat ſie in ſeiner erwähnten Denkſchrift zuſammengefaßt. Chineſiſcher Sympathien beſchuldigt, genoß der General-Inſpektor der kaiſerlichen Zollämter in den europäiſchen Niederlaſſungen nur einer mäßigen Beliebtheit. Dieſen ihm zur Laſt gelegten Fehler, wenn es ein Fehler iſt, machte er gut indem er an den Stufen des Thrones Seiner chineſiſchen Majeſtät eine Bittſchrift niederlegte, in der That eine ſcharfe, bittere Anklage, das Aeußerſte was man an Aufrichtigkeit und, im Hinblick

auf den im Solde der von ihm gegeißelten Regierung ſtehenden Verfaſſer, an unerhörter Keckheit zu leiſten vermag. Aber der Tollkühnheit des Herrn Hart entſprach die Langmuth oder vornehme Indolenz des Prinzen Kung und ſeiner Kollegen. In Europa, ſelbſt in den freieſten Staaten, würde die Abſetzung des Verfaſſers der Einreichung einer ähnlichen Schrift auf dem Fuße gefolgt ſein. Im Reiche der Mitte gehen die Dinge anders vor ſich. Als Antwort auf die Schmähungen welche ihnen ihr Untergebener, vor den Augen China's und der übrigen Welt, in das Angeſicht ſchleudert, gehen die Miniſter des Kaiſers einfach zur Tagesordnung über. Herr Hart bleibt General-Inſpektor, und China China.

Vielleicht hat kein lebender Europäer in ähnlichem Maße Gelegenheit das Räderwerk der chineſiſchen Verwaltung, ihre Gebrechen und guten Seiten zu kennen, und ſchon deshalb verdient Hart's Denkſchrift Beachtung. Ich citire hier einige Stellen.

„In China", ſagt er ſich der landesüblichen Phraſeologie bedienend, „haben die Männer aus dem Weſten einen Abgrund von Schwäche gefunden. Was nützt ein gutes Geſetzbuch, wenn die Geſetze nur unvollkommen gehandhabt werden? Die Verwaltung, vortrefflich in der Theorie, iſt in der Praxis eine elende Maſchine geworden. Die Beamten üben ihr Amt während einer kurzen Friſt. Daher die geringe Anzahl der guten Agenten und die große der unehrlichen. . . .

„Die Kriegsſteuern ſind ungeheuer, aber mit dem Solde iſt die Regierung oft Monate lang, zuweilen während eines Jahres im Rückſtande. Auf dem Papier zählen die Soldaten nach Millionen; aber in Wirklichkeit iſt die Armee eine Sammlung von Krüppeln und unwiſſenden Dumpfköpfen die ſich in Friedenszeiten, ſtatt abgerichtet zu werden, als Kuli verdingen. Will man eine Schlacht liefern, ſo wird an Markttagen eine Razzia

gemacht; man greift die Leute auf und bewaffnet ſie mit Schaufeln die in Eile zu Lanzen und Säbeln umgeſtaltet werden. Die Uebungen der tartariſchen Truppen in Friedenszeit mit Bogen und Schleuder ſind ein leeres Schaugepränge. Dieſe Leute ſind Schwächlinge und zu nichts tauglich außer zum Abrichten der Vögel. Wenn die Rebellen ſich zeigen und es gelang einen Zuſammenſtoß mit ihnen zu vermeiden, ſo wird ſich ein Menſch mit ſeiner Familie umbringen um auf das kaiſerliche Mitleiden zu ſpekuliren. Wir nehmen an, die beiderſeitigen Truppen ſtehen ſich gegenüber. Wenn ſich die Rebellen zurückziehen, ſo rücken die Kaiſerlichen vor; wenn aber jene nicht ſogleich die Flucht ergreifen, ſo laufen dieſe davon. Natürlich ſtellt der General den Vorfall als einen Sieg dar; zum Beweiſe ſeiner Großthat und als Beleg für ſein Bulletin läßt er ein oder zwei friedliche Menſchen oder ein Paar Bauern mit unraſirtem Schädel umbringen, die er ſodann für „langhaarige" Rebellen ausgibt. In dieſer Weiſe erlangen die Officiere Anſpruch auf Belohnung ....

„Das Volk wird ausgeſaugt .... Alſo Geſetze die an ſich gut wären erzeugen unberechenbaren Schaden, ſo daß ſelbſt ruhige und gehorſame Unterthanen übel ausſchlagen und mit der Zeit ſchlechte Subjekte werden ... Die ganze Staats- und Militär-Verwaltung iſt Lüge. Diejenigen deren Aufgabe es iſt für Vollziehung der Geſetze zu ſorgen denken nur an ihren Vortheil, die Wächter des öffentlichen Säckels an den eigenen, und die an der Gewalt befindlichen Männer thun als hätten ſie keine Augen. Die Intereſſen des Volkes können aus ihren niederen Sphären nicht hoch genug ſteigen um die Aufmerkſamkeit der Hochgeſtellten zu erregen, und die von Oben erlaſſenen Befehle nicht tief genug ſinken um zur Kenntniß des Volkes zu gelangen. Wer alſo wollte für das künftige Benehmen des letztern

einſtehen? Wer wird verhindern können daß ſeine Verachtung für die regierenden Männer nicht eines Tages in offene Rebellion übergehe?"

Der Verfaſſer beſpricht auch die auswärtige Politik. Die Verträge haben, ſagt er, mit Rußland die Grenzfrage geregelt, mit Frankreich die Frage der Miſſionäre, mit den drei Mächten aber, insbeſondere mit England, die Handelsfragen. Was würde geſchehen wenn China ſeine Verbindlichkeiten mit Rußland nicht einhielte? Hierüber ſchweigt Herr Hart. Wenn China ſein Wort bricht in Bezug auf die Miſſionäre, werden, ſo meint er, ſämmtliche „katholiſche" Mächte für dieſe ihnen gemeinſame Angelegenheit kämpfen. Wenn die chineſiſche Regierung aber die den Handel betreffenden Vertragsbeſtimmungen verletzte, dann würde dies eine „allen"(!) Mächten gemeinſame Beleidigung ſein ...

Kurz gefaßt, ſtellt ſich die Lage Englands in China folgendermaßen dar. Die koloſſale Betheiligung des brittiſchen Gewerbfleißes und des brittiſchen Handels an dem Verkehr mit den chineſiſchen Märkten, die begründete Hoffnung einer noch weiteren Entwickelung würden es der engliſchen Regierung, ſelbſt wenn ſie wollte, unmöglich machen die im äußerſten Oſten genommenen Stellungen aufzugeben. Aber wenn es unmöglich iſt ſie zu verlaſſen, ſo ſcheint es ſchwierig den Status quo aufrecht zu erhalten. Der Leſer weiß warum. Auf der einen Seite ſtehen die Reſidenten; ſie betrachten ihre Lage als gefährdet, ſind ſtets geneigt ihre perſönlichen Intereſſen mit dem öffentlichen Wohle Englands zu verwechſeln, führen eine herausfordernde Sprache, ſuchen wo ſie können Händel mit der chineſiſchen Regierung und verlangen von dem Mutterlande eine „feſte energiſche" Politik, mit andern Worten, ſie drängen zum Krieg. Auf der andren Seite ſehen wir die Regierung der Königin, den Eingebungen der Staatsklugheit folgend, Anforderungen ab-

weiſen auf welche ſie weder eingehen kann noch will. Daher entzog ſie, um unerwartete und in ihren Folgen unberechenbare Verwickelungen zu vermeiden, ihren Konſuln und Kommandanten der Flotte die Befugniß auf eigene Verantwortung den Lokal-Behörden gegenüber Repreſſalien zu üben. Aber gibt ſie ſich nicht gefährlichen Täuſchungen hin, wenn ſie darauf beſteht daß alle Reklamationen im diplomatiſchen Wege an die kaiſerliche Centralregierung zu leiten ſeien? Liegt dieſer Anordnung, ſo hörte ich in Shanghai, in Tien-tſin, in Kanton fragen, nicht eine gänzliche Verkennung der chineſiſchen Zuſtände zu Grunde? Im Reiche der Mitte iſt Alles anders als bei uns: Gedankengang, Glaube, Geſetze, Traditionen, Gebräuche, ja ſelbſt die Begriffe von Ehre und Recht. Der Regelung des Verkehrs zwiſchen Chineſen und Ausländern fehlt die Grundlage gemeinſamer völkerrechtlicher Principien. Der ganze Organismus des Reiches bildet mit unſern Verwaltungsnormen einen unverſöhnbaren Gegenſatz, oder vielmehr es gibt in China keinen Organismus. Wenn die europäiſchen Staaten dem menſchlichen Körper gleichen, deſſen einzelnen Gliedern geſonderte Verrichtungen obliegen, deſſen Blut nach gewiſſen Geſetzen umläuft, deſſen Muskeln dem Willen gehorchen, ſo iſt China ein rieſiger Polyp oder vielmehr eine Anhäufung verſchiedener Stoffe die nichts gemein haben als den Urſprung der Raſſe, den Haß gegen Fremde, Stolz und Einbildung, dieſe beiden Gegner jedweder Verbeſſerung, die Kraft der Trägheit, die Waffen der Liſt und des Verraths. Wie, um nur Ein Beiſpiel zu geben, kann man von der Centralregierung in Peking die Aufhebung der Durchgangszölle erlangen, da dies die Auflaſſung der innern um jede Provinz gezogenen Zolllinie vorausſetzte, und der Ertrag dieſer Zwiſchenzölle es den Statthaltern allein möglich macht die Verwaltungsmaſchine im Gange zu erhalten und den jährlichen Tribut nach Peking

abzuführen; da endlich dieſer Tribut ja das einzige Band iſt zwiſchen dem Herzen des Polypen und ſeinen übrigen unförmlichen Gliedmaßen?

Wie läßt man ſich beikommen die Ausarbeitung und Annahme eines völkerrechtlichen Geſetzbuches anzuempfehlen? Ueberſieht man denn, ſo nöthig dieſer Kodex wäre zu dem Zuſammenleben von Einheimiſchen und Ausländern, daß die Rechtsbegriffe in China mit den unſrigen nichts gemein haben? Wozu alſo ſich der thörichten Hoffnung hingeben daß es je gelingen werde einen auch nur einigermaßen erträglichen Modus vivendi zu finden? Warum nicht lieber verzichten auf unfruchtbare Verſuche deren jeder nichts Anderes iſt als ein neuer ſchlagender Beweis unſerer Ohnmacht? Warum nicht lieber die Lage mannhaft ins Auge faſſen? Warum nicht das Dilemma in dem wir uns befinden aufrichtig uns und Andern eingeſtehen? Nur zwiſchen zwei Wegen bleibt uns die Wahl: entweder China zu verlaſſen oder von ihm ganz oder theilweiſe Beſitz zu ergreifen — die andern Mächte können in letzterem Falle ihrerſeits ebenſo handeln — und das Land zu regieren nach den Anſichten und Geſetzen civiliſirter Staaten! In den Trade-Ports iſt dies der herrſchende Gedanke. Und in der That, vom Geſichtspunkte der abſtrakten Logik, zeigt er die einzig mögliche radikale Löſung. Nur verträgt die Politik nicht immer radikale logiſche Löſungen, und die engliſche Regierung iſt zu weiſe um auf ſolche Vorſchläge einzugehen.

Im Leben der Nationen wie im Leben der Individuen gibt es Lagen wo es gilt zu warten, Zeit zu gewinnen, ſich zufrieden zu geben wenn es gelang für die Bedürfniſſe des Tages zu ſorgen, was die Vorbereitung für kommende Ereigniſſe und endgültige Entſcheidungen ja nicht ausſchließt. In einer ſolchen Lage befinden ſich die fremden Regierungen China gegenüber. Unter den gegebenen Umſtänden wird man, glaube ich, wohl

daran thun auf die Hoffnung zu verzichten daß es gelingen könne die täglich auftauchenden Streitfragen nach allgemeinen Grundsätzen zu schlichten. Jeder einzelne Fall wird abgesondert zu behandeln und zu erledigen sein, für sich allein, innerhalb der Grenzen des Möglichen, nach Maßgabe der Verhältnisse und der Menschen mit denen man zu thun hat. Wenn die Centralregierung unvermögend ist ihren fernen Satrapen die strenge Erfüllung der Vertragspflichten aufzuerlegen, so werden natürlich die fremden Regierungen genöthigt sein dem betreffenden Statthalter die Augen zu öffnen und, wenn er bösen Willen verräth, seine Züchtigung zu übernehmen. Nur wird ein ähnliches Eingreifen gerechtfertigt sein müssen durch eine gebieterische Nothwendigkeit, und die Entscheidung über die Frage ob eine solche Nothwendigkeit vorhanden sei sollte nur den Gesandten in Peking zustehen und niemals den Konsuln in den Vertragshäfen. Nicht als ob ich die Einsicht und sonstige Befähigung der verdienten und ehrenwerthen Männer bezweifelte deren Aufgabe es ist den Handel und die Interessen ihrer Landsleute, zuweilen deren Eigenthum und Leben zu schützen. Aber jeder von uns hat den Gesichtskreis seiner Stellung, und jener der Konsuln ist nothwendiger Weise beschränkter als der des Gesandten in Peking. Er allein ist im Stande, in jedem gegebenen Falle, die verschiedenen Elemente zu prüfen, zu erwägen ob Zwangsmaßregeln wirklich unvermeidlich seien, ob die politische Lage China's, ob die Lage Europa's sie vertrage, und nach erfolgter Erwägung zu entscheiden in welchem Maße, zu welchem Zeitpunkte und bis zu welchem Grade dies äußerste Mittel zu ergreifen sei. Allerdings hat die Berichterstattung nach der fernen schwer zugänglichen Hauptstadt des chinesischen Reiches ihre Unzukömmlichkeiten, aber weit ernstere böte das Vorgehen der Konsuln auf eigne Verantwortung; es setzte England der

Gefahr aus ſich plötzlich und ſo zu ſagen ohne ſein Wiſſen in einen neuen chineſiſchen Krieg verwickelt zu ſehen. Wahrſcheinlich unter der Einwirkung eines ähnlichen Gedankenganges, und nicht in der irrigen Vorausſetzung daß China wie europäiſche Staaten zu behandeln ſei, entzog Lord Clarendon den Konſuln das Recht Zwangsmaßregeln zu veranlaſſen und betraute hiemit ausſchließlich den Vertreter der Königin in Peking. Wenn dem ſo iſt, ſo wird kein unbefangener Beurtheiler dieſer weiſen Maßregel ſeinen Beifall verſagen.

Ein letztes Wort über die Anſtrengungen welche gemacht werden um in China die Wohlthaten der Civiliſation zu verbreiten. Ein löbliches ja edles Gefühl liegt ihnen zu Grunde, und wenn europäiſche oder amerikaniſche Reiſende das Bedürfniß fühlen auf eigne Gefahr den Chineſen das Evangelium der nützlichen Kenntniſſe, der Eiſenbahnen und Telegraphen zu verkündigen, ſo wird Niemand dagegen eine Einwendung erheben. Aber die Aufgabe der Diplomaten und Konſuln iſt dies in keinem Falle. Was Herr Low, von den Miſſionären und einheimiſchen Chriſten ſprechend, vorbrachte läßt ſich, ſcheint mir, auch auf die Propaganda der Civiliſation anwenden. Dies Unternehmen liegt, um uns der bedeutungsvollen Worte des amerikaniſchen Geſanden zu bedienen, außerhalb des Wirkungskreiſes der Diplomatie. Diplomaten und Konſuln haben die Aufgabe die Intereſſen ihres Staates zu wahren; ſie ſind nicht berufen ſich in die Angelegenheiten derer zu miſchen bei denen ſie beglaubigt ſind. Ihre weiſeſten Rathſchläge würden, weil man ſie nicht für uneigennützig hielte, natürlichem Mißtrauen begegnen. Ich habe immer geſehen daß Botſchafter welche ein zu lebhaftes Intereſſe für das Wohl des Landes empfanden in dem ſie reſidirten übel endeten, und, was das Schlimmſte, daß das Intereſſe ihres eignen Landes darunter zu leiden hatte.

Uebrigens ſind die Chineſen nicht ſo blödſinnig als man meint. Wenn ſie von Eiſenbahnen und Telegraphen nichts wiſſen wollen, ſo will das nicht ſagen daß ſie die Vortheile von Einrichtungen verkennen durch welche Zeit und Raum beſiegt werden. Vielleicht liegt der Grund ihrer Abneigung in ihrer Abſicht den Verkehr mit Europa nicht zu vervielfältigen und zu beſchleunigen, ſondern im Gegentheile zu erſchweren und womöglich zu vernichten. Den Beweis, wie wohl ſie die Errungenſchaften der Civiliſation zu würdigen wiſſen ſofern ſie daraus Vortheil zu ziehen hoffen, liefern die Thätigkeit in ihren nach europäiſchem Muſter eingerichteten Arſenalen, die auf ihren Schiffswerften erbauten Kriegsſchiffe, die Vervollkommnung ihrer Waffen, die in europäiſchem Styl, allerdings auf den Rath ihrer Sterndeuter, errichteten Feſtungswerke, aber errichtet nicht im Innern gegen Rebellen, nicht an der ruſſiſchen Nordgrenze, ſondern an der Barre von Taku und in den offenen Häfen, mit gegen die Faktoreien gerichteten Batterien.

Um die Chineſen zu unſrer Civiliſation zu bekehren, müßte man mehr auf ihr Herz zu wirken wiſſen als auf ihren Geiſt der offner und empfänglicher iſt als allgemein geglaubt wird. Den Willen müßte man umzukehren im Stande ſein.

Die Chineſen ſind nicht, wie die Japaner, gute Kinder regiert von enfants terribles; ſie ſind ernſte Männer, befähigt unſere Civiliſation anzunehmen wenn ſie uns verſtehen werden, und verſtehen werden ſie uns am Tage wo ſie wollen.

Ei, mein liebes Tagebuch, wie viel hätte ich noch auf deine Blätter zu ſchreiben! Aber du würdeſt allzu dickleibig. Seien wir beſcheiden; ſündigen wir nicht auf die Geduld unſerer Leſer. Wird man nicht ſchon ſagen: Wie wagt der Touriſt

über ſo viele Fragen zu ſprechen die es ihm an Zeit gebrach zu ergründen? Aber hierauf antworte ich: Der äußerſte Orient iſt beinahe noch eine Terra incognita. Den Meiſtern der Wiſſenſchaft der Ruhm der großen Entdeckungen; dem einfachen Handlanger das kleine Verdienſt mitzuhelfen bei dem großen Werke, nach Maßgabe ſeiner Kräfte.

Glücklich wer bei ſchönem Wetter an Bord des „Tigers" reiſt, unter dem Commando des Kapitän Boilève, und mit ſo angenehmen Gefährten als mir der Zufall beſchied Sechs Wochen Villeggiatura! Die Einförmigkeit der Seereiſe unterbrochen durch leuchtende Bilder eingerahmt in den rauſchenden Ocean: Saigun, Singapore, das wundervolle Ceylon, die Felſen von Sokotora, Aden; dann weiter oder vielmehr näher dem geliebten Vaterlande die Landenge von Suez, der beſchneite Ida, der Etna, Korſika, die italieniſche Küſte.

(13. Januar 1872.) Wir liegen vor Marſeille. Das Zwielicht übergießt uns mit ſeinen fahlen Lichtern. Noch entzieht ſich, hinter einem weißen Vorhange, das Land unſern Blicken; aber verworrene Töne gelangen an unſer Ohr, wie man im Theater zuweilen das Geräuſch auf der Bühne vernimmt, bevor die Kortine aufrollt. Jetzt tritt die Sonne hervor, eine blaſſe Winterſonne. Ihre erſten Strahlen verſcheuchen die Nebel, und in einem Riſſe des Schleiers erſcheint auf ſeiner Felſenſpitze das Gnadenkirchlein von Notre Dame de la Garde.

Ende.

Leipzig,
Druck von Hundertstund & Prick.

Digitized by Google

Leipzig,
Druck von Hundertstund & Price.

Digitized by Google

Leipzig,
Druck von Hundertstund & Price.

Digitized by Google

Leipzig,
Druck von Hundertstund & Price.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DISCARD